# Die Grenzboten

Die

# Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

50. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1891

# Inhaltsverzeichnis

## Jahrgang 1891. Zweites Vierteljahr

## Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

Grenzboten 14

# Unsre Verhandlungen mit Österreich

Alter Kurs — neuer Kurs! Wie weit decken sie sich inhaltlich, und von welchem Zeitpunkt an gehen sie auseinander? Besteht ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen beiden, oder ist es nur ein Unterschied der Personen und der äußern Verhältnisse, der einen nicht wegzuleugnenden Unterschied zwischen dem Früher und dem Heute hervorgerufen hat? Es wird gut sein, die Frage scharf zu stellen, denn nur dann ist Aussicht auf eine befriedigende Antwort.

Uns scheint der richtige Ausgangspunkt für jede Betrachtung die feierliche Erklärung Kaiser Wilhelms zu sein: Der Kurs bleibt der alte! Daraus ergiebt sich sofort ein Schluß von entscheidender Tragweite. Die Absicht einer Änderung des Kurses hat nicht vorgelegen und liegt nicht vor. Wenn thatsächlich das Staatsschiff heute in andern Gewässern fahren sollte, als vor Jahresfrist, so kann nicht der Wille des Steuermanns, sondern nur Strömung und Wind den Anlaß gegeben haben. Auch ein geschickter Fährmann kann zuweilen genötigt sein, den Elementen nachzugeben und sein ursprüngliches Ziel auf Umwegen zu erreichen, die dem, der die Absicht nicht kennt, als eine Abweichung vom alten Kurs erscheinen. Was war der alte Kurs? Was wollte und was erreichte die Politik des Fürsten Bismarck? Sein nächstes und höchstes Ziel, das unter allen Umständen eingehalten wurde, war die Erhaltung der Errungenschaften von 1870: die deutsche Einheit und die Machtstellung des Reiches. Das zweite Ziel, wenn wir von den Fragen der innern Politik absehen, war die Erhaltung des Friedens, wo möglich durch eine Versöhnung, wie er sie thatsächlich zwischen Österreich und Deutschland herbeigeführt hat, wenn nicht anders, durch den Zwang einer überlegenen Machtstellung. Die großen Bündnisse, durch die er das übrige Europa um Deutschland ver-

einigte, konnten um so mehr diesem Zwecke dienen, als es im eigensten Interesse der Verbündeten Deutschlands lag, einen zweiten französischen Krieg zu verhindern; denn der Friede Deutschlands bedeutete den Frieden der Welt. Als dann Rußland sich allmählich dem Dreikaiserbunde entfremdete, und die Begehrlichkeit des Panslawismus der französischen Revanchelust die Hände reichte, trat jenes zweite Bündnis ins Leben, das seinen treffenden Namen: Friedensliga zum Heile Europas bewährt hat. Schien trotzdem zu Anfang des Jahres 1887 der Krieg nach zwei Seiten unvermeidlich, und hat nur eine neue militärische Kraftanstrengung des deutschen Reiches ihn verhindert, so wurde doch dadurch der Gedanke der mitteleuropäischen Friedensliga nur insofern berührt, als man sich genötigt sah, der stärkern Rüstung und der schlecht verhehlten Aktionslust von Ost und West durch verstärkte militärische Gegenmaßregeln zu antworten.

So lagen die Dinge noch im März des vorigen Jahres, und sie sind in ihren politischen Voraussetzungen auch heute nicht anders geworden. Wohl aber ist ein wirtschaftlicher Gesichtspunkt von allergrößter Tragweite neu hinzugekommen. Der sittliche Gedanke, der dem Staatsleben seine ideelle Kraft giebt, liegt darin, daß, wenn er seine Aufgabe richtig erkennt, nicht die vorübergehenden Interessen des Augenblicks sein Handeln bestimmen, sondern die bewußte und verantwortliche Fürsorge für das Geschlecht der Zukunft. Nun hat das letzte Jahr eine bereits geahnte Entwicklung auf die erste Stufe ihrer Vollendung gebracht, die für Europa eine ungeheure wirtschaftliche Gefahr bedeutet. Die durch den Staatssekretär der Vereinigten Staaten, Mr. Blaine, ins Leben gerufene panamerikanische Idee geht ihrer Verwirklichung entgegen. Die neue Welt, bisher der ungemessene Absatzmarkt Europas, hat sich durch die Mac-Kinley-Bill mit einem Gürtel fast unübersteiglicher Zollschranken umgeben und durch die mit den mittel- und südamerikanischen Staaten abgeschlossenen Gegenseitigkeitsverträge den Anfang gemacht, uns auch den südamerikanischen Markt zu entziehen. Gleichzeitig damit hat auf russischem Boden eine nicht minder feindselige Zollpolitik, gegen die sich ein jahrelang geführter Getreidezollkrieg ohnmächtig erwies, eine chinesische Mauer an unsrer Ostgrenze errichtet. Es ist, als wollten diese beiden Konkurrenten Mitteleuropa gewissermaßen aushungern.

Welches ist nun die Politik unsrer Regierung dieser doppelten Feindseligkeit, der kriegerischen Frankreichs und Rußlands und der wirtschaftlichen Rußlands und Amerikas gegenüber gewesen? Politisch ist als Bundesgenosse, wenn auch nicht in den Formen eines Vertrages, der dem gleich wäre, welcher uns mit Österreich-Ungarn und Italien verbindet, England getreten, dessen mächtige Flotte Italien in seiner Stellung im Mittelmeere schützt und sehr wesentlich entlastet. Wir haben uns zu diesem Zweck zu nicht unwesentlichen Zugeständnissen auf afrikanischem Boden verstanden, und es mag hier unerörtert bleiben,

ob die schlauen Rechner an der Themse dabei ein zu gutes Geschäft gemacht haben. Die Thatsache an sich, daß England zur Friedensliga steht, sollte nicht unterschätzt werden, wenn auch der Wert dieser Freundschaft erst zu erproben sein wird. Die geschichtliche Erfahrung hat vor Überschätzung Englands als Bundesgenossen ihre sehr sprechenden Warnungen zu verzeichnen.

Der wirtschaftlichen Gefahr gegenüber war ein Doppeltes möglich: entweder man verständigte sich mit den Rivalen und erzielte im besten Falle zeitweilige Ermäßigungen der Schranken, oder aber man suchte sich wirtschaftlich unabhängig zu machen. Die erstere Möglichkeit hat sich nur in sehr beschränktem Maße in Wirklichkeit umsetzen lassen. Über die Feindseligkeit Amerikas und Rußlands in allen wirtschaftlichen Fragen kann sich kein klardenkender Politiker täuschen. Höchstens in Rußland wäre eine Wandlung in der Zukunft nicht undenkbar. Amerika gegenüber wird die Lage unsrer Industrie von Jahr zu Jahr schlimmer. Die neue Welt arbeitet darauf hin, eine Welt für sich zu werden. So bleibt nur das zweite: ein Zusammenschluß der bisher wirtschaftlich getrennten Staaten Mitteleuropas, und es hat gescheite und patriotische Franzosen gegeben, die der Meinung waren, daß jenen reellen wirtschaftlichen Interessen gegenüber der französisch-deutsche Gegensatz zu schwinden habe. Aber das deutsch-französische Bündnis des Grafen Lavisse scheint ein Traum bleiben zu sollen, und die jüngsten Pariser Ereignisse haben aufs neue bewiesen, daß bei der unberechenbaren Leidenschaftlichkeit des französischen Volkes und der politischen Charakterlosigkeit seiner Intelligenz für eine absehbare Zukunft eine Verständigung mit Frankreich nicht zu finden ist. Unsre Regierung hat daher auch die nächste und natürlichste Lösung des Problems in Angriff genommen. Wir sind bestrebt, durch ein Abkommen mit Österreich-Ungarn unsrer Industrie den Markt zu schaffen, dessen sie bedarf, um die Einbuße in Rußland und Amerika verwinden zu können, während anderseits den weiten Ackerfeldern der österreichisch-ungarischen Monarchie der Getreidemarkt geboten wird, den bisher Rußland bei uns gefunden hat. In beiden Ländern, in der habsburgischen Monarchie wie bei uns, können, wenn der Ausgleich zu stande kommt, augenblickliche Schädigungen des einen oder des andern Interessenkreises nicht vermieden werden, und es ist deshalb höchst verständlich, wenn hier wie dort Stimmen laut werden, die zum Teil leidenschaftlich ihrem gegensätzlichen Standpunkt Ausdruck geben. Pflegt doch jederzeit die Stimme der Zufriedenen weniger laut zu tönen, als die der Unzufriedenen. In unserm Nachbarstaate spitzt sich außerdem der Gegensatz zwischen Industrie und Landwirtschaft zu dem andern Gegensatze zwischen der österreichischen und der ungarischen Reichshälfte zu. Bei uns ist es, abgesehen von andern Elementen, auch der Gegensatz der Parteien, der sich geltend macht, und die Lage ist dadurch noch besonders schwierig geworden, daß in der Person Windthorsts der Parlamentarier geschwunden ist, dem die

Entwicklung der letzten Jahre die Entscheidung in die Hände gespielt hatte. In der Hauptsache läßt sich die augenblickliche Lage dahin feststellen, daß die Entscheidung bei uns von der Haltung unsers Großgrundbesitzes, also der Konservativen, abhängen wird. Es herrscht die Befürchtung, daß die ohnehin schwierige Lage unsrer Landwirte durch einen Zufluß billigen Getreides aus Ungarn noch wesentlich erschwert werden könnte. Das Interesse der Partei erheischt eine möglichst geringe Erniedrigung der Getreidezölle.

Wohin die Entwicklung führen wird, können wir zwar im Augenblicke nicht absehen; wirtschaftliche Opfer zu bringen, um in Zukunft Vorteile zu erringen, die sich noch nicht aufzählen oder abwägen lassen, das mag schwer genug fallen. Doch scheint uns, daß die von unsrer Industrie gehofften Vorteile mittelbar auch der Landwirtschaft zu gute kommen müssen, schon weil sie fast überall selbst mit der Industrie verbunden wird. Wer Zucker produzirt oder Branntwein brennt, steht bereits mit beiden Füßen auf dem Interessenboden der Industriellen. Das ist aber für uns nur ein Gesichtspunkt zweiter Ordnung. Das Wesentliche liegt in der Unmöglichkeit, auf die Dauer die Lage zu ertragen, die uns Amerika und Rußland wirtschaftlich geschaffen haben, sowie in der weitern Notwendigkeit, unser politisches Bündnis mit Österreich durch die ehernen Bande gleicher materieller Interessen dauernd zu befestigen. Das wirtschaftlich-politische Bündnis mit Österreich ist aber nur die Vorstufe zu weitern Verträgen verwandter Natur, und das lockende Ziel ist: ein wirtschaftlich geeinigtes Mitteleuropa, das, auf seine Kolonien gestützt, unabhängig bleibt von der Feindseligkeit im Osten und von dem wirtschaftlichen Egoismus jenseits des Meeres.

## Windthorst

In Ludwig Windthorst ist ein Mann aus der Welt geschieden, der auf die Geschicke Deutschlands einen tiefgreifenden Einfluß geübt hat. Bewunderung verdient er, weil er diesen Einfluß nur durch seine geistigen Eigenschaften errungen und weil er sich diese Eigenschaften bis in ein hohes Alter bewahrt hat. Bei seinem Tode sind viele Blätter seines Ruhmes voll gewesen, nicht allein Blätter derjenigen Partei, deren Interessen er vertrat, sondern auch Blätter ganz andrer Richtung. Aber die Geschichte ist eine strenge Wissenschaft. Sie

wird nicht nach den bei dem Tode zu Tage getretenen augenblicklichen Eingebungen ihr Urteil fällen, sondern eine breitere Grundlage dafür suchen. In diesem Sinne auch unserseits ein Scherflein zur geschichtlichen Würdigung des Mannes beizutragen, ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Windthorst war in seiner hannoverschen Heimat von Haus aus Advokat. Im Jahre 1848 ging er in den höhern Staatsdienst über und wurde während der fünfziger und sechziger Jahre zweimal hannoverscher Justizminister. Die Katastrophe von 1866 traf ihn als Kronoberanwalt in Celle. Sein Nachfolger im Ministerium, Leonhardt, obwohl auch er seinem Könige zum Kriege mit Preußen geraten hatte, hatte schnell mit Preußen seinen Frieden gemacht, war bereits am 4. Dezember 1867 preußischer Justizminister und nahm als solcher auch keinen Anstand, schon am 2. März 1868 die Verordnung über Beschlagnahme des Vermögens seines frühern Königs mit zu unterzeichnen. Ob Windthorst jemals den Wunsch gehegt hat, in den preußischen Staatsdienst einzutreten, wissen wir nicht, glauben es aber kaum. Statt dessen widmete er sich vom Jahre 1867 an der parlamentarischen Thätigkeit in Reichs- und Landtage und blieb dieser treu bis zu seinem Tode.

Durch das ganze parlamentarische Leben Windthorsts zieht sich nun ein gewisser Grundzug hindurch. Das ist der Haß gegen Preußen und gegen das von Preußen geschaffene deutsche Reich. Welche innern Beweggründe ihn hierzu getrieben haben mögen, darüber urteilen wir nicht. Wir halten uns nur an die äußern Thatsachen. Diese sprechen, wenn man sie in ihrer Gesamtheit überblickt, eine so deutliche Sprache, daß kein Unbefangener sie verkennen kann.

Dem Reiche gegenüber äußert sich jener Grundzug in dem fortgesetzten Streben, jede Entwicklung des Reiches zu hemmen. Preußen gegenüber aber war Windthorst bemüht, alle Mängel des preußischen Staatslebens aufzudecken und der preußischen Regierung möglichste Schwierigkeiten zu bereiten. Dabei war Windthorst durchaus nicht immer im Unrechte. Daß das preußische Staatsleben mit seinen bureaukratischen Einrichtungen vielfache Schwächen darbietet, ist ja unleugbar. Mit seltnem Scharfblick wußte nun Windthorst überall diese Schwächen aufzufinden und sie mit schlagenden Worten ans Licht zu ziehen. Dadurch gewann er einen gewissen liberalen Schein. Dann aber trat er auch wieder, seiner eigentlichen Natur entsprechend, für die reaktionärsten Dinge in die Schranken. Natürlich erwarb er sich damit je den Dank derjenigen Partei, die mit ihm sachlich übereinstimmte; und noch dankbarer war ihm diese, wenn er bei der Abstimmung ihr den Heerhaufen seiner Fraktion zuführte. So reichte er bald dieser bald jener Partei die Freundeshand und war nicht selten der ausschlaggebende Mann.

An den sachlichen Arbeiten von Reichstag und Landtag beteiligte sich Windthorst so gut wie gar nicht. Überall spitzten sich seine Reden politisch

zu. Ob er überhaupt auf sachlichem Gebiete schöpferische Gedanken gehabt habe, ist höchst zweifelhaft. Jedenfalls war es ihm nicht der Mühe wert, an die öffentlichen Dinge ernste Arbeit zu wenden. Seine Stärke bestand nur in der Kritik und in der Kunst des Plädirens. Unter Umständen traf er dabei den Nagel auf den Kopf. Aber er verstand auch mit einer Dialektik ohne Gleichen zu übertreiben und zu entstellen, zu schmeicheln und zu verlocken, zu verdächtigen und Furcht einzuflößen. Er verstand ein Gift in seine Worte zu legen, daß schwer dagegen aufzukommen war. Dabei fesselte er aber wieder die Menge seiner Zuhörer durch die Einfachheit und Natürlichkeit seines Ausdruckes, durch die Witze und Scherze, die er stets in seine Reden einflocht, und durch die Schlagfertigkeit, mit der er eingeworfene Zwischenrufe beantwortete. Und selbst die, die vielleicht über die Absicht seiner Rede tief empört waren, mußten doch die Kunst bewundern, die es ermöglichte, so falsche Dinge in so einleuchtender Weise darzustellen.

Es kann uns aber nicht genügen, es bei dieser allgemeinen Schilderung von Windthorsts Wesen bewenden zu lassen. Wir wollen etwas näher in die Einzelheiten seiner Thätigkeit eingehen, weil erst hierdurch ein lebendiges Bild von dem Manne gewonnen wird. Wir müssen in dieser Beziehung zwei Perioden unterscheiden, die Zeit von 1867 bis 1870 und die Zeit von 1871 an. Windthorst selbst war in beiden Perioden derselbe. Aber Umstände und Verhältnisse änderten sich mit dem Jahre 1871 in der Art, daß von da an die eigentliche Bedeutung des Mannes begann und fortwährend wuchs.

Für jene erste Periode müssen wir zwischen Landtag und Reichstag unterscheiden. In dem preußischen Abgeordnetenhause war Windthorst von Anfang an sehr regsam. Er vertrat vor allem, wozu er ja vollkommen berechtigt war, die Interessen seines Heimatlandes Hannover und war zugleich ein Lobpreiser hannoverscher Verhältnisse. Eine bedeutende Wirksamkeit hat er damit nicht geübt. Die Provinz Hannover wurde von der preußischen Regierung ohnehin möglichst berücksichtigt und begünstigt. Die Beschlagnahme des Vermögens des Königs Georg aber vermochte Windthorst auch mit der glänzendsten Rede nicht rückgängig zu machen.

In dem norddeutschen Reichstage hielt sich Windthorst anfangs sehr zurück. Er sprach nur selten. Wenn er aber redete, so zielten seine Worte nur darauf, die Entwicklung des Reiches zu hemmen. Gleich in der ersten Sitzung führte er sich damit ein, daß, als von vielen Seiten die Aufstellung einer Rednertribüne im Sitzungsraume des Reichstages verlangt wurde, er sich lebhaft dagegen erklärte. „Ich glaube, daß dadurch den Beratungen unsers Hauses ein absolut andrer Charakter gegeben wird.“ Bei Beratung der Verfassung trat er eifrig für ein neben dem Reichstag und dem Bundesrat zu schaffendes Oberhaus ein (28. März 1867). Natürlich! mit einem solchen würde der Gesetzgebung des Reiches ein arger Hemmschuh angelegt gewesen

sein. Von der Verfassung selbst sagte er: „Ich bin der Meinung, daß, mögen wir uns drehen und wenden, wie wir wollen, mit der Verfassung der Einheitsstaat gegeben ist. Alles andre darin ist nur Beiwerk“ (26. März 1867). Wo sich irgend eine Handhabe dazu bot, bekämpfte er jedes Reichsgesetz aus dem Gesichtspunkte der mangelnden Kompetenz. Er war, wenn nicht der Erfinder, doch der Hauptvertreter der Lehre, daß die „Kompetenz des Reiches“ nicht in der Form des Artikels 78 der Reichsverfassung erweitert werden könne. Vielmehr sei dazu eine neue Vereinbarung sämtlicher Regierungen mit Zustimmung sämtlicher Landtage erforderlich. Damit würde jede weitere Entwicklung des Reiches lahm gelegt gewesen sein. Besonders eifrig machte er diese Lehre geltend, als der Antrag gestellt wurde, das gesamte bürgerliche Recht in die Reichsgesetzgebung hereinzuziehen. Zugleich suchte er diese Erweiterung als höchst gefährlich darzustellen. „Wenn wir das gesamte bürgerliche Recht und das Strafrecht der Bundesgesetzgebung vindiziren, dann bleibt für die übrigen deutschen Staaten nichts übrig; dann werden sie einem ausgeblasenen Eie gleichen“ (19. April 1869). Diesen Insinuationen an die deutschen Regierungen Ausdruck zu geben, war Windthorst unermüdlich, so oft dieser Gegenstand zur Sprache kam. „In diesem Antrag liegt der Versuch, die Einzelstaaten zu beseitigen und den Einheitsstaat herzustellen.“ „Was helfen die Hoheitszeichen, wenn die Hoheiten dahin sind?“ „Mit dieser Ausdehnung ist der Inhalt aller Einzelstaaten vernichtet. Sie werden nur noch Verwaltungskörper sein, deren Präsident ein erblicher ist.“ „Hüten wir uns vor dem Fanatismus des Einheitsstaates.“ „Die Bundesregierungen wollen den schönsten Schmuck ihrer Krone zu den Füßen des Abgeordneten Lasker niederlegen. Das ist eine Abdikation.“ „Über 25 Jahre wird das Haus Wittelsbach eine Stellung haben, wie jetzt das Haus Hohenlohe.“ (So in den Reden vom 15. November 1871, 31. Mai 1872, 2. April 1873.)

Ein wahres Meisterstück Windthorstscher Redekunst war aber die Rede, womit der gefeierte Mann am 5. Dezember 1870 die Genehmigung der Verträge über Eintritt der süddeutschen Staaten in das deutsche Reich bekämpfte. Unmittelbar vorher hatte der Reichstag die offizielle Kunde erhalten, daß der König von Preußen die Kaiserwürde annehmen werde. Die freudige Erregung des Hauses suchte Windthorst mit folgender Rede zu dämpfen.

Er würde, sagte er, die eben gehörte Kundgebung noch lebhafter begrüßen, wenn das Werk, das damit gekrönt werden solle, bereits eine feste Unterlage hätte. Das sei aber durchaus nicht der Fall. Die neue Verfassung sei ein verwickelter Terrassenbau, in dem man keine Orientirung finden könne. Es fehlten noch wichtige Aktenstücke; insbesondre die Aktenstücke darüber, wie sich die übrigen Süddeutschen zu dem bairischen Vertrage stellten. „Ich könnte mir denken, daß die Herren in Württemberg finden, es hätten die Baiern außer Bier und Branntwein noch allerlei andere Sächelchen bekommen, die

sie auch brauchen könnten.“ Der Beitritt der Staaten sei in ganz verschiedner Weise erfolgt. Baden und Hessen seien der norddeutschen Verfassung beigetreten. Baiern und Württemberg hätten besondre Verträge abgeschlossen, worin sie der mit Hessen und Baden vereinbarten Verfassung beizutreten sich verpflichteten. Nun bestehe aber die mit Hessen und Baden vereinbarte Verfassung noch nicht. Also fehle auch jenen Verträgen die Grundlage. „Denn einem Embryo kann man doch unmöglich beitreten?“ Er könne diesem Terrassenbau nicht seine Zustimmung geben, er fürchte, daß ein Fuchsbau daraus werde.

Der Reichstag sei aber auch gar nicht kompetent, diese Verfassung zu genehmigen. Artikel 79 der Reichsverfassung sei nicht anwendbar, da ja die Süddeutschen nicht einfach dem Nordbunde zugetreten seien. Artikel 78 sei aber auch nicht anwendbar. Vielmehr könne der Zutritt nur mit Zustimmung sämtlicher Bundesregierungen und Landesvertretungen erfolgen. Namentlich bedürfe es auch der Zustimmung beider Häuser des preußischen Landtags „Ich mache kein Hehl daraus, daß ich gerade das Herrenhaus darüber hören möchte.“ Jedenfalls sei aber der gegenwärtige Reichstag nicht kompetent. Denn dieser habe am 21. Juli 1870 (angesichts des ausgebrochenen Krieges!) für sich selbst die Legislaturperiode verlängert. Das sei ein Rechtsbruch gewesen. „Es giebt niemals eine Lage, wo man das Recht brechen kann.“

In der Sache selbst sei es zweifelhaft, ob die beabsichtigte Aufnahme der Süddeutschen vereinbar sei mit dem Prager Frieden. Man müsse erst mit der österreichischen Regierung ins Vernehmen treten. Die Verträge seien zu Versailles geschlossen, dem Platze der geschorenen Hecken. „Ich fürchte, daß viele von denen, die bei diesem Werke die Schere geführt zu haben glauben, zu ihrer Überraschung entdecken könnten, daß sie die Geschorenen sind.“ Werde die Verfassung eingeführt mit der Bedeutung, die jetzt dem Artikel 78 gegeben werde, so sei das die Mediatisirung der Einzelstaaten, auch Preußens. Die Landesvertretungen der Einzelstaaten würden auf eine Provinzialstellung herabgedrückt. Auch die Stellung des Herrenhauses werde absolut erschüttert.

Jetzt sollten nun auch Presse und Vereinsrecht der Zuständigkeit des Reiches unterworfen werden. Da sage er: Nein! so lange man nicht die unumstößlichen Garantien auf politischem und kirchlichem Gebiete, die die preußische Verfassung gewähre, auch im Reiche habe. Eine gemeinsame deutsche Verfassung müsse auf eine andre Basis gestellt werden. Es dürften keine Ungleichheiten zwischen den einzelnen Staaten ausbedungen werden; solche erregten nur Eifersucht der Regierungen und Stämme untereinander, die für Deutschland verhängnisvoll werden könne. Warum solle nicht Sachsen so gut gestellt sein wie Baiern, Baden so gut wie Württemberg? Vor allem aber entbehre die Verfassung einer monarchischen Spitze und einer verantwortlichen Regierung. „Das gegenwärtige Großveziriat kann unmöglich fortdauern.“ Sie entbehre ferner eines Oberhauses. Ohne ein solches werde „unzweifelhaft“

erst die Zentralgewalt die Einzelstaaten zerreiben; dann aber die Reibung zwischen der Zentralgewalt und dem einen Hause sich fortsetzen und daraus schließlich Absolutismus oder die Republik „unzweifelhaft" hervorgehen. „Also ich verlange absolut und notwendig das Oberhaus." Für den Reichstag aber verlange er Diäten. Ohne solche sei ein ordentliches Volkshaus unmöglich. Endlich verlange er für eine ordentliche Verfassung ein Bundesgericht. „So lange ich das nicht bekomme, habe ich keine Verfassung." „Täuschen wir uns nicht — und auch die Baiern werden sich darüber gewiß nicht täuschen —, alles, was sie erreicht haben, mag eine augenblickliche Beruhigung geben, Sicherheit giebt es nicht — sie, wie wir, sind mediatisirt, und die Hindernisse, die sie dagegen gelegt haben, werden wie vor dem Winde zerstäuben."

So die Rede des vielgewandten Mannes. Man sieht daraus, wie er nach allen Seiten die Fangarme ausstreckte und die Menschen durch Verlockungen zu kirren oder durch Beängstigungen zu schrecken suchte. Keine von allen seinen ungeheuerlichen Prophezeiungen ist eingetroffen. Und nun fragen wir ganz einfach: Hat Windthorst wirklich an all das Unglück, das er prophezeite, geglaubt? Bejaht man diese Frage, dann müssen wir ihn für einen sehr beschränkten Menschen halten. Hat er aber selbst nicht daran geglaubt, hat er seine Weissagungen ebenso, wie seine elenden juristischen Spitzfindigkeiten, nur nach Art eines rabulistischen Advokaten zum Schrecknis der Menschen an die Wand gemalt, wofür müssen wir ihn dann halten?

Mit allen seinen Protestationen, Kompetenzbestreitungen und Unglücksprophezeiungen richtete er während dieser ersten Periode seiner Thätigkeit nichts aus. Das Reich entwickelte sich schnell in erfreulichster Weise. Hätte dieser Stand der Dinge angedauert, so wäre Windthorst ein unbedeutender Mann geblieben, und er würde schließlich mit all seinen Tiraden, denen ja jede ernste Grundlage fehlte, nur verlacht worden sein. Mit dem Jahre 1871 aber trat, vielleicht schon länger vorbereitet, eine Veränderung ein, die ihn in eine ganz andre Stellung brachte.

Unter dem Feldgeschrei, daß durch die Entthronung des Papstes die katholische Religion in Gefahr gebracht sei, hatte man es in den katholischen deutschen Ländern dahin gebracht, daß bei der Reichstagswahl vom 3. März 1871 eine große Anzahl ultramontaner Abgeordneten gewählt worden war. In Süddeutschland, namentlich in Baiern, bedurfte es nicht einmal dieses Reizmittels, um einen bedeutenden Teil der Wahlen ultramontan ausfallen zu lassen. Diese Elemente einigten sich nun im Reichstage zu einer neuen Fraktion, dazu bestimmt, die Interessen der katholischen Kirche vom klerikalen Standpunkt aus zu vertreten. Da man das aber nicht Wort haben wollte, nahm die Fraktion den unschuldigen Namen des „Zentrums" an. Gleichzeitig mit der Bildung dieser Fraktion im Reichstage ging die Bildung einer gleichen Fraktion

im preußischen Abgeordnetenhause vor sich. Dieser Vereinigung gehörte nun Windthorst an, und durch seine geistige Begabung wurde er bald ein Hauptführer derselben. Nun hatte er, was er für seine Wirksamkeit brauchte: eine hinter ihm stehende starke Fraktion, die durch ihre Abstimmung seinen Worten Nachdruck verlieh. Gleich anfangs trat die Fraktion im Reichstage mit 57, im Landtage mit 54 Mitgliedern auf. Auch die hannoverschen Partikularisten schlossen sich ihr an. Hand in Hand mit ihr gingen auch die Polen.

Die Fraktion begann ihre Wirksamkeit im Reichstage mit dem doppelten Begehren, daß das deutsche Reich für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes eintreten solle, und daß die Paragraphen der preußischen Verfassung über die Selbständigkeit der Kirchen, die so üble Zustände herbeigeführt hatten, in die Verfassung des deutschen Reiches aufgenommen werden sollten. Damit war die Stellung des Zentrums als einer Oppositionspartei von vornherein gegeben. Denn weder die Reichsregierung noch die Mehrheit des Reichstages vermochte auf diese Begehren einzugehen. Bismarck nahm den ihm dargebotenen Kampf auf. In der klaren Erkenntnis, daß die Herrschaft, die der katholische Klerus in einem großen Teile von Deutschland übt und mittels deren er einen Staat im Staate zu bilden für seine Kirche in Anspruch nimmt, zu den Erbübeln deutscher Nation gehört, wollte er den Versuch machen, diese Herrschaft zu brechen. So entstand der Kampf, der sich durch eine Reihe von Jahren hinzog und unter dem Namen „Kulturkampf" bekannt ist. Hätte Bismarck in diesem Kampfe gesiegt, so würde dadurch unserm Vaterlande die größte Wohlthat erwiesen worden sein, und er würde seinen unsterblichen Verdiensten noch ein schwerwiegendes weiteres hinzugefügt haben. Daß Bismarck in diesem Kampfe nicht siegte, daß er sich schließlich gedrungen fühlte, den Kampf aufzugeben und die Schöpfungen desselben wieder abzubrechen, das ist vorzugsweise das Werk Windthorsts. Er hat den innern Zwiespalt festgehalten, an dem schon einmal Deutschland fast zu Grunde gegangen ist. Darin besteht die geschichtliche Bedeutung dieses Mannes.

Neben Windthorst hatte die klerikale Fraktion anfangs noch einen andern hochbegabten Führer. Das war Mallinckrodt. Aber wie verschieden waren beide! Wenn Mallinckrodt sprach, so fühlte man sofort heraus, daß alles bei ihm tiefste Überzeugung war. Er war katholischer Fanatiker und kämpfte für eine ihm heilige Sache. Ganz anders war der Eindruck, den man von Windthorsts Reden gewann. Von Fanatismus keine Spur. Alles Sache schlauer Berechnung. Bei seinem skeptischen und zersetzenden Geiste konnte man sich schwer denken, daß ihm die katholische Religion als solche am Herzen liege. Wenn er sich mitunter — es geschah freilich selten — zu religiösem Pathos erhob, so pflegte das Haus zu lachen, weil niemand glauben konnte, daß es ihm damit wirklich Ernst sei. Viel näher liegt der Gedanke, daß Windthorst, klar erkennend, wie die Herrschaft des katholischen Klerus ein Pfahl in dem

Leibe Preußens und des deutschen Reiches sei, mit allen Kräften darnach trachtete, daß die Ausreißung dieses Pfahles nicht gelänge, und daß er sich deshalb zum Wortführer dieser Sache machte. Daß er diese Aufgabe mit der größten Geschicklichkeit, Beharrlichkeit und Konsequenz durchgeführt hat, muß ihm Freund und Feind bezeugen. In seiner Person kam der parlamentarische Advokatismus zur höchsten Blüte.

Mallinckrodt starb bereits im Jahre 1874. Seitdem war Windthorst unbestreitbar die bedeutendste geistige Kraft der Partei. Er wurde ihr Haupt und ihr Führer. Unermüdlich war er im Reden. Auf alles wußte er eine Antwort zu geben. Die Partei selbst wuchs schon im Reichstage von 1874 auf 93 Mitglieder. Später hat sie sich noch weiter verstärkt. So bildete sie eine mächtige und bei dem Hader der übrigen nicht selten die ausschlaggebende Fraktion.

Wir können nicht versuchen, aus den unzähligen Reden, die Windthorst auf Veranlassung des Kulturkampfes im Reichstag und im Abgeordnetenhause gehalten hat, hier eine noch so bescheidene Blumenlese zu geben. Wir wollen nur auf eine Rede etwas näher eingehen, die sich an ein auch kulturgeschichtlich interessantes Ereignis knüpft.

Jedermann kennt die Vorgänge in Lourdes, wo im Jahre 1858 die Mutter Gottes erschien, worauf dann dieser Ort zu einem großen Wallfahrtsort erhoben wurde. An demselben Tage, wo man dort eine Kapelle einweihte, am 3. Juli 1876, erschien die Mutter Gottes nun auch drei Kindern in einem Walde bei Marpingen, einem Dorfe unweit Trier.

Bald begannen sich Menschen in dem Walde anzusammeln, und nach etwa acht Tagen war dort eine nach Tausenden zählende Menge zusammengeströmt, die bei Tag und Nacht singend und Gebete plärrend auf den Knieen lag. Es war klar, daß dieser Unfug nicht länger geduldet werden konnte. Am 12. Juli erschienen dort die zuständigen Beamten mit mehreren Gendarmen und forderten die Menge auf, aus einander zu gehen. Die Menge blieb unbeweglich. Darauf erschienen den folgenden Tag zwei Kompagnien Soldaten. Da abermals die Aufforderung, aus einander zu gehen, unbefolgt blieb, wurde die Trommel gerührt, die Soldaten gingen vor und drängten die Menschen aus dem Walde, wobei einige leichte Verletzungen vorkamen. Noch für einige Zeit mußten zur Aufrechthaltung der Ordnung in Marpingen Exekutionsmittel bereit gehalten werden, deren Kosten die Gemeinde zu tragen hatte. Auch wurde das Betreten des Waldes ohne vorher eingeholte Erlaubnis verboten. Die Mutter Gottes aber erschien nicht wieder.

Ohne Zweifel war die ganze Sache angestiftet. Man wollte im Interesse des Kulturkampfes die Massen mobil machen. Wäre nicht der Schwindel im Keime erstickt worden, so würden wahrscheinlich bald (nach dem Beispiel in Frankreich) fanatisirte Massen die Rheinprovinz durchzogen haben unter dem

Rufe: „Gott rette Rom und Deutschland!“ Es war daher die größte Wohlthat für das Land selbst, daß die Regierung zeitig dagegen einschritt.

Darob nun aber große Entrüstung in dem ultramontanen Lager. Noch nach anderthalb Jahren, am 16. Januar 1878, wurde vom Zentrum durch einen auf die Angelegenheit bezüglichen Antrag, in dem namentlich für die Gemeinde Marpingen eine Entschädigung von 4000 Mark verlangt wurde, im Abgeordnetenhause eine Haupt- und Staatsaktion in Szene gesetzt. Natürlich wußte jedermann, daß die Anträge verworfen werden würden. Aber die Sache gab doch Gelegenheit zu fulminanten Reden. Die Schlußrede hielt als Mitantragsteller der Abgeordnete Windthorst.

Er begann seine Rede damit, daß Erscheinungen, wie die der Mutter Gottes, nicht apriorisch zu verwerfen seien. Auch protestantische Philosophen hätten sich dafür ausgesprochen. Die Entscheidung darüber, ob eine Erscheinung dieser Art auf Realität beruhe, gebühre dem Bischof. Leider sei kein Bischof in Trier vorhanden, sonst hätte sich die Regierung mit diesem in Vernehmen setzen müssen. Nur Materialisten, Atheisten und Deisten vermöchten sich nicht auf diesen Standpunkt der katholischen Lehre zu stellen. Er aber werde unerschrocken die positiven Sätze des Glaubens verteidigen. Der Grund, weshalb sie diese Angelegenheit hier zur Sprache brächten, liege in der Frage, „ob eine Zivilgemeinde unsers Vaterlandes durch Maßregeln der Regierung an den Bettelstab gebracht werden soll.“ Die ganze Methode der Regierung in diesem Lande bestehe in nichts anderem, als darin, überall mit Polizei- und Militärgewalt einzuschreiten. „Meine Herren, Ideen bekämpft man nicht mit Bajonetten.“ In dem Furor des Kulturkampfes habe man geglaubt, gegen die Manifestation eines katholisch-religiösen Gefühles einschreiten zu müssen. „Ich habe die Überzeugung, man lechzt nach dem Augenblicke, wo man uns mit Kanonen treffen könnte.“ „Was that die Menge? Sie lag auf den Knieen, betete und sang. Beten und singen scheint hierzulande sehr staatsgefährlich zu sein.“ Man glaubte die Aufruhrakte dagegen verlesen zu müssen. Die Aufruhrakte sei aber nicht vor, sondern hinter der Menschenmenge verlesen worden, und deshalb nehme er an, daß sie „absolut nicht richtig verkündet“ worden sei. Auch das Militär sei nicht auf dem ordentlichen Wege, sondern auf einem Umwege in den Wald gelangt. „Ein ordentliches Militärkommando geht tambour battant direkt auf die Masse.“ Das ganze Verfahren widerspreche durchaus den Gesetzen, und eine Landesvertretung, die derartige Dinge mit Gleichgiltigkeit ansehe, erfülle sehr schlecht ihre Pflicht. Im Dorfe aber habe das Militär gewirtschaftet wie in Feindesland. Nach Anführung eines Vorkommnisses in einer Versammlung eines christlich-sozialen Vereins, sagte dann der Redner: „Ich sage Ihnen, ein Staat, der eine betende Menge mit dem Bajonett auseinander treibt, dagegen eine Versammlung, worin das Angeführte gesprochen wurde, duldet, der muß untergehen!“ Und warum versagte

man den Gemeindegliedern das Betreten des Waldes? Die Erlaubnis dazu werde nur auf drei Tage und von morgens bis abends sechs Uhr erteilt. „So tyrannisch greift man in die Selbständigkeit der Kommune, so tyrannisch greift man in die Ausübung des Eigentums des Einzelnen ein — und das alles soll dem Recht und dem Gesetz entsprechend sein!“ „Wenn Sie unsre Anträge ablehnen, so würde darin das Votum liegen, daß die Polizeigewalt thun darf, was sie will, wenn es nur zu einem Zwecke geschieht, der Ihnen paßt.“

Auch hier fragen wir einfach: Hält jemand in der Welt den Abgeordneten Windthorst für so dumm, daß er an das, was er hier vorgebracht hat, wirklich geglaubt hätte? Solche Reden muß man lesen, um den Mann richtig zu beurteilen. Man könnte vielleicht zur Entschuldigung sagen, daß es nun einmal in parlamentarischen Verhandlungen zur Erreichung der Zwecke, die man verfolgt, nicht ganz unüblich sei, zu übertreiben, zu entstellen und wohl auch zu lügen. Wir antworten darauf: Ein würdiger Mann verschmäht es, diese Mode mitzumachen. Natürlich war diese, sowie viele andre Reden ähnlichen Stils, nur zum geringsten Teile für die Versammlung berechnet, in der sie gehalten wurde. Sie sollte hinaus gehen ins Volk und dieses aufhetzen. Schon in dem parlamentarischen Protokoll waren für diesen Zweck die Hauptkraftstellen mit gesperrten Lettern gedruckt. Aus dem Protokoll gingen dann solche Reden in die ultramontanen Blätter über und übten in den Massen ihre Wirkung. Wir begegnen hiermit einer Seite in dem Wesen Windthorsts, die wir bisher noch nicht besonders hervorgehoben haben. Windthorst war nicht bloß ein einflußreicher Parlamentarier, sondern zugleich ein gefährlicher Demagog. Wie kein andrer verstand er die Dummheit der Menschen zu benutzen, indem er ihnen weis machte, daß ihnen ihre Religion genommen werden solle.

Richtig ist, daß Windthorst seit Ende der siebziger Jahre im allgemeinen etwas milder auftrat, ja daß er sogar in einzelnen Dingen (z. B. bei der Zollgesetzgebung) die Regierung unterstützte. Sicherlich aber beruhte dies nicht auf einer Wandlung seines Sinnes, sondern es haben andre Gründe auf ihn eingewirkt. So groß auch sein Einfluß in seiner Fraktion war, so konnte er doch auch dieser gegenüber nicht immer, wie er wollte. Schon an sich mochte es schwer sein, eine Fraktion, in der die verschiedensten politischen Färbungen vertreten waren, stets unter der klerikalen Fahne zusammenzuhalten. Nun traten auch die wirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund, und bei diesen hört selbst für den eifrigsten Katholiken der Religionsfanatismus auf. Endlich waren auch Elemente in der Fraktion, die doch nicht ganz auf dem extremen Standpunkte Windthorsts standen. Dem Schreiber dieser Zeilen ist noch wohl erinnerlich, daß, als er einst im Laufe der siebziger Jahre einem ihm befreundeten, hervorragenden Zentrumsmann, der sich bei allem Eifer für die katholische Sache doch einen warmen Patriotismus bewahrt hatte,

aus dem Verhalten Windthorsts Vorhalt machte, er die Antwort erhielt: „Glauben Sie nur, Windthorst würde noch ganz anders auftreten, wenn wir ihn nicht öfter zurückhielten.“ Endlich aber weiß man auch nicht, was dem Auftreten Windthorsts in einzelnen Fällen zu Grunde lag. Die innere Geschichte des Kulturkampfes und seines Rückganges ist noch nicht bekannt geworden und wird vielleicht, wenn die Hauptbeteiligten darüber hinwegsterben, nie bekannt werden. Zur Zeit aber kann niemand wissen, in welcher Beziehung die mitunter bethätigte Willfährigkeit Windthorsts zu den Zugeständnissen stand, die nach und nach der von ihm vertretenen Sache gemacht wurden. Daß Windthorst irgend etwas umsonst gethan habe, ist nicht wahrscheinlich. Daß er auch, wenn er wollte, gerade so gut für als gegen eine Sache plädiren konnte, das verstand sich von selbst. Um Gründe war er nie verlegen.

Wo er aber irgend konnte, war er auch noch während der letzten Jahre bemüht, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten. Man denke an seine Abstimmungen in der Septennatsfrage und in der sich wiederholenden Frage über Verlängerung des Sozialistengesetzes; wobei er freilich mehrfach erleben mußte, daß ein Teil seines Heerbannes von ihm abschwenkte. Vor allem aber wollte Windthorst den Kulturkampf nicht als beendigt gelten lassen. Natürlich! denn der war ja sein Lebenselement. Nachdem die Kirche fast alles, was sie früher besessen, zurückerlangt hatte, erklärte er, daß nun über die Schule der Kulturkampf erst recht losgehen solle. Und als sich fast sämtliche Klöster wieder mit den geistlichen Orden gefüllt hatten, erklärte er, daß nun auch die Jesuiten zurückgerufen werden müßten. Einen seiner glänzendsten Siege hat Windthorst noch in seinem letzten Lebensjahre errungen in der Sperrgeldervorlage der Regierung. Gern glauben wir der Versicherung des Reichskanzlers von Caprivi, daß er keine damit in Beziehung stehende Abmachungen mit dem Zentrum geschlossen habe. Aber der Umschwung in der Ansicht der Regierung ist doch zu seltsam, als daß man nicht nach besondern Gründen dafür suchen sollte. Und wer kann sagen, welche weitern Zugeständnisse dieser Mann des Unheils, wenn er länger gelebt hätte, noch erpreßt haben würde einer Regierung gegenüber, in der sich ein Mann wie Minister von Goßler nur noch als eine Last und ein Hemmnis fühlte? Daß Windthorst seine politische Laufbahn noch nicht als abgeschlossen ansah, das beweist die in den Zeitungen berichtete Thatsache, daß er noch auf seinem Todenbette mit lauter Stimme von der Rede phantasirte, die er für die Rückberufung der Jesuiten halten wollte. Gott hat es anders gewollt und hat ihn selbst von dieser Erde abberufen.

Wir haben oben abgelehnt, über die innern Beweggründe Windthorsts für sein Handeln zu urteilen. Aber wir nehmen keinen Anstand, auszusprechen, daß in Windthorst der böse Genius der deutschen Nation verkörpert war.

Dieser Mann nun ist bei seinem Tode gefeiert worden, als ob er sich die größten Verdienste um das deutsche Vaterland erworben hätte. Bei seiner

Leichenfeier umstanden die höchsten Würdenträger des Reichs und Preußens den Sarg und hörten die Rede mit an, die der höchste katholische Geistliche des preußischen Staates zur Lobpreisung des Dahingeschiedenen hielt, und die mit den Worten schloß: „Wir alle bezeugen ihm an seinem Sarge, daß er einen guten Kampf gekämpft. Gott gebe uns, wofür er gekämpft, was er erhofft.“ So berichtet der Reichsanzeiger.

Mitunter scheint die Weltgeschichte an einzelnen Erscheinungen recht auffällig zeigen zu wollen, welch ein sonderbares Ding doch die Politik ist.

# Die neu gefundene Schrift des Aristoteles

Eins der berühmtesten Werke des Aristoteles, die „Politien“ mit den Verfassungen von einhundertachtundfünfzig Staaten, oft zitirt von spätern Schriftstellern, glaubte man noch vor kurzem mit Ausnahme der Zitate gänzlich verloren: jetzt ist in Papyrusrollen, die man aus ägyptischen Gräbern ans Licht gezogen hat, der Hauptteil des Werkes, die „Verfassung Athens“ gefunden worden. Als die Rollen dem Britischen Museum, zu dessen größten Schätzen sie jetzt zählen, zum Ankaufe vorlagen, war ihr wertvoller Inhalt den Verkäufern wie den Käufern noch gleich unbekannt; aber als man sich an die Entzifferung der vier Rollen machte, da konnte es nicht lange zweifelhaft bleiben, daß man wirklich des Aristoteles „Athenische Verfassung“ in den Händen habe. Denn ganz abgesehen davon, daß von vornherein der Inhalt und die Behandlungsweise darauf hinwies: von den achtundfünfzig Stellen des Werkes, die in der spätern Litteratur mit ausdrücklicher Angabe der Quelle zitirt werden, fand man in den entzifferten Abschnitten der Papyrusrollen fünfundfünfzig, zum Teil in richtigerer Fassung, wieder.

Der ersten Nachricht, die von dem kostbaren neuen Funde verlautete, folgte seine Veröffentlichung*) auf dem Fuße nach; im Auftrage der Direktion des Britischen Museums hat Herr Kenyon, Universitätslehrer zu Oxford und Beamter in der Bibliothek der Manuskripte des Britischen Museums, die editio princeps, die jetzt (im März) bereits in zweiter Auflage vorliegt, mit großer Genauigkeit und Gründlichkeit besorgt. Das Werk wird unsre Philo-

*) Aristotle, On the constitution of Athens ed. by F. G. Kenyon, M. A, II. ed., Sold at the Museum, 1891.

logen und Historiker noch genug beschäftigen, und es wird geraume Zeit dauern, bis die reiche Ernte, die der Altertumswissenschaft hier neu zuwächst, völlig geschnitten und in die Scheuern eingebracht ist; aber der zuerst beim Werke war, hat bereits tüchtig vorgearbeitet.

Die Aristotelische Schrift zerfällt in zwei Abteilungen; in der ersten, historischen, erzählt der Verfasser chronologisch die Entwicklung des athenischen Staatswesens von den frühesten Zeiten bis zur Wiederherstellung der Demokratie nach der Vertreibung der dreißig Tyrannen 403 v. Chr. Die zweite Abteilung enthält in systematischer Anordnung die Darstellung der athenischen Verfassung aus der Zeit des Aristoteles.

Der erste Teil ist es vorzüglich, dem wir neue Thatsachen entnehmen. Aber bei aller Überraschung über das viele Neue, das er enthält, gewinnen wir aus ihm doch das beruhigende Gefühl: die Quellen zweiten und dritten Ranges, aus denen wir bisher unser Wissen von diesen Dingen schöpften, sind zwar im ganzen lückenhaft und in Einzeldingen ungenau, haben uns aber in Hauptsachen nicht irregeführt und uns dem Entwicklungsgange der Verfassung richtig folgen gelehrt. Es ist wichtig gegenüber der oft übertriebenen Zweifelsucht, die verhältnismäßig große Zuverlässigkeit unsrer Tradition wieder einmal erprobt zu sehen. Plutarch vor allem wird künftig mit mehr Respekt behandelt werden müssen. So bleiben die Konturen des Bildes dieser Zeit dieselben, aber es wird durch neue Einzelzüge durchweg klarer und bestimmter und gewinnt an manchen Stellen neuen Ausdruck. Von diesen Stellen einige Beispiele.

Der Übergang vom patriarchalischen Königtum zur Regierung der zehn jährlich wechselnden verantwortlichen Archonten geschah nach der gewöhnlichen Tradition auf folgende Weise. Kodros, dem letzten König Athens, folgten lebenslänglich regierende Archonten aus dem alten königlichen Hause; darauf wurde die Amtszeit des Archonten auf zehn Jahre beschränkt, und schließlich aus den Eupatriden ein Kollegium von neun Archonten für jedes Jahr gewählt, von denen der erste Archon eponymos, der zweite Basileus, der dritte Polemarchos, die übrigen sechs Thesmothetai hießen. Die überlieferte Begründung, daß man deshalb aufgehört habe Könige aus dem Kodridenhause zu wählen, weil die Sprößlinge dieses Hauses unkriegerisch geworden seien, wies man kurzweg von der Hand. Den unvermittelten Übergang von dem einen auf zehn Jahre gewählten Archonten zu den neun jährlich wechselnden nahm man hin, ohne ihn verständlich machen zu können. Aristoteles macht ihn verständlich. In der auf die Königsherrschaft folgenden Verfassung, mit der er seine Schilderung beginnt, befindet sich ein Regierungskollegium an der Spitze des Staates, das aus dem Könige, dem Polemarchen und dem Archonten besteht. Alle drei sind „Beamte“ und werden mit Rücksicht auf Geschlecht und Reichtum gewählt, in älterer Zeit zu lebenslänglicher, in späterer zu zehnjähriger Amtsführung. Der Polemarch war dem Könige, der nach wie

vor aus der Familie der Medontiden genommen wurde, an die Seite gestellt worden, wie Aristoteles sagt, weil einige der Könige sich unkriegerisch gezeigt hatten, der Archont, wie wir vermuten, um den König in der Handhabung der Regierung zu unterstützen und zu vertreten. Diese Beschränkung der Macht des Königs durch den Kriegsobersten und den Regenten, denen der Majordomus im Hause der Merowinger verglichen werden kann, führte schließlich dazu, daß der Archont an die Spitze des Regierungskollegiums trat, der König an die zweite, der Polemarch an die dritte Stelle rückte. Dies geschah wahrscheinlich gleichzeitig mit der Beschränkung der Regierungsdauer für alle drei Beamte auf zehn Jahre; später traten hinzu die von Anfang an für einjährige Amtsführung gewählten Thesmotheten, die nach Aristoteles ursprünglich befugt waren die Rechtssachen endgiltig zu entscheiden, nicht, wie später, lediglich die Voruntersuchung zu leiten. Mit der Ausdehnung der einjährigen Amtsdauer auch auf die drei frühern Beamten und mit der Übertragung des Amtstitels von dem eigentlichen Archonten, nach dem das Jahr benannt wurde, auf die übrigen acht ist der Übergang von der Königsherrschaft zur Regierung der neun Archonten vollzogen.

Neues lehrt Aristoteles auch über den athenischen Areopag; namentlich interessiren uns die dabei deutlicher hervortretenden Analogien zwischen dem Areopag und dem römischen Senat. In den Areopag traten die Archonten nach ihrem Amtsjahre, wie die römischen Magistrate in den Senat; der Areopag wurde dadurch, wie der römische Senat, zum Mittelpunkte der politischen Erfahrung und erhielt, wie jener, dadurch daß seine Mitglieder lebenslänglich in ihm verblieben, über die jährlich wechselnden Beamten ein Übergewicht politischen Einflusses. Die seit Solon wachsende Macht des Rates und der Volksversammlung, später der Gerichtshöfe, beschränkt den Areopag nach und nach, aber Aristoteles erzählt uns, was wir noch nicht wußten, daß nach den Perserkriegen sein Einfluß noch einmal mächtig aufgelebt sei. Denn ihm hätten die Bürger den Sieg bei Salamis gedankt. Vor der Schlacht hätten die Feldherren in Athen den Kopf verloren; jeder möge sich retten, so gut er könne, hätten sie in der Stadt ausrufen lassen. Da habe sich der Areopag ins Mittel geschlagen. Er habe, im Besitze genügender Geldmittel, jedem, der zu Schiff gehen wollte, acht Drachmen einhändigen lassen und so für die genügende Bemannung der Flotte gesorgt, mit der der Sieg errungen worden sei.

Völlig neu wird der Sturz des Areopags durch Ephialtes dargestellt. Themistokles, jener wunderbare Mann, der die glänzendsten und dunkelsten Seiten des hellenischen Volkscharakters in seiner Person vereinigte, war nach Aristoteles der Haupturheber. Selbst Areopagit, hatte er vor dem Forum des Areopags eine Klage zu gewärtigen wegen verräterischer Beziehungen zum Perserkönige. Um der Klage zu entgehen, stürzt er den Areopag, und benutzt den Ephialtes dabei zum Werkzeuge. Er raunt ihm zu: „Der Areopag hat

beschlossen, dich festzunehmen, hüte dich!" Darauf geht er in die Versammlung des Areopags und spricht: „Verschwörer sind am Werke, die Verfassung zu stürzen; folgt mir, daß ich sie euch zeige!" Er führt die Abgesandten des Areopags darauf dem Hause des Ephialtes zu, und als er sich mit seinen Begleitern von dort bemerkt sieht, hält er die Areopagiten durch eifriges Gespräch noch eine Weile fest, während Ephialtes, der sich verloren glaubt, zum Altar flüchtet als Schutzflehender. Auf die Kunde dieser Vorgänge versammelt sich der Rat, Ephialtes klagt den Areopag an, wird von Themistokles unterstützt, und das Volk, dem die Sache vorgelegt wird, entkleidet den Areopag der wichtigsten seiner Befugnisse.

Drakons Gesetzgebung hatte, wie wir jetzt erfahren, auch große politische Bedeutung. Eine der wichtigsten Reformen auf politischem Gebiete ist die Zensuseinteilung des athenischen Volkes gewesen, nach der Rechte und Pflichten der Bürger abgestuft wurden; diese Einrichtung, durch die mit einem Schlage das Adelsprivilegium beseitigt und die Gruppirung der Stände und Parteien umgestaltet wurde, ist nicht dem Solon, sondern dem Drakon zuzuschreiben. Doch Solons Persönlichkeit verliert darum nichts, sie tritt uns heller und klarer entgegen und zeigt neue charakteristische Züge. Schärfer und bestimmter als früher erkennen wir jetzt, daß die soziale Reform die Grundlage und das Hauptwerk der Solonischen Thätigkeit gebildet hat. Das Volk war verarmt; die Vornehmen und Reichen handhabten schonungslos ein hartes Schuldrecht, pfändeten, vertrieben von Haus und Hof, kerkerten ein, ja verkauften in die Sklaverei den Schuldner, der, weil er nicht bezahlen konnte, dem Gläubiger mit Leib und Leben verfallen war. Lauter und lauter tönen die Klagen der Armen, die sich nicht mehr aus ihrer Not emporzuarbeiten vermögen, die Flüche, die sie gegen ihre Bedrücker schleudern, die Rufe nach einem Helfer und Erretter. Solon hatte schon früher die Blicke auf sich gezogen, vor allem damals, als er, der Dichter, mit der Kraft seines Wortes auf seine Mitbürger einstürmte und sie mit sich fortriß zur Wiedereroberung des von den Megarern entrissenen „lieblichen Salamis." Auch jetzt war es sein dichterisches Wort, das die Entscheidung herbeiführte. Aristoteles sagt: „Als der Bürgerzwist heftig war, und die Parteien schon lange Zeit feindlich einander gegenüberstanden, da wählten alle in Übereinstimmung zum Friedensstifter und Regenten den Solon; sie übertrugen ihm die Ordnung des Staatswesens, als er die Elegie gedichtet hatte, deren Anfang so lautet:

Trauer erfüllt meinen Sinn, und Schmerz nagt tief mir im Busen,
Blick' ich auf Attika hin, Joniens ältestes Land."

Einen großen Teil dieser Elegie besitzen wir schon von früher her. Solon spricht in ihr nicht nur seinen Schmerz aus über die Not seiner Mitbürger und das Unglück seines Vaterlandes, sondern auch seinen Zorn über die Habgier und Härte seiner Standesgenossen, der Vornehmen Athens. Ihnen mißt

er die Schuld bei, daß dem Staate der Untergang drohe. So kam es, daß gerade die, die wirtschaftlich Not litten, zur Wahl Solons drängten, während die Eupatriden geschehen ließen, was sie nicht hindern konnten. Über das Mittel, das Solon anwandte, um die Not des armen Volkes zu beseitigen, ist bis zur gegenwärtigen Zeit viel gestritten worden; seit dem Bekanntwerden unsrer Aristotelischen Schrift kann nicht der geringste Zweifel mehr darüber bestehen, daß die von ihm durchgeführte Seisachthie wirklich eine Tilgung der damals schwebenden öffentlichen und privaten Schulden gewesen ist. Hervorragende Gelehrte waren es, die bisher an einem derartig radikalen Sinn der Seisachthie zweifelten und in ihr nur eine Schuldenverringerung sehen wollten, herbeigeführt durch Herabsetzung des Münzfußes. Aristoteles macht eine solche Auslegung für die Zukunft ganz unmöglich, er sagt: „Solon hat vor seiner Gesetzgebung die Tilgung der Schulden vorgenommen und darnach die Veränderung des Maß-, Gewichts- und Münzwesens (durch Einführung des euböischen Systems)." Die Seisachthie, eine Gewaltmaßregel ohne gleichen, selbst revolutionären Charakters und nur gerechtfertigt als letztes Mittel in revolutionärer Zeit zur Erhaltung eines Staatswesens, das aus den Fugen zu gehen drohte, zeigt uns am besten die durchgreifende Energie des Mannes. Aristoteles weist dabei auf eine schimpfliche Verdächtigung hin, von der auch Plutarch spricht, und macht auf das Unwahrscheinliche des häßlichen Geredes aufmerksam. Solon habe, so sagten die Verleumder, vor der Bekanntmachung der Schuldentilgung in Gemeinschaft mit andern Reichen, möglichst viel Land, auf dem Schulden standen, käuflich an sich gebracht und somit von der Schuldentilgung einen großen Gewinn für sich gezogen. Aristoteles entgegnet dem: Der Mann, der die Herrschaft über Athen verschmähte, die ihm angeboten wurde, und die er leicht behaupten konnte, wenn er auf die eine Partei sich stützend die andre niederwarf, der Mann, der das Wohl des Vaterlandes immer höher achtete als persönlichen Gewinn, wird um kleinlicher und unwürdiger Habgier willen seine Ehre nicht beschmutzt haben.

Aristoteles teilt auch eine für die Zeit und die Persönlichkeit Solons charakteristische gesetzliche Bestimmung mit, die, solange sie nur aus Plutarch und Gellius bekannt war, vielfach angezweifelt worden ist; ich meine das Verbot der Neutralität bei innerm Zwist und Bürgerkrieg. Wenn sich wieder zwischen den Parteien blutige Fehde erheben sollte, müsse jeder, so ließ er verkündigen, Partei ergreifen; für ehrlos und des Bürgerrechts verlustig solle der erklärt werden, der in Zeiten solcher Not und Gefahr den ruhigen Zuschauer abgegeben hätte. Nur wer festes Vertrauen auf den gesunden Sinn der Mehrheit seiner Mitbürger setzte, konnte ein solches Gesetz erlassen. Selbstverständlich hat auch Solon nicht das Unmögliche erreichen können, allen Parteien es recht zu machen; ja, da er sich, wie er selber sagt, in die Mitte zwischen die Parteien stellte, mit seinem Schilde die eine vor der andern deckend

und beschützend, so hat er es keiner recht gemacht. Das Volk, das er vom Schuldendruck befreit, dem er die Bahn eröffnet hatte zum schrankenlosen Mitbewerb um alle Güter des Staates, war nicht befriedigt, denn es hatte eine allgemeine neue Landverteilung von ihm gehofft; den Reichen und Vornehmen aber hatte die Seisachthie in der That schwere Verluste gebracht. So mit Bitten, Fragen, Vorwürfen und Beschuldigungen von beiden Seiten bestürmt, zog er es vor, auf längere Zeit Land und Verfassung sich selbst zu überlassen und ins Ausland zu gehen, da er, wie Aristoteles sagt, die Verfassung weder ändern, noch länger um ihretwillen sich den persönlichen Anfeindungen aussetzen wollte.

Von den Staatsmännern der spätern Zeit tritt Theramenes in neue Beleuchtung. Über ihn spricht Aristoteles ein auffallend günstiges Urteil aus. Er sagt: „Unter den spätern athenischen Politikern scheinen die besten gewesen zu sein Nikias, Thukydides — der Sohn des Melesias, nicht der Historiker — und Theramenes. Über die ersten beiden giebt es keine Meinungsverschiedenheit; sie waren nach allgemeinem Urteil nicht nur ehrenwert und edel von Charakter, sondern auch von hoher staatsmännischer Einsicht, treu dem Geiste der alten demokratischen Verfassung. Dagegen schwankt das Urteil über Theramenes infolge der politischen Kämpfe und Verfassungsänderungen zu seiner Zeit. Wer aber genauer zusieht, der findet, daß er nicht etwa, wie seine Gegner sagen, alle Verfassungen stürzte, sondern, so lange sie nichts gegen die Gesetze anordneten, alle förderte, als ein Mann, der es vermochte, unter allen Verfassungen seine Bürgerpflicht zu erfüllen, wonach der gute Bürger stets zu streben hat, daß er aber, sowie sie ungesetzlich wurden, sich ihnen nicht fügte, sondern feindlich gegen sie auftrat." Zu diesem entschiednen Lobe des Theramenes, der uns in den bisherigen Darstellungen nur als schlauer Opportunist zweideutigen Charakters entgegentrat, wird die Geschichtschreibung von nun an Stellung zu nehmen, und das von ihr entworfene Bild zu retouchiren haben. Sie wird sich dabei stützen auf die ausführliche Darstellung, die in dieser Schrift Aristoteles von der Verfassung der Vierhundert und der dreißig Tyrannen giebt.

Mit der Wiederherstellung der Demokratie im Jahre 403 v. Chr. nach dem Sturze der dreißig Tyrannen schließt Aristoteles den ersten, historischen Teil seiner Schrift, indem er die zwölf Staatsformen, zu denen seiner Auffassung nach die Verfassungsgeschichte Athens geführt hat, noch einmal zusammenfaßt. „Als ursprüngliche Verfassung hat die Einrichtung zu gelten, die nach der Zuwanderung des Ion und seiner Begleiter in Attika getroffen wurde; damals wurden sie zuerst den vier Phylen zugeteilt und setzten die Phylenkönige ein. Die erste Verfassungsänderung fand unter Theseus Regierung statt, die ein wenig abbog von dem Wesen der Königsherrschaft. Darauf folgte die Reform Drakons, bei der sie zuerst Gesetze aufzeichneten.

An dritter Stelle nach dem Bürgerkriege die Solonische Verfassung, von der die Demokratie ihren Anfang nahm. Viertens die Tyrannis unter Peisistratos. Fünftens die Verfassung des Kleisthenes, die dem Volke noch günstiger war als die Solonische. Die sechste war die Verfassung nach den Perserkriegen, als der Areopag die Leitung des Staates hatte. Die siebente nach dieser war die von Aristeides eingeleitete und von Ephialtes mit dem Sturze des Areopags beendete; während der Dauer dieser Verfassung verleiteten die Volksführer die Bürgerschaft zu vielen Vergehungen der Seeherrschaft wegen." Diese Bemerkung über die größte Zeit Athens ist auffallend und verrät den Gegner der athenischen Ansprüche auf die griechische Hegemonie. „Die achte Verfassung war die Einsetzung der Vierhundert, die neunte die Wiedereinsetzung der Demokratie, die zehnte die Tyrannis der Dreißig und der Zehn, die elfte die Demokratie nach der Rückkehr der Patrioten von Phyle und dem Peiraieus, die bis jetzt in Geltung geblieben ist."

Darauf folgt die systematische Beschreibung dieser noch zu Aristoteles Zeit bestehenden Verfassung. Auch in diesem Teile bereichert die Schrift an vielen Stellen unsre Kenntnisse und bringt in viel umstrittenen Fragen die Entscheidung. Wir lesen zuerst, wie der junge Athener nach vollendetem achtzehnten Jahre in die Bürgerlisten eingetragen wurde, wenn die Prüfung seiner Berechtigung günstig abgelaufen war — es mußten Vater und Mutter von ihm athenische Bürger gewesen sein —, und mit wie peinlicher Genauigkeit bei dieser Prüfung verfahren wurde; wie er dann einexerziert wurde und darauf zwei Jahre in den Grenzfestungen des Landes Dienst thun mußte. Hieran schließt sich die Besprechung der Staatsämter, die Art ihrer Besetzung — durch Losung oder Wahl —, die Befugnisse der Prytanen, der Volksversammlungen, wobei die Bestallung und Thätigkeit der Proedren, die den Vorsitz in den Volksversammlungen führten, genau bestimmt wird, die Rechte und Pflichten des Rates, der Gerichtshöfe und einzelnen Richterkollegien, der verschiednen Finanzbeamten (Tamiai, Poleten, Apodekten), der Archonten, die Geschäfte der Straßen- und Marktpolizei, der Festvorsteher, die Wahlen der Feldherren und der Offiziere beim Fußvolk und der Reiterei u. s. w. Kein andres Werk hat uns bisher so genau und ausführlich über die Regierung und Verwaltung Athens unterrichtet.

Die Aristotelische Schrift ist gewiß in erster Linie dem Philologen und dem Historiker von Wichtigkeit, bietet aber so viel allgemein Interessantes, daß sie auch weitern Kreisen zu näherer Bekanntschaft empfohlen werden kann. Deutsche Übersetzungen werden in nächster Zeit erscheinen.*)

---

*) Soeben geht uns während der Drucklegung dieses Aufsatzes noch zu: Aristoteles Schrift vom Staatswesen der Athener, verdeutscht von Georg Kaibel und Adolf Kießling (Straßburg, Verlag von Trübner, 1891), eine Übersetzung von hohem wissenschaftlichen Wert und in körniger und stilgetreuer Sprache.

# Schopenhauer redivivus

Eine Bürgerkrone dem Verlag von Reclam! Er hat ein Mittel gegen die Sozialdemokratie erfunden und angefertigt, das unfehlbar wirken muß, vorausgesetzt, daß es eingenommen wird. Da unsre Arbeiterwelt aufgeklärt genug ist, zu wissen, was ungefähr im Schopenhauer steht, und wo ein jedes steht, so wird sie sich nur den ersten Band kaufen, um das vierte Buch des ersten Teiles der „Welt als Wille und Vorstellung“ zu studiren. Daraus wird sie die Überzeugung gewinnen, daß es mit dem ganzen Leben nichts ist, und daß es keine größere Thorheit giebt, als nach Glück zu streben. So wird denn die Lohnbewegung mit einem Schlage beseitigt sein. Die Leute werden, nachdem sie durch das „Quietiv“ der wahren Einsicht in die Eitelkeit aller menschlichen Bestrebungen den unvernünftigen Willen zum Schweigen gebracht haben, allesamt still duldende Asketen werden. Ob auch still arbeitende? Das ist eine Frage, die späterhin so manchem guten Patrioten noch einigen Kummer verursachen könnte, aber was zunächst drückt und ängstigt, das Rumoren der Arbeiter, das hätte doch ein Ende. Wird außer dem ersten auch noch der zweite Teil gekauft, der u. a. die Metaphysik der Geschlechtsliebe enthalten wird, und vielleicht noch der, in dem der Aufsatz „über die Weiber“ Aufnahme findet, dann umso besser, denn diese beiden Abhandlungen sind das beste Gegengift gegen die in Bebels Buche und in der Frauenemanzipationsbewegung hervortretende Überschätzung des nach Schopenhauer fälschlich so genannten schönen Geschlechts.*)

Das tief gefühlte Bedürfnis, dem durch eine billige Volksausgabe der Werke Schopenhauers abgeholfen werden soll, ist Gott sei Dank noch gar nicht vorhanden; hoffen wir, daß es nicht etwa erst durch die massenhafte Verbreitung dieses betäubenden Giftes geweckt werde! Ganz anders verhält sich die

*) **Schopenhauers sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Bd. I.: Die Welt als Wille und Vorstellung (Teil 1), 1 Mark. Leipzig, Philipp Reclam jun. — Arthur Schopenhauers Werke, mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Schopenhauers in Auswahl herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Mit einem Porträt Schopenhauers. Zwei Bände. Leipzig, Gustav Fock, 1891.**

Sache mit dem Unternehmen des Dr. Brasch, der den Gebildeten die vergriffenen Hauptwerke Schopenhauers in einer neuen Ausgabe darbietet, die ihrer ganzen Einrichtung nach kein Volksbuch werden kann, obwohl der Preis (10 Mark) auch nicht hoch ist. Denn daß Schopenhauer ein gründlicher und origineller Denker, ein scharfer Beobachter und ein glänzender Stilist war, bestreitet ihm niemand. Demnach bilden seine Arbeiten einen Teil unsers Nationalschatzes, der den höher Gebildeten aller Zeiten zugänglich bleiben muß. Einige Ergebnisse seiner Denkarbeit, wie das, was er über den Satz vom zureichenden Grunde sagt, und was er in seiner Untersuchung der Willensfreiheit gefunden hat, sind bereits Gemeingut der philosophisch Gebildeten geworden. Andre verdienten, es zu werden. Dahin rechnen wir vorzüglich seine entschiedne und überzeugende Widerlegung der anmaßenden Einbildung, daß die Natur durch die Physik erklärt werden könne. Sodann die Aufdeckung der Thatsache, daß es in der ganzen Welt nur eine Kraft giebt, die wir durch und durch kennen: unsern eignen Willen; daß daher der Wille nicht als eine Art von Kraft, sondern vielmehr jede Kraft nur als eine Art von Willensäußerung zu definiren ist. Denselben Begriff der Kraft findet man nur noch bei Lotze, von dem wir nicht wissen, ob er ihn Schopenhauer entlehnt oder selbständig gefunden hat. Auf den schlechten Gebrauch, den Schopenhauer von dieser schönen Entdeckung gemacht hat, kommen wir noch zurück. Nicht so unzweifelhaft richtig, aber doch ernster Beachtung wert ist Schopenhauers Ästhetik; seine Darstellung der Natur des Lichtes und des Wesens der Musik wäre eines Plato oder Goethe würdig. In Beziehung auf den zweiten Gegenstand wollen wir doch die schöne Abhandlung von Fuchs über Schopenhauer und Richard Wagner in den vorjährigen Grenzboten (2. Quartal, S. 461) durch die kleine Bemerkung ergänzen, daß eigentlich weder Richard Wagner noch Ibsen das Recht hat, sich auf Schopenhauer zu berufen, wenigstens nicht auf dessen ästhetische Grundsätze, die mit dem Pessimismus nur sehr lose zusammenhängen. Von der Oper sagt Schopenhauer, daß ihr Text seine untergeordnete Stellung nie verlassen sollte, um sich zur Hauptsache und die Musik zum bloßen Mittel ihres Ausdruckes zu machen, „als welches ein großer Mißgriff und eine arge Verkehrtheit ist.“ Damit wäre ja das Wagnersche „Musikdrama“ gerichtet. Nicht weniger entschieden verwirft er die Grundsätze des zu seiner Zeit erst in bescheidnen Anfängen vorhandnen Naturalismus in der Kunst. Nur das Schöne läßt er als Gegenstand der Kunst gelten, definirt den Genuß des Natur- und Kunstschönen als die „Seligkeit des willenlosen Anschauens“ und erklärt daher alles, was reizt, für ungeeignet zur künstlerischen Darstellung, mag es den Willen als Lüsternes zum Begehren oder als Ekelhaftes (negativ Reizendes) zum Verabscheuen bewegen.

Sehr nützlich zu lesen sind ferner die Beiträge „zur Lebensweisheit“ (die wirkliche Lebensweisheit, und zwar epikureische enthalten, also das gerade

Gegenteil jener Lebensweisheit, die des Verfassers Pessimismus fordert) und die vermischten Abhandlungen, die Brasch am Schlusse des zweiten Bandes zusammenstellt. Sie sind dem zweiten Bande der Parerga und Paralipomena entnommen und zu bekannt, als daß es erlaubt wäre, darauf einzugehen; ihre göttliche Grobheit ist ebenso erfrischend als nachahmenswert. Grenzbotenleser müssen namentlich den Aufsatz über Schriftsteller und Stil interessant finden, weil er sehr kräftig gegen die Verhunzung unsrer schönen deutschen Sprache donnert und zum Teil dieselben Versündigungen durchhechelt, die in diesen Blättern so oft gerügt werden. In einem Punkte jedoch weicht Schopenhauer von den Grundsätzen aller heutigen Sprachreiniger wesentlich ab: er nimmt die Fremdwörter in Schutz, weil er sie für eine Bereicherung unsrer Sprache ansieht, und weil er die meisten von ihnen, namentlich die termini technici, für unentbehrlich hält.

Das wäre nun alles ganz schön, wenn nicht zu befürchten wäre, daß die beiden Giftpilze dieses philosophischen Krautgartens, der Atheismus und der Pessimismus, mehr Seelen umbringen werden, als von dem nahrhaften Gemüse darin am Leben erhalten werden. Die Herbart-Lotzische Richtung, die einzige außerhalb der kirchengläubigen Kreise, die den Glauben an Gott nicht ausschließt, hat nur eine nicht sehr einflußreiche Minderheit der denkenden Geister für sich, die Junghegelianer wie die Naturwissenschafter gelangen auf andern Wegen zu denselben Zielen wie Schopenhauer, und so wird die Masse der Gebildeten und noch mehr die der Halbgebildeten die Auffrischung der Schopenhauerschen Beweisführung als eine neue Bestätigung ihrer Lieblingsmeinungen und Herzenswünsche willkommen heißen.

Schopenhauer versucht nämlich den Atheismus auf streng wissenschaftlichem Wege zu beweisen, und zwar in dem philosophisch wertvollsten seiner Werke: in der Untersuchung „über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde." Er zeigt darin, daß dieser Satz „ein gemeinschaftlicher Ausdruck mehrerer a priori gegebner Erkenntnisse ist." Diese Erkenntnisse beziehen sich auf vier verschiedne Arten von Gegenständen: die Aufeinanderfolge der Erscheinungen, den logischen Zusammenhang unsrer Begriffe, die Wechselbeziehungen der mathematischen Größen unter einander und den Ursprung unsrer Handlungen. Demnach spaltet sich der Satz vom zureichenden Grunde in vier Sätze: den Satz vom zureichenden Grunde des Werdens (z. B. daß die Verbrennungserscheinungen durch Hinzutritt von Sauerstoff zu einem brennbaren Körper verursacht werden); den Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens (der bei jeder Schlußfolgerung angewendet wird); den Satz vom Grunde des Seins (z. B.: ein Dreieck mit drei gleichen Winkeln ist nur möglich, wenn die drei Seiten gleich sind; zur Zahl zehn kann ich nur durch neun vorhergehende Einheiten gelangen); und das Gesetz der Motivation (keine Handlung ist denkbar ohne vorhergehenden Beweggrund). Mit diesen vier

Anwendungsarten ist nach Schopenhauer die Anwendbarkeit des Satzes vom zureichenden Grunde erschöpft, und es giebt im Gefüge unsrer Gedanken keine Stelle, an der er über die Welt hinausführte. Wenigstens sucht Schopenhauer die Öffnung aufs sorgfältigste zu vermauern. „Das Kausalitätsgesetz [die erste der vier angegebenen Anwendungsarten] ist der Regulator der in der Zeit eintretenden Veränderungen, der Gegenstände der äußern Erfahrung, diese aber sind sämtlich materiell. Jede Veränderung kann nur eintreten dadurch, daß eine andre, nach einer Regel bestimmte ihr vorhergegangen ist, durch die sie aber dann als notwendig herbeigeführt eintritt: diese Notwendigkeit ist der Kausalnexus. So einfach demnach das Gesetz der Kausalität ist, so finden wir in den philosophischen Lehrbüchern, von den ältesten an bis auf die neuesten, in der Regel es ganz anders ausgedrückt, nämlich abstrakter, mithin weiter und unbestimmter gefaßt. Da heißt es denn etwan, Ursache sei, wodurch ein andres zum Dasein gelangt, während doch bei der Kausalität es sich offenbar nur um Formveränderungen der unentstandenen und unzerstörbaren Materie handelt und ein eigentliches Entstehen, ein Insdaseintreten des vorher gar nicht Gewesenen eine Unmöglichkeit ist. An jenen hergebrachten, zu weiten, schiefen, falschen Fassungen des Kausalitätsverhältnisses mag nun zwar größtenteils Unklarheit des Denkens schuld sein: aber zuverlässig steckt mitunter auch Absicht dahinter, nämlich theologische, schon von ferne mit dem kosmologischen Beweise liebäugelnde, welche bereit ist, diesem zu gefallen, selbst transcendentale Wahrheiten a priori (diese Muttermilch des menschlichen Verstandes) zu verfälschen.“ Dann folgt ein mit beißenden und hämischen Witzen gespickter Ausfall auf die deutschen Philosophieprofessoren, die den von Kant mausetot geschlagenen kosmologischen Beweis mit Hilfe von allerlei Gauklerkünsten wieder auf die Beine gebracht hätten gegen besseres Wissen und Gewissen, weil sie — dafür bezahlt würden.

In Wirklichkeit ist es nicht die Theologie, die den Satz vom zureichenden Grunde fälscht (vielmehr ist sie ein Kind dieses Satzes), sondern Schopenhauer macht sich dieses Verbrechens schuldig aus Haß gegen die Theologie. Derselbe Trieb, der uns zwingt, die vorhergehende Erscheinung nicht bloß als Vorgängerin, sondern auch als Ursache der nachfolgenden anzuerkennen, der zwingt uns noch weiter, eine gemeinsame Grundursache aller Erscheinungen anzunehmen. In Beziehung auf diese letzte Ursache wirkt der Trieb weniger stark, aus dem einfachen Grunde, weil wir die Kenntnis dieser letzten Ursache nicht zu unsern täglichen Verrichtungen brauchen, während wir, ohne beständig auf die ursächliche Verkettung der Erscheinungen zu achten, nicht einmal essen und trinken, geschweige denn arbeiten könnten. Und so mag es wohl kommen, daß das Bedürfnis, eine letzte Ursache aller Dinge zu denken, in manchen Menschen, zu denen auch Schopenhauer gehört, überhaupt nicht erwacht, wie es ja auch Menschen ohne musikalisches Gehör giebt, andre, denen der Sinn für Natur-

schönheit und für die bildenden Künste, oder das Ehrgefühl, oder das Mitleid fehlt. Aber das Recht haben jene geistigen Krüppel nicht, das Vorhandensein des Triebes in andern zu bestreiten und sie, wenn sie ihm nachgeben, der Fälschung von Bewußtseinserscheinungen anzuklagen. Allenfalls könnte man die Richtung des Kausalitätstriebes auf das „Ding an sich" und auf die Grundursache von der auf die Reihenfolge der Erscheinungen sondern und als fünfte Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde bezeichnen. In dieser Gestalt müßte er dann der Satz vom zureichenden Grunde des Seins genannt werden. Sehr schlau und mit einem des wahrheitsliebenden Philosophen unwürdigen Strategem hat Schopenhauer diese Benennung für die gegenseitige Abhängigkeit der Raum- und Zahlengrößen von einander mit Beschlag belegt, obwohl dafür besser die Bezeichnung passen würde: Gesetz des zureichenden Grundes des Soseins (des Grundes z. B., warum dieses Dreieck gerade stumpfwinklig und nicht spitzwinklig ist).

Übrigens widerlegt sich Schopenhauer selbst in den oben angeführten Sätzen. Ein eigentliches Entstehen, ein Insdaseintreten des vorher gar nicht Gewesenen soll unmöglich sein. Gut! Dann ist nach Schopenhauers Annahme der bewußte Geist eine Unmöglichkeit. Denn wenn ursprünglich nichts dawar, als die bewußte Materie, so ist mit dem bewußten Geiste etwas völlig Neues ins Dasein getreten. Lassen wir es vorläufig dahingestellt sein, ob Schopenhauers „Wille," jene bewußtlos und doch planvoll schaffende Kraft, die alle Erscheinungen hervorgebracht haben soll, denkbar sei, aber daß zu diesem „Willen" mit der „Vorstellung," mit der bewußten Erkenntnis, etwas völlig Neues, vorher nicht Dagewesenes hinzukommt, das ist doch wohl unbestreitbar?

Und wie Schopenhauer seine schöne Untersuchung des Gesetzes vom zureichenden Grunde durch das atheistische Vorurteil verdirbt, so auch die bereits erwähnte schöne Entdeckung, daß es in der Welt gar keine andre Kraft gebe und geben könne als den Willen. Unser eigner Wille ist die einzige Kraft, die wir kennen; was in unserm Geiste vorgeht, wenn wir unsre Glieder bewegen, oder mit der Hand einen Billardball stoßen, das wissen wir; von der Wirkungsweise andrer Kräfte dagegen haben wir keine Vorstellung. Anziehung, chemische Verwandtschaft, Elektrizität sind weiter nichts als Wörter, in denen wir je eine Erscheinungsgruppe zusammenfassen, die ihr eignes Gesetz der Aufeinanderfolge hat. Die Ursache der Erscheinungen und ihrer Aufeinanderfolge wird weder durch jene Namen noch durch dieses Gesetz, durch die Regel erklärt. Wollen wir eine Erklärung haben, wollen wir uns die Vorgänge verständlich machen, so bleibt nichts weiter übrig, als einen dem unsrigen ähnlichen aber weit überlegnen bewußten Willen anzunehmen, der die mannichfachen in der Welt vorkommenden Bewegungen hervorruft und ordnet, wie wir das Rollen der Billardbälle oder den Gang einer Maschine ordnen. Indem aber Schopenhauer diesen höchsten bewußten Willen hartnäckig leugnet

und die Bezeichnung „Wille“ auf den „blinden Drang“ überträgt, der in der unorganischen Natur „als ein finstres, dumpfes Treiben, als erkenntnisloses Streben“ waltet, vernichtet er damit den Wert seiner Entdeckung: das Erkennbare, das er gefunden hatte, das helle Licht des bewußten Willens giebt er preis und bietet uns dafür als Erklärungsgrund der Welt wieder ein Unerkennbares und Undenkbares dar, den „blinden Drang.“ Indem also Schopenhauer den Willen gerade in der Gestalt leugnet, die für die Erklärung der Welt am notwendigsten und ganz unentbehrlich ist, verzichtet er ebenso auf die Erklärung der Welt, d. h. auf den Kern aller Philosophie, wie der Materialist es zu thun genötigt ist, wenn er sich nicht mit Redensarten betrügt. Warum wir Gott nicht wahrnehmen, sondern nur ahnen und auf sein Dasein schließen können, dafür hat Schopenhauer selbst den Grund angegeben an einer Stelle, wo er freilich gar nicht an Gott dachte. Sehr schön sagt er (Ausgabe von Brasch, Bd. 2, S. 597): „Keiner kann über sich sehen. Hiermit will ich sagen, jeder sieht am andern nur so viel, als er selbst auch ist, denn er kann ihn nur nach Maßgabe seiner eignen Intelligenz fassen und verstehen. Ist nun diese von der niedrigsten Art, so werden alle Geistesgaben, auch die größten, ihre Wirkung auf ihn verfehlen und er an dem Besitzer derselben nichts wahrnehmen, als bloß das Niedrigste in dessen Individualität, also nur dessen sämtliche Schwächen, Temperaments- und Charakterfehler. Daraus wird er für ihn zusammengesetzt sein. Die höhern geistigen Fähigkeiten desselben sind für ihn so wenig vorhanden, wie die Farbe für den Blinden. Denn alle Geister sind dem unsichtbar, der keinen hat.“ Der Einwand, daß der niedrigere Menschengeist vom höhern doch wenigstens die sinnliche Erscheinung, den Leib wahrnehme, hat in unsrer Zeit kein Gewicht mehr. Nehmen wir doch auch die Körper- und Ätheratome nicht wahr, die nach unsrer heutigen Physik die Grundbestandteile aller körperlichen Dinge sind, oder, weil Schopenhauer ein heftiger Gegner der Atomistik ist, so sagen wir lieber: ist doch diese ganze sichtbare Welt nur „unsre Vorstellung,“ daher wir selbstverständlich den nicht wahrnehmen können, der über alle menschliche Vorstellung erhaben, uns unsre besondre Vorstellungsweise eingerichtet hat.

Den ontologischen Beweis nennt Schopenhauer „eine allerliebste Schnurre.“ Bekanntlich besteht dieser darin, daß das Dasein Gottes aus seinem Begriff gefolgert wird. Schopenhauer beschuldigt auch Spinoza, sich dieser „Verwechslung und Vermischung des Verhältnisses zwischen Erkenntnisgrund und Folge mit dem zwischen Ursache und Wirkung“ schuldig gemacht zu haben. Der Herausgeber nimmt in einer Anmerkung Spinoza in Schutz, er hätte bei dieser Gelegenheit auch für Hegel und für Anselm von Canterbury ein gutes Wort einlegen können. Hegel hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „Die kantische Kritik des ontologischen Beweises hat ohne Zweifel auch dadurch eine

so unbedingt günstige Auf- und Annahme gefunden, daß Kant zur Verdeutlichung, welch ein Unterschied sei zwischen Denken und Sein, das Beispiel von hundert Thalern gebraucht hat, die dem Inhalte nach gleich hundert seien, gleichviel ob sie nur möglich oder wirklich sind; aber für meinen Vermögenszustand mache dies einen sehr wesentlichen Unterschied aus. Nichts kann so einleuchtend sein, als daß dergleichen, was ich mir denke oder vorstelle, darum noch nicht wirklich ist. Abgesehen davon, daß es nicht mit Unrecht eine Barbarei genannt werden könnte, dergleichen wie hundert Thaler einen Begriff zu nennen, so sollten doch wohl diejenigen, die immer und immer wiederholen, daß Denken und Sein verschieden seien, voraussetzen, den Philosophen sei dies gleichfalls nicht unbekannt; was kann es in der That für eine trivialere Kenntnis geben? Alsdann aber müßte bedacht werden, daß, wenn von Gott die Rede ist, dies ein Gegenstand andrer Art sei, als hundert Thaler und irgend ein besondrer Begriff. In der That gehört es eben zum Wesen alles Endlichen, daß sein Dasein von seinem Begriff verschieden (daß es nicht notwendig da) ist. Gott aber soll eben das sein, dessen Begriff das Sein einschließt, das also als nur existirend gedacht werden kann." Ein Zeitgenosse Anselms, der Mönch Gaunilo, hatte denselben Einwurf erhoben wie Kant, aber ihn mit einem passenderen Beispiele verdeutlicht. Wenn jemand von einer Insel spreche, die vollkommener und herrlicher als alle bekannten Inseln sei, und daraus ihre Existenz ableite, weil sie als nicht existirend ja nicht vollkommener, sondern unvollkommener als alle übrigen Inseln sein würde, so wisse er nicht, ob er den, der einen solchen Beweis führe, oder einen, der sich ihn gefallen lasse, für einen größern Thoren halten müßte. Darauf erwiderte Anselm: wenn Gaunilo sich eine Insel denken könne, über die hinaus keine vollkommnere gedacht werden könne, so schenke er sie ihm. „Dem Anselm — sagt Möhler — war der Gedanke des vollkommensten Wesens ein notwendiger Vernunftbegriff, der mit dem willkürlichen Phantasiegebilde einer herrlichsten Insel gar nicht zu vergleichen sei." Der Sinn des ontologischen Beweises ist also der, daß jenes Wesen, aus dem alle Kräfte, Schönheiten und Vollkommenheiten der Welt entspringen, nicht als nichtseiend gedacht werden könne, oder daß das Wesen, aus dem alle Vollkommenheiten der Welt hervorgehen, diese Vollkommenheiten, namentlich die höchste, die bewußte Intelligenz, selbst besitzen müsse, und es war nur ein Fehler, diesem Gedanken, der sich den meisten sinnenden Menschenseelen aufdrängt, die Form eines Syllogismus zu geben, der wie ein Trugschluß aussieht.

Wenden wir uns nun dem zweiten Giftpilze zu. Der Pessimismus ist schon so oft und so gründlich, u. a. auch in der oben erwähnten Abhandlung von Fuchs, ad absurdum geführt worden, daß uns in dieser Hinsicht nichts mehr zu thun übrig bleibt. Nur seine Schädlichkeit wollen wir ein wenig beleuchten. Nicht etwa daß wir den Herren Pessimisten eine schlechte Moral

zum Vorwurfe machten, die ihrige ist im Gegenteil die denkbar vollkommenste, indem der Pessimismus die Hoffnung auf Belohnung des Guten gründlich austreibt und jeden Schlupfwinkel verstopft, in den sie sich verkriechen könnte. Schade nur, daß diese übervortreffliche Tugend dem umgekehrten ontologischen Beweise zum Opfer fällt! Eben ihrer unnatürlichen Vortrefflichkeit und Uneigennützigkeit wegen ist sie unmöglich. Auch haben wir, aus Gründen der Praxis wenigstens, gegen das Mitleid als Wurzel aller Tugenden nichts einzuwenden. Die Ableitung der Tugenden aus dieser oder jener, aus einer oder fünf Wurzeln hat lediglich ein wissenschaftliches Interesse und hat fürs Leben nichts zu bedeuten. Denn der Mensch ist schon gut oder schlecht, ehe er über den Ursprung seiner Handlungen nachzudenken beginnt. Was wir den Religionen und Philosophien in sittlicher Hinsicht verdanken, das sind Ziele des Handelns, Antriebe und Abschreckungen. In dieser Beziehung ist nun der Pessimismus das unbrauchbarste, schädlichste und verderblichste aller Systeme, sodaß ihm selbst der platteste Epikureismus bei weitem vorzuziehen wäre. Nichts lähmt die Thatkraft in dem Grade, wie die Überzeugung, daß es kein erstrebenswertes Ziel gebe, und ganz aufrichtig hat ja Schopenhauer selbst auch eingestanden, daß seine Lehre weit mehr „Quietive" als Motive enthalte und darauf abziele, den unvernünftigen Glückseligkeitsdrang zum Stillstand zu bringen. Nun rühmt sich zwar E. v. Hartmann, diesen Fehler verbessert zu haben, indem er der Kulturentwicklung ein neues Ziel gesteckt habe: die Steigerung des Intellekts bis zu dem Grade, daß das ganze Menschengeschlecht, vom unheilbaren Elend des Daseins überzeugt, seine Selbstvernichtung oder gar die Vernichtung der Welt beschließe. Indes da ein so phantastisches Ziel niemals auch nur von einem Menschen ernsthaft genommen werden und niemals für irgend jemand Antrieb zum Handeln sein wird, so ist diese Korrektur als nicht geschehen zu betrachten. Der Pessimismus ist eben keiner Verbesserung fähig; er ist, wie er ist, und will man ihn nicht so, dann muß man Optimist werden.

An und für sich würde von ihm nicht viel Unheil zu fürchten sein; denn so sehr auch die Pessimisten dagegen protestiren, bleibt es doch Thatsache, daß der wissenschaftliche Pessimismus nur die Frucht eines Temperaments ist. Namentlich bei Schopenhauer ist das ganz klar; weiß man doch zur Genüge, daß er schon als Jüngling durch seinen unglückseligen Hang, alle Dinge von der schlimmsten Seite zu nehmen, sogar seiner Mutter unausstehlich wurde. Der Pessimismus ist also von Haus aus eine Art Seelengelbsucht, die Philosophie des Melancholikers, und die andern drei Temperamente sind nicht empfänglich dafür. Indes kommt fast kein Temperament ganz rein und ungemischt vor ohne jeglichen Zusatz von einem der andern, und es giebt Lebensalter und Umstände, die den melancholischen Zusatz verstärken. Das zur Melancholie geneigte Lebensalter ist bekanntlich das Jünglingsalter in der

Periode der Pubertät und später noch einmal bei den ersten herben Enttäuschungen; Unglück und Armut aber vermögen jedermann trübselig zu stimmen. In solcher Stimmung werden pessimistische Lehren mit Begier aufgefangen, als Rechtfertigung der keimenden Verzweiflung, und sie pflegen dann nicht zur Abkehr oder zur Beschaulichkeit zu führen, sondern sie treiben die energischen Naturen zu Selbstmord und Verbrechen, während sie die schlaffen in einen Zustand mutloser Betäubung versetzen, in dem der Unglückliche die Hände in den Schoß legt und widerstandslos die Wellen über sich gehen läßt. Wo die Beschaulichkeit erstrebt wird, da geschieht es gewöhnlich nicht durch Abziehung der Gedanken von der Außenwelt und religiöse Vertiefung in die eigne Seele, sondern durch Opium, Haschisch, Wein, Bier, Grog oder Schnaps. Nur sehr edle und zarte Seelen können selbst durch dieses Gift noch veredelt werden, indem sie, um das Weltelend nicht zu vermehren, sich noch gewissenhafter als früher vor Unrecht hüten, zugleich aber auch, aus Angst vor möglichen schlimmen Folgen, kaum noch etwas Gutes zu thun wagen.

Sich auf das Christentum zu berufen, dazu verleihen den Pessimisten die Verirrungen des gewöhnlichen Liberalismus ein Scheinrecht. Dieser Liberalismus bildet sich bekanntlich ein, man brauche nur die Pfaffen abzuschaffen, eine recht liberale Staatsverfassung zu geben und täglich eine Maschine nebst einem neuen Heilmittel zu erfinden, so sei der Himmel auf Erden fertig, und wollten sich die Ungenügsamen außerdem noch einen Himmel nach dem Tode hinzuträumen, so könne man ihnen diesen unschuldigen Spaß mit der des Liberalen würdigen Toleranz ja gönnen. Dieser gar zu jugendlichen Lebensauffassung gegenüber kann sich der Pessimismus allerdings auf das Neue Testament wie auf die Kirchenlehre und auf alle tiefern Geister unter den Theologen beider Konfessionen berufen. Das Neue Testament läßt die irdischen Dinge als wertlos und nichtig erscheinen; das kirchliche Erbsündendogma stellt die menschliche Natur und die menschlichen Verhältnisse als unheilbar verderbt dar, sodaß nur ein übernatürliches Mittel Hilfe gewähren könne, und die bedeutendsten Geister beider Konfessionen sind mehr oder weniger Asketen oder wenigstens Mystiker gewesen. Aber von der buddhistisch-schopenhauerschen Askese und Mystik ist die neutestamentlich-kirchliche doch grundverschieden. Der christliche Pessimismus hat den stärksten Optimismus zum Hintergrunde, indem er an den Ursprung der Welt aus dem guten Gott und an die Überwindung aller Übel durch die Erlösung glaubt, und er gestattet die Beschaulichkeit nur als feiertägliche Erholung, während er für gewöhnlich eine angestrengte Werkeltagsarbeit fordert. In die äußerste Finsternis soll der faule Knecht geworfen werden, der mit seinem Talent nicht wuchert; und scheint das Johannesevangelium zu quietistischer Weltflucht einzuladen, so klingen dann wieder die Weckrufe des Apostels Paulus wie die Trompetenstöße eines preußischen Signalbläsers hinein: „Die Stunde ist da, wo wir vom Schlafe erwachen sollen u. s. w.," und die Kirchenhymnen

zielen auf die Erweckung derselben frischen Morgenstimmung ab, wie z. B. der mit den Worten beginnende

En clara vox redarguit
Obscura quaeque, personans:
Procul fugentur somnia.

Askese und Mystik werden zwar in der katholischen Kirche von einem besondern Berufsstande als eine zu erlernende Kunst fachmännisch betrieben (im Protestantismus haben kleinere Sekten die Aufgabe übernommen, den Geist der religiösen Orden weiter zu pflegen), aber die Lehrbücher verfehlen nicht einzuschärfen, daß zwar die via purgativa keinem, der selig werden wolle, erspart bleiben könne, das Erklimmen der via contemplativa und unitiva im sterblichen Fleische aber allemal ein gefährliches Wagnis sei, das nicht selten mit dem tragischen Sturz in Luzifers Abgrund gebüßt werde. Besonnenen Seelsorgern wird immer angst, wenn eines ihrer Kirchkinder, gewöhnlich ist es generis feminini, sich vom gewöhnlichen Wege zu entfernen beginnt und sich auf außerordentliche geistliche Übungen und auf das Studium der Mystiker verlegt. (Übrigens sprechen diese Mystiker zwar stets von der Vernichtung ihres eignen Ichs, verlieren dieses aber niemals so ganz, daß sie nicht die Wollust der Versenkung in Gott empfänden; sie streben also nicht die buddhistische Nirwana, sondern eine positive Seligkeit an. Die Hierarchie hat sich diesen Erscheinungen gegenüber im ganzen wie ein nüchterner und besonnener Seelsorger verhalten. Es ist zwar richtig, daß sie bei der Verfolgung und Ausrottung schwärmerischer Sekten, bei der Verdammung mancher aus den Schriften der Mystiker ausgezognen Sätze zunächst von dem Triebe der Selbsterhaltung geleitet wurde, denn die Verinnerlichung des Lebens führt allemal zur Aufhebung der äußern Ordnungen: Leute wie Hus behaupten, daß jede geistliche und weltliche Obrigkeit durch eine Todsünde ihres Amtes verlustig gehe, andre erklären alle Obrigkeiten für überflüssig, und jeder echte Mystiker hegt das stolze Bewußtsein Dantes, der sich von Virgil sagen läßt:

Nicht meines Worts, noch meines Winks mehr harre,
Denn frei, gerad' ist und gesund dein Wille jetzt,
Und Fehler wärs, nicht seinem Sinn zu folgen;
Drum mach' ich dich zu deinem eignen Papst und Kaiser*)

Wenn nun auch wahrhaft große Geister diese vollkommne innere Freiheit, diese Erhabenheit über jedes äußerliche Gesetz, deren sie sich bewußt sind, nicht mißbrauchen, so ist es doch klar, welches Unheil die Verbreitung solcher Grundsätze im Volke anrichten kann. Daher hat sich die Hierarchie, wenn sie deren Verbreitung im eignen Interesse hinderte, doch zugleich auch um die bürger-

*) Perch' io te sopra te corono e mitrio.

liche Ordnung verdient gemacht. Ich finde deshalb auch die Verdammung der quietistischen Grundsätze des spanischen Priesters Molinos († 1697) gerechtfertigt, wenngleich der auf ihn ausgeübte Zwang zum Widerruf und die jahrelange Einkerkerung des edeln Mannes eine durch nichts zu entschuldigende Abscheulichkeit war. Zur Charakteristik seiner Lehre möge folgende Stelle aus einer seiner Schriften hier Platz finden: „Hier bringt der göttliche Bräutigam, indem er die Seelenkräfte suspendirt, die Seele in einen überaus süßen und friedlichen Schlaf; hier sinkt sie in Schlummer, empfängt und genießt, ohne zu verstehen. was sie genießt, in einer allersüßesten und lieblichsten Windstille. Erhoben und verklärt zu diesem passiven Zustande findet sie sich mit dem höchsten Gut vereinigt, und diese Vereinigung macht ihr keine Mühe mehr.“ (Die quietistischen Streitigkeiten sind durch Fénélon berühmt geworden, der sich durch die Verteidigung seiner schwärmerischen Freundin, der Frau de la Motte-Guyon, eine Anklage zuzog und ebenfalls widerrufen mußte.) Der Protestant muß zwar aufs entschiedenste die Anmaßung des Papstes verwerfen, den unfehlbaren Glaubensrichter zu spielen, kann aber den kirchlichen und Staatsbehörden nicht zumuten. daß sie in Sachen der Glaubensmeinungen ruhig Gottes Wasser über Gottes Land laufen lassen sollen. Wenn sie in dieser Beziehung eingreifen, so handeln sie nur als Organe des Gesamtwillens, d. h. des Willens der nüchtern, verständig und gemäßigt denkenden Menschen, die zwar stets die Mehrheit bilden, die aber trotzdem ohne Obrigkeit den Schwärmern und Fanatikern gegenüber verloren sein würden, weil ein einziger fanatischer Schwärmer, der herumläuft, aufreizt, schreit und schreibt, mehr Einfluß auf den Gang des öffentlichen Lebens ausübt, als tausend ruhige Bürger, die in der Werkstatt und auf dem Acker arbeiten. Fühlt sich die Regierung stark und weiß sie, daß das Volk geistig gesund ist, so kann sie ohne Gefährdung des Gemeinwohls einer Narrheit, so lange diese sich auf das theoretische Gebiet beschränkt, freien Lauf lassen; aber wenn sie Narrheitslehrer besolden wollte, so würde sie ihre Pflicht verletzen. Hat doch bis jetzt auch noch niemand verlangt, daß an den Universitäten Lehrstühle für Sozialdemokratie errichtet werden sollen. Anderseits kann der Staat nicht umhin, alle Wissenschaften, darunter auch die Philosophie, durch besoldete Lehrer vortragen zu lassen. Daß darin eine Gefahr für die Freiheit der Wissenschaft liegt, daß die Aufsicht der Staatsbehörden ähnlich wie die kirchliche Inquisition zuweilen auch für die Verbreitung nützlicher Wahrheiten ein Hemmnis werden kann, daß sich Professorenringe bilden, die zur Wahrung des eignen Ruhmes andre Meinungen nicht aufkommen lassen, daß ein Mann, der von seinem Vermögen lebt und ganz unabhängig forscht, sich auch leichter die Unabhängigkeit und Unbefangenheit des Urteils bewahrt, das alles ist freilich richtig, aber es läßt sich nicht ändern; alle menschlichen Einrichtungen sind nun einmal unvollkommen. Daher war Schopenhauer im Unrecht, wenn er über das Institut der Philosophieprofessoren grundsätzlich den Stab brach. Was

das Persönliche anlangt, so gönnen wir den Professoren die Grobheiten, die ihnen der grimmige Pessimist an den Kopf geworfen hat, als gute Christen, weil ihnen nämlich der Zustand der Aufblähung, in dem sie sich gewöhnlich befinden, beim Eingehen durch die enge Pforte sehr hinderlich sein würde, wenn sie nicht vorher ein wenig gedemütigt worden wären.

Soll der Mensch sich rühren, streben und arbeiten — das ist unser Schlußurteil über den Pessimismus — so muß er etwas Gutes hoffen, sei es im Diesseits oder im Jenseits. Wer ihm alle Hoffnung nimmt, der ist ein Verbrecher; erst durch Mutlosigkeit und Thatlosigkeit versinkt ein Volk in jenes Elend, das die Pessimisten auszumalen lieben. Angenommen auch, sie hätten philosophisch das Richtige getroffen, so wäre dieses Richtige nicht jene Wahrheit, die anzuerkennen und zu verbreiten der Wahrheitssinn uns verpflichtete; ist das Leben, ist die Weltgeschichte, wie Schopenhauer behauptet, nur ein wüster Traum, dann ist alle Erkenntnis wertlos und jeder Unterschied zwischen Wahrheit und Irrtum hinfällig. Das Mitleid, das nach Schopenhauer die einzige Quelle des sittlich Guten ist, hätte ihn eigentlich verpflichtet, sich einen Mühlstein an den Hals zu hängen und sich samt der gräßlichen Wahrheit, die er entdeckt zu haben glaubte, ins Meer versenken zu lassen, wo es am tiefsten ist.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die Ausgabe von Brasch. Auswahl und Anordnung verdienen Beifall. Der Herausgeber schickt drei kleinere Aufsätze voran, die geeignet sind, in die Philosophie einzuführen, läßt dann die erkenntnistheoretische Schrift über die „vierfache Wurzel" folgen und fügt jedem der vier Teile des Hauptwerkes (Die Welt als Wille und Vorstellung) die ihn ergänzenden Schriften bei, sodaß sich die natürliche Einteilung des Ganzen in Erkenntnislehre, Metaphysik, Naturphilosophie, Ästhetik und Ethik ergiebt. In den Einleitungen und Anmerkungen wird an Schopenhauers Ansichten maßvoll und zurückhaltend Kritik geübt, und es kommen auch seine Gegner zum Wort; noch besser freilich wäre es, wenn das Schädliche in Schopenhauers Lehre widerlegt und mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen würde. Druckfehler sind leider nicht selten; einige davon haben wir angemerkt. Band 1, S. XX steht merry für marry; S. 197 μηϑος für μυϑος (die Accente sind in den griechischen Zitaten meist, aber nicht immer weggelassen worden, eine Praxis, die zur Vermeidung von Druck- und Schreibfehlern auch anderwärts, z. B. beim griechischen Spezimen, sehr zu empfehlen wäre); S. 217 ουδην für ουδεν; S. 473 zweimal nerv für nerve (englisch) und komplilirte für komplizirte; S. 477 détermnent für déterminent, auch fehlt vor stricte observation der Artikel; S. 568 πϑηος für πϑηκος; S. 716 τυρραννε für τυραννε; Band 2, S. 16 hat vor ἀπτεσϑαι das Komma wegzufallen; S. 60 steht „dieses Alters" für „dieses Alles"; S. 369 fehlt zwischen 20 und Pfund wahrscheinlich das Wort Millionen.

# Ludwig Anzengruber

Von Moritz Necker

Am 10. Dezember 1889 starb Ludwig Anzengruber, kurz nach Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres, beinahe plötzlich, erschütternd für ganz Wien, überraschend für ganz Deutschland, das in ihm sein größtes dramatisches Talent unter den Lebenden ehrte, allzu schnell auch für die ihm näherstehenden Freunde, die da wußten, wie schlimm es um sein leibliches Dasein bestellt war. Nicht ganz zwanzig Jahre hat er der Öffentlichkeit angehört, in die er einem leuchtenden Meteor gleich am Abend der ersten Aufführung seines „Pfarrers von Kirchfeld" am 5. November 1870 getreten war. Während dieser zwanzig Jahre hat Anzengruber alle Bitterkeiten und alle Freuden des berühmten Mannes, des gekrönten und bekämpften Dichters in so reicher Fülle erlebt, wie nicht leicht ein andrer. Hoch hob ihn die Woge der Volksgunst in den ersten Jahren nach 1870. In bewunderungswürdiger Fülle kam ein Meisterwerk nach dem andern in jenen Jahren aus seiner Hand. Nach dem „Pfarrer" der „Meineidbauer," „Die Kreuzelschreiber," „Doppelselbstmord," „Der Gwissenswurm," lauter Schöpfungen, die vollendet genannt werden müssen, und die den Stempel unvergänglicher Dauer an sich tragen. Der arme Polizeischreiber konnte gleich nach seinem ersten Werke sein kümmerliches Amt mit der angesehenen Stellung eines Theaterdichters vertauschen. Am 11. Mai 1873 konnte er sich mit einem jungen schönen Mädchen, das er von Kindheit auf gekannt hatte, vermählen. Seine geliebte Mutter, die mit ihm, dem mittelmäßig begabten Schauspieler, an demselben Hungertuche nagend die schweren Zeiten seiner Wanderjahre von 1859 bis 1868 durchgemacht hatte, konnte der Dichter im September 1873 in einer gewiß kostspieligen Privatheilanstalt zu besserer Pflege unterbringen. Mit rastlosem Fleiße und unerschöpflicher Phantasie war er in diesen Jahren thätig, das Wiedner Theater, das Stadttheater, das Josephstädter Theater, ja selbst das Burgtheater rechneten auf seine Stücke, überhäuften ihn mit Bestellungen, und wenn ein Werk mißriet, so war er nicht in Verlegenheit, mit einem neuen die Scharte auszuwetzen. Auch das Gebiet der Erzählung bebaute er, da man ihn von allen Seiten darum anging. Seine ersten Erzählungen, die 1877 in „Nord und Süd" erschienen, fanden nicht geringern

Beifall, als seine Theaterstücke. 1876 hatte er seinen ersten Roman „Der Schandfleck" geschrieben, der acht Jahre darauf umgearbeitet wieder herauskam, und im November 1878 wurde ihm zugleich mit Wilbrandt und Nissel von Berlin aus der Schillerpreis zu teil. Und doch mußte er 1879 an Rosegger, mit dem ihn seit 1870 innige Freundschaft verband, schreiben: „Ich habe nun neun Jahre Schriftstellertum hinter mir, aber nicht die Stellung errungen, die mir erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolge aus dem Vollen heraus produziren zu dürfen. Ich werde diese Stellung voraussichtlich nie oder erst dann erringen, wenn meine Jahre nicht mehr die sind, welche eine Produktion aus dem Vollen zulassen."

Das Glück Anzengrubers dauerte nur kurze Zeit, und wie bei keinem zweiten Schriftsteller waren es äußere Unglücksfälle, die es zerstörten. Mehr als eine andre Kunstgattung hängt die dramatische von der Stimmung der Zeit, von dem zufälligen Vorhandensein einsichtiger Persönlichkeiten an der Spitze der maßgebenden Bühnen ab. Neben einem schlechten Theaterdirektor müssen auch große Talente verkümmern, während ein guter Talente nicht bloß fördert, sondern, wie die Geschichte lehrt, auch entdecken kann. Das Schicksal Anzengrubers hing von den Wiener Zuständen zu seiner Zeit ab, und es war nicht seine Schuld, daß er in den folgenden Jahren mit Sorgen aller Art zu kämpfen hatte und mitten in der hellsten Schaffensfreude, im rüstigsten Mannesalter geradezu lahmgelegt wurde. Anzengruber kam aus der Mode, als Wien an den Folgen des wirtschaftlichen Rückganges litt und nicht imstande war, die kurz nach einander niedergebrannten Gebäude des Ring- und des Stadttheaters wieder aufzurichten. Vom Burgtheater schloß ihn nicht bloß der Dialekt, sondern auch der freireligiöse Geist seiner Dichtungen aus. An der Stätte seiner ersten dramatischen Triumphe, auf der Wieden, kam die Operette zur Blüte — die Künstler, die in Anzengrubers Stücken glänzten, zogen entweder in die Ferne, wie die Geistinger, Martinelli und Swoboda, oder starben weg, wie Rott und die Gallmeyer. Es kam schließlich so weit, daß Anzengruber in seiner eignen Heimat gar nicht gespielt wurde und dem Volke nur noch dem Namen nach wie eine litterarische Größe aus fernen Zeiten bekannt war. Um sich und die Seinen vor der gemeinen Not zu schützen, mußte der Dichter Stellungen als Redakteur, zuerst der „Heimat" (1882 bis 1884), dann des „Figaro" annehmen (1884 bis 1889), und an Stelle der dramatischen Produktion trat die epische. In den achtziger Jahren hat er nur drei Stücke geschrieben, zwei davon nach eignen Erzählungen: „Stahl und Stein," „Der Fleck auf der Ehr" und die Weihnachtskomödie: „Heimgfunden," das liebenswürdigste seiner wienerischen Dramen. Dagegen fällt sein großer Roman „Der Sternsteinhof" in diese Zeit (1886), der übrigens keine volkstümliche Wirkung erzielte. Erst als ihm der Grillparzerpreis erteilt worden war und das Volkstheater begründet wurde, begann eine neue Zeit für ihn. Auf

der Decke des Zuschauerraumes im Volkstheater haben seine Verehrer, das Urteil der Zukunft kühn vorwegnehmend, sein Bild Hand in Hand mit dem von Ferdinand Raimund gemalt, also bei Lebzeiten den Dichter seiner Unsterblichkeit versichert. Nicht ohne Wehmut sah er sich diese Huldigung an; denn schon damals wußte er, daß er in einer schlechten Haut stecke, und mochte ahnen, daß er die Krönung in effigie nicht lange überleben würde.

So war sein äußeres Leben, so lange er in der Litteratur, die litterarischen Zeitgenossen mit sehr wenigen Ausnahmen (Gottfried Kellers) überragend, dastand. Und als er an jenem kalten Dezembertage von 1889 zu Grabe getragen wurde, da stand zwar das Volk in Massen auf der Straße, durch die der Leichenwagen fuhr, aber man kann nicht sagen, daß auch nur die Mehrzahl der Gebildeten Wiens ein klares Bewußtsein oder Bild von seiner Eigenart und Größe gehabt hätte. Es waren doch zu viele Jahre seit der ersten Aufführung seiner Meisterwerke verstrichen; mehr als den „Pfarrer" und den „Meineidbauer" haben die wenigsten gekannt, und die Stimmung der Zeit war inzwischen auch anders geworden. Seine Erzählungen, die teilweise geradezu bewunderungswürdig sind, haben es nicht zur volkstümlichen Beliebtheit gebracht, haben keine Massenauflagen wie Scheffel, Ebers, Dahn, Baumbach erlebt, seine zwei Romane sind gerade in Wien sehr wenig gelesen worden. Möglich, daß das Publikum des bäurischen Kostüms, der Dorfgeschichten überdrüssig und noch nicht zu der Erkenntnis gelangt war, daß das Dorf in Anzengrubers Dichtung nicht mit dem in den andern Dorfgeschichten verglichen werden darf; so eine tiefere Erkenntnis dringt immer nur sehr langsam durch. Genug: einen Überblick über die gesamte Leistung Anzengrubers hatten damals nur wenige Menschen, kaum seine vertrautesten Freunde, denn nicht bloß daß er jahrelang sehr wenig gespielt wurde, zur Zeit seines Todes erst wieder gespielt zu werden anfing, daß ihn die heimische Presse im ganzen nur widerwillig unterstützte, so waren seine Schriften nirgends gesammelt, sind bei verschiednen Verlegern in verschiedner Form gedruckt worden, die anmutigsten seiner Erzählungen vollends, die „Kalendergeschichten," waren vergraben in den einzelnen Jahrgängen der verschiednen Kalender, die sie mit andern Beiträgen gebracht haben, und darum der litterarischen Welt sogut wie unbekannt.

Aber schon im Sommer 1889 hatte Anzengruber den Plan zu einer Gesamtausgabe seiner Schriften gefaßt und mit der Cottaschen Verlagshandlung unterhandelt, nach seinem Tode fiel die Ausführung dieses Planes seinen Freunden (Karl Gründorf, Dr. Bettelheim, V. Chiavacci und V. K. Schembera) zu, die zu einem „Anzengruber-Kuratorium" zusammentraten, um das Erbe der unmündigen Kinder des Dichters zu verwalten. Ein Jahr nach dem Tode des Dichters lag die Ausgabe in zehn Bänden*) abge-

*) Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Zehn Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1890.

schlossen vor, und gleichzeitig erschien auch aus der Feder desselben Mannes, der sie besorgt hatte, eine Biographie des Dichters: Ludwig Anzengruber. Der Mann — Sein Werk — Seine Weltanschauung. Von Anton Bettelheim (dritter Band der Sammlung: „Führende Geister.“ Dresden, L. Ehlermann, 1891). Nun erst sind wir in der Lage, die Gesamtarbeit Anzengrubers zu überschauen, und für ihn selbst beginnt eigentlich erst mit dieser Ausgabe die Zeit einer neuen Wirksamkeit, deren Art und Erfolg wir jetzt noch nicht überblicken können.

Bettelheims Lebensbeschreibung ist bei manchen Schwächen, zumal der Komposition, doch eine wissenschaftliche Leistung von bleibendem Werte. Sie ist zunächst schon deswegen besonders schätzbar, weil neben dem reichen Quellenmaterial, das der Nachlaß des Dichters selbst, ferner seine Freunde Bolin, Rosegger, Friedrich Schlögl, L. Rosner u. s. w. durch Überlassung aller ihrer Briefe und durch zahlreiche Mitteilungen dem Biographen geboten haben, dessen eigne aus langjährigem Verkehre geschöpfte anschauliche Kenntnis von Anzengrubers persönlichem Wesen die Grundlage der Darstellung bilden konnte. Solcher Biographien, in denen sich die wissenschaftliche Erkenntnis mit der Wärme der persönlichen Erinnerung paart, haben wir sehr wenige, sie gehören zu den litterarischen Seltenheiten. Dadurch gewinnt Bettelheims Buch die Autorität eines klassischen Zeugen. Außerdem hat er die Gestalt des Dichters mitten im Zusammenhange mit ihrer Zeit, auf dem großen Hintergrunde des heimisch wienerischen und gesamten deutschen Geisteslebens geschildert, denn Anzengruber selbst war sich der Überlieferung im Wiener Volksstück und in der Erzählung wohl bewußt. So autodidaktisch auch seine ganze Bildung war, so wenig war es seine Kunst, in der er erst nach inniger Vertrautheit mit dem Theater seiner Zeit Meister geworden war. Anzengruber hatte ausdrücklich den Willen, das Wiener Volksstück, das der hochbegabte Friedrich Kaiser schon veredelt hatte, in dessen Geiste fortzubilden; er las auch J. P. Hebel, Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach mit verehrendem Fleiß, um seine eignen Dorf- und Kalendergeschichten im Geiste dieser großen Vorgänger und zum Teil auch (Hebel) Vorbilder zu gestalten. Dies alles und noch mehr lehrt uns der Biograph, und man muß es Bettelheim nachsagen, daß er seinen Helden von allen möglichen Gesichtspunkten beleuchtet hat. Ist auch der Stoff nicht erschöpft, verträgt er auch eine Durcharbeitung und Ergänzung in Einzelheiten, so ist doch der Grundriß klar und sicher entworfen, alle folgende Kritik wird auf diesem Buche Bettelheims fortbauen müssen. Und endlich muß zu seinem Lobe gesagt werden, daß der Biograph bei aller Liebe zu seinem Helden nicht blind für dessen Schwächen ist, nicht kritiklos alles, was Anzengruber in verschiednen Zeiten und Stimmungen geschrieben hat, gleich gut findet, sondern mit wissenschaftlicher Besonnenheit die einzelnen Werke unterscheidet und nach ihrem Range ordnet.

Auf Grundlage der Gesamtausgabe und dieser Lebensbeschreibung wollen wir nun ein Charakterbild Anzengrubers entwerfen, das sich in mehreren Grundzügen von der Zeichnung des Biographen unterscheiden wird.

Überblickt man den reichen Inhalt der zehn Bände von Anzengrubers gesammelten Werken, so bemerkt man, daß er je nach dem Stoffkreis, in dem sich die Phantasie des Dichters bewegt, aus zwei nicht bloß der Masse, sondern auch der innern Beschaffenheit nach sehr verschiednen Gruppen besteht. Die eine umfaßt die Dorfpoesie in dramatischer und erzählender Form, die andre, wesentlich kleinere Gruppe umfaßt die Wiener Sittenbilder: „Das vierte Gebot,“ „Heimgfunden,“ „Alte Wiener,“ zu denen wir auch die städischen Erzählungen rechnen können, die Phantasien und die Skizzen. Merkwürdig: Anzengruber, der geborene Städter, dem es kein Bedürfnis war, auch nur den Sommer auf dem Lande zu verbringen, den der großstädtische Straßenlärm in keiner Weise an der Arbeit hinderte, der auch für die modischen Berg- und Landpartien keine Leidenschaft hatte, das Reisen überhaupt nicht liebte, er begründete seinen Ruhm als Dichter mit Bauernkomödien und Dorfgeschichten. Das ist das erste, was sich jedem, der sich mit ihm beschäftigt, wie ein Rätsel aufdrängt. Allerdings war Anzengruber als bestellter Theaterdichter einer Wiener Bühne, als Wiener Kind und Freund des Wiener Lokalstückes von Beginn seiner dramatischen Laufbahn an bestrebt, nicht bloß Bauern, sondern auch Städter, wenn nicht Patrizier, so doch kleine Bürger, Vorstädter auf die Bühne zu bringen. Aber dieser Stoff erwies sich ihm so spröde, daß er selbst von den vielen Versuchen, die er in dieser Richtung gemacht hatte, nur eine sehr kleine Auswahl zur Aufnahme in seine Gesamtausgabe bestimmte, während von den Bauernkomödien keine einzige ausgeschlossen worden ist und, trotz des vielbewunderten „Vierten Gebots,“ Anzengrubers Poesie doch am hellsten in den Bauernstücken leuchtet. Von dieser Thatsache müssen wir ausgehen; gelingt es uns, sie von innen heraus zu begreifen, so haben wir den ganzen Mann verstanden.

Anzengrubers Stellung zum Bauerntum ist gleich von Anfang, vom „Pfarrer von Kirchfeld“ an rein künstlerisch, d. h. er fühlt und sieht diese Menschen nicht im Kontraste zu den Städtern, er hat nicht die Absicht, Sittenbilder des Landvolkes zu geben, er flieht nicht sentimental vor der Überfeinerung der Zivilisation an den Busen der Natur, sondern er giebt uns Charakterbilder, dramatisch wirksame Gegensätze, Leidenschaften, wahrhaft und natürlich dergestellt, die uns als solche fesseln; das bäuerische Gewand ist bei ihm kein Kostüm, es gehört zur Wahrheit seiner Menschen und ihrer Konflikte. Man kann sich einen Wurzelsepp, der der Kirche zürnt, weil sie ihm die Ehe mit einem lutherischen Mädchen nicht gestattet hat, und den die Milde des Pfarrers Hell mit der Kirche versöhnt, gar nicht anders als auf dem Lande denken; aber was uns an ihm fesselt, ist nicht sein Gewand, sondern sein seltsames Schicksal, sein Herz: nicht das Bäurische, sondern das allgemein Mensch-

liche in ihm. Ebenso ist es mit den Gestalten im „Meineidbauer," im „Gwissenswurm," in den „Kreuzelschreibern" und so auch in allen Dorfgeschichten.

Das Verhältnis Anzengrubers zum Bauerntum ist also rein künstlerisch. Er scheint befangen und gequält, wenn Städter vor seiner Phantasie stehen, er erhält seinen Schwung, seine Erfindungsgabe, seinen humorvollen Übermut wieder, sowie er Bauern vor sich sieht. Es scheint das eine Art von Beschränkung zu sein, wie sie z. B. einem Tondichter eigen sein kann; auf dem Klaviere ist er beredt, das Talent feurig, erfinderisch, witzig, auf der Violine konventionell. So ähnlich darf man das Verhältnis Anzengrubers als schaffender Dichter zu Stadt und Land auffassen. Die Beschränkung, die ihm dadurch auferlegt wird, ist jedoch nicht so groß, denn für den Standpunkt, den Anzengruber dem Lande gegenüber einnimmt, ist auch die Bauernwelt dichterisch und ergiebig genug. Im „Meineidbauer" sagt der Großknecht gelegentlich einmal: „Wenn ich das Buch so in der Kirch vor mir hinleg, da seh ichs' ordentlich vor mir liegn, die Örter, wo ich meine Tag zubracht hab. Da liegt tief im Grund das kleine Ottenschlag und hoch oben das nette Wirtshaus zur Grenz, klein wie a Schwalbennest — weiter im Land, nur zwei Stund' weiter Alt-Nanning, und da verwunder ich mich, daß man auf nur vier Stunden im Umkreis im Land soviel daleb'n kann." Die engere Räumlichkeit des Dorfes bildet kein Hindernis für den Dichter; für den, der sehen kann, bietet es der merkwürdigen Vorfälle, Charaktere und Schicksale genug. Anzengrubers Erzählungen zeigen gern und häufig (z. B. in den „Oertlern"), daß in der Stadt der Einzelne in der Masse untergeht, seine Persönlichkeit sich konventionell abschleift, er wird ein Soldat, ein Arbeiter, ein Beamter; er wird ein Exemplar von einem Typus und verliert seine persönliche Eigenart. Auch die Beziehungen der Menschen unter einander schwächen sich für das dichterische Auge in der weitausgedehnten Stadt ab, sie verlieren ihre Wärme, ihren leidenschaftlichen Charakter. Auf dem Dorfe dagegen verschwindet keiner, die Menschen sehen sich fort und fort, Haß und Liebe wird dadurch gesteigert. Auf dem Dorfe ist auch das Gedächtnis der Menschen für einander dauerhafter, sodaß sich alle Eigenschaften in guter und schlimmer Richtung steigern und jeder Mensch einen scharf ausgeprägten Charakter erhält. Und um diese auffällige Eigenart ist es dem nach Originalen suchenden Dichter gerade am meisten zu thun, die Sonderlinge sind in Ernst und Scherz seine Lieblinge, die findet er nirgends so reichlich wie bei den Bauern.

Doch sind diese rein künstlerischen Motive nicht der letzte Grund für die Erklärung der Frage, warum Anzengruber ein großer Dichter nur in der Dorfpoesie geworden ist. Entscheidend ist eine andre Eigenschaft seines dichterischen Wesens geworden, die Beschaffenheit seines Pathos.

Sehen wir auf den Inhalt der Werke, die Anzengruber in der knappen Folge weniger Jahre, eines das andre an Schönheit der Form und Reichtum

der Charakteristik überbietend, geschrieben hat, so finden wir, daß sie alle einen gemeinsamen Zug haben, in gleicher Richtung sich bewegen, in den verschiedensten Tonarten demselben Lebensideal Ausdruck geben, gegen einen und denselben Feind kämpfen. Dieses gemeinsame ist, wie Ludwig Laistner es spöttisch — mit großem Unrecht spöttisch! — nannte, der „katechetische Zug“ in ihnen. Im „Pfarrer von Kirchfeld“ wird das Ideal eines katholischen Priesters hingestellt, der eben, weil er ein idealer Priester ist, den herrschenden Machthabern der Kirche mißfällt. Dem „Meineidbauer“ liegt die gleiche Grundanschauung von der wahren Religiosität als der thätigen Liebe zugrunde; nur gilt der Angriff nicht der Kirche, sondern der äußern Werkheiligkeit des meineidigen Bauern, der sich mit Gott auf Kosten seines eignen Sohnes abfinden will. Im „Gewissenswurm“ gilt die heitere Satire wieder der Scheinheiligkeit eines Erbschleichers, und das Lebensideal des Dichters findet seine Verkörperung in der schönsten Frauengestalt Anzengrubers: in der Horlacherlies. Im „Doppelselbstmord,“ einem seiner anmutigsten Schwänke, der gar keine Tendenz gegen die Kirche hat, fehlt doch der religiöse Ton auch nicht; da ist es der Hauderer mit seinem „Heilandsbewußtsein,“ der die Kosten des Humors bestreiten hilft. Um so mächtiger tritt die Satire in den aristophanischen „Kreuzelschreibern“ hervor. Wenn man etwa noch Anzengrubers ganz ursprüngliches Verständnis des religiösen Gefühls bezweifeln wollte: in der berühmten Erzählung des Steinklopferhanns, die das hinreißende Bekenntnis einer religiösen Offenbarung bildet und damit erst die ganze Seelenvergnügtheit und Überlegenheit des Steinklopfers über die protzigen Bauern erklärt, hat er gezeigt, wie tief er in das Wesen der Religion hineingeblickt hat. Damit aber ist der Kreis von Dichtungen, die sich mit der wahren oder unwahren Frömmigkeit und überhaupt mit dem Verhältnis des Menschen zu Gott beschäftigen, noch nicht erschöpft. In den „Dorfgängen“ ist ein Stück nach dem andern aus diesem Kreise von Ideen herausgeschrieben; sie erzählen uns: „wie der Huber ungläubig ward,“ als er die wunderlich einander widersprechenden Inschriften auf den Grabdenkmälern eines Friedhofes las; die rührende Geschichte der wahrhaft frommen Katherin; des Holzhauers, der den Glauben an Gott verlor, als er den in eine Felskluft gestürzten Sohn nicht retten konnte; oder sie führen uns die tragischen Folgen des Cölibats im „Sündkind“ und in „Einsam“ vor Augen; der Roman „Schandfleck“ wird mit einer echt anzengruberischen Beichte eines Dorfmüllers auf dem Sterbebette eröffnet; der alte Reindorfer in diesem Roman ist eine fromme Gestalt nach des Dichters Geschmack u. s. w. Man kann sagen, durch alle Werke, die Anzengrubers Ruhm begründet haben, ziehe sich derselbe Zug der Polemik gegen das alte weltfeindliche Lebensideal der katholischen Kirche, das Bestreben, die Wirkung ihrer Lehren auf die Geister des Volkes darzustellen und mittelbar oder unmittelbar, satirisch oder humorvoll-ideal das eigne, von jenem kirchlichen weit verschiedne Lebensideal des Dichters aufzurichten.

Diese Vorliebe Anzengrubers für die bald satirische, bald liebevolle Darstellung aller möglichen Formen von Religiosität, diese merkwürdige Ausdauer im Kampfe gegen die ungeläuterten religiösen Vorstellungen der katholischen Bauernschaft darf ohne Bedenken auf einen religiösen Grundcharakter des Dichters selbst zurückgeführt werden. Ein Erlebnis, wie es der Steinklopferhanns von sich berichtet — es überkam ihn, der aus schwerer Krankheit genas, in der größten Verlassenheit plötzlich ein tiefes Gefühl von der Güte Gottes und damit die unentreißbare Sicherheit: „Es kann dir nix geschegn!" wodurch allein er der starke Mensch wurde, der die ganze Umgebung klug beherrscht —, solch ein Erlebnis hat, wie uns der Biograph erzählt, der Dichter selbst einmal gehabt. Es mag in ihm den Genius entbunden haben, und es wurde das Pathos seiner Muse, das Gefühl von den zahllosen Gefühlen der Menschenbrust, das er am innigsten empfand. Was Religion ist, wie der wahrhaft fromme Mensch fühlt und handelt, das wußte Anzengruber am allerbesten, und darum kannte er auch das Gegenteil der echten Frömmigkeit, die Heuchelei, die Scheinheiligkeit, den Aberglauben, den Teufelsglauben, und darum wurde jene reine religiöse Stimmung die Quelle seiner Poesie.

Und nur, weil er so beschaffen war, konnte er in einer Zeit allgemeiner religiöser Gährung, im Jahre 1870, als die Verkündigung des Dogmas der Unfehlbarkeit die ganze Welt erregte, und als in der engern Heimat des Dichters, in Österreich, der Kampf um die Aufhebung des Dogmas gekämpft wurde, mit seinem „Pfarrer von Kirchfeld" zündend in die Öffentlichkeit treten. Die Stimmung der Zeit hat in diesem Werke ihren dichterischen Ausdruck gefunden. Als die religiösen Streitfragen zurücktraten, mußte auch das Interesse an solchen „katechetischen" Stücken kühler werden, wie es ja auch in Wahrheit geschah (womit nicht gesagt sein soll, daß die Dichtungen deswegen veraltet wären; nichts weniger als dies!). Und endlich erklärt sich aus diesem zwar vorwaltend kirchenfeindlichen, aber doch wesentlich religiösen Pathos Anzengrubers seine Beschränkung auf das Bauernvolk in der Poesie. Heutzutage ist der Städter religiös gleichgiltig, ob zum Vor- oder Nachteil, bleibe hier unerörtert. Für einen Dichter, der die falsche Religiosität bekämpft, ist er deshalb künstlerisch unbrauchbar. Dem unreligiösen Städter kann der Dichter nicht mit seinem auf religiösem Boden aufgebauten Lebensideal kommen, denn er würde nicht verstanden werden. Der Bauer dagegen wird vom Dichter wahrhaft verstanden und umgekehrt, weil das Bedürfnis nach Frömmigkeit beiden gemeinsam ist, und darum hat sich Anzengruber mit solcher Vorliebe der Dorfpoesie zugewendet. Dem Bauer gegenüber hat er die volle Sicherheit des Urteils, sein positives Ideal, darum ist auch die Bauernkomödie Anzengrubers stets von reiner, harmonischer Wirkung. Den Städtern hat er kein Ideal zu geben, woran sie glauben könnten. Die Kosten der Poesie im „Vierten Gebot" und in „Heimgfunden" werden durch Gestalten aus dem schlichtesten

Volke bestritten, so meisterhaft im übrigen auch die Charakteristik des verlotterten Wieners ist; es bleibt doch beim realistischen Sittenbild.

Das Gefühl von Gott, eine mystische Stimmung, eine Art von Offenbarung der wahren Frömmigkeit, ist also das Urerlebnis in Anzengrubers Seele; davon liebt er auszugehen, darauf liebt er zurückzukommen, es ist der Mittelpunkt seines geistigen Wesens, von hier aus findet er den Maßstab für die Beurteilung der Menschen. Als auf ein Beispiel für viele sei auf die kleine Meistererzählung „Örtler" verwiesen, die ein Charakterbild von Menschen entwirft, die in kleiner Anzahl in tiefer Bergeinsamkeit eine Dorfgemeinschaft bilden, abgeschlossen von aller Welt, von der sie kaum einmal in langen Zwischenräumen Nachricht erhalten. Die eigentliche Erzählung enthält gar kein religiöses Motiv; es handelt sich nur um den Gegensatz zweier Trotzköpfe, Vater und Sohn, die wegen eines Mädchens, das der Sohn liebt, der Vater aber (mit Recht) verachtet, auseinanderkommen; der Sohn geht aus Trotz zu den Soldaten, obgleich er es nicht nötig hätte, und wird dadurch dem Bauernstand zum Schmerze des Vaters entrissen. Also nicht das geringste religiöse Motiv. Dennoch kann es der Dichter nicht unterlassen, in der einleitenden Charakteristik der Örtler lächelnd von ihrer kindlichen Vertrautheit mit Gott zu reden. Er hat eben von diesem Verhältnis der Menschen zu Gott am leichtesten die Brücke gefunden, auf der er in ihre Seele gelangen konnte. Das „Vierte Gebot" nimmt auch einen „katechetischen" Ausgangspunkt. Sehr bezeichnend für Anzengrubers ganze Weltanschauung ist ein kleines phantastisches Stück: „Teufelsträume." Da wird uns ein von unendlicher Langeweile geplagter englischer Lord Edward Knuddle launig geschildert. Der Lord schläft ein und träumt, er befinde sich am Nordpol. Der Erdball ist ein großes Schiff, auf dem sich die Menschen den Platz streitig machen. In der Mitte steht der Kapitän, ein Mann mit eisgrauem Bart, mit einem Fernrohr in die unendliche Ferne lugend. „Wohin steuern wir?" fragt ihn der Lord. „Nach Gott!" sagt der Kapitän. „Nun," spricht der Lord, „dann segelt ihr diesen Weg nicht zum erstenmal. Wenn nicht alle Ahnungen und Offenbarungen, die dem Menschengeschlechte seit Anbeginn der Welt geworden sind, trügen, so wissen wir den Kurs!" Darauf sagt der Kapitän: „Ahnungen und Offenbarungen sind nur Versuche mit dem Senkblei. Keines aller jener Fahrzeuge — er neigte das Fernrohr leicht gegen den sternbesäten Himmel — die da mit uns einhersegeln, weiß den Kurs; einige sind früher ausgesegelt als wir, wir fahren schon an die sechstausend Jahre, und noch ist nichts in Sicht." Der Lord: „Und keine Anzeichen — —?" Der Kapitän unterbricht den Sprecher durch eine ungeduldige Bewegung, indem er das Fernrohr vors Auge bringt: „Keine!" Dann setzt er in milderem Tone hinzu: „Aber das nächste Jahrtausend kann sie bringen, es wird sie bringen! Wir thun jeder unsre Pflicht!" Wie der Kapitän, so denkt auch der Dichter.

Führer der Menschheit ist der Gottesglaube, dieser ist Kapitän. Aber Gott selbst kennen wir nicht; inzwischen muß jeder seine Pflicht thun. Im „Sündkind" heißt es einmal: „Die Welt ist nicht da zum Verlangen, und die Welt ist nicht da zum Entsagen, sie ist da — mein ich — zum Arbeiten." Der Nachdruck seiner Lebensanschauung fällt auf das sittliche Thun und nicht auf den Glauben. Dieser Anschauung giebt er den mannichfaltigsten Ausdruck.

Die rechte Frömmigkeit ist nach Anzengruber nicht erlernbar, nicht von außen auf einen Menschen übertragbar. Im „Sündkind" legt er dem grundgütigen und in seinem Sinne frommen Bruder des tragischen jungen Priesters die Worte in den Mund: „Ich mein immer, darauf [aufs Pfarrer sein] sollt man keinen lernen lassen, wie aufs Tischlern, Weben, Schmieden. Ei ja, was den Pfarrer in der Kirche ausmacht, das mag einer auf die Art wegkriegen, aber wenn ihm eines gerannt kommt, das in seinem Herzen kein heiles Fleckel mehr hat, und schreit: »Jetzt hilf du!« da muß er sich auswissen, die wundeste Stell muß er herausfinden, und gleich schauen muß er's, als langt' er in Himmel, faßte des Herrgotts Hand und legte sie auf das Gebrest. Das läßt sich nicht erlernen. Ich lob mir einen Pfarrer weit da drüben im Gewänd, den alten eisgrauen Mann, der erst mit der Welt fertig geworden ist, eh er sich hat weihen lassen." Natürlich stellt sich der Dichter mit dieser Anschauung des priesterlichen Berufs in Gegensatz zur katholischen Kirche, die mit der letzten Weihe, die sie dem Priester erteilt, ihn auch als im Besitze der Gnade bezeichnet. Wenn ihn daher der Biograph als einen schwärmerischen Apostel und Verklärer der Kirche, als einen zwar aufgeklärten, immerhin aber katholisch-gläubigen Josephiner bezeichnet, so entspricht dies nicht ganz der Wahrheit; wir begreifen viel besser die Feindschaft des katholischen Klerus gegen den Dichter, der religiös gleichsam auf eigne Faust ist, fromm ohne objektive Gläubigkeit. Für den Dichter ist aber die Frömmigkeit eine Charaktereigenschaft, man ist fromm, oder man ist es auch nicht, erlernbar ist die Sache nicht.

Und nun ist dies das positiv Bedeutsame in Anzengrubers Poesie, daß er von seiner Erkenntnis der rechten Frömmigkeit keineswegs ausschließlich polemisch-satirischen Gebrauch gegen die Kirche macht, sondern rein dichterisch durch Schilderung frommer und unfrommer Charaktere reichlich Kapital aus ihr schlägt. Seine Poesie stellt den Charakter der von Natur aus frommen Menschen in zahlreichen Beziehungen und Gegensätzen zu den andern Menschen dar. Er erfaßt die Religiosität nicht bloß als ein Bekenntnis, sondern als eine That, und damit erweitert sich sein Gesichtsfeld ins Große. Einer seiner schönsten, im goldnen Abendlicht der Verklärung geschilderten frommen Gestalten, der „frommen Katherin," hat er die bedeutsamen Worte in den Mund gelegt: „Damit meiner Schwester Kind einen ehrlichen Namen mit auf die Welt bringt, hab ich es so geschehen lassen [nämlich die der sündigen Schwester zuge-

dachten Schläge des Vaters aufgefangen und ihr zuliebe auch auf das eigne Vermögen verzichtet], war eine der Andächtigsten in der Kirche bei der stillen Trauung meiner Schwester und eine der Lustigsten beim Hochzeitsschmaus in der Mühl, und seither war ich nimmer die Haberlechner-Kathi, sondern die fromme Katherin. Nun, da hab ich mir gedacht, jetzt hast du deinen Namen, jetzt mußt du ihm auch zu Gefallen leben. . . Ja, das macht so ein Name. Nun, und da hab ich mirs halt auch angelegen sein lassen, mich alleweil hübsch mit unserm lieben Herrgott abzufinden, damit ich nichts Unfrommes sag oder begeh. Und das ist nit so schwer, als sich etwa eines vorstellt. Seht, ihr braucht nur keine Hoffart zu bezeigen, keine Schlechtigkeit zu begehen und keiner Feindschaft zu entgegnen. Ja, lieber Herr, das ist dem Menschen fürs Inwendige gut. All die Mühsal und Not, die ihn von außen bedrängen kann, ist freilich auf der Welt unter Fromme und Unfromme so ziemlich gleich verteilt und kriegt oft der Fromme gar den mehreren Teil, aber, Herr, ich entsinn mich noch immer, wie die Fuhrleut die Straße durch unsern Ort gefahren sind, zur Zeit, da ich noch eben ein klein Menscherl war; allmächtig große Kisten und Ballen haben oft umgeladen werden müssen, da sind aus Jux die stärksten Bursche hinzugetreten und haben zu helfen versucht, nicht ihrer drei oder viere waren imstande, so ein Lastgut von der Stell zu rücken, aber der Fuhrknecht, einer allein, hat es zu wenden gewußt und zu stürzen vermocht. Nun seht, die Last ist nit geringer geworden, aber wer den Vorteil hat, überwindet sie leichter."

Mit diesen Worten der frommen Katherin ist Anzengrubers eigne Weltanschauung ausgesprochen. Die Last des Lebens ist für alle Menschen gleich schwer verteilt, der Fromme hat nur den Vorteil, daß er sie leichter trägt. Die Entwicklung des Menschengeschlechtes, sagt Anzengruber in dem Märchen „Jaggernaut" aus, geht über alle Menschen rücksichtslos, wahllos hinweg, keinen, weder Fromme, noch Unfromme verschonend. Die guten Menschen haben vor den nichtguten nur den innern Frieden voraus: das ist alles. In dieser Richtung bewegt sich nun Anzengrubers Phantasie; er liebt es, das Verhältnis der Frommen und der Nichtfrommen zu einander und zum Schicksal zu veranschaulichen. Bald zeigt er die Blindheit dieses Schicksals, seine Ungerechtigkeit, z. B. in der schon erwähnten Geschichte „Gott verloren!" Ein andermal führt er mit Freude und Schönheit einen glücklichen und gerechten Lebenslauf durch, wie in dem Schicksal der anmutigen und guten Magdalena Reindorfer, der Heldin des Romans „Schandfleck." Vorwiegend hat er freilich die Neigung, die Disharmonie zwischen Schicksal und innerm sittlichen Wert zu veranschaulichen. In demselben Roman erleidet der Vater Reindorfer, eine durch und durch fromme beschauliche Gestalt nach Anzengrubers eigenstem Geschmack, das tragische Schicksal des König Lear: der eigne Sohn treibt den alten weisen Reindorfer aus dem Hause, das er ihm aus allzugroßer Güte

schon bei Lebzeiten überlassen hat. Bei der unrechtmäßigen Tochter muß Reindorfer ein Plätzchen suchen, um zu sterben. Und noch schärfer tritt diese Überzeugung von der Kluft zwischen Moral und Erfolg in seinem zweiten Roman „Der Sternsteinhof“ hervor, sie liegt der ganzen Erfindung zu Grunde. Wohlstand und Besitz, werden nicht dem zu teil, der sich andern selbstlos liebend widmet, sondern der mit starkem Willen, jede Gelegenheit für seine Zwecke ausnutzend, sein Ziel verfolgt; mag er über Leichen hinwegschreiten: der Erfolg läßt die Menschen alles vergessen. Das wird in der Geschichte Helenens gezeigt. Ihr Widerspiel, die aufopferungsvolle Sepherl, wandert ins Armenhaus, die schöne Helene gewinnt den Sternsteinhof.

Warum aber ist das so? fragt man sich, und der Dichter giebt uns auch darauf Antwort. So liebevoll er sich auch in den Charakter der Frommen vertiefen kann, so ist er sich doch auch der Schranken dieser beschaulichen Naturen bewußt. Er verklärt sie mit den goldigsten Farben seines Humors, aber sie sind doch nicht die Menschen, denen er ohne Rückhalt zustimmt. Wenn wir seine Dichtung vom Anfang an verfolgen, vom „Pfarrer“ bis zum „Sternsteinhof,“ bemerken wir eine zunehmende Abwendung von diesem Ideal der Beschaulichkeit. Bewunderungswürdig ist aber jedenfalls der Reichtum an solchen frommen Gestalten in Anzengrubers Poesie: der Pfarrer Hell ist das pathetische Ideal, die fromme Katherin das humoristische, kraftvoll realistisch ist der Steinklopferhans, komisch ist der Hauderer, gar nicht zu reden von den vielen feinen Gestalten aus dem katholischen Priesterstand, die in allen Werken Anzengrubers uns entgegentreten: der Pfarrer in der Einöd, der im Sternsteinhof, im Fleck auf der Ehr u. s. w. Eine verkümmerte Ausgabe dieses Typus der Beschaulichkeit ist der „Sinnirer,“ der seine Unfähigkeit zum Leben, zur Arbeit, zum rechtschaffenen Thun und Handeln hinter der eitelsten Gedankenmacherei verbirgt: warum das Ei rund sei und nicht eckig, warum der Hahn keine Henne sei u. dergl. Schon in dem sonst so sympathisch gezeichneten Bruder Martin des „Sündkindes“ ist die Schwäche solcher beschaulichen Menschen angedeutet. Dieser Bruder hätte durch ein mannhaftes Eintreten für seine bessere Überzeugung zur rechten Zeit das tragische Schicksal vom Haupte des Sündkindes ablenken können: damals als ihm seine Mutter ihre Absicht kundgab, das in Sünden empfangene Kind der Kirche zu widmen. Aber dazu war der gute Mann zu schwach, und er trägt einen, wenn auch geringen Teil der Mitschuld an dem Unglück seines Bruders. So wie in ihm, paart sich die Schwäche öfter mit der Frömmigkeit in den beschaulichen Naturen, z. B. im Vater Reindorfer oder im Muckerl, dem Holzschnitzer des Romans „Sternsteinhof“ und in Sepherl. Einen Stich ins Tadelhafte hat auch der in diese Reihe gehörige Großknecht im „Meineidbauer.“ Gegen diese Charakterschwäche wendet sich Anzengrubers strenges Urteil, und es ist vollkommen wahr, wenn es auch zunächst macchiavellistisch klingt, wenn Bettelheim als die Moral oder Idee

des „Sternsteinhofs“ angiebt, daß „zielbewußte Kraft unter Umständen der Gesamtheit bedeutsamere, dankenswertere Dienste leistet, als kraftlose, nur auf den engsten Kreis beschränkte Empfindsamkeit.“ Diese Anschauung wird auch durch die andern Dichtungen Anzengrubers bestätigt. Seine Sympathie steht nicht unter allen Umständen ohne Bedenken auf seiten der auch in seinem eignen Sinne wahrhaft frommen Menschen, sondern nur dann, wenn sich Thatkraft, Frische, Aufgewecktheit, verständiges Wahrnehmen mit Herzensgüte vereinigen. In seiner herrlichsten Frauengestalt, in der Horlacherlies im „Gwissenswurm,“ dem weiblichen Gegenstück zum Steinklopferhans, hat er so ein volles Menschenbild nach seinem Herzen geschaffen. Der Mucker, der da augenverdrehend sagt: „'s Leben is ein Obstgarten, aber zulangen is net verlaubt, dös verwihrt einem der liebe Gott,“ antwortet sie kurz angebunden: „Geh zu, Schwarzer, mußt unsern Herrgott nit zum Vogelschrecker machen.“ Auch sie weiß gut um Gott Bescheid, wie so viele Anzengrubersche Menschen. Wie einer ist, so stellt er sich seinen Gott vor; ihr ist er ein frischer, fröhlicher Gott, und das gleiche Bewußtsein tönt jubelnd aus den Gstanzeln der Verliebten im „Pfarrer“ und im „Doppelselbstmord“ entgegen: es ist der Gottesglaube Anzengrubers selbst.

Wir haben den Versuch gemacht, aus der Eigenart des Dichters den Charakter seiner poetischen Welt zu beschreiben, und nahmen dabei, im Gegensatze zu seinem Biographen, den Standpunkt in der Innerlichkeit des Dichters. Dies hat uns zu einem tiefern Verständnis des Dichters verholfen, seine Natur erscheint uns durchsichtig. Dabei fällt uns einige Verwandtschaft mit seinem großen Landsmann Grillparzer, aber auch die Verschiedenheit von ihm auf. Auch Grillparzer liebte die Beschaulichkeit und gestaltete sie in den verschiedensten Formen als armen Spielmann, als Kaiser Rudolf; ein Kontrast, wie der zwischen König Ottokar und seiner frommen Gemahlin Margarethe, ist echt anzengruberisch. Grillparzer hat mit Vorliebe die Tragik von Menschen gezeichnet, die dem Leben nicht gewachsen sind. Aber bei dieser gemeinsamen Neigung zur Gestaltung und Verklärung der frommen, aber auch schwächern Menschen ist doch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem ältern und dem jüngern Dramatiker. Sie nehmen einen verschiednen Standpunkt dem Leben gegenüber ein. Dem Ideal der thatenlosen innern Harmonie Grillparzers steht Anzengrubers frischeres, kräftigeres Ideal entgegen, das zum fröhlichen Zugreifen ohne Spintisiren und Grübelei auffordert. In der Tiefe der Seelenkunde ist Grillparzer gewiß seinem Nachfolger überlegen, ebenso im Reichtum der Bildung und in der poetischen Beherrschung der verschiedensten Stände. Aber Anzengruber ist urwüchsiger und volkstümlicher als dieser wesentlich aristokratische Geist; schon sein mächtiger Humor trägt dazu bei. Den größten Gegensatz zwischen beiden liefert Anzengrubers „katechetischer Zug.“ Grillparzer sprach über alles in der Welt lieber, als über kirchliche und religiöse

Dinge. Er war geradezu religiös indifferent. Vielleicht kommt darin nicht sowohl der Unterschied der beiden Wiener Dichter, als vielmehr der des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zu Tage.

Auch einige Verwandtschaft mit Gottfried Keller, auf die der Biograph hindeutet, ist nicht zu übersehen. Die knabenhafte Vertrautheit des grünen Heinrich mit dem lieben Gott ist auch ein gut anzengruberisches Motiv, und dem Geiste der sieben Legenden ist mancher derbe Schwank Anzengrubers verwandt. In dem Lebensideal des klugen, praktischen, heitern Mannes treffen der Schweizer und der Österreicher zusammen. Aber Keller ist doch vorwiegend der Dichter der reinen Schönheit, Anzengruber hat immer das Bedürfnis zur Tendenz; ist es keine polemische gegen Kirche und Gesellschaft, so ist es eine veristische, auf die große Wirklichkeit des Lebens selbst gerichtete, wie im „Sternsteinhof.“ An Bildung und Sprachkunst ist Keller dem Österreicher weit überlegen, dieser aber hat die höhere und schwierigere Form des Dramas beherrscht, seine Wirksamkeit ist stärker, wie die aller Bühnenwerke im Vergleich zum Buche. Nur dürfte diese Wirksamkeit nicht bloß wegen des Dialektes, sondern auch wegen des Pathos, das die Werke erfüllt, vorwiegend auf den katholischen Süden Deutschlands beschränkt bleiben, in dem sie wurzeln. Doch stehen dieser Vermutung Erfolge Anzengrubers als Dramatiker und Erzähler im deutschen Norden entgegen. Zu seinen Lebzeiten hat ihn gerade der Beifall und die thätige Liebe von Norddeutschen gefördert.

Daß wir mit unserm Versuch, aus der Innerlichkeit des Dichters den Charakter seiner Werke zu erfassen, nicht zur Betrachtung aller seiner Dramen und Erzählungen gelangen konnten, ist uns wohl bewußt; nur seine Meisterwerke sind dabei in Betracht gekommen. Anzengruber gehört nicht in die Reihe jener Dichter, von denen der größte Goethe war, die mit Vorliebe persönliche Erlebnisse, künstlerisch verdichtet, zur Anschauung gebracht haben. Er war vorwiegend Realist und ist nach und nach Verist geworden. Vielfach hat er Motive zu seinen Dichtungen bloß aus den Ereignissen seiner Zeit oder aus ihren Zuständen geholt. Die „Kreuzelschreiber“ gehen auf ein wirkliches Ereignis zurück: eine bairische Dorfgemeinde hatte eine Adresse an Döllinger zur Zeit seiner Kämpfe gegen Rom gerichtet und die Pfarrer dadurch gegen sich aufgebracht. Der „Doppelselbstmord“ entstand zu einer Zeit, wo in Wien eine krankhafte Sucht der unglücklichen Liebespaare herrschte, sich gemeinsam umzubringen. Der Schwank gewinnt von diesem Gesichtspunkt aus eine eigne Bedeutung. Den „Fleck auf der Ehr“ schrieb Anzengruber gleichfalls auf Anregung eines Lokalereignisses, mit der Tendenz, unschuldig Verurteilten solle von Staats wegen ein Dokument über ihre Unschuld mitgegeben werden, um sie vor jedem Verdacht zu schützen. Die ganze Welt des Dorfes hat Anzengruber mit unerschöpflicher Phantasie nach allen Richtungen hin durchforscht. Im „Ledigen Hof“ ist die satirische Tendenz gegen

die übereifrig Frommen Nebensache, und es ist doch eines seiner kräftigsten Schauspiele geworden. Eine gereifte Hofbesitzerin verliebt sich in ihren jungen schönen Großknecht und ist willens, ihn zu heiraten. Ihre Großdirn und Erzieherin, eine alte Betschwester, die sich mit fremdem Gut den Himmel erkaufen will und darauf rechnet, daß der Hof ihrer ledigen Herrin einmal Kirchengut werde, da sonst keine Erben vorhanden sind, hintertreibt diesen Plan, indem sie der Verliebten entdeckt, daß ihr geliebter Knecht ein Mädchen mit seinem Kinde ganz gewissenlos hat sitzen lassen. Wie sich nun die Bäuerin mit der Verlassenen verständigt und auf die Ehe verzichtet, der frommen Erbschleicherin aber doch schließlich die Rechnung dadurch verdirbt, daß sie den Knaben des treulosen Mannes zum Hoferben einsetzt, das ist mit großer Feinheit und Schönheit durchgeführt. In einem andern Stücke, in „Hand und Herz," ergreift Anzengruber mit packender Beredsamkeit Partei gegen das Gesetz der Unlösbarkeit der katholischen Ehe. Eine reiche Müllerstochter ist das Opfer eines gewissenlosen Menschen geworden, den sie unvorsichtigerweise geheiratet hat. Nachdem er ihr Vermögen durchgebracht hat, hat er sie verlassen und ist schließlich auf mehrere Jahre ins Zuchthaus gekommen. Das Weib hat inzwischen einen anständigen Mann geheiratet, bei dem sie als Magd eingetreten war, hat ihm aber ihre Vergangenheit verschwiegen, was sich nun tragisch rächt. Denn nun kommt Leonhard aus dem Zuchthaus zurück, pocht auf seine Rechte und will sich sein Schweigen nur mit schwerem Gelde erkaufen lassen. In cynischer Weise reizt er den zweiten Gatten seiner Frau, der ihn darauf in höchster Wut umbringt. Solche Strolche hat Anzengruber in vielen Exemplaren gezeichnet; neben dem raffinirten Bösewicht Leonhard ist der Hubmair vom „Fleck auf der Ehr" ein lustiges Original von Gewohnheitsdieb. Ein andres ist meisterhaft in der merkwürdigen Geschichte der Hoisel-Loisel gezeichnet, einer Erzählung, die auch deswegen interessant ist, weil sie als ein Beispiel gelten kann, wie Anzengruber ein und dasselbe Motiv vielfach variirt und in ganz verschiedenen Stimmungen und Beziehungen ausgeführt hat. Auch hier kommt ein Zuchthäusler wieder in seine Heimat zurück, um sich bei einer Frau einzunisten. Aber es ist eine ganz andre Geschichte daraus geworden als in „Hand und Herz." So ist auch das Motiv des „Sündkindes" in der verschiedensten Weise von ihm ausgeführt worden: im „Gwissenswurm" ganz anders als im „Schandfleck" und anders als im „Sündkind." Scheinbar wiederholen sich dieselben Vorgänge, aber des Dichters Blick erkennt ihre Verschiedenheit. Wenn zwei dasselbe thun, so ist es eben nicht dasselbe. Für die packende Kraft der Anzengruberschen Darstellungsgabe kann eine der schönsten Gespenster- und Kriminalgeschichten zeugen, die wohl je geschrieben worden sind: „Der Verschollene."

Hier halten wir inne, denn es war nicht unsre Absicht, den Reichtum der Anzengruberschen Begabung und Produktion in seiner Mannichfaltigkeit zu be-

leuchten, sondern die Einheit in dieser auf den ersten Blick erstaunlichen Mannichfaltigkeit zu zeigen. Diese Einheit fanden wir in dem Urerlebnis des Dichters, einem mystischen Gefühl der reinsten Religiosität, und in der mit dieser frommen Grundstimmung parallel gehenden Erfahrung, daß diese Welt nicht dem beschaulich frommen Gemüte, sondern der über jeden Zwiespalt mit sich selbst erhabenen ursprünglichen Thatkraft und Lebensfreudigkeit gehöre. Da Anzengruber künstlerisch Realist ist, so kommt dieses Ideal nur vereinzelt zum Ausdruck; wo es aber geschieht, wird die Dichtung zum Meisterwerke, so im „Gwissenswurm,“ in den „Kreuzelschreibern,“ im „Doppelselbstmord,“ im „Schandfleck.“ Mit diesen Werken hat sich Anzengruber einen unvergänglichen Namen in der deutschen Litteratur gemacht: sie zeigen sein originales Gesicht.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Regierung und die freisinnige Partei. Ehe der Reichskanzler von Caprivi in seiner viel besprochenen, die Unteroffizierprämien betreffenden Rede der freisinnigen Partei die nicht mißzuverstehende Absage erteilte, konnte man in den Blättern verschiedenster Richtung von einer Annäherung der Regierung an die Freisinnigen lesen. Wenn man freilich näher zusah und nach greifbaren Thatsachen suchte, so blieb als Beweis für diese angebliche Annäherung nichts weiter als eine Anzahl mehr oder weniger guter und mehr oder weniger glaubhafter Anekdoten übrig. Wir wenigstens suchen vergeblich nach irgend einer Maßnahme der gegenwärtigen Regierung, und zwar sowohl der Reichsregierung wie der preußischen Regierung, die bisher das grundsätzliche Mißfallen der sogenannten Kartellparteien erregt oder sich des ausschließlichen Beifalles der Opposition zu erfreuen gehabt hätte. In Sachen unsrer Heeresverfassung ist, von einzelnem abgesehen, alles erreicht, was man wollte, für die Zukunft sind keinerlei bindende Zusagen gemacht, es ist nur das versprochen, was eigentlich selbstverständlich ist, daß man nämlich die Frage der zweijährigen Dienstzeit und der Aufhebung des Septennats in Erwägung ziehen werde. Die Kolonialpolitik wird in der bisherigen Richtung fortgesetzt, das Sozialistengesetz ist gefallen unter Zustimmung weiter Kreise der Kartellparteien, und die Arbeiterschutzgesetzgebung hat zu keinen grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen der Regierung und den Kartellparteien geführt. In Preußen ist das wichtige Einkommensteuergesetz gegen die Freisinnigen im wesentlichen durch die Kartellparteien zu stande gekommen, die Sperrgeldervorlage und die Landgemeindeordnung, Vorlagen, die hauptsächlich Bedenken innerhalb der Kartellparteien erregt hatten, werden aller Voraussicht nach demnächst auf Grund eines Kompromisses zwischen der Regierung und den Konservativen angenommen werden, oder sie werden überhaupt nicht Gesetz werden.

Man sieht, es war von Anfang an die alte Richtung beibehalten und alles, was geschah, geschah mit Hilfe derselben Parteien, auf die sich die bisherige Reichs-

politik gestützt hatte. Wenn auch in Bezug auf die Mittel und die Art des Kampfes Veränderungen stattgefunden hatten, so war doch der Kurs derselbe geblieben. Und trotz aller dieser Thatsachen die unbestimmte Befürchtung, daß die Regierung mit den Feinden der frühern Regierung, den Freisinnigen, Fühlung suchen und nehmen könnte? Woher stammte sie?

Wir haben erst jüngst in den Grenzboten unsern Standpunkt gegenüber der freisinnigen Partei, die wir damals das Manchestertum nannten, gekennzeichnet; es ist uns heiliger Ernst mit dem Kampfe gegen diese unser Volksleben vergiftende Partei, und wir bekennen uns zu der Anschauung, daß wir nicht müde werden dürfen, auf sie hinzuweisen, als auf die eigentliche Gefahr, und daß sie im Grunde gefährlicher ist, als die Sozialdemokratie, weil sie die Ursache des Übels ist, das in der Sozialdemokratie in die äußere Erscheinung tritt. Aber so sehr wir jede Gemeinschaft mit den Freisinnigen ablehnen zu müssen glauben, ebenso sehr müssen wir anderseits die neue Regierung gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, daß sie sich auf diese Partei jemals haben stützen wollen.

Es ist für den, der die Vorgänge der Gegenwart, ohne im politischen Leben zu stehen, betrachtet, außerordentlich betrübend, zu sehen, wie diese einer überwundenen Vergangenheit angehörige Partei es noch immer versteht, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und selbst auf die einzuwirken, die ihrer völlig entledigt zu sein glauben.

Die freisinnige Partei war wieder einmal mit einer Legendenbildung beschäftigt, und sie hat diese mit Hilfe einer in allen Künsten der Sophistik bewanderten Presse so geschickt einzufädeln gewußt, daß schließlich selbst einsichtige Männer anfingen, zu meinen, es müsse doch etwas Wahres an der Geschichte sein. Die freisinnige Partei bedarf solcher Legenden. Wie sie sich nur durch künstliche und widernatürliche Wahlbündnisse notdürftig am Leben erhalten kann, so bedarf sie auch des äußern Scheines einer Anlehnung an lebendige Kräfte der Gegenwart, und insbesondre an unsre lebenskräftige Monarchie. Dasselbe unwürdige Intriguenspiel, das nach dem Ableben unsers ersten Kaisers die Entrüstung aller Vaterlandsfreunde erregt hatte, hat sich jetzt nach der Entlassung des Fürsten Bismarck wiederholt. Diese Entlassung und die ihr folgenden, dem Tone nach versöhnlichen Erklärungen der neuen Regierung boten die Unterlage für die Legende, die, wie auf eine Parole, von der parteiergebenen Presse systematisch und hartnäckig verbreitet wurde mit dem sehr durchsichtigen Zwecke, so lange von der Annäherung der Regierung an die freisinnige Partei zu reden, bis weite Kreise des Volkes und schließlich vielleicht sogar die Regierung selbst daran glauben würden. Als sodann gar unter Zustimmung selbst extrem Konservativer das Sozialistengesetz aufgehoben wurde, als der Kaiser seine ohne Ansehung des Parteistandpunktes von vielen gebilligte Rede über die Schulreform gehalten hatte, als ein nunmehr wohl als beseitigt anzusehender Zwist zwischen der Regierung und den Konservativen in Sachen der Landgemeindeordnung ausgebrochen war, in dem die Freisinnigen aufseiten der Regierung standen, und als schließlich gar der vielgehaßte Stöcker und Graf Waldersee entlassen wurden — da war kein Halten mehr. Die neue freisinnige Ära hatte begonnen, und man schwelgte so ganz im Genusse der endlich erlangten Regierungsfähigkeit, daß die angeblich überzeugungstreueste aller Parteien leichten Herzens alle ihre Grundsätze über Bord zu werfen begann, und man die Kühnheit hatte, einer Rede des Kaisers zuzujubeln, worin er stärker als je die Notwendigkeit einer mächtigen Krone betont hatte. Weil der Kaiser auf dem brandenburgischen Provinziallandtage unter anderm auch gesagt hatte, daß

wir „vorwärts" streben müßten, wollte man die Welt glauben machen, daß dies Vorwärts ein Vorwärts im Sinne des Berliner Fortschritts sei, und weil der Kaiser des weitern bemerkt hatte, daß wir mehr unser Augenmerk auf das Ganze richten müßten, meinte die freisinnige Partei in dieser Äußerung ihre Anschauungen wiedergegeben zu finden; gerade sie habe stets das Ganze gegenüber den Einzelinteressen vertreten, eine Behauptung, die selbstverständlich jede politische Partei von sich aufstellt. Es war ein Treiben, in sich so unwahr, so widerspruchsvoll und so possenhaft, daß man hätte lachen mögen, wenn es nicht so tief unsittlich gewesen wäre, und wenn nicht die öffentliche Meinung thatsächlich begonnen hätte, die Fabel für Wirklichkeit zu nehmen. Die politische Brunnenvergiftung schien zu glücken, man fing an, das denkbar Widersinnigste zu glauben und es im Ernste für möglich zu halten, daß eine Regierung, die in Sachen der sozialen Reform noch weiter als Fürst Bismarck zu gehen sich entschlossen hatte, sich auf eine Partei stützen könnte, die die natürliche Feindin jeder ernstlichen Sozialreform und jeden zu Gunsten der Nichtbesitzenden geplanten Staatseingriffes ist, daß ein Monarch, der von den Aufgaben einer starken, hoch über den Parteien stehenden Krone aufs tiefste erfüllt ist, seine Mitarbeiter in den Reihen der Anhänger einer Parlamentsherrschaft suchen könnte, die sich von einer Republik nur dem Namen nach unterscheidet.

So lagen die Dinge, als sich der Reichskanzler entschloß, die aufgestiegenen Zweifel zu zerstreuen und der freisinnigen Partei die erwähnte Absage zu erteilen. Daß damit kein Systemwechsel eingeleitet werden sollte, ergiebt sich aus dem Gesagten von selbst. Es ist nur das rechte Wort zu rechter Zeit gesprochen, einer gefährlichen Mythenbildung mit Entschiedenheit entgegengetreten, und ein weiterer Beweis dafür geliefert worden, daß die gegenwärtige Regierung ihrer Aufgabe gewachsen ist. Sie darf mit Befriedigung auf das bisher Geleistete zurückblicken, und sie hat Anspruch darauf, daß wir ihr Vertrauen entgegenbringen und die lähmenden Zweifel bannen.

Bismarck darf nicht gewählt werden! Es war ein Mann im Lande Uz, der hieß Bamberger. Wenn der redete, staunten ob seiner Weisheit alle, so in der Burgstraße und in der Oranienburgerstraße aus und ein gingen, am meisten aber er selber. Und er that seinen Mund auf und sprach: Gewiß war es ein Glück, daß Holofernes Bismarck entlassen wurde, aber daß es ein Glück war, das eben ist das Unglück.

Sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete, aber sie wiegeten wohlgefällig die Häupter hin und her und riefen: Sehr gut! Ausgezeichnet! Geistreich! Rede weiter!

Und er redete weiter: Sehet, es ist ein Glück für unsre Nation, daß er gestürzt wurde, aber daß er nicht durch „die Nation" gestürzt wurde, das ist das Unglück. Das deutsche Reich ist sein Werk. Diesen Ruhm soll ihm niemand abdingen, und die Nachwelt wird ihn befestigen, deshalb dürfen wir uns das Vergnügen machen, ihn zu schmähen. War er nicht groß gemacht über alle Fürsten wie Haman, der Agagiter, und hat er nicht wollen, wie jener, unser Volk vertilgen, erwürgen und umbringen durch ein extremes Schutzzollsystem? Hat er nicht die staatssozialistische Religion des protestantischen Christentums aufgebracht, das uns ein Greuel ist? für das Alter der Arbeiter vorgesorgt, aber der Blüte der Nation, so mit Hosen handelt, überlassen, selbst für sich zu sorgen? Als aber Haman gestürzt war, kam Mardochai zu hohen Ehren, und die Juden durften vertilgen,

erwürgen und umbringen alle Macht des Volkes und Landes, die sie ängsteten, samt den Kindern und Weibern, und ihr Gut rauben, daß sie sich rächeten an ihren Feinden. Uns ist keine solche Freude und Wonne und Ehre gekommen. Darum können wir noch nicht jauchzen und Purim feiern. Und der Baalspriester Crispi fiel durch das Verdikt der Volksvertreter, Holofernes Bismarck hingegen durch einen Machtspruch von oben. Ein Machtspruch von unten — da weiß man doch, was eine Sache ist. Gäbs das bei uns, dann wäre Virchow schon seit dreißig Jahren Ministerpräsident, und wir hätten Preußen den Großmachtskitzel ausgetrieben, und das Geschäft blühte. Das alles hat der eine Mann durch sein falsches System verhindert, und — bald hätte ichs vergessen! an der Verderbnis der Sitten des öffentlichen Lebens hat er mit schauerlicher Macht gearbeitet. Ist es nicht dahin gekommen, daß schlechte Menschen sich erfrechen dürfen, zu lachen, wenn ich die große neue Wahrheit verkünde, daß kein Endliches einer bestimmten Dauer gewiß ist, und daß keiner, sogar ich nicht, sagen kann, wann und wie das Endliche endlich ein Ende finden werde? Erkühnt sich nicht ein verworfener Engländer, klar zu beweisen, daß es dem englischen Arbeiter beim Freihandel viel schlechter ergeht, als dem deutschen bei dem extremen Schutzzollsystem? Wehe über solche Verderbnis der Sitten! Und dabei hat der Mann immer noch einen großen Anhang.

Darum so sage ich euch: Bismarck darf nicht gewählt werden. Der Mann ist leider zu groß für unsre Gesellschaft. Wer würde, wenn er redet, uns noch anhören wollen?

Da riefen alle: Wir, wir! Denn seitdem Windthorst tot ist, versteht keiner mehr, uns so zu uzen, wie du, du großer Denker und Redner. Du schreibst mehr Brillanten als Schmock, fünf Pfennig die Zeile.

Und der Mann von Uz ging zufrieden in sein Haus zurück.

Gottfried Keller, Aristophanes und die Bildungsphilister. Im vorigen Jahrgange der Grenzboten (Heft 44) wurde ein absonderliches Urteil des Herrn Jakob Mähly über Gottfried Keller tiefer gehängt. Herr Mähly flickt seinem großen Landsmanne ganz ähnlich am Zeuge, wie es kurz zuvor in der „Gesellschaft" einer unsrer poetischen Zukunftsmusiker — irren wir nicht, Herr Sittenfeld — gethan hatte. Solche Stimmen würden vereinzelt wenig bedeuten; aber es stehen, das läßt sich nicht leugnen, hinter ihnen weite Kreise unsrer Nation gerade unter den sogenannten Gebildeten. Jene platten Nörgeleien meint der Schreiber dieses „Unmaßgeblichen" in den zwölf Jahren, wo Meister Gottfried zu seinen geistigen Hausfreunden zählt, unendlich oft gehört zu haben. Noch vor wenigen Tagen gestand ihm ein junger Gelehrter, daß er eigentlich nicht begreife, was man an den Leuten von Seldwyl, dem Sinngedicht oder den Sieben Legenden besondres finde; höchstens Romeo und Julie auf dem Dorfe wolle er sich gefallen lassen. Das Urteil einer Dame, die obendrein von der Zunft ist und für ihre Novellen Raum in den „besten Monatsschriften" findet, war dermaßen ähnlich nach Form und Inhalt, daß man an Gedankenübertragung hätte denken mögen; volle Gnade fand auch bei ihr nur Romeo und Julie. Ähnliche Bemerkungen, zumal aus schönem Munde zu vernehmen, wird mancher Leser der Grenzboten Gelegenheit gehabt haben; und es war wohl ein vielleicht unbewußtes Zugeständnis an den Geschmack des „großen Publikums," wenn die kundigen Verwalter des „Novellenschatzes" just Romeo und Julie herausgegriffen und zur Vertretung Kellerscher Kunst bestellt haben. Nun ist diese stimmungsvolle Novelle zwar die Königin unter den neuern Dorfgeschichten;

aber gerade von den Eigenschaften, die Gottfried Kellers eigenstes Wesen ausmachen, ist in ihr viel weniger zu spüren, als beispielsweise bei den drei gerechten Kammmachern, dem Schmied seines Glücks, dem Fähnlein der sieben Aufrechten. Wer für Romeo und Julie schwärmt und vor ihren Nachbarn ein Kreuz schlägt, dem ist Keller innerlich durchaus fremd.

Bei einem Leiden, das sich bei so vielen Individuen unter dermaßen ähnlichen Begleiterscheinungen wiederholt, wird der Arzt auf gleiche Ursachen schließen. Was mag es eigentlich sein, das diese „Kellerblindheit" zur Folge hat? Ich weiß nicht, ob das schöne Wort „Bildungsphilister" klassisch ist: jedenfalls giebt es keinen Ausdruck, der die Gemeinde der Kellerfeinde besser bezeichnete. Alles, was Keller seinen Freunden so unersetzlich macht — die überlegene Phantasie, die die schlichteste Wirklichkeit in den Rahmen edler Kompositionsformen zu bringen weiß, die gesunde Lebensfülle und Volkstümlichkeit der Sprache wie der Gestalten, der bald schalkhafte bald derbe Humor, wie man ihn gleich urwüchsig außer in unsern Märchen und Volksbüchern kaum antreffen wird —, das alles geht jenen Leuten gerade wider den Strich. Denn auch die Jungdeutschen, die Bahnbrecher der „Moderne," deren Blüten und Früchte vor kurzem den Lesern dieser Blätter (1890, S. 474 ff.) aufgetischt worden sind, gehören zum Teil in diese Kategorie; in all ihrem Geniewesen rumort doch nur der Philister, der „juckt und heraus will," wie sich K. Immermann ihren Vorläufern gegenüber einmal drastisch genug ausgedrückt hat. Keller selbst kannte diese wunderlichen Heiligen aus dem Grunde. Auch hat er sie getreu abkonterfeit in den Leuten von Seldwyl. Es sind die jungen Herren in den mißbrauchten Liebesbriefen, die, „um der schlechten Welt vom Amte zu helfen und ein neues Morgenrot herbeizuführen, die förmliche und feierliche Stiftung einer »neuen Sturm- und Drangperiode« beschlossen, und zwar mit planvoller Absicht und Ausführung, um diejenige Gärung künstlich zu erzeugen, aus welcher allein die Klassiker der neuen Zeit hervorgehen würden."

Man kann übrigens darauf wetten: wer mit G. Keller keine Fühlung hat, wird auch die elementare Komik eines Shakespeare und eines Aristophanes nicht verstehen. Der Zufall spielte mir unlängst den sechzehnten Jahrgang der Blätter für das bairische Gymnasialschulwesen in die Hand. Auch hier wartete Herr Jakob Mähly, der Professor der Philologie in Basel ist, seines Amtes als litterarischer Totenrichter. Wer war diesmal sein Opfer? Kein geringerer als Aristophanes. „Er ist — so lautet sein Orakel S. 354 — mit einem ungewöhnlichen Talent zum Dichten ausgestattet, aber er ist kein Genie, das im Denken und Dichten aufgeht, dessen Lebensatem die Poesie ist. Es fehlt ihm das Auge, das in die Tiefe der Dinge sieht, der Geisterblitz, der auch das Dunkle erhellt, der grandiose Faltenwurf, die Begeisterung, die Flügel giebt. . . . Ridendo dicere verum ist erlaubt, aber sich in der Gosse wälzen und lachen, ist zweierlei. Wer die Schneide seines Witzes in Kot taucht, begiebt sich des Rechtes, ein wahrer Jünger der Musen zu heißen.*) . . . Und was den Menschen betrifft, so meinte er es ja gewiß recht gut mit Gott, Volk und Vaterland, aber ihm fehlte, bei allem Witz, das wahre Verständnis dessen, was seiner Zeit not that; ihm fehlte der Sinn für fortschrittliche Bewegung" — ja ja, das war der Hauptfehler, Aristophanes fehlte der „Sinn für fortschrittliche Bewegung" und das „wahre Verständnis seiner Zeit," wie es Herr Mähly offenbar in Erbpacht genommen hat. Man sieht, es ist — um mich

*) Die geschmackvollen Bemerkungen über „Unrat" und „Kloakenduft," die nun folgen, ersparen wir dem Leser.

in der geschmackvollen Weise des Herrn Mähly auszudrücken — ganz derselbe zähe moralisch-ästhetische Schleim, derselbe widerliche Brei banaler Phrasen, wie er uns aus Mählys Verdikt über Keller bekannt ist. Mähly hätte sich in diesem Falle übrigens auf einen sehr achtbaren antiken Glaubensgenossen berufen können: auf den trefflichen Plutarch von Chäronea, der in seiner „Vergleichung zwischen Aristophanes und Menander" dem alten großen Humoristen eine ganz ähnliche Moralpauke hält, wie der Weise von Basel, und dabei arglos genug ist, die Hetärenkomödie Menanders für sittlich weniger bedenklich hinzunehmen, als ihre altattische Schwester. Aber Plutarch gehört auch zu der Spezies „Bildungsphilister," von der zahlreichere Exemplare im Altertum freilich erst in nachklassischer Zeit vorkommen. Das genannte Schriftchen Plutarchs im Verein mit etlichen verwandten Aufsätzen bringt geradezu ein Programm der Bildungsphilisterei; gleich im ersten Paragraphen steht die hochmütige Losung: Ὁ μὲν ἀπαίδευτος καὶ ἰδιώτης, οἷς ἐκεῖνος λέγει, ἁλίσκεται· ὁ δὲ πεπαιδευμένος δυσχερανεῖ.

Gottfried Keller mag sich also mit Aristophanes trösten. Die Gesellschaft ist ja gar nicht so übel. —s

Schulbücherdeutsch. Zu dem Aufsatze: Der deutsche Sprachverein und die deutsche Schule von Wilhelm Swoboda in Heft 11 hat die Redaktion der Grenzboten eine Anmerkung gemacht, die allen Übersetzungsbüchern ohne Ausnahme ein „Schand- und Jammerdeutsch" zur Last legt. Ich möchte ihr beipflichten, nachdem ich eine Anzahl der geläufigsten auf ihr Deutsch hin durchgesehen habe. Ja vielleicht könnte ein scharfer Musterer diesen Vorwurf sogar auf die große Mehrheit aller Schulbücher überhaupt ausdehnen. Ein paar Beispiele, die mir soeben in die Augen fallen, werden das glaublich machen.

Die beiden ersten sind der in mehr als dreißig Auflagen verbreiteten lateinischen Grammatik von Ellendt-Seyffert entnommen, die sich gleich auf ihrer ersten Seite mit der abscheulichen Inversion einführt: „Die Buchstaben bezeichnen entweder solche Laute, welche für sich allein hörbar sind, und werden diese dann Vokale genannt," und die ferner auf Seite 51 bei den Fürwörtern in einer unscheinbaren kleingedruckten Anmerkung kleinlaut zugiebt, daß zur Übersetzung von is, ea, id u. s. w. im Deutschen auch (!) er, sie, es u. s. w. gebraucht wird. Die beiden andern Beispiele entlehne ich dem kaum weniger bekannten „Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in höhern Schulen" von Leimbach" (2. Teil, 1 Abteilung, Bibelkunde und Kirchengeschichte). Ich schlage Luthers, des großen deutschen Sprachmeisters, Lebensgeschichte auf und finde auf Seite 106 dicht hinter einander diese Sätze: „Am folgenden Tage brachte der Vater sein Söhnchen zur Taufe, und empfing dasselbe (!) den Namen Martin"; und: „Als sein Freund Alexius plötzlich starb, und dieser Tod ihm (Luther) die Möglichkeit eines baldigen Erscheinenmüssens vor Gottes Richterstuhl vorhielt!"

Ich glaube, das genügt. F D

Sie hat ihr Herz entdeckt. Das so betitelte einaktige Lustspiel von Wolfgang Müller von Königswinter war vor nicht zu langer Zeit auf den meisten Bühnen heimisch, und unsre „Naiven" zählten die Hedwig in diesem Stücke zu ihren Lieblingsrollen. Jetzt ist es zwar etwas aus der Mode gekommen, der Titel aber wird zuweilen sprichwörtlich gebraucht, wenn wir im Leben oder auf der Bühne sehen, wie sich ein junges Herz der ersten Liebe bewußt wird. In den Theaterkritiken eines angesehenen Leipziger Schriftstellers haben wir diese Redens-

art öfter gefunden, wenn die ingénues französischer Lustspiele besprochen wurden; in den Fliegenden Blättern stand neulich (1891, Nr. 2373, S. 26) unter den Aphorismen: „Sein Herz zu verlieren ist die beste Art, zu entdecken, daß man eines hat." Abgesehen aber von solchen Anspielungen und Beziehungen auf das Müllersche Lustspiel wüßte ich die Redeweise „Sie hat ihr Herz entdeckt" mit dem Sinne „Sie hat entdeckt, daß sie liebt" in der gesprochenen Sprache nicht wiederzufinden. Wir gebrauchen ja oft „Herz" für „Liebe," sagen: „Er hat ein Herz für die Armen" oder: „Ich habe bei ihm kein Herz für die Sache entdecken können," aber niemand fällt es ein, zu sagen: „Er hat sein Herz entdeckt," wenn man ausdrücken will, daß jemand zum erstenmale liebe. Etwas ganz andres ist es natürlich, wenn man von einem, der eine Zeit lang sich selber untreu geworden schien, sagte: „Er hat sein Herz wiedergefunden," wie Walther Fürst von Rudenz im Tell (IV, 2):

Tröstet euch!
Er hat sein Herz gefunden, er ist unser.

Ich habe vielmehr den Verdacht, daß der auffällige Ausdruck unsers Lustspieltitels der Nachwirkung einer Schillerschen Stelle seinen Ursprung verdanke, die aus dem Zusammenhange gerissen weiter getragen wurde:

Wie lang ist es, daß Sie Ihr Herz entdeckten?

So fragt Gräfin Terzky in den Piccolomini den Max. Da ist natürlich der Sinn: „Wie lange ist es her, daß Sie Ihr Herz der Geliebten offenbarten?" wie aus Maxens Antwort hervorgeht:

Heut früh wagt ich das erste Wort.

Bekannt ist es, wie häufig „geflügelte Worte" eine äußere Umwandlung erfahren; zuweilen aber unterliegen sie auch Umwandlungen des Sinns, und wenn ich nicht irre, haben wir ein hübsches Beispiel dafür in dem genannten Lustspieltitel. R M

# Litteratur

**Aus meiner Studienmappe.** Beiträge zur litterarischen Ästhetik und Kritik von **Friedrich Spielhagen.** Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, 1891

Gesammelte Aufsätze aus Zeitungen und Zeitschriften. Zu lernen ist, offen gesagt, nicht viel aus dem Buche, die Ästhetik wird nicht dadurch bereichert, die guten Ideen, die Spielhagen ausspricht, sind schon aus seinen ältern Schriften bekannt, und seine Form ist hier noch manierirter, noch mehr auf ermüdende Breite angelegt, als in den Schriften seiner jüngern Jahre. Ein Beispiel für viele. In dem Essay über Berthold Auerbach, der durch Auerbachs Briefe angeregt ist, sich aber mit den Arbeiten Karl Frenzels, Erich Schmidts und Julian Schmidts über dasselbe Buch nicht vergleichen kann, leistet Spielhagen folgendes Satzungeheuer:

„Wen die Natur mit einer besondern Schärfe der Sinne und der obligaten Feinfühligkeit für den Kontakt mit allen Erfahrungsobjekten ausgestattet hat, und wer sich infolgedessen auf die intime Beobachtung des Einzelnen und Einzelnsten gestellt sieht, von dem er nur Schritt für Schritt auf dem Wege der Induktion zum Erfassen des Ganzen vorzudringen vermag, wird, falls sich zu dieser natürlichen Begabung und der korrespondirenden moralischen Formation die künstlerische Phantasie gesellt, stets die Tendenz zur epischen, vielleicht zur lyrischen, schwerlich zur dramatischen Dichtung haben" (S. 240). Wenn das nicht Schwulst ist, dann giebt es keinen! Kein Wunder, daß das Buch bis auf einige Teile geradezu langweilt. Am lesbarsten sind die ersten drei Aufsätze über: „Produktion, Kritik, Publikum," „Litterarische Popularität" und „Eine Premiere." Das Verhältnis der drei „Faktoren" des litterarischen Lebens setzt Spielhagen ganz hübsch aus einander, wenn er auch alles viel kürzer hätte sagen können. Er weist die natürliche Entstehung der Kritik als Selbstkritik und Beurteilung fremder Leistungen ansprechend nach. Der zweite Aufsatz wendet sich gegen einen paradoxen Satz Vischers: „Keller wird nie sehr populär werden, einfach weil er wirklich ein Dichter ist." Spielhagen versucht das Gegenteil zu beweisen: wirklich populär werden eben nur die rechten Dichter. Vischers Satz ist in der That anfechtbar; denn nicht die Poesie ist Keller hinderlich, volkstümlich in weiterm Sinne zu werden, sondern der schwere Gedankenreichtum; er will, daß man ihm entgegenkomme, sich in ihn versenke. Das sagt aber Spielhagen nicht, er scheint kein Freund Kellers zu sein, obwohl er rund heraus seine Meinung zu sagen doch nicht den Mut findet. Spielhagen verficht auch noch den Schillerschen Satz, daß der Dichter in Prosa nur ein halber Dichter sei; unsterblich würden nur Verse. Auch darüber ließe sich rechten. Es ist doch merkwürdig, daß sich die größten epischen Talente dieses Jahrhunderts nur der Prosa bedienten, und daß die metrische Form in der Erzählung nur für den Schwank oder für Stücke von bescheidnem Umfang mit Erfolg benutzt worden ist. Es kann das nicht auf den rein äußerlichen Grund der Neigung des Publikums zurückgeführt werden. Kein Verständiger wird dem „Grünen Heinrich" oder den „Sieben Legenden" Mangel an Poesie nachsagen; man kann auch nicht sagen, daß Keller aus andern als rein künstlerischen Erwägungen sich für die Prosaform entschieden habe. Die prosaische Sprache läßt in der Ausbildung, die sie z. B. bei Storm erreicht hat, an dichterischer Reinheit kaum etwas zu wünschen übrig; die Versuche Jordans, Linggs, Hamerlings sind nicht zu vergleichen mit denen Kellers, Meyers u. s. w. Der epische Vers ist heutzutage nur bei Talenten zweiten, dritten Ranges, wie Julius Wolff, in Übung. Oder wird jemand den „Trompeter von Säkkingen" für ein originaleres Werk erklären, als die Dichtungen jener Novellisten? Spielhagen berührt diese „Kontroversfragen" nur, ohne sie zu erledigen. Der Dialog über die „Premiere" (warum Premiere?) schildert in muntrer Weise die Qualen eines Bühnendichters, der doch nicht vom Handwerk lassen kann. Den Schluß des Buches, das durch Aufsätze über den Streit zwischen Edgar Poe und Longfellow, über Feuillet, Björnson, Auerbach, Mark Twain ausgefüllt wird, macht eine Zusammenstellung von Rezensionen Frenzelscher Romane und Novellen, die Spielhagen je nach ihrem Erscheinen geschrieben hat. Gesammelte Rezensionen machen aber noch lange kein Ganzes aus. Sie hätten recht gut wegbleiben können.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Ein Vorachtundvierziger

Der österreichische Diplomat Graf Alexander Hübner ist zu verschiednen Zeiten viel genannt worden. Zehn Jahre lang war er Botschafter in Paris, nahm in dieser Stellung an dem Kongreß nach dem orientalischen Kriege teil, scheint aber von dem, was nach diesem Kongreß um ihn vorging, so wenig wahrgenommen zu haben, daß der berühmte „Neujahrsgruß" von 1859 ihn und seine Regierung unvorbereitet traf. Nach dem unglücklichen Kriege als „Polizeiminister" in das neue Kabinet des Grafen Goluchowski berufen, kam er durch seinen Rücktritt nach zwei Monaten schon in den Ruf eines freisinnigen und weitblickenden Staatsmannes — beides wohl gleich unverdient. Er hatte es übernommen, mit den Häuptern der ungarischen Adelspartei über die Bedingungen der Aussöhnung zu unterhandeln und ihnen, wie es hieß, die Wiederherstellung der alten ungarischen Verfassung in Aussicht gestellt. Seine Ministerkollegen aber hielten an dem Gesamtstaate Österreich fest, während das von ihm angeratene Zugeständnis damals nichts mehr genützt haben würde. In den ersten Jahren nach Niederwerfung der Revolution hätte ein solcher Schritt vielleicht Erfolg haben können, inzwischen aber war die Rechtskontinuität, d. h. die Anerkennung der Verfassung von 1848, das allgemeine Losungswort geworden, die sogenannte altkonservative Partei war, wie die nächste Zeit darthat, um allen Einfluß im Lande gekommen. Nach langer Vergessenheit trat Hübner plötzlich als Schriftsteller auf und überraschte die Welt durch eine bei hohen Jahren ungewöhnliche Reiselust und durch lebendige Darstellungen aus Amerika, China u. s. w. Schon 1848 hatte er in sein Tagebuch geschrieben, wenn er von fernen Ländern erzählen höre, schwelle ihm die Brust; so spät war er dazu gelangt, sich seinem eigentlichen Berufe

hinzugeben! Denn sein, wenn wir nicht irren, letzter Abstecher auf das Gebiet der hohen Politik, eine Rede im Reichsrate gegen das deutsch-österreichische Bündnis, verriet nur, daß die Geschichte der letzten vierzig Jahre für ihn keine Lehre enthalten hatte.

Jetzt ist von ihm ein Buch über seine Thätigkeit und seine Erlebnisse vom Februar 1848 bis zum April 1849 erschienen: Ein Jahr meines Lebens (Leipzig, F. A. Brockhaus). Als die Dinge in der Lombardei eine bedrohliche Wendung nahmen, wurde Hübner, damals Generalkonsul in Leipzig, von Metternich, als dessen Schüler und Liebling er galt, nach Wien berufen und dann nach Mailand gesandt, um in der aus dem Vizekönig Erzherzog Rainer, dem Feldmarschall Radetzky und dem Statthalter bestehenden „Konferenz" die Diplomatie zu vertreten, die italienischen Höfe, natürlich mit Ausschluß Piemonts, zu gemeinsamem Handeln gegen die Partei des Umsturzes zu bewegen u. s. w. An dieser Aufgabe sein Talent zu bewähren, ward ihm durch die rasche Folge großer Ereignisse verwehrt. Noch in Wien erfuhr er die Entthronung Ludwig Philipps, und in Mailand kam er eben recht, um die Abreise der Zivilbehörden mit anzusehen, da niemand mehr daran zweifelte, daß Österreich mit Piemont um den Besitz der Lombardei zu kämpfen haben würde. Als der Aufstand ausgebrochen war, Radetzky sich zuerst auf das Kastell zurückzog und dann die Stadt verließ, wurde Hübner als Geisel zurückgehalten. Diese Gefangenschaft, die nicht zu drückend war, wurde nur durch eine auf Wunsch der provisorischen Regierung unternommene Reise unterbrochen, um Radetzky zur Auswechslung der beiderseitigen Geiseln zu bestimmen; doch kam Hübner unter mancherlei Fährlichkeiten nur bis Brescia. Im Juli konnte er über die Schweiz nach Österreich zurückkehren.

Der zweite Teil des Bandes beschäftigt sich mit den Zuständen in Wien, der Oktoberrevolution, der Verlegung des Reichstages nach Kremsier, dem Thronwechsel und der Oktroyirung einer Verfassung. Im März 1849 ging der Verfasser als außerordentlicher Gesandter nach Paris. Schon vor der Katastrophe in Wien hatte er, wie er mehrfach erzählt, für die Berufung des Fürsten Felix Schwarzenberg an die Spitze der Regierung gewirkt; von diesem wurde er dann in Olmütz zur Abfassung von Staatsschriften verwendet, die wichtigsten Noten, Proklamationen u. s. w. aus dieser Zeit entstammen seiner Feder, er nahm thätigen Anteil an den Sitzungen des Ministeriums, und es gelang ihm, den Widerstand des Fürsten Windischgrätz gegen die — bekanntlich nie in Kraft getretene — Verfassung zu überwinden.

Allen diesen Mitteilungen liegt das Tagebuch Hübners zu Grunde. Er hat aber weder dies so gegeben, wie er es einst niedergeschrieben hat, noch auch es für eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung benutzt, sondern es überarbeitet, mit Zusätzen versehen, ohne ihm seine ursprüngliche Form zu nehmen. An mehrern Stellen gesteht er selbst, spätere Veröffentlichungen,

wie die Bücher vom General Schönhals und von Helfert, benutzt zu haben, viel öfter spürt man bei Anachronismen die eingeschobenen Sätze oder Abschnitte. Beispielsweise gebraucht er den für den Mailänder Aufstand gebräuchlichen Ausdruck le cinque giornate schon in dessen ersten Tagen, als hätte er vorausgewußt, daß der Rummel fünf Tage und nicht länger dauern würde. Darf wegen dieses eigentümlichen Verfahrens auch nicht die Richtigkeit der mitgeteilten Thatsachen angezweifelt werden, so kann sich der Verfasser doch nicht wundern, wenn die eingestreuten politischen Betrachtungen mit einigem Mißtrauen angesehen werden. Man steht sozusagen vor einer Antiquität, die eingestandenermaßen „restaurirt" ist, und weiß nicht mehr, wie viel man für echt halten soll.

Als Schriftsteller zeigt sich Hübner von der liebenswürdigsten Seite, wenn er Szenerien schildert oder rein menschliche Erlebnisse erzählt. Die Tage des Stilllebens in Mailand, wo er in halber Verborgenheit von den neuen Machthabern ignorirt wird, gestalten sich unter seiner Feder zu einer Reihe hübscher Bilder, und ein hervorragendes Talent verrät er in der Beschreibung von landschaftlichen und Beleuchtungsreizen. Leider tritt zu oft ein Zug hervor, der glauben macht, daß gewisse stehende Figuren in den Romanen des Fräulein Ossip Schubin doch keine Karrikaturen seien. Es gewährt dem Verfasser unverkennbar besondre Befriedigung, seinen vertrauten Verkehr mit Personen der hohen Aristokratie ins Licht zu stellen, und dabei eignet er sich die wenig geschmackvolle Manier an, sie mit verunstalteten Vornamen zu bezeichnen, Lori, Dini, Mucki, Pepi u. s. w., was die weitere Unart mit sich bringt, Artikel vor die Eigennamen zu setzen, weil man ja sonst nicht wissen würde, ob Toni einen Anton oder eine Antonia bedeuten soll. Auch hat er wenig Grund, sich gelegentlich über das Deutsch andrer aufzuhalten. Er mengt gern Redensarten aus fremden Sprachen ein, und während er gewiß untröstlich sein würde, wenn dabei ein Sprachfehler mit unterliefe, nimmt er sichs nicht übel, begegnen beharrlich mit haben und dem Akkusativ zu konstruiren und ebenso regelmäßig am für auf dem, in den zu setzen. Wie komisch es wirkt, wenn „ein Zug am Bahnhof einläuft," ein General sich „am Schlachtfelde" befindet und gar ein Greis „am Throne" sitzt, scheint ihm ganz zu entgehen. Bei der Beschießung Wiens im Oktober ist „der Dachbrand der kaiserlichen Bibliothek einer der klassischen Prachtbauten Fischers von Erlach und zugleich eine der reichsten Büchersammlungen der Welt." Würde ein gebildeter Franzose oder Engländer sich wohl dergleichen zu schulden kommen lassen? Doch viel unangenehmer bemerkbar macht sich das Affektiren blaublütiger Exklusivität und Suffisance (diese bezeichnenden Fremdwörter werden wohl gestattet sein?). Mit Behagen berichtet er, daß sich Felix Lichnowsky jedesmal bei Blums Erscheinen auf der Rednerbühne in Frankfurt den kindischen Spaß gemacht habe, „mit einem sardonischen verächtlichen Lächeln, und indem er

durch einen gedehnten Nasenlaut das schallende Gelächter des Saales hervorrief, Naa—men! zu rufen. Und — fährt der Erzähler fort — der bekannteste Mann daselbst (!) erlitt die Demütigung, seinen Namen geben (!) zu müssen. Daher sein Haß, daher der Ingrimm seiner Anhänger." Und dem damaligen Justizminister Bach, der vorher Advokat gewesen war, wird das Zeugnis ausgestellt: „Übrigens benimmt, wäscht und kleidet er sich wie ein Gentleman." Dieser Junkerton wird besonders auf die Leser Eindruck machen, die sich erinnern, daß der, der so spricht, nicht immer Graf Hübner, auch nicht Baron Hübner, auch nicht Hübner geheißen, sondern in seiner Wiege einen noch viel bürgerlicher klingenden Namen gefunden haben soll.

Lassen wir uns auf seine politischen Auseinandersetzungen ein, so wird uns nur zu häufig zu Mute, als wohnten wir der Ausgrabung von Pfahlbauresten bei. Sollte man es für möglich halten, daß ein politischer Mann in Österreich noch nicht die Schwere des bis auf den heutigen Tag fortwirkenden Fehlers erkennt, den Reichstag gerade in dem Augenblick nach Hause zu schicken, wo er im Begriffe stand, seine Aufgabe zu lösen, eine Verfassung auf Grundlage der Verständigung aller Nationalitäten herzustellen? Auch wenn er die von Springer herausgegebenen Sitzungsprotokolle nicht kennt, wird ihm die Thatsache doch nicht unbekannt sein, daß die Besorgnis vor der Wiederherstellung der alten Zustände alle Parteien bewogen hatte, auf die Befriedigung von Sonderinteressen zu verzichten, in einem Grade, wie das seitdem nie wieder erreicht worden ist, und augenblicklich ferner gerückt zu sein scheint als jemals. „Recht" ist ihm ein sehr geläufiges Wort, aber Rechtskontinuität steht nicht in seinem Wörterbuche. Die oktroyirte Verfassung mißfällt ihm, und ihre Zurücknahme, nachdem sie nur auf dem Papier gestanden hatte, findet er in der Ordnung; auch ist er ein Gegner der Theorie, daß Ungarn durch Absetzung des Hauses Habsburg das Recht verwirkt habe, anders, denn als eroberte Provinz behandelt zu werden. Aber daß die Krone den deutsch-slawischen Ländern gegenüber eine bindende Verpflichtung eingegangen war, und die ungarische Verfassung anerkannt hatte, kümmert ihn nicht. Diese „revolutionäre Verfassung" ist für ihn keiner Beachtung wert. Sein Ideal ist der Föderalismus, und schon im November 1848 gebraucht er das zehn Jahre später landläufig gewordene Schlagwort „Individualität der Provinzen" — vorausgesetzt, daß wir es da nicht wieder mit einer Interpolation zu thun haben. Dennoch wird er auch mit den alten Provinzialständen Österreichs schnell fertig: „Obgleich niemals amtlich aufgehoben, sind sie thatsächlich aus dem Leben geschieden." Und da die Bureaukratie, unter Kaiser Ferdinand „in vollkommne Ohnmacht verfallen," durch die Ereignisse von 1848 vollends totgemacht wurde, gelangt er zu dem Schlusse: „Es giebt also bei uns weder Provinzialstände noch Bureaukratie." Es bleiben nur die Dynastie und die geschichtlichen Individualitäten der Provinzen. „Unsre Kaiser

haben ihre Allmacht niemals mißbraucht." Dabei hat der Verfasser wohl vor allen Joseph II. vergessen, nach dessen Tode Joh. Georg Müller an seinen Bruder Johannes schrieb: „Joseph II. scheint mir ein Lehrer der Fürsten mehr wegen seiner Schicksale als wegen seiner Thaten zu sein. Wohin Nachahmungssucht, übelverstandene Aufklärung, Übermut und Ehrgeiz führen, das hat sich an seinem traurigen Beispiele so fürchterlich und abschreckend gezeigt, daß man an den Folgen wird sehen können, wie weit die Hohen der Erde noch Sinn für diese Sprache Gottes durch Thaten haben. Ist je in der menschlichen Geschichte ein Fürst gewesen, über den sich bis auf den letzten seiner Tage alle Wetter des Schicksals so gehäuft, wie über Joseph II.? Der größern Übermut, höhere Aussichten in den ersten Jahren seiner Regierung gezeigt, und in den letzten mehr schimpfliche Demütigungen erfahren als er? Es wäre äußerst wichtig, seine geheime Geschichte, zumal die erste Bildung seiner Jugend zu wissen, und zu erfahren, wie er dazu gekommen, gute Absichten für hinreichend zu einer glücklichen Regierung zu halten." Allein wir täuschen uns wohl, Graf Hübner hat sich wahrscheinlich dieses Monarchen nicht erinnern wollen. Nicht der aufgeklärte, sondern der gemütliche Despotismus des Kaisers Franz ist das, was er bewundert. Er ist unerschöpflich in Lobpreisungen seines Regierungssystems, gestattet sich allerdings zu bemerken, daß das „Wiedererwachen der praktischen Thätigkeit der Nation vielleicht(!) durch den Staat ein wenig zu viel überwacht" worden sein möge, findet aber für die Absperrung von dem geistigen Leben der übrigen Welt die triftige Entschuldigung, dadurch seien „die Massen gegen die Einschleppung des revolutionären Giftes geschützt worden. Es ist dies eins der vielen großen Verdienste des Kaisers." Aber trat denn nicht gerade 1848 die Wirkung jenes Giftes sehr deutlich zu Tage? Allerdings. Aber das hatte verschiedne Gründe. Erstens wirkte in den gebildeten Klassen das System der Bevormundung „weniger günstig"; zweitens verdarb die Regierung des Kaisers Ferdinand, was die seines Vaters gut gemacht hatte; und drittens waren die Menschen, die in Wien zu revolutionären Handlungen aufreizten, durchweg „Ausländer." Das wird uns immer wieder versichert. Im Reichstage und in der Aula die durch Bildung verdorbene Mittelklasse, auf den Straßen „Schweizer, Polen, Preußen, Sachsen, Franzosen u. s. f.," die sich sogleich durch ihre Sprache verraten! Und wer weiß, ob es im Oktober in Wien so weit gekommen wäre ohne die „Volksaufwiegler," den „Anarchistenführer Blum" und den „Litteraten Fröbel." Der Verfasser glaubt steif und fest, daß alle Aufstände und Straßenkrawalle des Jahres 1848 von einer geheimen Leitung angezettelt worden seien, und hält Blum offenbar für eins der mächtigsten Häupter, wenn nicht für das Haupt dieser großen Verschwörung. Ob Blum der Urheber der Ermordung Lichnowskys gewesen sei, will er nicht bestimmt behaupten: „So lange kein Beweis vorgebracht wird, scheint der Zweifel (!)

berechtigt. Aber mittelbar fällt auf ihn die Schuld." Seine Hinrichtung ist eine große That. Fürst Schwarzenberg verlangt sie von Windischgrätz, „damit seine Genossen sehen, daß wir uns vor ihnen nicht fürchten," und antwortet auf die durch v. d. Pfordten unterstützte Bitte der Witwe um Ausfolgung des Leichnams: „Wir haben nicht die Absicht, durch Auslieferung der Leiche Blums an die sächsische Regierung zu revolutionären Kundgebungen die Hand zu bieten." Den Kommissaren der Frankfurter Versammlung wird die offizielle Mitteilung der Prozeßakten Blums verweigert, und Justizminister Bach widerlegt die Klage über Verletzung des Gesetzes vom 30. September „in der vollständigsten und glänzendsten Weise" u. a. damit, daß die Anerkennung der gesetzgebenden Macht jener Versammlung nicht vor endgiltiger Regelung der Beziehungen zwischen Österreich und Deutschland stattfinden könne. Es ist auffallend, daß der Verfasser sich hierbei nicht, wie sonst so gern, der Eigenschaft Bachs als Advokaten erinnert. Fröbel wurde, „weil sein Name in dem oben besprochenen Schreiben des Fürsten Felix an Fürst Windischgrätz nicht erscheint, von letzterm begnadigt und einfach als Landstreicher mittelst Schub über die Reichsgrenze geschafft." Wie bekannt, hatte eine politische Schrift Fröbel das Leben gerettet.

Hie und da bringt den Verfasser seine Bewunderung für Schwarzenberg und Windischgrätz ein wenig ins Gedränge. „Der große Staatsmann," dem es allerdings mit Hilfe des Kaisers von Rußland gelang, das verhaßte Preußen zu demütigen, den aber nur der frühe Tod davor bewahrte, alle Früchte seines staatsmännischen Wirkens in nichts verwandelt zu sehen, ließ sich manchmal zu Hübners Schmerz von den Linken umgarnen, nämlich von Stadion und Bruck, während sein Schwager gegen solche Schwäche gefeit war. Köstlich sind die Geständnisse über das Verhältnis zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Truppenkommandanten, der sich wie ein Diktator gebärdete. Er forderte, das Ministerium dürfe keinen wichtigen Beschluß fassen, ohne sich vorher seiner Zustimmung versichert zu haben; alle Vorarbeiten für die künftige Verfassung müßten ihm zur Genehmigung vorgelegt werden. Ja er hatte die Kühnheit, den jungen Kaiser zu bitten, sich keinen wichtigen Vortrag ohne Wissen des Feldmarschalls halten zu lassen und in solchen Angelegenheiten keine endgiltigen Entschlüsse zu fassen, ohne ihn gehört zu haben. Der Zwist konnte nicht ausbleiben. Im Februar 1849 meldet das Tagebuch, Windischgrätz habe eine Verfassung ausgearbeitet (die leider nicht mitgeteilt wird) und wolle das Kommando niederlegen, wenn sie nicht angenommen werde, wie auch Stadion und Bach ihr Verbleiben im Amte von der Annahme des ministeriellen Entwurfes abhängig machten. In Olmütz finde man, daß sich der Feldmarschall zu viel mit Politik befasse, im Hauptquartier des letztern, daß ihm nicht genug Einfluß auf die Geschäfte gestattet werde, da ihm doch „durch die Macht der Verhältnisse" auch eine politische Thätigkeit zufalle. „Gegen

diese Schlußfolgerung läßt sich nichts einwenden," meint Hübner. „Die Macht der Verhältnisse" folgerte aber doch sehr bald, daß es besser gewesen wäre, wenn Windischgrätz sich mehr um sein Kommando als um die österreichische Verfassung gekümmert hätte. Sechs Wochen, nachdem er sich die Zustimmung zur sogenannten Märzverfassung hatte abringen lassen, wurde er des Kommandos enthoben, weil er sich fortwährend „rückwärts konzentrirte"! Aber davon weiß das „verneuerte" Tagebuch nichts. So weiß es z. B. von Bem in Siebenbürgen nur zu erzählen, daß er, zweimal von Clam-Gallas geschlagen, sich auf türkisches Gebiet geflüchtet habe. Bems Charakter ist nicht frei von Flecken, aber als tüchtiger Soldat hat er sich von Ostrolenka bis Aleppo bewährt, und wenn einmal biographische Daten gegeben werden sollten, so durfte die jenen beiden Niederlagen vorausgegangene lange Reihe von Siegen nicht verschwiegen werden.

Doch was wundern wir uns darüber bei einem Manne, der im März 1848 die Zustände in der Lombardei, die Volksstimmung, den Volkscharakter und anderseits die Verlassenheit und Hilflosigkeit der Regierung treffend schildert („ein sehr großer Teil der italienischen Beamten und beinah alle niedern Polizeiagenten hielten zu den Verschwornen"), und in einem von 1890 datirten Aufsatze die Glückseligkeit des damaligen zerrissenen Italiens seiner jetzigen Lage gegenüberstellt, die Hoffnung auf Wiederauflösung des Einheitsstaates und Wiedereinsetzung der fremden Fürstenhäuser nicht unterdrücken kann? der für Nationalgefühl gar kein Verständnis zeigt? dessen „unerschütterliche Überzeugung" es ist, der Papst bedürfe für die freie Erfüllung seines geistlichen Berufes der politischen Unabhängigkeit, d. h. der weltlichen Macht, als ob ihn jetzt irgend etwas in der Ausübung seines Berufes hinderte? der mit großer Befriedigung verzeichnet, daß in einem Orte auf Neuseeland die Zahl der Katholiken von 1865 bis 1883 von sechzehn auf fünftausend gestiegen ist, weil — die eingewanderten Irländer durchschnittlich zehn bis zwölf, die protestantischen Engländer nur fünf bis sechs Kinder bekommen? der seinen Abscheu gegen die Revolution so oft als möglich ausdrückt, und dabei jede revolutionäre Maßregel einer Regierung preist?

Fürst Metternich sagte 1849 zu dem Verfasser: „Felix Schwarzenberg ist ein ausgezeichneter Mann. Ich habe ihn immer als meinen Nachfolger bezeichnet. Er besitzt einen klaren Geist, einen energischen Charakter, und er kennt die Revolution, aber er braucht einen Gehilfen." Und der kurzsichtige Schwarzenberg schickte Herrn von Hübner nach Paris, anstatt Arm in Arm mit ihm das Jahrhundert in die Schranken zu fordern!

# Doktrinarismus

**Von E. Koenig**

Doktrinarismus ist eines der vielen Schlagwörter, die die Gegenwart erfunden hat, und die in ihr eine hervorragende Rolle spielen. Das Schlagwort überhaupt verdankt seine Entstehung dem an sich berechtigten Bestreben, ganze Gedankenkreise und Geistesrichtungen in möglichster Kürze, mit einem einzigen Worte zu bezeichnen, das damit weiterhin zugleich zum Losungswort und Parteirufe für Freund und Feind wird. Aber diesem rechten Gebrauche folgt nur zu leicht der Mißbrauch, über dem Worte wird die Sache vergessen, mit demselben Worte verbinden sich in verschiednen Köpfen verschiedne, in manchen auch gar keine Vorstellungen, und die Folge sind endlose Verwirrungen und Streitigkeiten. Noch schlimmer aber ist es, wenn das Schlagwort zum Beweismittel gemacht wird, ein Verfahren, das leider in den politischen Erörterungen der Tagespresse und in Volksreden bereits in sehr weitem Umfange geübt wird. Wenn sich schon unter den Anhängern einer Partei immer nur wenige finden, die über die Gründe ihrer Überzeugungen und ihrer Stellungnahme sich Rechenschaft gegeben haben und zu geben vermögen, so wirkt die eben bezeichnete Behandlungsweise streitiger Fragen leider noch weiter auf die Abstumpfung des vorurteilsfreien, prüfenden Denkens hin. Gewisse Schlagwörter haben allgemein oder wenigstens in bestimmten Kreisen einen guten, andre einen bösen Klang; und wenn sich auch das Bewußtsein ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung völlig verdunkelt hat oder die Bedeutung im Laufe der Zeit eine andre geworden ist, so bleiben doch die damit verbundnen Vorurteile in Geltung, und es genügt, daß man ein entsprechendes Schlagwort auf eine Sache geschickt anzuwenden weiß, um der Billigung oder Mißbilligung der Masse sicher zu sein.

Das Wort Doktrinarismus gehört zu denen, die in unsrer Zeit gewöhnlich einen übeln Klang haben; ein Doktrinär heißt etwa so viel wie ein Mann, dem die Urteilsfähigkeit abgeht, der durch langes und einseitiges Studium über den Begriffen die Dinge vergessen hat u. s. w. Es lohnt sich nach dem vorher bemerkten vielleicht zu untersuchen, ob diese Beurteilung, wenn wir auf den eigentlichen und richtigen Sinn des Begriffes zurückgehen, thatsächlich und in allen Fällen berechtigt ist.

Etymologisch wäre der Doktrinarismus etwa zu erklären als die Neigung zu einer Ein- und Unterordnung des Einzelnen in den Zusammenhang eines allgemeinen Systems, wie sie eben bei der Anordnung eines gegebenen Stoffes zu einem wissenschaftlichen Lehrgebäude (doctrina) stattfindet; zu einer fehlerhaften Einseitigkeit könnte sich diese Neigung gestalten, wenn man dabei zu wenig auf die besondre Beschaffenheit der Thatsachen, die Eigentümlichkeiten des einzelnen Gegenstandes oder Falles Rücksicht nimmt, sondern vorwiegend die Beziehungen des Einzelnen zum allgemeinen im Auge hat.

Wir befinden uns also hier einem tiefgreifenden Gegensatze gegenüber, der insbesondre, wie die Logik zeigt, überall in der Bewegung unsers Denkens zur Geltung und in den mannichfachsten Formen zur Darstellung kommt, dem Gegensatze zwischen der abstrahirenden und der spezifizirenden Thätigkeit des Denkens. Durch Abstraktion suchen wir das Übereinstimmende im Einzelnen, bilden wir allgemeine Begriffe, gelangen wir von der Vielheit besondrer Fälle zu dem allgemeinen, sie beherrschenden Gesetze; durch Spezifikation ermitteln wir die Verschiedenheiten des anscheinend übereinstimmenden, scheiden wir die Gattung in Unterarten, stellen wir die Einschränkungen fest, unter denen die allgemeine Regel auf den einzelnen Fall Anwendung findet. Keine dieser beiden Thätigkeiten kann entbehrt werden, am allerwenigsten die verallgemeinernde. Denn die Unterschiede der Dinge, die Vielförmigkeit der Thatsachen brauchen nicht erst gesucht zu werden, sie sind das ursprünglich gegebene, und es ist die erste und wichtigste Bethätigung der menschlichen Vernunft, daß sie Gleichförmigkeit und Regel herausfindet, sowie sich auch das vernünftige Wesen in seinem Handeln erst dadurch vom Tiere unterscheidet, daß es sein Verhalten nach allgemeinen Regeln einrichtet und sich nicht von wechselnden Eindrücken bestimmen läßt. Insofern ist die Vernunft ihrem ganzen Wesen nach doktrinär im allgemeinsten Sinne des Wortes, und zwar ebensowohl die „theoretische" wie die „praktische" Vernunft; doch ist anderseits klar, daß dieser Richtung auch gewisse Grenzen gesetzt sein werden, über die hinaus man in Einseitigkeit und Irrtum gerät. Diese Grenzbestimmung gestaltet sich nun aber sehr verschieden, je nachdem wir die Bethätigung des Denkens im Dienste der Wissenschaft oder im Dienste des Lebens im Auge haben, und zwar so, daß wir entgegen der gewöhnlichen Annahme dem praktischen Doktrinarismus im allgemeinen mehr Recht und ein weiteres Bereich zugestehen müssen als dem theoretischen.

Im wissenschaftlichen Denken giebt es zwei Methoden, die darauf abzielen, das Besondere dem Allgemeinen unterzuordnen, die Induktion und die Deduktion. Die erstere steigt vom Besondern zum Allgemeinen auf, die letztere geht den umgekehrten Weg; auf Induktion beruht die Bildung aller Begriffe und die Auffindung der Gesetze, die Deduktion prüft die Richtigkeit der erlangten Verallgemeinerungen, indem sie von ihnen zum Besondern zurückgeht, und

sucht mit Hilfe derselben neue Besonderheiten festzustellen. Auf induktivem Wege gewann die Chemie die Begriffe ihrer Elemente, in deduktiver Weise erklärt sie mit Zugrundelegung dieser Begriffe die einzelnen Vorgänge der Veränderung; durch Induktion aus gewissen Thatsachen des Wirtschaftslebens gewannen die Nationalökonomen der ältern Schule ihre obersten Begriffe und Voraussetzungen, aus denen dann deduktiv die Einzelheiten der wirtschaftlichen Vorgänge erklärt werden sollten. Überall gilt es als die letzte Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung, allgemeinste Begriffe und Gesetze (Prinzipien, Axiome) festzustellen, denen sich alle Einzelheiten des betreffenden Gebietes deduktiv unterordnen lassen; die unübersehbare Mannichfaltigkeit der Thatsachen soll durch wenige Begriffe beherrscht werden.

Es giebt jedoch triftige Gründe für die Annahme, daß eine solche Beherrschung ein Ideal sei, dem sich die Wissenschaft zwar nähern, das sie aber nie erreichen kann. Es ist kaum zu erwarten, daß Begriffen, die doch immer nur aus einer beschränkten Zahl von Thatsachen gewonnen sind, deren Eigentümlichkeiten sie ausdrücken, sich alle Thatsachen unterordnen lassen. Ein vorsichtiger Forscher wird deshalb die Voraussetzungen, mit denen die Wissenschaft seiner Zeit an die Thatsachen herantritt, niemals als endgiltig feststehend ansehen, sondern immer darauf vorbereitet sein, die Begriffe den Anforderungen der Thatsachen entsprechend zu berichtigen; der Begriff gilt ihm immer nur als Hilfsmittel, dessen man sich bedient, um es nötigenfalls mit einem bessern zu vertauschen. Häufig genug wird jedoch dieser Erwägung nicht Rechnung getragen; man bleibt bei den einmal angenommenen Schematisirungen stehen und preßt die Thatsachen gewaltsam in das Fachwerk seiner Begriffe hinein oder übersieht die, die nicht hineinpassen wollen; dann verfällt man einem einseitigen und deshalb fehlerhaften Doktrinarismus.

Die Gedankengebäude der spekulativen Philosophen sind meist mit diesem Fehler behaftet; von Parmenides, der die Wirklichkeit der Sinnenwelt leugnete, weil sie seinem Begriffe des Seins nicht entsprach, bis zu Hegel und Herbart sind alle Metaphysiker als Doktrinäre zu bezeichnen. Erst in der neuesten Zeit hat in der Philosophie die entgegengesetzte Richtung, die wir als Positivismus bezeichnen können, mehr Anerkennung ihres Rechts gefunden. Doktrinär war die Naturlehre des Aristoteles, ja seine Begriffe waren meist nicht einmal unmittelbar aus den Thatsachen der äußern Natur, sondern aus der Metaphysik abgeleitet, und es war das Genie eines Galilei nötig, um dem lediglich in Begriffen sich bewegenden Denken seiner gelehrten Zeitgenossen gegenüber das Recht der Thatsachen geltend zu machen. Dabei geschah es bekanntlich — ein Beweis, welche Macht einmal angenommene Begriffe über den Menschengeist ausüben — daß die Professoren von Florenz die ihnen im Fernrohr gezeigten Monde des Jupiter für subjektive Täuschungen erklärten! Aber auch die neuere Geschichte der Wissenschaft bietet derartige Beispiele

genug. Wenn Physiker in unsrer Zeit die Bewegungsmitteilung durch Stoß für die einzig mögliche Art der Einwirkung der Körper auf einander erklären, weil uns keine andre begreiflich sei, so wird hier unsre Fähigkeit zum Begreifen (Vorstellen) zum Maßstabe des in Wirklichkeit möglichen gemacht. Wenn gewisse ethische Systeme behaupten, daß sich der menschliche Wille jedesmal im Sinne des größten Lusterfolges bestimme, so wird hier für die Erklärung der Willenshandlungen eine zwar sehr einfache Schablone aufgestellt, deren allgemeine Anwendbarkeit jedoch kaum durch hinlänglich viele psychologische Analysen gesichert scheint. Doktrinäre Einseitigkeit ist es endlich auch, wenn man, wie es so oft geschieht, einerseits das System des Freihandels, anderseits das des Protektionismus als das allein heilsame hinstellen will, denn es wird der Fehler gemacht, daß man eine Norm, die in gewissen Verhältnissen vielleicht vollkommen zutrifft, deshalb ohne weiteres zu einer allgemeingiltigen erheben will.

Gewiß ist also der Begriff, das abstrakte Schema, die Hypothese ein wichtiges und unentbehrliches Werkzeug der Erkenntnis, um in der Mannichfaltigkeit der Thatsachen einen Zusammenhang herzustellen und dem Denken so einen Überblick über sie zu sichern, aber es darf dabei nicht vergessen werden, daß der Begriff immer ein Flüssiges bleiben muß, niemals aber erhärten darf; die Grundlage haben immer die Thatsachen zu bilden, der Begriff ist nur die Form ihrer Ordnung in unserm Geiste.

Beinahe umgekehrt verhält sich nun die Sache auf dem Gebiete der „praktischen" Vernunft. Alles vernünftige Handeln zielt darauf ab, neue Thatsachen zu schaffen und durch diese eine Idee zu verwirklichen; hier ist also das Allgemeine, der Gedanke zuerst da, und das Besondre, die Thatsache, wird durch das Allgemeine bestimmt. Es ist ein Irrtum, wenn so oft gesagt wird, daß aus der Erkenntnis der uns umgebenden Welt und ihrer Gesetze die Ideale des menschlichen Lebens, die Ziele, denen der Mensch zuzustreben hat, sich von selbst ergäben. Allerdings steht der Mensch nicht außer der Natur, er ist ein Kind, entsprungen aus ihrem Schoße, er ist ihren Einflüssen fortdauernd ausgesetzt und bei dem Streben nach Verwirklichung seiner Ideale gebunden an die Mittel, die sie ihm zu diesem Zwecke zur Verfügung stellt. Aber die Aufgaben seines Lebens kann und muß sich der Einzelne selbst stellen, und ebenso ist überhaupt das menschliche Kulturideal ein selbstgeschaffenes, keinesfalls braucht es sich die Menschheit von außen aufdrängen zu lassen. Ganz überflüssigerweise hat man sich deshalb vom moralischen Standpunkte aus über die Lehre von der tierischen Abstammung des Menschen und über den Nachweis ereifert, daß das gesamte tierische Leben in einem rücksichtslosen Kampf ums Dasein aufgeht, worin die Grundsätze unsrer überlieferten Sittenlehre nicht die mindeste Anerkennung finden. Enthalten denn diese Thatsachen irgend einen zwingenden Grund dafür, daß nun auch die Menschheit das

Beispiel ihrer tierischen Ahnen und Verwandten befolgen müßte? Sähen wir auch in der ganzen Natur nichts als Thaten der Gemeinheit und des schrankenlosen Eigennutzes, ja wäre die Einrichtung der Natur selbst so, daß alle unsre Bemühungen, gewisse sittliche Ideale zu verwirklichen, zuletzt erfolglos bleiben müßten, so wäre das zwar ein Grund zu einer pessimistischen Ansicht über die Schöpfung, aber kein Grund, unsre Anschauungen über sittlichen Wert und Unwert zu ändern oder ganz wegzuwerfen; wenigstens wir Menschen könnten uns trotz alledem, soviel an uns liegt, bemühen, das Gute und Edle in der Welt zur Darstellung zu bringen, ja wir müßten es sogar, um mit uns selbst zufrieden sein zu können. Unsre Ideale stehen über den Thatsachen, und wir sind in der Lage, wenn auch in noch so bescheidenem Umfange, die Welt ihnen gemäß zu ändern.

Mit Recht wird es als doktrinäre Anmaßung betrachtet, wenn jemand den Anspruch erhebt, in irgend einem Begriffe, einer Hypothese, einer philosophischen Anschauung die gesamte Wirklichkeit im Denken zu umfassen; an den handelnden Menschen ist umgekehrt die unerläßliche Forderung zu stellen, bei allem seinem Thun ein umfassendes, die einzelnen Handlungen beherrschendes Ideal vor Augen zu haben. Man verlangt wenigstens von einem Manne, daß er wisse, was er will, ein Bild der Welt, wie sie sein sollte, vor Augen habe und sich nicht durch die von außen kommenden Antriebe des Augenblicks leiten lasse. Freilich findet sich nur bei wenigen Menschen der Grad von Selbstbesinnung vor, der den geschlossenen klaren Charakter, den praktischen Philosophen ausmacht; die Mehrzahl der Menschen weiß thatsächlich nicht, was sie in letzter Linie will. Man frage jemanden nach dem Zweck einer seiner Handlungen, weiter nach dem Zwecke dieses Zweckes u. s. w., und man wird sehen, daß er in der Regel bald keine weitere Auskunft zu geben weiß, ein Beweis, daß sein Handeln im letzten Grunde nur instinktmäßig ist. Wie vielen Millionen kommt nie ein andres Ziel menschlichen Thuns zum Bewußtsein, als der Erwerb, und wenn sie noch einen Schritt weiter gehen, so bleiben sie bei der Vorstellung des Genusses stehen, ohne jemals in Erwägung zu ziehen, ob das Genießen als ein auf die Dauer und in Wahrheit befriedigender Endzweck von einem vernünftigen Wesen betrachtet werden könne! Andre beruhigen sich bei dem Gedanken, daß sie ihr Leben in dem hergebrachten Kreislaufe zu vollenden und Kinder zu hinterlassen beabsichtigen, die dasselbe thun werden; sie sehen keine andre Aufgabe vor sich, als das zu wiederholen, was ihnen vorgemacht worden ist, ohne zu fragen, welcher Zweck denn nun durch diese ewige Wiederholung desselben Schauspiels erfüllt werden soll.

Es ist die bedeutsamste Seite der Religionen, daß sie den Menschen ein Lebensideal, eine bestimmte Anschauung über Ziel und Aufgabe des einzelnen Menschenlebens und des menschlichen Daseins im ganzen mitteilen; und hauptsächlich deshalb scheint uns die immer weiter um sich greifende Teilnahmlosig-

keit gegenüber der religiösen Weltanschauung beklagenswert, weil sich in ihr eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die große Frage des Zweckes im Menschenleben ausspricht, eine Zerstreutheit des Geistes bekundet, die über das unmittelbare Bedürfnis des Augenblicks nicht hinausdenkt. Teilweise mag jene Teilnahmlosigkeit auch darin begründet sein, daß man die überlieferten Lehren von der Aufgabe des Menschen nicht mehr befriedigend findet; dann müßte aber wenigstens ein lebhaftes und allgemeines Bestreben zu bemerken sein, etwas Besseres an deren Stelle zu setzen oder gesetzt zu sehen; statt dessen werden aber nur zu oft die, die das Bedürfnis nach einer abgeschlossenen Lebensanschauung fühlen, als Idealisten und Phantasten verspottet, und wenn sie auch nach einer solchen allgemeinen Anschauung zu handeln bemüht sind, als unpraktische Doktrinäre gebrandmarkt.

In der Politik hat man eine besondre Bezeichnung erfunden für Leute, die ihr Verhalten durch die jeweilig an sie herantretenden äußern Umstände bestimmen lassen, weil sie ein allgemeines und grundsätzliches Programm nicht haben oder wenigstens nicht ernstlich an seine Durchführung denken: man nennt sie Opportunisten; in einem allgemeinern Sinn ist unsre ganze Zeit opportunistisch. In dem heftigen Kampfe entgegengesetzter grundsätzlicher Anschauungen scheint es vielen das Beste, grundsatzlos zu sein, andern fehlt der Mut, im Sinn ihrer Überzeugungen kräftig in den Lauf der Dinge einzugreifen, in weiten Kreisen wird der Glaube an praktische Ideale, die über die Aufgabe des Tages hinausreichen, und ihre Verfolgung als Doktrinarismus verspottet! Zwar lassen sich der herrschende Indifferentismus und Opportunismus damit entschuldigen, daß wir in einer Übergangszeit leben, wo neue Lebensideale in Bildung begriffen sind, aber man sollte sie nicht beschönigen. In der Geschichte wird man sehen, daß alle machtvollen Persönlichkeiten, alle thatkräftigen und im Aufschwung begriffenen Völker von einem tiefgehenden Bewußtsein ihrer Aufgabe, einem Ideal erfüllt waren.

Bei alledem soll nicht verkannt werden, daß auch in dieser Richtung ein Überschreiten der Grenzen, eine Einseitigkeit möglich ist. Die Dinge sind dem menschlichen Willen nicht unbedingt unterthan; nur mit Beachtung ihrer eignen innern Gesetzmäßigkeit vermögen wir sie deshalb unsern Absichten gemäß zu gestalten. Will der Baumeister ein haltbares Gebäude errichten, so muß er mit dem Gesetze der Schwere und der Festigkeit der Stoffe rechnen; will der Seefahrer das Polarmeer durchkreuzen, so muß er die günstige Jahreszeit abwarten u. s. w. Und wenn sich auch das menschliche Kulturleben im Laufe der Zeit mehr und mehr von den Naturbedingungen unabhängig gemacht hat, so ist doch diese Unabhängigkeit keine unbedingte. Dies ist ja auch allgemein anerkannt. Aber man hat doch vielfach geglaubt, daß wenigstens die Beziehungen der Menschen zu einander in Staat und Gesellschaft sich zu jeder Zeit in jeder beliebigen Weise müßten gestalten lassen, denn was sollte denn

die Menschen hindern, ihrem Zusammenleben die Formen zu geben, die sie gerade wünschen? Und doch hat die Erfahrung gelehrt, daß auch hier die Verwirklichung von Ideen an Bedingungen geknüpft ist, durch die sie in manchen Fällen selbst unmöglich gemacht wird. Das einzige Beispiel der großen französischen Revolution genügt zur Widerlegung der Anschauung, von der ihre Urheber geleitet wurden, daß ein Mehrheitsbeschluß genüge, um eine neue Staatsverfassung ins Leben zu rufen; jenes große Experiment hat vielmehr bewiesen, daß ein Eingriff in den Staatskörper vielfach unvorhergesehene Kräfte in Thätigkeit setzt, die das Ergebnis schließlich zu einem ganz andern machen, als wie es beabsichtigt war. Die deutsche Einheitsbewegung der achtundvierziger Jahre scheiterte, weil, wie die Geschichte seitdem gezeigt hat, bei der damaligen Lage der Dinge ein unmittelbarer Übergang aus den bestehenden Verhältnissen in die gewünschten neuen thatsächlich unmöglich war; es mußte erst eine Reihe von Zwischenstufen durchlaufen werden, ehe das Ziel als das Endergebnis der Reihe erreicht werden konnte. In unsrer Zeit befindet sich der Sozialismus in einem ähnlichen Irrtume. Welchen Wert auch immer seine Ideen an sich haben mögen, so ist doch das sozialistische Ideal so verschieden von dem thatsächlichen Zustande der Gesellschaft, daß eine unmittelbare Verwirklichung undenkbar erscheint, weil sie eine Durchbrechung des allgemeinen Gesetzes der Stetigkeit bedeuten würde.

Gewiß ist es eine beschränkte Ansicht und ein Zeichen von geringem geschichtlichen Verständnis, wenn oft behauptet wird, daß gewisse Verhältnisse in alle Ewigkeit unverändert so fortbestehen würden, niemals andre sein könnten, als wie sie jetzt sind, und daß etwas in der Theorie zwar schön und gut sein möge, aber praktisch unmöglich sei. Eine richtige Theorie läßt sich immer auch in die Praxis übertragen, und so wie die menschliche Natur selbst entwicklungsfähig ist, so sind es ohne Zweifel auch alle menschlichen Verhältnisse. Aber jede Entwicklung setzt einen Ausgangspunkt voraus, und aus einem gegebenen Zustande der Dinge heraus wird immer nur ein der Richtung und Größe nach bestimmter Fortschritt möglich sein, und es dürfte kaum jemals gelingen, durch eine einzige Handlung und gewissermaßen mit einem Federstriche den Dingen ein neues Gesicht zu geben. Aber diese Erwägungen rechtfertigen nicht das unthätige Haften am Gegebenen; Zustände, die wir vielleicht zur Zeit nicht ändern können, für unabänderlich zu erklären, ist eine schlechte Entschuldigung der Trägheit. Der praktische Staatsmann hat sich allerdings meist mit den Mitteln zu beschäftigen, durch die die nächstliegenden Zwecke der Gesellschaft und des Staates erfüllt werden können, und die Klugheit, die zu ihrer Auffindung gehört, ist unbedingt sehr schätzenswert; aber das große Ganze kann doch auch die Geister nicht entbehren, deren Bemühungen vorwiegend darauf gerichtet sind, die idealen Endzwecke alles menschlichen Zusammenlebens im allgemeinen Bewußtsein lebendig zu erhalten, auf die hin

alles einzelne Thun die Richtung nehmen muß. Dabei mag es vorkommen, daß mancher, den Blick auf das ferne Ziel gerichtet, das Nächstliegende übersieht, während es dem „Praktiker“ geschehen kann, daß er nach Erreichung des sein ganzes Denken beherrschenden nächsten Zieles nicht recht weiß, was er nun weiter wollen und erstreben soll.

Lange Jahre haben die Deutschen über der Beschäftigung mit den letzten Fragen und dem Streben nach entfernt liegenden Idealen die Aufgaben des Tages und die Verwirklichung des zunächst erreichbaren versäumt; unsre Zeit ist der entgegengesetzten Einseitigkeit verfallen und nur zu sehr geneigt, in der gegebenen Wirklichkeit, in der Beschäftigung mit den Hilfsmitteln aufzugehen und darüber das Ideale, die letzten Zwecke aus den Augen zu verlieren; sie verabscheut allen „Doktrinarismus.“ Aufgabe des zukünftigen Geschlechts wird es sein, hier die richtige Mitte zu finden, und nach manchen Anzeichen darf man wohl erwarten, daß dies geschehen werde.

# Talleyrands Memoiren

Nicht nur bei Lebzeiten können es Staatsmänner selten der Welt recht machen, auch nach ihrem Tode ändert sich das nicht. Man erwartet, man fordert, daß sie über die Zeit, wo sie hervorragenden Anteil an den Geschäften hatten, Aufzeichnungen machen und diese der Öffentlichkeit nicht vorenthalten. Werden diese aber gedruckt, so lange die behandelten Ereignisse noch neu sind, so ist das zu früh; bleiben sie lange verborgen, so verliert das Publikum das Interesse an den Berichten. Plaudern sie Geheimnisse aus, so beschuldigt man den Verfasser der Indiskretion; hat er das Amtsgeheimnis gewahrt, so fragt der Leser: Sonst nichts? Das wußten wir ja schon alles. Bei den jetzt erschienenen Denkwürdigkeiten des Fürsten Talleyrand trifft in beiden Fällen das zweite ein. Sie kommen sehr spät. Nach des Verfassers Willen hätten sie dreißig Jahre nach seinem Tode, also 1868 erscheinen können, aber die Testamentsvollstrecker schoben die Veröffentlichung so weit hinaus, daß man hätte meinen sollen, der alte Fuchs, wie man ihn wohl zu nennen pflegte, erzähle gar gefährliche Dinge. Solche Erwartungen sehen sich nun, wenigstens in dem uns in Übersetzung*) vorliegenden ersten Bande, gründlich getäuscht, und die Methode wird wohl in der Fortsetzung dieselbe bleiben.

*) Memoiren des Fürsten Talleyrand, herausgegeben mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Deutsche Originalausgabe von Adolf Ebeling. Köln und Leipzig, Alb. Ahn.

Diese deutsche Ausgabe hat übrigens besondre Merkwürdigkeiten an sich. Die Verlagshandlung hat es für nötig gefunden, der Vorrede des Herausgebers der Memoiren noch eine eigne vorauszuschicken, die den Leser ermahnt, nie zu vergessen, daß der Verfasser ein Franzose war, und daraus seine feindselige Gesinnung gegen Preußen zu erklären, und die ferner versichert, daß Professor Ebeling vor allen berufen gewesen sei, die Memoiren zu übersetzen. Erscheint auch diese Vorrede auf den ersten Blick höchst überflüssig, so entdeckt man doch beim Lesen des Werkes selbst ihre Bedeutung. Anstatt der „Animosität" gegen Preußen finden wir nämlich zu unsrer Überraschung wiederholt Äußerungen der Teilnahme an dem Schicksal des Landes und der Verehrung für die Königin Luise. Nach dem Tilsiter Frieden wird Talleyrand beauftragt, „mit den preußischen Bevollmächtigten, den beiden Grafen von Kalkreuth und von der Goltz, nicht zu unterhandeln, sondern ihnen einfach die Gebietsabtretungen mitzuteilen, die Napoleon und Alexander Preußen auferlegt hatten, das sich leider fügen mußte." Diese Stelle klingt so auffallend, daß man sie im Originale nachlesen möchte, und siehe da! die durchschossen gesetzten Worte fehlen dort gänzlich. Hierdurch aufmerksam geworden vergleicht man weiter und findet eine ganze Reihe von Stellen, wo dem Franzosen Ansichten oder Empfindungen eines Preußen in den Mund gelegt worden sind!

Über ein solches Verfahren braucht wohl kein Wort verloren zu werden. Es weist aber sehr bestimmt auf eine bedenkliche Seite der bestehenden Verträge über geistiges Eigentum hin. Was hier geschehen ist, kann auch bei wichtigerem vorkommen. Wir erinnern uns eines Falles förmlicher Fälschung. Von Cesare Cantus Storia universale erschien in der Schweiz eine deutsche Übersetzung als „Weltgeschichte für das katholische Volk." Nun ist Cantu zwar ein strenger Katholik, urteilt aber als italienischer Patriot über das Papsttum mit einer Unbefangenheit, die dem Herausgeber „für das (deutsche) katholische Volk" anstößig erschien, und so wurden seine Aussprüche schlankweg in ihr Gegenteil verkehrt. Die italienischen Zeitungen legten dagegen Verwahrung ein, erreichten jedoch damit nur eine Änderung des Titels der spätern Bände des Werkes. Und es braucht nicht immer mit Absicht das Wort des Verfassers verdreht zu werden, die autorisirte Übersetzung einer wissenschaftlichen Arbeit kann von einem Manne besorgt werden, der nicht die nötigen Kenntnisse dazu hat. Oder denken wir uns beispielsweise, Burns und Byron, Dichter, zu deren vollem Genusse eine nicht gewöhnliche Beherrschung des Englischen erforderlich ist, lebten heute, ein spekulativer Verleger erwürbe das Verlagsrecht und ließe die Übertragung ihrer Dichtungen von einem Stümper ausführen, dann dürfte keine bessere veröffentlicht werden. Daß der Freibeuterei ein Ende gemacht worden ist, haben wir nicht zu beklagen, obwohl Deutschland dabei benachteiligt ist, denn was sich Franzosen und Engländer von deutscher Litteratur aneignen, ist geringfügig gegen die Entlehnungen unserseits. Aber die Ver-

träge bedürfen entschieden einer Abänderung dahin, daß der Übersetzer sich mit dem rechtmäßigen Eigentümer des Originals abzufinden hätte, ohne jedoch ein ausschließliches Recht zu erwerben. Dabei würden wahrscheinlich alle Teile besser fahren.

Auch sonst ist die Übersetzung von A. Ebeling keineswegs tadellos. Nachlässigkeiten wie: „Man speiste fast niemals beim Grafen Vaudreuil . . . ohne nicht die Hochzeit des (!) Figaro . . . mit in den Kauf nehmen zu müssen" — „das Zerwürfnis hatte darin seinen Grund, weil . . ." und ähnliches sind gar nicht selten, und der „unwiederbringliche Stoß," den nach S. 70 Anm. der Ruf der Königin Marie Antoinette durch die Halsbandgeschichte erlitten hat, verdiente einen Ehrenplatz in Sammlungen von — Zeitungsdeutsch.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Talleyrand zurück. Einige Jahre vor seinem Tode hat er ein Glaubensbekenntnis aufgesetzt, das der Herzog von Broglie seiner Vorrede zu den Memoiren einverleibt hat, und das als Leitmotiv der Memorien bezeichnet werden darf. „Nach reiflicher Überlegung beschloß ich, meinem Vaterlande Frankreich zu dienen, gleichviel in welcher Lage es sich befinden möge; in jeder Lage konnte man Gutes fördern und sich nützlich machen. Aus diesem Grunde habe ich auch niemals Bedenken gehabt, allen Regierungen zu dienen, vom Direktorium bis zu der Epoche, wo ich dies schreibe. . . . Keine [Regierung] habe ich früher verlassen, als sie selbst sich verlassen hat." Diese Sätze, deren letzter zugleich in sich schließt, daß alle Fehler der Regierungen Frankreichs von der Revolution bis zu seinem Tode vermieden worden wären, wenn sie sich an seine Ratschläge gehalten hätten, sucht er in der Darstellung seines Wirkens zu erhärten. Allerdings ist sein langes Leben ziemlich reich an Einzelheiten, die mit diesen Sätzen in Widerspruch stehen. Er hat jedoch dreierlei Arten, sich solche lästigen Einwürfe vom Halse zu schaffen. Entweder bringt er eine Ausrede vor, die beweist, wie gering er von dem Verstande und von dem Gedächtnisse seiner künftigen Leser denkt, oder er murmelt sozusagen etwas unverständlich zwischen den Zähnen, oder er stellt sich mit der größten Unbefangenheit an, als hörte er die Frage nicht.

Wir wollen an einigen Beispielen zeigen, wie er kitzliche Dinge behandelt. Bekanntlich leistete er 1791 den Eid auf die Verfassung, weihte zwei konstitutionelle Bischöfe, die dann andern Priestern die Weihe erteilten, und wurde dafür exkommunizirt; erst auf die Fürsprache des ersten Konsuls hob der Nachfolger des Papstes den Bann auf. Nun erfahren wir die Beweggründe seines Handelns. „Fast sämtliche Bischöfe verweigerten den Eid und wurden deshalb abgesetzt. Die Wahlkollegien ernannten ihre Nachfolger, die sich leider über die Nichtbestätigung von Rom hinwegsetzten, aber doch von einem rechtmäßigen katholischen Bischof geweiht werden mußten. Hätte sich dazu niemand gefunden, so stand (!) sehr zu befürchten, daß der gesamte Kultus, wenn er auch noch

nicht gänzlich aufgehoben wurde, was übrigens einige Jahre später geschah, doch den Doktrinen des Kalvinismus anheim gefallen wäre, der ohnehin der damaligen allgemeinen Geistesströmung sehr gut entsprach. Dadurch wäre Frankreich vielleicht für den Katholizismus verloren gegangen, der in seiner Hierarchie und in allen seinen kirchlichen Formen sich der monarchischen Staatsform am besten anpaßt. Ich verstand mich also als rechtmäßiger Bischof von Autun dazu, einen (!) der neuerwählten Bischöfe zu weihen, der dann an den übrigen die heilige Handlung vollzog." Also um Frankreich vor dem Protestantismus zu bewahren, um Altar und Thron zu schützen, hat er sich dem Bannfluch ausgesetzt, er war ein Märtyrer, der heiliggesprochen zu werden verdiente! In dem erwähnten Glaubensbekenntnisse gleitet er über diese ganze Angelegenheit folgendermaßen hinweg: „Ich hatte schon früher auf mein Amt und meine Würde als Bischof von Autun verzichtet: meine Demission wurde vom Papst angenommen, der mich dem weltlichen Stande zurückgab" — nach zehn Jahren nämlich. Daß er sogar das Opfer gebracht hatte, als Exkommunizirter eine reiche Frau zu heiraten, erwähnt er nicht einmal.

Als Moreau und Macdonald von Suwarow geschlagen worden waren, „erging es dem Direktorium, wie allen despotischen Regierungen: so lange ihre Armeen siegreich sind, haßt man sie wohl, aber man fürchtet sie zugleich. Wendet sich das Kriegsglück, so werden sie geschmäht und verachtet. Rücksichtslos wurde selbst das Direktorium in den Zeitungen, in Flugschriften und von allen Seiten angegriffen. Die Minister wurden natürlich auch nicht geschont, was mir speziell meinen Rücktritt erleichterte. Schon längst hatte ich nämlich eingesehen, daß ich im Grunde doch nur sehr wenig Schlechtes verhindern konnte, und daß die Zeit noch nicht gekommen war, um (!) Gutes zu leisten. Deshalb hatte ich auch schon bei Zeiten (!) meine Vorkehrungen getroffen und mich mit dem General Bonaparte vor seiner Abreise nach Ägypten darüber verständigt." Bonaparte hatte vorgeschlagen, ihn nach Konstantinopel zu schicken, das geschah aber nicht; Talleyrand reichte am 20. Juli 1799 sein Entlassungsgesuch ein und bezog ein Landhaus in der Nähe von Paris „um den weitern Gang der Ereignisse abzuwarten." Was warf man ihm vor? Weshalb wurde er nicht Botschafter? Er erinnert sich offenbar nicht daran. Schlagen wir also nach. Da finden wir, daß unter dem 25. Messidor des Jahres VII (13. Juli 1799) sehr interessante „Aufklärungen des Bürgers Talleyrand an seine Mitbürger" erschienen sind. Es ist ihm peinlich, daran erinnern zu müssen, mit welcher Freude er sich 1789 den ersten und aufrichtigsten Freunden der Freiheit angeschlossen hat. Er wäre unwürdig, einer so schönen Sache gedient zu haben, wenn er wagen wollte, das, was er zu ihrem Triumph beigetragen habe, als ein Opfer anzusehen. Aber sein Staunen dürfe er wohl darüber ausdrücken, sich neuen Angriffen ausgesetzt zu sehen, nachdem er sich den unversöhnlichen Haß der Geistlichkeit und des Adels

von ehedem so wohl verdient habe. Freilich seien seine Gegner keine Franzosen, Menschen, die für die Begründer der Freiheit niemals Verzeihung haben würden, ihre Sympathien der antirevolutionären Partei der Nationalversammlung zuwandten. Solche Menschen wagten jetzt seine Zuverlässigkeit in Zweifel zu ziehen. Und doch gebe es für jeden Franzosen mit offnen Augen nur drei Möglichkeiten: „Entweder befestigt sich die Republik inmitten aller Angriffe, oder wir werden in einen Abgrund von Verwirrung, in die allgemeine Zerstörung gestürzt, oder das Königtum kehrt zurück, um uns mit noch größerer Wut und Tyrannei zu knechten." Nur ein Verrückter könne nach 1792 die Freiheit anderswo als in der Republik suchen, und der Name eines jeden, der an ihrem Sturze arbeiten wolle, werde der Nachwelt mit dem allgemeinen Fluche belastet überliefert werden. Schließlich wendet er sich voll Entrüstung gegen das verleumderische Gerücht, er habe in Amerika die weiße Kokarde angesteckt, und versichert, wenn nur einer von den ihm gemachten Vorwürfen begründet wäre, würde er sich für „den verbrecherischsten Beamten der Republik" halten.

Wie schade, daß er sich dieses Schriftstückes nicht erinnert hat, das so gut zu den von uns vorausgeschickten Sätzen gepaßt hätte, und noch besser zu dem, was er zur Rechtfertigung des 18. Brumaire und seiner Annahme des Ministerpostens von dem ersten Konsul Bonaparte anführt! „Wenn der 18. Brumaire von wirklichem Nutzen für das Land sein sollte, so mußte man selbst die Monarchie wiederherstellen. Aber man brauchte deshalb noch nicht gleich einen Thron zu errichten. Ich erkläre mich näher. Die Monarchie, d. h. die Oberherrschaft eines Einzigen, kann unter drei Formen gedacht werden, eine Monarchie auf gewisse Jahre, oder eine auf Lebenszeit, oder endlich eine mit Erblichkeit. Zu den beiden ersten gehört vorab (!) kein Thron, denn sie bilden nur den Übergang zu der dritten. Ohne einen Übergang war in Frankreich in seiner jetzigen Lage an die dritte gar nicht zu denken, oder man hätte uns eine solche durch fremde Bajonette aufzwingen müssen. Es galt also, auf eine Neugründung der Monarchie in Frankreich hinzuarbeiten, wobei aber das Haus Bourbon nicht in Betracht kommen konnte. Dann erst mußte man einen Souverän auf Zeit schaffen, um dadurch zu einem lebenslänglichen, und schließlich zu einem erblichen zu gelangen."

Wie wir sehen, hatte die Zeit vom 25. Messidor bis zum 18. Brumaire (noch nicht vier Monate) hingereicht, um ihn mit dem Gedanken, der verbrecherischste Beamte der Republik zu sein, völlig auszusöhnen! Zu diesem Kapitel mag noch ein Zug erwähnt werden. Die Beziehungen zu Bonaparte wurden durch einen Brief Talleyrands vom 24. Juli 1797 eingeleitet, worin er seine Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten dem in Oberitalien befehligenden General anzeigte, mit der Versicherung, daß dessen ruhmvoller Name ihn leicht alle Schwierigkeiten seines Amtes überwinden lassen

werde, und dem Ausdrucke des Bedauerns, daß der Bonapartes Berichten immer vorauseilende Ruf seiner Thaten ihm wohl selten Gelegenheit lassen werde, dem Direktorium neues mitzuteilen. Diese Schmeicheleien fielen auf so günstigen Boden, daß bald darauf bei der ersten persönlichen Begegnung Bonaparte sagte, er habe sofort aus Talleyrands Briefen in ihm einen ganz andern Menschen erkannt, als die Herren vom Direktorium.

Bekanntermaßen ist Talleyrand oft vorgeworfen worden, der Grund zu seinem großen Reichtum sei durch die — Honorare, wollen wir sagen — gelegt worden, die er sich für geheime Dienste habe zahlen lassen, und Napoleon selbst kränkte ihn durch solche Bemerkungen. Einmal hat er sich auf Gewinne am Spieltisch ausgeredet. In dem Glaubensbekenntnis lesen wir, er habe von keiner Regierung mehr erhalten, als er ihr durch seine Dienste gegeben habe — ein Satz, der in seiner Zweideutigkeit kaum anzufechten sein wird —, und bei Gelegenheit der Gründung des Rheinbundes sagt er bescheiden: „Ich vermittelte auch hier, wie schon früher, zu Gunsten mancher kleinen Souveräne, die an ihrem Länderbesitz Einbuße erlitten, was oft große Schwierigkeiten mit sich brachte.“

Nach diesen Proben, deren Zahl sich noch beträchtlich vermehren ließe, wird der Leser gern glauben, wenn wir behaupten, das Anziehendste in den Memoiren Talleyrands seien die Beiträge, die sie zu seiner eignen Charakteristik liefern. Was er über die politischen Verhältnisse im allgemeinen und über die großen Ereignisse mitteilt, an denen er beteiligt oder deren Zeuge er gewesen ist, ist zum größten Teil bekannt oder für die Gegenwart von geringem Interesse, seine Darstellung mitunter von langweilender Breite, besonders wo er auf seine Ideen oder sein Wissen am meisten stolz ist, wie bei der Auseinandersetzung, wie er im Gegensatz zu dem verhaßten Necker (dem „Ausländer, noch dazu Bürger eines kleinen Freistaates, der sogar einem andern Glaubensbekenntnis angehörte!“) die Finanzen geregelt haben würde, oder bei seinem vertraulichen Verkehre mit dem Kaiser Alexander. Daß ferner die gelegentlichen moralischen Betrachtungen oberflächlich oder hausbacken ausfallen, kann bei dem Manne nicht auffallen, bei dem die Frivolität Fleisch und Blut geworden war. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß der Leser nicht manche Ausbeute an Gedanken, Schilderungen von Menschen und Zuständen, geschichtlichen Notizen gewinnen könne.

Seine Kinderzeit schildert er als liebe- und freudeleer, zwischen den Zeilen läßt sich allenfalls lesen, daß das Körpergebrechen, das ihm seit seinem vierten Jahr anhaftete, und das ihn untauglich für den Soldatenstand machte, das Hinken, auf die ohnehin geringe Zärtlichkeit seiner Eltern Einfluß gehabt habe. Einen Lichtblick brachte ihm der Aufenthalt bei seiner Großmutter, einer Fürstin von Chalais; was er von dem Verhältnis dieser Dame zu ihren Unterthanen erzählt, liefert neue Belege zu dem von Taine ent-

worfenen Bilde von dem Leben in den Provinzen vor Ausbruch der Revolution. Der Widerspruch zwischen diesen Schilderungen und Talleyrands Verherrlichungen der Revolution kann uns nicht mehr befremden. Ohne um seine Neigung befragt zu werden, wurde er zum Kleriker bestimmt, und seine Gaben müssen sich bald so bemerkbar gemacht haben, daß ihn der Erzbischof von Rheims 1775 zum geistlichen Fiskal ernannte (eine Stellung, in der er jeden Priester, der sich etwas hatte zu schulden kommen lassen, zur Rechenschaft ziehen und außerdem die Rechte, die Freiheit und die Disziplin der Kirche wahren und verteidigen mußte), und bald darauf wurde er einer von den beiden Generalvertretern des gesamten französischen Klerus, den Organen des Klerus gegenüber der Regierung. Er war erst einundzwanzig Jahre alt, und damals begann die Zeit, die „das eigentümliche hatte, daß jeder das Bedürfnis fühlte, ein Talent zu zeigen, das außerhalb seiner Stellung lag.“ Dabei war er eingestandenermaßen höchst ehrgeizig; „übrigens war mein Ehrgeiz damals noch reiner Natur; ich strebte hoch hinauf, aber mit der redlichen Absicht, das Gute zu fördern.“ Dies „damals noch“ muß ihm unbemerkt aus der Feder geschlüpft sein! Zwei Jahre lang besuchte er die Sorbonne und beschäftigte sich „mit allen möglichen Dingen, ausgenommen mit der Theologie.“ Dann richtete er sich in Paris ein Haus ein und suchte die Bekanntschaft ausgezeichneter Personen, von denen er bei dieser und spätern Gelegenheiten eine Menge aufzählt, vielfach solche, deren Namen längst vergessen sind. Als seine täglichen Frühstücksgäste werden neben manchen andern genannt Chamford und Mirabeau, und das ist, wenn wir nicht irren, das einzigemal, wo Mirabeaus Name in diesen Memoiren Erwähnung findet.

Sehr ergötzlich sind zum Teil die Schilderungen der vornehmen Pariser Gesellschaft in der Zeit, wo diese noch mit der Revolution spielte. „Hohes Spiel und Schöngeisterei“ hatten eine Vermischung der Stände zu wege gebracht. Junge Frauen von oberflächlicher Bildung sprachen keck über Regierung und Verwaltung; Talleyrand behauptet auf einem Balle mitangehört zu haben, wie Damen, darunter die kaum zwanzigjährige Frau von Staël, ihren Tänzern Vorträge über die französische Marine, über Eingangszölle und Tabaksteuer hielten. Und er selbst gesteht, durch die Dreistigkeit, mit der er Necker staatsmännisches und Verwaltungstalent absprach, Aufmerksamkeit erregt zu haben. Auch will er schon damals ein entschiedener Gegner der Kolonialpolitik gewesen sein, insofern ihr Ziel jenseits des Ozeans lag, und verbreitet sich ausführlich über die Notwendigkeit, Frankreich zum Herrn des Mittelmeeres zu machen, „in Verbindung mit seinem natürlichen Verbündeten Spanien.“

Die Einberufung oder doch die Zusammensetzung der Generalstaaten unterzieht er einer scharfen Kritik, immer mit der Miene, als hätte er schon damals die geläuterten Ansichten wie im Alter gehabt. Man hätte den dritten Stand mit seinen vielen Advokaten, „die bekanntlich durch ihre Pro-

fession und die damit verbundene Geistesrichtung sehr gefährlich sind," schwächen und unschädlich machen müssen, entweder durch Beschränkung des aktiven und passiven Wahlrechts, „sodaß immer nur die ersten und bedeutendsten eines jeden Standes gewählt werden konnten" (!), oder „durch Bildung einer Pairie aus den beiden ersten Ständen." Er geht so weit, auszusprechen, auf diesem Wege hätte Necker „vielleicht" den Umsturz des Thrones und die Greuel der Revolution verhindern können. Und das sagt er unmittelbar, nachdem er die Verbreitung der „neuen Ideen," der Lehren der Encyklopädie gerade unter den höhern Ständen betont hat, und angesichts der Thatsache, daß gerade er mit wenigen andern von Adel sich in der Nationalversammlung dem dritten Stande angeschlossen hat!

Hier darf eine Episode nicht unerwähnt bleiben, die in drei nicht wesentlich von einander abweichenden Darstellungen vorliegt, einmal im Texte der Memoiren, dann in den als Anhang gedruckten Berichten eines Herrn von Bacourt und eines Legitimisten Baron Vitrolles, denen Talleyrand den Vorfall erzählt hatte. Talleyrand und einige Genossen wollten, als sich der dritte Stand als die alleinige Volksvertretung proklamirt hatte, dem Könige die Auflösung der Generalstaaten vorschlagen, sie wurden an den Grafen von Artois gewiesen, der jedoch den Schritt zu gewagt fand. Nun heißt es in den Memoiren: „Da sah ich ein, daß ich nicht mehr helfen konnte, und überhaupt zu nichts mehr zu gebrauchen war, und hielt es für geraten, nur an mich selbst zu denken." Rückhaltloser äußerte er sich gegen Vitrolles, der 1814 nach Nancy an den Grafen von Artois geschickt worden war, um ihn zu bewegen, sich als Generalleutnant des Königreiches an die Spitze der Regierung zu stellen. Talleyrand beauftragte ihn, den Prinzen an die erwähnte Unterredung zu erinnern, und erzählte: „Nach der Weigerung des Prinzen baten wir ihn, uns zu erlauben, ihm ohne Rückhalt zu erklären, daß, wenn dieser Schritt, den uns die Stimme unsers Gewissens und das aufrichtige Staatsinteresse eingegeben [hätten], erfolglos bleiben sollte, Se. Hoheit sich nicht verwundern müsse, wenn wir uns dem Revolutionssturm, den wir doch nicht zu hemmen imstande seien, anschlössen, und uns den neuen Ideen anbequemten." Vitrolles fährt fort, der Prinz habe den Inhalt der Unterredung bestätigt, drückt aber sein Erstaunen über „die diplomatische Schlauheit dieses Mannes" aus, der mit so naivem Gesichte und so unbefangen eine fernliegende Erinnerung zu einer Beschönigung, wonicht zu einer Rechtfertigung seines ganzen revolutionären Lebens geschickt benutzte; „wie hier, so wird er auch leicht für hundert andre Vorwürfe eine Ausflucht gefunden haben." Diesen Ton findet Herr von Bacourt, an den der Brief gerichtet ist, „etwas gehässig."

Ein langer Exkurs über den Herzog Philipp von Orleans (Egalité) enthält kaum etwas bemerkenswertes; die Wahrheit, daß sich dieser Mensch in

jedem Lebensalter gleichgeblieben sei, kann auf Neuheit keinen Anspruch machen. Auch die Charakteristik der Frau von Genlis dürfte nur wenige Leser interessiren. Mehr Wert hätte es, wenn Talleyrand über seine Beobachtungen in Amerika etwas mitteilsamer gewesen wäre. Die Gewandtheit, mit der er sein Thun als Minister Napoleons in ein ihm günstiges Licht stellt, seinen Eifer, seine Weisheit und seine „Treue" hervorhebt und dabei immer seine Untreue als Sorge für den Weltfrieden darzustellen weiß, erregt allerdings unsre Bewunderung, doch schwächen die vielen Wiederholungen den Eindruck ab.

Hier noch einige Beiträge für Sammler von „Lichtstrahlen."

„Die Leutseligkeit der Monarchen erweckt wohl Zuneigung, aber keine Ehrfurcht, und die erstere erlischt bei dem geringsten Mißverständnis und bei der unbedeutendsten Verwicklung. Dann will man auf die verlorene Macht zurückgreifen und ermannt sich auch, aber nur schwankend und vorübergehend; denn die Energie ist dahin. Eine Regierung, die nicht mehr kräftig und selbstbewußt handeln kann, fällt immer wieder in die alte Schwäche zurück. Sie nimmt dann wohl zu einem Ministerwechsel ihre Zuflucht und glaubt damit dem Übel zu steuern, aber sie befriedigt damit nur eine gewisse Partei, und die Gesamtheit geht leer aus."

„Welch eine unsinnige Vermessenheit, die Welt durch Abstraktionen, Analysen, durch die schwankenden Begriffe von Freiheit und Gleichheit und durch eine rein metaphysische Moral regieren zu wollen!"

„Die alten Vorrechte der Geburt und des Ranges ... konnten vielleicht später zurückgegeben werden; denn in einer Monarchie ist das Gleichheitsprinzip, in seinem vollen Umfange angewendet, nichts weiter als eine vorübergehende Krankheit, nicht eben allzu gefährlich, wenn man sie ihren ruhigen Verlauf nehmen läßt; aber der einmal verlorene Grundbesitz war weit schwerer wiederzuerlangen. ... Was konnte dem Staate der Adel noch nützen, wenn er, der früher eine der Hauptstützen der Monarchie gewesen, besitzlos geworden war?"

„Der Ackerbau kennt kein gewaltsames Vorgehen; der Handel dagegen ist ein Eroberer, der stets von neuen Siegen träumt."

Dem Bande sind zwei Bildnisse, Talleyrand als Abbé und als Minister, ferner seine und Ludwigs des Achtzehnten Handschrift beigegeben.

## Ein Streifzug durch das Gestrüpp der Frauenfrage

Ich wende mich in den folgenden Ausführungen gegen die Bekämpfer der Frauenemanzipation, aber ich bin mir bewußt, es in einer Weise zu thun, daß ich in den Augen ihrer begeistertsten Verfechter selbst als Feind erscheinen werde. Es gilt vielfach für geistreich, Behauptungen aufzustellen, die dem, was der einfache Verstand sagt, gerade ins Gesicht schlagen. So schütze der Himmel die Frauenfrage vor jenen Freunden, die, um geistreich zu unterhalten, die Thatsache, daß es ein Bedürfnis ist, für Mädchen, die im Hause keinen Wirkungskreis finden, außerhalb des Hauses einen solchen zu schaffen, dahin verkehren, als sei es die Pflicht einer Frau, sich ein andres Ziel zu stecken, als das, den ihr vom Leben angewiesenen Platz nach bestem Vermögen auszufüllen. Dies ist das beliebte „höhere Ziel," ein so entsittlichendes, daß ich mich entrüstet davon abwende. Wer das sichere Glück eines wenn auch nur bescheidnen Lebenszweckes besitzt, überlege sichs wohl, ohne zwingenden Grund die Hand nach einem glänzendern, aber unsichern auszustrecken. Solche geistreiche Äußerungen reizen natürlich zum Widerspruch; aber auch die Widersprechenden lassen sich zu Übertreibungen hinreißen und fordern dadurch ihrerseits zu Entgegnungen heraus. Der eine fürchtet, die Frau werde durch vieles Lernen ihrem eigentlichen Beruf entfremdet, der andre geht schärfer ins Zeug und sagt: Für die Frau giebt es überhaupt nichts andres, als ihren sogenannten „eigentlichen Beruf." Beide variieren von verschiednen Gesichtspunkten aus Goethes zweite Epistel und begegnen sich in dem Schluß: Das Mädchen hat zu heiraten!

Wer bestreitet wohl, daß „eine durchaus häusliche Erziehung der Töchter unter den Augen der Eltern für die Lebensbestimmung der Frau die geeignetste sei," vorausgesetzt, daß unter häuslich nicht verdummend zu verstehen ist, und daß sie „das elterliche Haus nur an der Hand des Gatten verlassen sollte"? Wer aber verfügt über die fast überirdischen Kräfte, die man brauchte, um diesen Verlauf nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis zur Regel zu machen? Viele Mädchen wachsen ohne Eltern oder doch ohne Mütter

auf, viele bei gewissenlosen, oberflächlichen oder auch nur unverständigen Müttern, oder unter Verhältnissen, die es den Erziehenden schwer, wenn nicht gar unmöglich machen, auf jedes Kind die Sorgfalt zu verwenden, deren es zu seinem körperlichen und seelischen Gedeihen bedarf. Auch können sehr geschäftige häusliche Mütter ihre Tugenden den Töchtern wohl vererben, aber nur in seltnen Fällen anders anerziehen, als durch das gegebene Beispiel, das im entscheidenden Augenblicke nachwirkt. Denn meist kommen diese Tugenden zum Erstaunen der Mütter, die sich umsonst gemüht zu haben glaubten, erst dann zum Vorschein, wenn die Töchter ihrer Erziehung längst entwachsen sind. Zum Beibringen einer Sache genügt eben noch nicht, daß man sie beherrscht. Endlich wird eine glückliche Ehe, die gewiß jeder für die normale, wünschenswerte Lösung des Rätsels hält, das das Schicksal für jedes junge Menschenherz birgt, leichter verordnet als geschlossen. Die Versorgung aber durch eine voraussichtlich unbefriedigende ist nicht menschenwürdig.

Auf dem Allgemeinerwerden dieser Einsicht beruht die Strömung, die man die Frauenfrage nennt. Denn diese wird nicht von Eltern, Erziehern oder sonstigen Theoretikern künstlich erzeugt, sondern sie entsteht in den Seelen derer, denen sie gilt, und zwar, von dem Unkraut der Nachtreter abgesehen, das ja aus jedem Boden schießt, jedesmal neu und nach schweren innern, oft auch äußern Kämpfen.

Die Frauenfrage! Ihre Ursachen sind alt und wurzeln tief, aber eine Wirkung übt sie gleich vielen andern Fragen wohl erst, seit durch den Aufschwung, den unser gesellschaftliches Leben im ganzen nimmt, sich jeder berechtigt fühlt, die Berücksichtigung auch seiner Wünsche zu verlangen. Es wird übrigens nicht nur die Sache, sondern schon der bloße Name angefochten, und nach einem meiner Gewährsmänner giebt es gar keine Frauen-, sondern nur eine Altjungfernfrage. Erschöpfend ist diese Bezeichnung aber selbst dann nicht, wenn man auch verwitwete oder unglücklich verheiratete kinderlose Frauen alte Jungfern nennt; denn die Frage beschäftigt sich mit den Frauen schon lange, ehe sie in diese Klasse einzureihen sind. Ein andrer läßt nur die Kinderfrage gelten, und wenn man genau zusieht, sprechen sie alle nur der Männerfrage das Recht zu, die Gemüter der Frauen zu beschäftigen. Zum mindesten macht diese der Zeit nach den Anfang, und so will auch ich sie hier den andern voranstellen.

Ist ein Mädchen unter mehr oder weniger glücklichen Verhältnissen herangewachsen, so heißt es: sie soll heiraten! und je unumstößlicher einer diesen Rat erteilt, desto deutlicher zeigt er, wie wenig er sich seiner Tragweite bewußt ist. Aber selbst angenommen, die Ehe wäre unter allen Umständen ein relatives Glück, warum heiraten denn so viele nicht, auch von denen, die noch nach den altgewohnten Grundsätzen erzogen wurden? Manche gewiß, weil sie sich erlauben, über Glück und Unglück ihre eignen Ansichten zu haben und die

Übereinstimmung der Herzens- und Geistesrichtung für nicht minder wichtig zu halten, als die der äußern Verhältnisse. Vielen widerstrebt es, selbst die nötigen Schritte zu dieser Art der Versorgung zu thun oder sich von Dritten verheiraten zu lassen; die einen weigern sich empört, im Abwarten ihren Beruf zu erblicken, und tragen diesen Stolz in abstoßender Weise zur Schau, und andre, über solche Kleinigkeiten erhaben, heiraten nur deshalb nicht, weil eben die Männer nicht heiraten. Bei vielen Frauen setzt sich der Apparat der Pflichterfüllung erst in Bewegung, wenn sie eine erwachsene Tochter im Hause haben. Ein Lebenszweck wurde der Heranwachsenden entweder gar nicht oder nur in Gestalt des zukünftigen Gatten gezeigt. Von den Kindern spricht man nicht, und ob das Mädchen die nötigen Fähigkeiten besitzt oder erwirbt, um Mann und Kinder glücklich zu machen und es mit ihnen zu werden, wird erst überlegt, wenn kein Überlegen mehr etwas hilft. Es gelingt diesen Müttern, entweder schnell oder nachdem sie ihre Ansprüche um einige Grade herabgeschraubt haben, ihr Kind „glücklich" zu versorgen, und der Schaden, den sie damit unter den übrigen Mädchen und unter denen von den ins Auge gefaßten Männern anrichten, die ihre Töchter nicht geheiratet haben, kümmert sie ebenso wenig, wie der des eignen Kindes. Ein Mädchen, das solche Dinge sehend und hörend miterlebt, verliert alle Unbefangenheit und leidet bewußt oder unbewußt darunter; die Männer aber bekommen nach einigen derartigen Erfahrungen ein verzeihliches Grauen vor heiratsfähigen Töchtern und deren Müttern, das sie mit der Zeit auf die Ehe selbst übertragen. Es trifft also viel Schuld die Mütter, und den Leichtsinn, mit dem sie so ernste Dinge behandeln, haben wieder oft die Gatten und Väter auf dem Gewissen. Zu häufig vertritt in der Familie der Mann einzig und allein die Theorie, die Frau einzig und allein die Praxis. Sie vergessen, daß die Ehe nicht ein Neben-, sondern ein Miteinandergehen sein soll, und daß die Ergänzung, von der zwischen Eheleuten so oft die Rede ist, bei der Erziehung der Kinder eine besonders wichtige Rolle spielt. Es müßte wohl zunächst ein Geschlecht von Eltern erzogen werden, die sich bewußt sind, daß auch sie wieder Eltern, gesund an Leib und Seele, zu erziehen haben, und dieses Bewußtsein dürfte dann nicht wieder einschlafen.

Die strenge Trennung der Gesichtspunkte, von denen aus die Erziehung und Ausbildung der Knaben und die der Mädchen geleitet wird, muß fallen. Erwerbsthätigkeit und Stellung im öffentlichen Leben auf der einen, Haus und Familie auf der andern Seite werden und müssen zwar immer das eigentliche Gebiet hier der Frau und dort des Mannes bleiben, aber sie dürfen nicht ausschließlich dem einen oder dem andern Geschlechte zugewiesen werden. Der Beruf darf beim Manne nicht alles Interesse verschlingen; er hat Aufmerksamkeit, Fürsorge und Zeit auch seinem Haus und seiner Familie zu widmen, wenn der richtige, segenbringende Geist dort herrschen soll. Eltern, die dies

einsehen, brauchen, um die Einsicht auch in das ihnen anvertraute Geschlecht zu verpflanzen, nur durch Beispiel und durch Pflege bestimmter Herzens- und Verstandeskräfte zu wirken. Schwieriger ist es, das Mädchen so zu erziehen und zu bilden, daß es beiderlei Anforderungen gerecht werden kann; denn beim Manne schließen die Pflichterfüllung im Hause und die in der großen Welt einander nicht aus, während dies bei der Frau mit seltenen Ausnahmen der Fall ist. Die Ausbildung der Mädchen soll also, ohne deshalb die Einheitlichkeit einzubüßen, zwei Möglichkeiten als Ziel vor Augen haben, die Selbständigkeit und die Unselbständigkeit, zwischen denen oft erst entschieden wird, wenn die Erziehung längst vollendet ist. Deshalb muß das Hauptgewicht bei dieser auf die Eigenschaften gelegt werden, deren ein Mädchen, oder eigentlich jeder Mensch, vor allen andern in jeder Lebensstellung bedarf. Es muß das Gemüt gepflegt, der Verstand geschärft und strenge Pflichterfüllung zum obersten Gesetz erhoben werden. Der Mangel an Ernst und Strenge zieht in den Menschen den Dilettantismus groß, den künstlerischen nicht nur, sondern auch den seelischen; sie üben ihre Tugenden wie ihre Talente nur dann aus, wenn sie dazu aufgelegt sind. Bei Knaben sollte mehr, als es meist geschieht, der Sinn für Schönheit und Wichtigkeit des Familienlebens geweckt werden; ihr Anteil an den Genüssen, die es bietet, müßte zu ihren Leistungen an Gefälligkeiten, kleinen Ritterdiensten und dergleichen in einem bestimmten Verhältnis stehn. Neben der früh bei ihnen erwachenden Erkenntnis, daß das weibliche Geschlecht nur zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse auf der Welt ist, müßte die zweite gepflegt werden, daß sie nicht nur dem Mädchen, in das sie gerade verliebt sind, sondern daß auch sie jedem Wesen, von dem sie etwas annehmen, das ihnen etwas leistet, zu Gegendiensten, freilich sehr verschiedner Natur, verpflichtet sind. Ferner müßte jedem Kinde mit der Zeit klar werden, daß man nicht bloß lernt, weil die andern auch lernen, oder um später erwerben zu können, oder um sich nicht infolge von Unkenntnis Blößen zu geben, sondern auch, weil durch lebendiges Lernen der Mensch besser wird und seine Mitmenschen fördert. Wer von dieser Auffassung durchdrungen ist, macht gewiß von diesem Standpunkt aus keinen Unterschied zwischen Mann und Frau. Bei beiden muß zunächst der Grund zur harmonischen Ausbildung des Menschen als solchen gelegt werden, sowohl weil sich die Neigung zu einer besondern Ausbildung erst später zeigt, als auch weil ein schlecht oder nicht erzogener Mensch immer weniger wert ist als andre, mag er noch so viel gelernt haben. Die Ausbildung für den zukünftigen Beruf erscheint erst in zweiter Linie wichtig. Nun ist zwar richtig, daß ein Mädchen, um in seinem eigentlichen Beruf tüchtig zu sein, sich keine wissenschaftlichen Kenntnisse anzueignen braucht, aber auch daß es diesen Beruf umso vollkommener erfüllen wird, je wohlerzogener, gebildeter und unterrichteter es ist. Ein Blaustrumpf ist ja nicht jede Frau, die viel gelernt hat, sondern nur eine, die mehr gelernt

und gelesen hat, als sie verdauen kann, und bei einer Frau von innerm Wert wird sich das, was sie treibt und lernt, weniger in ihren Worten äußern, als in der Grundstimmung ihres Wesens, die immer von dem Grade der innern Befriedigung beeinflußt wird. Wer den Begriff des Ewigweiblichen richtig erfaßt, weiß, daß das Hinanziehen einen wesentlichen Bestandteil des „eigentlichen Berufs“ bildet. Es ist eine Thatsache, daß Männer, die auch nur eine Frau nicht nur lieben, sondern wirklich schätzen gelernt haben, von den Frauen im allgemeinen besser denken und sprechen, sie mehr nach Verdienst beurteilen und behandeln als die übrigen; es muß also ein Sporn für die Frau in dem Bewußtsein liegen, daß jede von ihnen der Sache des ganzen Geschlechtes nützt, wenn sie die höchsten Ansprüche an sich selbst stellt und sich bemüht, ihnen gerecht zu werden. Und so braucht die Frau nicht nur Gemüt, sondern auch Verstand, viel Verstand, und durch Bildung muß er geschärft werden. Aber sie braucht ihn nicht, um mit seiner Hilfe einen Berg von Kenntnissen anzuhäufen, sondern weil erst durch ihn ihr im Herzen begründetes Verständnis für Leben, Menschen und Verhältnisse wirklich tief, lebhaft und fruchtbringend wird. Man bedenke, daß Mütter nicht nur Töchter, sondern auch Söhne zu erziehen haben, und daß Verstandesmenschen weniger Unheil in der Welt anrichten, als Gefühlsmenschen ohne Verstand. Diese bleiben Vernunftgründen unzugänglich und sind oft große Egoisten, die wohl für andre fühlen, aber nur an sich denken; Egoismus aber und Gedankenlosigkeit sind die Grundpfeiler schlechter Erziehung.

Für die Kinder- und Entwicklungsjahre der Mädchen gelten dieselben Grundsätze, die die jetzige Bewegung gegen die Überbürdung der Knaben leiten. Es muß mehr Gewicht auf die Pflege und Kräftigung des Körpers gelegt, und es darf nicht so vielerlei in die Schulzeit hineingezwängt werden. Dafür müssen aber Eltern den Fehler vermeiden, mit der Schulzeit auch die Lernzeit der Mädchen als beendet anzusehen. Sie müssen beherzigen, daß die Schule ihre Pflicht thut, wenn sie zum Wissen einen guten, gesunden Grund legt und dem Schüler den Blick öffnet und schärft für die Schätze, die Leben, Wissenschaft und Kunst für ihn noch bergen.

> Nicht zu früh mit der Kost buntscheckigen Wissens, ihr Lehrer,
> Nähret den Knaben mir auf, selten gedeiht er davon!
> Kräftigt und übt ihm den Geist an wenigen würdigen Stoffen;
> Euer Beruf ist erfüllt, wenn er zu lernen gelernt

sagt Emanuel Geibel, und: Trachtet nach der Nahrung, nicht nach der Mästung! ruft ein andrer den Lehrenden zu. Das eigentliche Lernen hat unter eigner oder elterlicher Leitung erst nach der Schulzeit zu beginnen und unterscheidet sich von dem frühern hauptsächlich dadurch, daß jetzt von den vielen Keimen, die die Schule in Anbetracht der verschiedenartigen Begabung

und Lebensstellung der Schüler in diese legen mußte, nur einige besonders gepflegt werden, die in dem Boden, der Lebensluft und dem Interessenkreise, in den sie alle gelegt wurden, am besten zu gedeihen, zu nützen und zu erfreuen versprechen. Die erwähnten Umstände führen jetzt die der ersten Jugend entwachsenden strebsamen Mädchen der bessern Stände häufig zu planlosem Aneignen der verschiedenartigsten Kenntnisse, die wohl den Bildungsgrad erhöhen, dadurch auch vorübergehend befriedigen, aber keinen wahren, dauernden Wert haben. Bildung als Selbstzweck wirkt verzehrend, wie uns das traurige Vegetiren so mancher geistig hochstehenden Menschen, die keine Pflichten haben, zeigt; nur mit dem Ziele, zu eignem oder andrer Frommen verwertet zu werden, beglückt sie. Ebenso verhält es sich mit körperlicher Arbeit, die neben der geistigen vernachlässigt wird, trotzdem daß auch sie einen Quell der Befriedigung in sich birgt. Erniedrigend ist Arbeit, gleich vielen andern Dingen, nur dann, wenn ihr jeder sittliche Hintergrund fehlt. Je unabhängiger ein Mädchen von fremder Arbeitskraft ist, desto beruhigter kann es in eine ungewisse Zukunft sehen; denn es braucht dementsprechend weniger zu fürchten, daß die bloßen Herstellungskosten für standesgemäße Bekleidung und sonstige Einrichtung dereinst den größten Teil dessen verschlingen werden, was es etwa durch Arbeit auf höhern Gebieten erwirbt.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Frau der Bildung nur um andrer willen bedürfe. Des Mannes übrige, um nicht zu sagen überflüssige Zeit ist die, die er seiner Frau widmet, während eine Frau nur die Zeit übrig hat, in der sie nicht für die Ihrigen lebt. Je mehr solche übrige Zeit eine Frau hat, desto notwendiger ist es, daß sie sich für Dinge interessirt, deren Pflege nicht nur diese Zeit, sondern während derselben auch ihre Gedanken ausfüllt. Keine nicht nur gebildete, sondern wirklich gescheite Frau wird um dieser Interessen willen Mann, Haus oder Kinder vernachlässigen. Pflegen doch gerade die Frauen, die sich als Mädchen am eifrigsten mit den Wissenschaften beschäftigen, am schnellsten alle Gelehrsamkeit über Bord zu werfen, sobald sie Mutterpflichten zu erfüllen haben. Aber eben um dieser Pflichten willen begehen sie heranwachsenden Kindern gegenüber ein Unrecht damit; denn die Mutter soll befähigt sein, nicht nur den Körper, sondern auch die Seele und den Geist des Kindes zu pflegen. Die Losung sei deshalb nicht: häuslich oder, sondern häuslich und gebildet.

Ich verlange also, daß die Männer sich mehr um ihre Frauen und beide zusammen sich mehr um ihre Kinder kümmern sollen. Damit hätten wir den Übergang zur zweiten Abteilung.

Eduard von Hartmann sagt: Für die Frauen giebt es nur eine Frage, das ist die Kinderfrage. Ich stimme ihm zu, wahre mir jedoch die Freiheit, diesen Ausdruck in meinem Sinne aufzufassen, in dem Sinne nämlich, in dem er sich mit der Altjungfernfrage verträgt. Denn wenn andre, Hartmanns

Worte ausführend, sagen: Das Weib hat nur insoweit es Gattin und Mutter ist, vollberechtigten Anspruch auf Schutz und Hilfe des Staates, d. h. insofern es durch Familiengründung der Volkskraft die Reserven zum Kulturkampf liefert, denn auf dem gesunden Familienleben ruht die Macht einer Nation u. s. w., so gehen sie damit entweder zu weit oder nicht weit genug. Zu weit, weil das Weib die Familie nicht gründet und weil ihr guter Wille und ihre Fähigkeiten nicht hinreichen, um ein Familienleben gesund zu machen. Nicht weit genug, weil sie sonst auch dem unverheirateten Manne Schutz und Hilfe des Staates entziehen und von diesem dreierlei verlangen müßten: 1. den Ausschluß unverheirateter Männer vom Staatsdienst, oder eine Besoldung der Staatsbeamten, die es ihnen möglich macht, eine Familie zu erhalten, auch ohne eignes Vermögen oder das einer Frau, die vielleicht nur des Geldes wegen geheiratet wurde; 2. die Stiftung erfolgverbürgender Freiplätze in Franzensbad, Pyrmont und wie die Orte alle heißen mögen, für unbemittelte kinderlose Staatsbürgersfrauen und 3. ein Gesetz, wonach mindestens ebenso viele Knaben wie Mädchen geboren zu werden haben. Andernfalls wäre die Ungerechtigkeit empörend, mit der das Schicksal einen großen Teil des einen Geschlechtes von dem einzigen zum Sattessen berechtigenden Beruf ausschlösse, und ohne derartige Maßregeln wäre der Krebsschaden der alten Jungfern beim besten Willen nicht anders als durch Mädchenmord aus der Welt zu schaffen. Natürlich unterschreibe ich einen andern, demselben Aufsatz*) entlehnten Satz, nach dem „die tüchtigste, am höchsten zu ehrende Frau die ist, die der Welt die größte Zahl besterzogener Kinder geschenkt hat," und bedaure nur, daß er von vielen Frauen noch für ebenso richtig gehalten wird, wenn das Wort „besterzogen" darin fehlt. Denn erst an der Erziehung werden wir den wahren Wert einer Mutter erkennen. Erziehen aber heißt pflegen, und pflegen heißt, unermüdlich Opfer für des andern Wohl bringen. Alle Eltern sind bereit, ihren Kindern Opfer zu bringen, aber wie viele verstehen darunter andre als Geldopfer, und wie viel Geld kostet es oft, daß Eltern vor kleinen Opfern an Zeit, an Selbstüberwindung zurückschrecken, wenn es sich z. B. um das Geben des guten Beispieles, um das Erhalten des innern und äußern Friedens handelt!

Jede Frau — also auch eine alte Jungfer — kann Gelegenheit haben, sich der Erziehung eines Kindes anzunehmen, sei es auch nur vorübergehend oder durch Beeinflussung der rechtmäßigen Erzieher. Für solchen Fall muß sie gründlich vorbereitet sein, da ein aufgewecktes Kind die höchsten Ansprüche an seine Umgebung stellt, und das kleinste ausgestreute Samenkorn unabsehbaren Nutzen oder Schaden stiften kann. Die Atmosphäre, in der ein Kind aufwächst, der mehr oder weniger gebildete oder wohlwollende Ton, in dem es

*) Der Freisinn und die Frauenfrage. Grenzboten 1889.

sprechen hört und selbst sprechen lernt, tragen viel zu seiner innern Entwicklung bei; sie können aber unmöglich alles thun und sind nur von Wert als Rahmen, der die systematische Erziehung und Heranbildung umgiebt. Viele Menschen sind wohlerzogen und sind dennoch nicht erzogen. Von größter Wichtigkeit ist bei der Beschäftigung mit Kindern das Vertrautsein mit den Naturwissenschaften. Ein Mensch kann in der Pflanzen-, Tier- und Steinwelt und am gestirnten Himmel gar nicht gut genug Bescheid wissen. Wie viele große und kleine Kinder finden z. B. das Spazierengehen langweilig, weil sie etwas geboten haben wollen, und sie das, was sich ihnen auf Schritt und Tritt bietet, nicht erkennen. Kinder und Erwachsene sollen sich in ihrer freien Zeit gut unterhalten, gediegner ausgedrückt: sich ihren Neigungen entsprechend beschäftigen, denn auch Langeweile ist aller Laster Anfang. Dazu, daß Kinder die Natur kennen und lieben lernen, ist aber unbedingt nötig, daß die Erwachsenen ihnen darin vorangehen. Es handelt sich hierbei weniger um einmaliges Erzählen von Thatsachen, die man kurz vorher mit oder ohne Rücksicht auf solche Verwertung gelesen oder gelernt hat, sondern um das Lebendigerhalten der Aufmerksamkeit durch häufiges Anknüpfen an das, was sich gerade darbietet; und das läßt sich nicht im Fluge erlernen, dazu müssen die Kenntnisse tief und fest sitzen.

Wenden wir uns nun der Altjungfernfrage zu, an die meist ausschließlich gedacht wird, wenn man von der Frauenfrage spricht. Zu den Beweisen, die ich für die Notwendigkeit anführen will, dem weiblichen Geschlecht einen größern Wirkungskreis anzuweisen, liefern Unverheiratete das Hauptmaterial. Verheiratete Frauen kommen nur unter schon früher erwähnten Umständen als Ausnahmen in Betracht. Wollten wir nun auch annehmen, daß alle unter normalen, glücklichen Verhältnissen herangewachsenen Mädchen heiraten, so bliebe immer noch eine große Schar andrer übrig, von denen zwar auch viele heiraten, die aber im großen Ganzen weniger dazu berufen erscheinen. Aber auch von den dazu erzogenen heiraten manche nicht, und diese gerade sind, wenn der Ernst des Lebens an sie herantritt, die Bedauernswürdigern, weil er sie so wenig gewappnet findet. Viele von ihnen greifen, wenn alle Stricke reißen, zu dem, was sie am besten gelernt, am meisten geübt haben, zur Handarbeit. Hier aber überlasse ich dem sehr lesenswerten ersten Rechenschaftsberichte der „Wiener Produktivgenossenschaft für Frauenhandarbeit" das Wort, eines rühmlichen Unternehmens, das den Zweck hat, die armen, von der Hand in den Mund lebenden Handarbeiterinnen den Ausbeutungs-, ja Aussaugungsbestrebungen der Zwischenhändler zu entziehen. Dort heißt es: „Daß diese Art der Erwerbsthätigkeit nicht etwa bloß das Los derjenigen ist, welche — wie man sich oft leichtfertigerweise auszudrücken beliebt — nichts besseres gelernt haben, darüber kann unsre sonst noch in den Wickeln liegende Genossenschaftsstatistik bereits Aufschluß geben. In den Reihen unsrer Mitglieder

finden sich neben der zünftigen Handarbeiterin Töchter von Stabsoffizieren, hohen Staatsbeamten wie k. k. Sektions- und Rechnungsräten, von Professoren und Schuldirektoren, von akademischen Malern u. s. w., welche alle eine ausgezeichnete Schulbildung genossen und tüchtige Sprachkenntnisse erworben haben und dennoch gezwungen(?) sind, ihr Brot mit Handarbeit zu verdienen. Und es muß gleich hier bemerkt werden, daß gerade die gebildetern Elemente unter den auf Handarbeit angewiesenen Frauen die ärmern sind, weil es ihnen an gewerbsmäßiger Schulung fehlt, weil sie in ihren frühern Verhältnissen die Handarbeit mehr als einen angenehmen Zeitvertreib und nicht als ernste Lohnarbeit kennen gelernt haben." Der Segen der Arbeit, wirklicher Arbeit, im Gegensatz zu bloßer Beschäftigung, erhält durch diese Worte eine beherzigenswerte Betonung, und ich möchte hier darauf hinweisen, daß sich annähernde Beispiele für die Zerrbilder, die gelegentlich von alten Jungfern entworfen werden, fast ausnahmslos nicht in den zum Dienen und Arbeiten erzogenen, sondern in den bessern Ständen finden, und daß der charakteristische Unterschied zwischen den alternden Jungfrauen beider Klassen darin besteht, daß die gebildeten durch das Leben enttäuscht wurden, während die andern den Mühsalen und Entbehrungen, die es ihnen brachte, von klein auf ins Auge sahen.

Uns beschäftigen hier weder die von Hause aus armen (Dienstboten, Handarbeiterinnen u. s. w.), die sich auch für die Freiheit ihres Geschlechts viel weniger interessiren, als ihre viel freiern Genossinnen in besserer Lebensstellung; noch andre, die sofort nach Zurücklegung einer kurzen Lehrzeit zu erwerben trachten müssen (Schneiderinnen, Telegraphistinnen, Kassirerinnen, Lehrerinnen u. s. w.); diesen würden Gymnasien und andre Einrichtungen, die eine Lehrzeit von vielen Jahren erfordern, nichts nützen; auch nicht solche, die, mit ausgesprochenen Talenten begabt, diese frühzeitig ausbilden müssen; sondern jene Mädchen, deren Zeit und deren Gedanken durch die Pflichterfüllung in und außer dem Hause beiweitem nicht ausgefüllt werden, bei denen das Streben nach irgend einem Beruf aus innerm Bedürfnis oder aus dem Wunsch entspringt, allen äußern Wechselfällen des Lebens so gesichert wie möglich begegnen zu können. Diese Mädchen sind nicht genötigt, ihre besten Jugendjahre mit aufreibender Arbeit auszufüllen; sie verbrauchen ihre Kräfte so wenig, daß ihr Vorrat davon weit länger vorhält, als der der armen menschlichen Arbeitsmaschinen. Sie besitzen einen höhern Grad von Bildung und sind zunächst nicht darauf angewiesen, selbst für ihren Lebensunterhalt zu sorgen; sie können sogar ohne zwingenden Grund nicht aus dem Elternhause scheiden, um etwa eine Stellung in einem andern anzunehmen. Es quält sie der Drang, durch das, was ihren Geist beschäftigt, zu nützen, einem bestimmten Ziele zuzusteuern, anstatt in den Tag hineinzuleben; aber ihre Energie wird gelähmt teils durch den Mangel eines, wenn auch nur sittlichen Zwanges, teils durch

den Widerstand, auf den sie bei ihrer Umgebung stoßen. Das begünstigt ihre Neigung, zu grübeln, zu vergleichen, das Schicksal mit Fragen und Vorwürfen zu bestürmen, und sie haben leider viel Zeit zu diesen gefährlichen Dingen übrig. Sie befinden sich also durchaus nicht in jenem Zustande der Glückseligkeit, den Fernerstehende den jungen Mädchen in dieser gesellschaftlichen und Lebensstellung anzudichten geneigt sind, denn: „der Himmel ist kein Ort, sondern Gemütsruhe." Wohl jedem, an den Pflichten herantreten und der nicht nötig hat, nach ihnen zu suchen! Nur kurz ist der schöne Jugendrausch, in dem es sich ja bloß um den Zeitpunkt handeln kann, den das Glück wählen wird, um vom Himmel herabzufallen. Bald verwandelt sich dies Wann in ein unheimlich wachsendes Warum, und wem auch hierauf keine Antwort wird, der macht selbst ein Wie daraus und versucht, sich auf irgend eine Art mit dem Leben abzufinden. Mit den Schwierigkeiten aber, die den Mädchen dabei entgegentreten, wächst auch der Groll gegen die, die das Leben länger und besser kannten als sie und doch nichts versuchten, um sie und andre gegen solche Enttäuschungen zu sichern. Sie nehmen ihn auf, den Kampf, beseelt von dem Wunsche, ihn denen, die mit und nach ihnen streben, zu ersparen oder doch zu erleichtern. Diese Übergänge führen durch so schmerzliche Gemütsbewegungen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sie sich bei lebhaftern Naturen in geradezu krankhaften Erscheinungen äußern. Ist es doch besonders für die zum Heiraten erzogenen, als würden sie beim Verlassen der Jugendjahre einem Gespenst überliefert, das ihnen Tag und Nacht zuraunt: die Erfüllung deines Berufes ist dir versagt geblieben, die Frist ist verstrichen, die zwanzig, vierzig oder mehr Jahre, die du noch zu leben hast, werden ein Vegetiren sein.

Goethe sagt im Wilhelm Meister: „Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigne Fehler geraten, zu heilen, vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit hingegen alles." Und später: „Nichts bleibt weniger verborgen und ungenutzt, als zweckmäßige Thätigkeit." Das und ähnliches hört und liest man so oft, und mancher ernstgemeinte Anlauf wird genommen, um es zur That werden zu lassen. Aber ein Mädchen, das nicht ganz zurückgezogen oder in besonders günstigen Verhältnissen lebt, bedarf eines ungewöhnlichen Aufwandes von Energie, wenn es sich durch die vielerlei Anforderungen, die schon der intimere Verkehr an sie stellt, nicht von der Verfolgung eines, noch dazu andern nicht sichtbaren, oder doch nicht einleuchtenden Zieles ablenken lassen will. „Mein Lebensbaum wird mir zu Zündhölzchen zersplittert; jeder nimmt sich eins," klagt eine Leidensgefährtin. Mit den Jahren lassen diese Anforderungen nach, und auch andres wird überwunden, das der Sammlung hinderlich war. „Glücklich, wer darüber hinaus ist über das böse Wesen und kein unruhiges Herz mehr hat," läßt Gottfried Keller die Magd im Martin Salander sagen. Ja, gewiß

glücklich, wenn er für die Zeit, die nun folgt, vorgebaut hat. Die Übergangsjahre würden an Bitterkeit verlieren, wenn das Älterwerden für das, was es auf der einen Seite nimmt, auf der andern etwas brächte. Manche würden sich in dieser Zuversicht dem Lebensgenuß sorgloser und freudiger hingeben, infolgedessen liebenswürdiger, anziehender sein und vielleicht schon dadurch ihr Lebensglück in einer andern Weise begründen, vor allem mehr Freude haben und bereiten. Denn wenn eine Klage des Weibes über Zurücksetzung vom Schicksal berechtigt ist, so ist es die, daß, obwohl seine Lebensdauer gegenüber der des andern Geschlechts nicht verkürzt erscheint, der Zeitpunkt fürs Zurücktreten vom — sagen wir: Kampf um den Beruf bei ihm so viel früher angesetzt ist, als beim Manne.

Wäre es nicht, von diesen verschiednen Gesichtspunkten aus betrachtet, angemessen, den gebildeten Mädchen für die ihnen voraussichtlich noch bleibenden zwanzig bis dreißig Jahre geistiger Frische und Thatkraft ein Arbeitsfeld zu eröffnen?

Auf die Wichtigkeit der Naturwissenschaften wurde schon hingewiesen. Aber auch in andern Fächern würde es ihnen nützlich sein, durch jahrelange Beschäftigung in Geist und Wesen des Gegenstandes einzudringen, anstatt, wie es bei Studenten vorkommt, nur für die Prüfung zu lernen und vor jeder Querfrage eines Laien wie vor einem schwer zu nehmenden Hindernis Halt zu machen. Daß den Frauen in spätern Jahren das Lernen schwerer fällt, hat seinen Grund wohl weniger in einer Abnahme der Fähigkeit, als darin, daß sie durch mehrjährige Unterbrechung aus der Übung gekommen sind, verlernt haben, ihre Gedanken zu sammeln, auf einen bestimmten Punkt zu richten und dort festzuhalten. Mehr oder weniger gezwungenerweise ist es ihnen zur Gewohnheit geworden, viele Dinge nur vorübergehend in sich aufzunehmen, das Interesse in schneller Folge den verschiedensten Gegenständen zuzuwenden, ohne auch nur einen davon gründlich zu betrachten. Man hüte die Mädchen, die dieser Gefahr mehr ausgesetzt sind, als Knaben, vor der sogenannten Salonbildung, richtiger gesagt: halben Bildung, von der Hettner sagt, sie zerstöre die Naivität des Seins und Denkens, während die ganze sie verjünge, läutere und vertiefe. Sie macht einerseits die Menschen anspruchsvoller, als die ganze, und je übertriebenere Ansprüche einer an seine Mitmenschen stellt, desto schwerer wird er im Zusammenleben Befriedigung finden; sie besitzt anderseits einen Nachteil an Stelle des Vorteils, den oberflächlich urteilende ihr zuschreiben: sie lähmt die Unterhaltung, anstatt sie zu beleben. Nur Leute, die über eine Sache wirklich unterrichtet sind, und solche, die sich darüber unterrichten lassen wollen, führen ein Gespräch ersprießlich und erfreulich. Halbgebildete schöpfen aus ihrem Bildungsgange die Verpflichtung, von allem und jedem etwas zu wissen. Sie verlangen von sich und ihresgleichen, daß jede Lücke im Wissen übertüncht und niemand durch eine Frage in Verlegenheit gesetzt werde. Sie

bedenken nicht, daß einmaliges Ausbessern das Übertünchen überflüssig macht, und daß ein lückenhaftes, aber fleißig übertünchtes Gebäude den Besitzer in die Lage bringt, mit freundlichem Gesicht fortwährend vor dem Einsturz zittern zu müssen.

Hat ein Mädchen nach Abschluß der Schulzeit eine Veranlassung, sich einem oder dem andern Studium hauptsächlich zu widmen, so braucht es die Übung im Lernen nicht zu verlieren. Zunächst handelt sichs hier nicht um das Verwerten des Gelernten, sondern um die Möglichkeit des Verwertens. Das Hinarbeiten auf ein Ziel, sei es auch nur zur eignen Vervollkommnung, und läge es noch so fern, würde in ein solches Leben den Zug hineinbringen, ohne den bei tiefer angelegten Naturen keine Befriedigung, keine wahre Lebensfreudigkeit möglich ist. Ich bin deshalb für die Gründung von Gymnasien für Mädchen, aber durchaus nicht dafür, daß mit der Vergünstigung, sie zu besuchen, schon irgend eine Verheißung verbunden würde. Denn es soll damit das vorhandne Streben nach besten Kräften befriedigt, nicht aber ihm Vorschub geleistet werden. Mit Recht wird ja gefürchtet, daß „die verlangte siebzehnjährige Lernarbeit (vom sechsten bis zum dreiundzwanzigsten Jahre) die jungen Mädchen körperlich schwächen, geistig überreizen und außerdem sehr leicht dem Familienleben entfremden" würde. Das weniger widerstandsfähige Nervensystem und das dem männlichen an Leistungsfähigkeit nachstehende Gehirn rächen sich fast ohne Ausnahme früher oder später für jede übertriebene Belastung. Es verhält sich hierin mit den Frauen ähnlich wie mit den Juden: sie haben eine Reihe von Vorzügen, es giebt viele Vortreffliche, ja Große unter ihnen, aber im allgemeinen kann die Veredlung ihres innern Wesens gewisse Grenzen nicht überschreiten. Eine zweite Ähnlichkeit erweckt die Befürchtung, daß der Verlauf von Angelegenheiten, die ausschließlich von einer Schar von Frauen geleitet werden, nur in den seltensten Fällen mehr als einseitig befriedigend sein werde. Einzeln werden sie geschätzt, bewundert und geliebt, aber in größerer Anzahl versammelt, erscheinen sie uninteressant und abspannend. Könnten wir aber auch die Mädchen für durchschnittlich ebenso kräftig und verwendbar erklären, wie die Männer, so ändert sich doch das Verhältnis der Leistungsfähigkeit wesentlich nach der Verheiratung. Während diese den Mann in der Ausübung seines Berufes nicht hindert, ihn sogar in vielen Fällen zu erhöhter Anspannung seiner Kräfte führt, erschwert sie diese der Frau, macht sie ihr meist ganz unmöglich. Eine Frau bedarf ungewöhnlicher Geistes- und Körperkräfte, wenn sie ihren Pflichten als Hausfrau, Gattin und Mutter dauernd genügen und sich daneben eingehend und nutzenbringend mit andern Dingen beschäftigen will. Sollte sie die Not zwingen, den Ernährer zu ersetzen, nicht nur ihr Haus zu führen und ihre Kinder zu erziehen, sondern außerdem noch ein zeitraubendes Amt zu versehen, so wird das Amt immer in erster Reihe stehen. Wie es der Wirt-

schaft dabei geht, wird von der Arbeitskraft der Betreffenden abhängen, aber die Wartung und Erziehung der Kinder leidet unter allen Umständen darunter. Das bedeutet aber gar zu leicht nicht nur deren Entartung im einzelnen Falle, sondern es kann zur Entartung eines ganzen Volkes führen, wenn es Gebrauch wird, daß Mütter die Beaufsichtigung ihrer Kinder als Nebensache behandeln. Auch gestatten nur wenige Erwerbsarten das „Einspringen der Frau in den Beruf des Mannes," wenn dieser unfähig geworden oder gestorben ist, und in solchen Fällen bedarf die Frau nicht nur besonders praktischer Eigenschaften, sondern auch des Glückes, es mit anständigen, zuverlässigen Leuten zu thun zu haben, die sich die anfängliche Unkenntnis der dem „schwachen Geschlecht" angehörigen nicht zu nutze machen.

Es ist dem Staate also nicht zu verdenken, wenn er sich weigert, Opfer zu bringen für die Entwicklung einer Kraft, in deren Natur es liegt, in dem Augenblick zu versagen, wo sie nutzbar gemacht werden könnte. Man mache deshalb den Mädchen das Studiren nicht unmöglich, aber schwer, und warte mit ihrer Zulassung dazu, bis sie ein Alter erreicht haben, wo sie genau wissen, was sie wollen, und welcher Art ihre Begabung ist, sodaß ihr Bildungsdrang nicht mehr als Laune aufgefaßt werden kann; ein Alter ferner, wo die Verheiratung als Ausnahme zu betrachten ist. Es würde sonst einem gelehrten Damenproletariat Thür und Thor geöffnet und könnte leicht geschehen, daß der Ehrgeiz des Bauern, einen Studirten in der Familie zu haben, sich auch auf die Tochter erstreckte; die Lust dazu würde ihm vergehen, wenn er mit dem Anfangen warten müßte, bis die Tochter eine Zwanzigerin ist. Schlimm genug, daß schon so viele Jünglinge nur studiren, weil doch irgend ein Beruf ergriffen werden muß, anstatt aus Begeisterung für die Wissenschaft, der sie sich widmen. Die „Gefahr" des Heiratens kann man bei Mädchen wohl mit dem dreißigsten Jahre als beendet ansehen. Von dieser Zeit an gestatte man ihnen den Besuch von Universitäten, vielleicht nur in wenigen, dafür besonders geeigneten Städten. Der Termin für den Eintritt ins Gymnasium müßte entsprechend verlegt werden. Die vielen, die mit sechzehn Jahren zu studiren beschlossen hatten, werden bis dahin zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen sein; auf diese wenigen aber wird man sich dafür in jeder Beziehung umso sicherer verlassen können. Wie diese Anstalten einzurichten und wie an ihnen die zahlreichen Mängel der jetzigen Gymnasien und Universitäten zu vermeiden wären, das zu ermessen, überlasse ich Berufenern. Um die Verwendung der an ihnen ausgebildeten, selbst wenn sie in die Lage kämen, sich selbst erhalten zu müssen, braucht man nicht verlegen zu sein. Man wehrt sich besonders gegen Ärztinnen und Juristinnen. Philologinnen oder Philosophinnen werden wohl deshalb weniger gefürchtet, weil es sich bei ihren Studien um Dinge handelt, deren Anfangsgründe unter den Begriff der allgemeinen Bildung fallen, und von denen daher anzunehmen ist,

daß sie auch in größerer Vervollkommnung im Privatleben Verwertung finden würden. Die Praxis in den beiden andern Fächern führt mehr ins öffentliche Leben, aber auch sie sind weniger gefährlich, als es den Anschein hat. Beweist doch schon heute eine beträchtliche Anzahl sehr geschätzter und gesuchter Frauen, daß sie tüchtige medizinische Kenntnisse auf verschiedene Weise zu verwerten vermögen, ohne deshalb den Ärzten Konkurrenz zu machen. Auch im Verwaltungsdienst würde sich manche Stellung finden, die eine Frau vermöge der in ihrem natürlichen Wirkungskreise gesammelten Erfahrungen und ihrer angeborenen, zunächst nur im Verwalten des Hauses verwerteten Talente besser auszufüllen imstande ist, als ein Mann, der kaum die Studirstube verlassen hat. Die, denen die Unabhängigkeit erhalten bleibt, könnten sich jener kleinen Schar von Privatgelehrten zugesellen, denen eine gesicherte Lebensstellung die Muße gönnt, sich der Erforschung von Gebieten zu widmen, denen der von seiner Arbeit lebende Gelehrte fern bleiben muß. Andre Bestrebungen würden dem Kampf, den die Frauen jetzt zu führen haben, nur eine andre Richtung geben, da alle von ihnen erstrebten Berufsklassen schon jetzt ohne den Beitrag aus ihren Reihen überfüllt sind. Ich glaube, zur Ehre des weiblichen Geschlechtes versichern zu dürfen, daß es den Guten darunter weniger um den Doktorhut, um Professoren- und andre Titel, als um die ernste Sache selbst zu thun ist. Und diese würde unter der Ausführung des jetzt von den Frauen aufgestellten Programms nur leiden, denn „der gesteigerte Kampf innerhalb der einzelnen Berufsformen würde das wissenschaftliche Niveau in den gelehrten Berufen nicht heben, sondern durch stärkere Vermehrung des Gelehrtenproletariats herabdrücken.“ Mögen immerhin einzelne, durch besondre Begabung verlockt und berechtigt, darin eine Ausnahme machen — zur Regel wird diese nicht werden. Die wenigen, die vergessen, daß es ihnen zwar nicht schwer fällt, unweiblich zu sein, daß sie aber dadurch ebensowenig männlich werden, wie ein unmännlicher Mann weiblich ist, brauchen uns nicht zu kümmern. Man sagt wohl einmal: sie hat einen männlichen Geist, aber dann meint man nur den Geist und nicht darumgehängten Firlefanz. Der Frau sollte ebenso gut wie dem Manne alles erlaubt sein, was sich mit ihrer Pflicht verträgt; aber über ihre Pflicht darf sie sich nicht täuschen. Auf geistigem Gebiete besteht sie im Kampf gegen den Pessimismus und die nimmermüde, zersetzende Kritik, den sie umso siegreicher führen wird, je zufriedener und glücklicher sie sich fühlt. Auch „Mutterwitz, schalkhafte Heiterkeit und der individuelle Reiz des Frauengemüts,“ denen jetzt ein verfrühtes Grablied erklingt, werden wieder so fröhlich blühn, wie in der guten, alten Zeit, wo es sicher neben ruhigen, vernünftigen nicht weniger übergeschnappte Personen beiderlei Geschlechts gegeben hat, wie es solche jetzt giebt und immer geben wird.

Zum Schluß bitte ich um Entschuldigung, daß ich in einer Zeit, wo man eigentlich nur von den Rechten der Frau reden darf, so oft von ihren

Pflichten gesprochen habe. Um zu beweisen, daß ich der modernen Auffassung nicht ganz fern stehe, erkläre ich, daß ich dabei immer ihre „Pflicht gegen sich selbst“ im Auge hatte, insofern nämlich, als ich die erste Pflicht gegen sich selbst bei Mann und Frau in der treuen Erfüllung ihrer Pflichten gegen andre erblicke.

# Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)

Es ließe sich noch manches sagen über die herrschende Ratlosigkeit im Gebrauche der Modi. Dem Konjunktivschwund, an dem im allgemeinen unsre Sprache krankt, tritt bisweilen ein lächerlicher Übereifer in der Anwendung des Konjunktivs gegenüber, z. B. in abhängigen Fragesätzen. Darin ist namentlich einer der zweiundvierzig „Führenden“ groß, die damals die fulminante Erklärung gegen den Sprachverein losließen. Ich sollte ihn eigentlich nennen, denn er ist einer von den größten Pfauhähnen auf dem Hühnerhofe der heutigen deutschen Journalistik. Der hat nicht das geringste Gefühl dafür, geschweige denn irgend welches Bewußtsein davon, in welchem Fall ein abhängiger Fragesatz im Indikativ zu stehen hat (er würde schreiben: *habe*), und in welchem Fall im Konjunktiv. Er schreibt beharrlich: sehen wir, wie auf dem Gebiete der neuern Kunstgeschichte auf den Universitäten gearbeitet *werde* (*wird*, Herr Professor!) — wie weit das Gebiet *sei* (*ist!*), das Kraus bearbeitet, zeigen seine Bücher — wie inhaltreich die Skulpturen *seien* (*sind!*), die in Betracht kommen, zeigt das immer mehr sich steigernde Interesse — die Aufgabe geht dahin, zu zeigen, in wie ungeheurer Breite der Strom menschlicher Arbeit *dahinflute* (*flutet!*) — wir lernen immer mehr erkennen, wie ungeheuer schwer es *sei* (*ist!*) — ältere Leute, welche mehr oder weniger bereits wissen, wovon die Rede *sei* (*ist!*) — welche Schwierigkeit es *habe* (*hat!*), sich Lionardos Thätigkeit vorzustellen, weiß jeder — u. s. w. Dazwischen schreibt er freilich auch einmal richtige Sätze, wie: die beiden großen Gedichte bezeichnen erschöpfend, um was es sich *handelt* — es wird nicht nötig sein, zu beweisen, welche maßgebende Rolle die Betrachtung der Phantasiearbeit der Völker hier *spielt* — sehe man doch, in welcher machtvollen Weise Goethe heute als historischer Faktor *fungirt*. Aber weshalb die einen richtig, die andern falsch sind, weiß er nicht; er hat keine Ahnung

davon, daß abhängige Fragesätze im Deutschen nur dann im Konjunktiv stehen können, wenn das regierende Verbum wirklich den Begriff des Fragens enthält. Aber das ist eine persönliche Eigentümlichkeit des Herrn, die zu den vielen sonstigen Eigentümlichkeiten seines Stiles paßt, z. B. dazu, daß er auch Inhaltssätze, die eine Thatsache enthalten, mit Vorliebe in den Konjunktiv (!) setzt; erregt doch seine ganze gespreizte und dabei fortwährend ausgleitende Sprache mit ihrer gequälten Wortstellung, ihren zerhackten Sätzen, ihrer geistreichelnden Interpunktion eigentlich ununterbrochen die Heiterkeit des Lesers. Man sehe nur noch folgenden Satz: die Zeit ist vorbei, wo man einen Ausschnitt früherer Jahrhunderte so darstellte, als sei, was heute geschehe, früher schon einmal geschehen. Das soll heißen: als wäre, was heute geschieht, früher schon einmal geschehen! Andre wissen vielleicht ebenso wenig Bescheid, aber sie reden eben, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und daher fallen sie wenigstens nicht so oft hinein. Ich lasse also jetzt dieses Kapitel und wende mich zunächst zu einigen der beliebtesten Fehler und Geschmacklosigkeiten im Gebrauch unsrer Adverbia oder Umstandswörter.

Was doch alles aus einem Adverbium werden kann! Das eine verwandelt sich in ein Eigenschaftswort, das andre in eine Präposition, ein drittes in eine Konjunktion, ein viertes in ein Bindewort — es giebt keine Wortart, die uns so viel Überraschungen bereitete.

Zahllos sind die Adverbia, die mit -weise zusammengesetzt werden können und auch zusammengesetzt werden, wie teilweise, ausnahmsweise, zwangsweise, bruchstückweise u. s. w. Niemand kann daran zweifeln, daß diese Wörter Adverbia sind, und zwar nichts weiter als Adverbia, d. h. Wörter, die nur zu einem Verbum als nähere Bestimmung hinzutreten können, also z. B. teilweise erneuern, ausnahmsweise erlauben, zwangsweise versteigern, bruchstückweise veröffentlichen. Da hat sich nun neuerdings wahrhaft bacillusartig ein Unfug verbreitet, der einen Menschen mit gesundem Sprachgefühl fast zur Verzweiflung bringen kann; man behandelt nämlich diese Adverbia jetzt frischweg als Eigenschaftswörter und schreibt: die teilweise Erneuerung, die ausnahmsweise Erlaubnis, die zwangsweise Versteigerung, die bruchstückweise Veröffentlichung, die stückweise Bezahlung, die auszugsweise Abschrift, die pfennigweisen Ersparnisse, die vergleichsweise Erledigung, die schenkungsweise Überlassung, der glasweise Ausschank, die probeweise Anstellung, die reihenweise Aufstellung, die versuchsweise Aufhebung, die abwechslungsweise Verteilung u. s. w. Der Leser sieht, es handelt sich um eine vollständige Infektionskrankheit.

Es wird einem ganz griechisch zu Mute, wenn man dergleichen liest. Die griechische Sprache, und zwar nur die griechische Sprache, ist imstande, das zwischen Artikel und Hauptwort tretende Attribut auch durch ein Adverbium

oder einen adverbiellen Ausdruck zu bilden. Im Griechischen kann man sagen: das jetzt Geschlecht (τὸ νῦν γένος) für: das jetzige Geschlecht, der heute Tag (ἡ τήμερον ἡμέρα) für: der heutige Tag, der jedesmal König (ὁ ἀεὶ βασιλεύς) für: der jedesmalige König, die augenblicklich Lust (ἡ παραυτίκα ἡδονή) für: die augenblickliche Lust, die dazwischen Zeit (ὁ μεταξὺ χρόνος) für: die dazwischenliegende Zeit, der zurück Weg (ἡ πάλιν ὁδός) für: der zurückführende Weg, die allzusehr Freiheit (ἡ ἄγαν ἐλευθερία) für: die allzugroße Freiheit. Mit unsern Adverbien auf -weise lassen sich im Griechischen namentlich gewisse mit der Präposition κατά und dem Akkusativ gebildete Wendungen vergleichen, wie κατὰ μικρόν (stückweise), κατ' ἐνιαυτόν (jahrweise, alljährlich), καθ' ἡμέραν (tageweise), καθ' ἕνα (einer auf einmal), z. B. ἡ καθ' ἡμέραν τροφή, wörtlich: die tageweise Nahrung. Im Deutschen sind derartige Verbindungen ganz unmöglich. Dem Zeitungsschreiber, der sie braucht, fällt es auch gar nicht ein, in einer Verbindung wie: die schrittweise Vervollkommnung das schrittweise als Adverbium zu fühlen, er meint, er schreibe wirklich ein Adjektivum hin. Das ist aber eben der Unsinn. Die Zusammensetzungen mit -weise sind schlechterdings keine Adjektiva, es sind Adverbia, die aus Genetiven entstanden sind. Man sagte zunächst: glücklicher Weise, thörichter Weise, verkehrter Weise, wie man auch sagte: gewisser Maßen (die Maße heißt es ursprünglich). Dann dachte man nicht mehr an den Genetiv, sondern wagte auch alle erdenklichen andern Zusammensetzungen (versuchsweise ist eigentlich: nach oder auf Versuchs Weise), und jetzt bildet man sich gar ein, vielleicht verführt durch den Gleichklang mit weise (sapiens), diese Zusammensetzungen wären Adjektiva! Nein, man kann sich wohl schrittweise vervollkommnen, aber die schrittweise Vervollkommnung ist und bleibt ein Greuel, es ist eine Verirrung des Sprachgefühls, die um nichts besser ist, als der extrae Teller, den sich der Gast beim Kellner bestellt, oder der entzweie Stuhl, oder die bekannten bisweilen im Scherz gebildeten Ausdrücke, in denen man Präpositionen wie Adjektiva behandelt: ein durcher Käse, eine zue Droschke, ein auses Heft.

Der Germanist wird vielleicht sagen: Wozu der Lärm? Daß ein Adverbium zum Adjektivum wird, ist doch weder ein Unglück, noch eine Seltenheit, es ist auch sonst geschehen. Mit ungefähr ist es ja geradeso gegangen; erst sagte man: ich kann mir das ungefähr vorstellen, dann wagte man auch: ich habe davon eine ungefähre Vorstellung. Andre werden einwenden: Dieser Mißbrauch, wenn es denn durchaus einer sein soll, schafft uns doch eine unleugbare Bequemlichkeit; wo soll man denn einen Ersatz dafür hernehmen? Früher sagte man: die partielle Renovation, die fragmentarische Publikation, die obligatorische Desinfektion — Fremdwörter sollen wir auch nicht mehr brauchen, nun sagen wir: die teilweise Er-

neuerung, die bruchstückweise Veröffentlichung, und da ist es wieder nicht recht. So stehen die Dinge aber doch nicht. Der sprachgeschichtliche Einwand ist hinfällig, sowie es noch Menschen giebt, die das Falsche als falsch empfinden, schmerzlich empfinden. Nur wo das Falsche von niemand mehr als falsch empfunden wird, da ist es überflüssig und vergeblich, sich für das Richtige zu ereifern. Das ist der Standpunkt, auf dem alle diese Betrachtungen stehen. Ich bekämpfe Fehler, die sich festzusetzen drohen, weil ich glaube, daß es noch Zeit sei, uns wieder davon zu befreien, daß nur das Sprachgewissen größerer Kreise einmal aufgerüttelt zu werden brauche. Aber auch der andre Einwand ist hinfällig. Daß sich der Fehler so reißend schnell verbreitet hat, das hängt mit einem Vorgange zusammen, der zu den allerverhängnisvollsten in unserm ganzen Sprachleben gehört, nämlich mit der immer schlimmer werdenden Sucht, den Hauptsinn eines Satzes nicht mehr durchs Verbum, sondern durch ein Substantivum auszudrücken. Was für häßliche Erscheinungen diese Sucht schon im Gefolge gehabt hat, ist gar nicht zu sagen. Sie hat unsre Sprache mit einer Masse der schauderhaftesten Substantivbildungen, wie Außerachtlassung, Inbetriebsetzung, Inanspruchnahme und ähnlichen überschwemmt, sie hat es dahin gebracht, daß alle Handlungen und Ereignisse fast nur noch durch zwei Zeitwörter ausgedrückt werden: durch stattfinden und erfolgen (für den Zeitungsschreiber giebt es kaum noch irgend ein andres Zeitwort!), sie hat uns die scheußliche Präposition seitens gebracht, dieses Jammerding, das überall herhalten muß, wo es gilt, die durch die ungeschickte Häufung von Substantiven verfahrene und verfitzte Konstruktion wieder ein bischen aufzulockern, sie hat unsern ganzen Ausdruck schleppend und schwerfällig gemacht, sie hat uns auch mit den schönen Adjektiven auf -weise beglückt. Wir müssen eben wieder Verba schreiben lernen, statt Substantiva, wir müssen vor allen Dingen den Satz wieder mit dem Verbum anfangen lernen, statt mit dem Substantivum, wieder den Mut haben, zu schreiben: Gestorben ist er am 17., begraben wurde er am 20., statt: der Tod erfolgte (!) am 17., die Beerdigung fand am 20. statt, dann wird auch all der andre Unrat wieder verschwinden. Anstatt zu schreiben: ihre teilweise Begründung mag diese Gleichgiltigkeit darin finden, schreibe man doch: begründet mag diese Gleichgiltigkeit teilweise darin sein — und alles ist in bester Ordnung! Ist es aber nicht gerade wieder die Schule, die in ihren Übersetzungsübungen dergleichen hätschelt und großzieht? Wie oft steht in den alten Sprachen die leichte, flüssige Verbalform da — man brauchte nur wörtlich zu übersetzen, und man hätte das beste Deutsch. Aber nein, es wird dem Jungen vorgeredet, im Deutschen sei es besser, „feiner,“ „gewählter,“ das Verbum „in ein Substantivum zu verwandeln“ u. s. w. Hat unser Kaiser da nicht Recht, wenn er sagt, die Muttersprache müsse zum Mittelpunkt unsers Sprachunterrichts gemacht werden?

Ein lächerliches Gegenstück übrigens zu Verbindungen wie: die schrittweise Vervollkommnung, das nun freilich durch eine ganz andre Sprachdummheit entsteht, bilden Verbindungen, wie: der tiefer Denkende, der unermüdlich Schaffende, das bisher darüber Gedachte, die von Arbeitslast Erdrückten, die auf Gymnasien Vorgebildeten u. dgl. Hier liegt der Fehler nicht im Ausdruck, sondern in der Orthographie, nämlich in dem thörichten großen Anfangsbuchstaben, mit dem man ganz allgemein die Adjektiva und Partizipia solcher Verbindungen schreibt und druckt. Was soll der große Buchstabe? Er soll ausdrücken, daß die Adjektiva oder Partizipia zu Substantiven geworden seien! Ist denn das aber richtig? Wenn ich sage: die gebildeten, die musikkundigen, so mögen das meinetwegen Substantiva sein. Aber wie kann man solchen Unsinn lehren, wie er doch allgemein in unsern Schulen gelehrt wird, daß in Verbindungen, wie: die höher gebildeten, die wirklich musikkundigen, Substantiva enthalten seien? Es kann kaum ein beschämenderes Beispiel geben von der gedankenlosen Äußerlichkeit, mit der unser Sprachunterricht zum guten Teil betrieben wird, als diese Lehre. Wenn in solchen Verbindungen, wie: die auf preußischen Universitäten studirenden, der neben mir reitende, alles bisher erforschte, die durch die Überschwemmung beschädigten, der wegen einer geringfügigen Übertretung angeklagte, das mühsam auf dem Wege eines unablässigen Fortschritts errungene u. s. w. die Partizipia wirklich Substantiva wären, wenn es möglich wäre, sie als Substantiva zu fühlen — und darauf kommt es doch an! — dann müßte man ja auch sagen können: die auf preußischen Universitäten Studenten, der neben mir Reiter, alle bisher Forscher, der durch die Überschwemmung Schade, die wegen einer geringfügigen Übertretung Anklage, die mühsam auf dem Wege eines unablässigen Fortschrittes Errungenschaften. Wenn durchaus ein großer Anfangsbuchstabe geschrieben werden soll, so kann vernünftigerweise nur geschrieben werden: das Reinmalerische, die Höhergebildeten, die Wirklichoderangeblichminderbegabten u. s. w. Noch viel vernünftiger aber wäre es natürlich, man beschränkte die großen Anfangsbuchstaben überhaupt auf die wirklichen Substantiva, oder — man machte sich, wie alle andern Sprachen, von dieser Kinderei endlich frei. Aber zu schreiben: das durch redlichen Fleiß Gewonnene und sich und andern einzureden, Gewonnene sei hier ein Substantiv, ist doch eine Tollheit. Es kann kein Substantivum sein, weil es im Deutschen unmöglich ist, ein Adverbium oder einen adverbiellen Ausdruck zwischen Artikel und Substantiv zu setzen. Wäre das möglich, dann müßte man auch sagen können: der durch redlichen Fleiß Gewinn. Aber auch das schrittweise Gewonnene ist unter allen Umständen falsch. Denn wäre Gewonnene wirklich ein Hauptwort, dann könnte schrittweise nur ein Adjektivum sein, und das ist es nicht; ist aber schrittweise ein Adverbium, dann kann Gewonnene nur eine

Verbalform sein, und das ist es ebenfalls nicht, sowie ich es mit G schreibe. Verstanden?

Daß Adverbia auch zu Präpositionen werden können, wer wüßte das nicht? Alle unsre Präpositionen sind ursprünglich einmal Adverbia gewesen. Und die häßlichen, langatmigen Modepräpositionen, von denen unsre Amts- und Zeitungssprache wimmelt (anläßlich, gelegentlich, inhaltlich, antwortlich), und die unsre echten, alten Präpositionen (bei, zu, nach, auf), mit denen man das alles, was jene Ungeheuer ausdrücken sollen, eben so deutlich und dabei viel kürzer und schöner sagen kann, schon beinahe ganz verdrängt haben, was sind sie zunächst anders als Adverbia? Aber auch hier hat man doch die Pflicht, Halt zu rufen, wenn aus bloßer Gedankenlosigkeit, was bisher richtig gemacht wurde, mit einemmale falsch gemacht wird, und das geschieht jetzt täglich mehr mit den Adverbien rechts, links, nördlich, südlich, östlich, westlich und seitlich. Kein Mensch wird bestreiten, daß auch diese Wörter Adverbia sind. Um anzugeben, im Vergleich womit etwas rechts oder links, nördlich oder südlich ist, nahmen wir denn auch bisher die Präposition von zu Hilfe und sagten: rechts von der Straße, nördlich von den Alpen. Seit einigen Jahren aber wird fast allgemein geschludert: rechts und links der Szene, rechts der Elbe, nördlich des Viktoriasees, südlich der Kirche, seitlich des Altars u. s. w. Wo in aller Welt giebt es ein Lehrbuch der deutschen Sprache, in dem rechts und links, nördlich und südlich unter den Präpositionen aufgeführt würden? Sollen sich die Grammatiken nun vielleicht beeilen, diese Lücke auszufüllen, weil es den Herren Geographen, Baumeistern, Technikern, Beamten und Zeitungsschreibern plötzlich beliebt, so zu schreiben? Soll sich die Grammatik dazu erniedrigen, hinter allem Sprachunrat herzulaufen, ihn pflichtschuldigst aufzulesen und zu inventarisiren, der aus Unbildung und Gedankenlosigkeit in unsre Sprache hineingeworfen wird? Oder soll sie ihres Amtes als Meisterin und Lehrerin warten und dem Unrat wehren, solange es noch Zeit ist?

Ganz dasselbe gilt von dem Unfuge, der zwei Adverbia jetzt mit aller Gewalt zu Konjunktionen pressen möchte. Es sind das die Adverbia zumal und trotzdem. Daß beides noch wirklich Adverbia sind, wird wohl ebenfalls niemand zu bestreiten wagen; trotzdem ist ja dasselbe wie dennoch, und zumal ist ungefähr dasselbe wie besonders, namentlich, wenn es auch noch eine kleine Nebenfarbe hat, insofern es, ähnlich wie vollends, nicht bloß die Hervorhebung, sondern auch eine Steigerung ausdrückt, z. B.: da gilt es vorsichtig sein, zumal im Winter. Sollen mit trotzdem und zumal Nebensätze angeschlossen werden, so kann das nur mit Hilfe einer Konjunktion geschehen; es muß heißen: trotzdem daß, und es muß heißen: zumal da, zumal weil, zumal wenn, zumal wer, zumal wo, je nachdem ein Kausalsatz, ein Bedingungssatz oder ein Relativsatz angeschlossen werden soll.

Wie wird aber jetzt geschrieben? Trotzdem Camerarius den Aufgeklärten spielte — trotzdem die Arbeiten im Innern des Hauses noch nicht beendigt sind — trotzdem es an gleichzeitigen Festlichkeiten nicht mangelte u. s. w. Warum nicht obgleich, obwohl, obschon? Kennt das gar niemand mehr? Hinter zumal wagt zwar noch niemand ein wenn oder wo wegzulassen, aber das da oder weil glaubt man sich fast allgemein jetzt schenken zu dürfen und schreibt: der Zuziehung von Fachmännern wird es nicht bedürfen, zumal in der Litteratur schon einschlägige Werke genug vorhanden sind — es ist nötig, konfessionelle Mittelschulen einzurichten, zumal der Staat dadurch vielfach entlastet wird — seine Angaben können nicht erfunden sein, zumal er sich durchaus darauf beschränkt — schließlich ließ sich die Angelegenheit nicht länger aufschieben, zumal sich auch die Aussicht eröffnete u. s. w. Was würde der Lehrer des Lateinischen dazu sagen, wenn der Junge im Extemporale praesertim schreiben wollte, wo praesertim cum stehen muß? Wird in der Schule vielleicht schon gelehrt: praesertim cum heißt auf Deutsch: zumal?

Und nun zu dir, du Stolz aller Kanzlisten und Reporter, du Juwel der deutschen Amts- und Zeitungssprache, du höchster Triumph der Bildungsphilisterlogik, mein innig geliebtes bezw.! Was hast du mir schon für Vergnügen bereitet, wie oft hast du mir schon die Stirnfalten geglättet! Wenn ich Zeile für Zeile auf die ärgsten Sprachdummheiten stieß, sodaß ich das Buch oder die Zeitung manchmal am liebsten untern Tisch geworfen hätte — da nahtest du, und aller Zorn war verraucht.

Vor dreißig Jahren gab es noch im Deutschen das schöne Wort respective, geschrieben: resp. Da sagte man z. B.: der Vater resp. Vormund hat dafür zu sorgen, daß u. s. w. Was wollte man mit dem schönen Worte? Warum sagte man nicht: der Vater oder Vormund? Hätte man das vielleicht nicht verstanden? I nun, der gesunde Menschenverstand des Volkes hätte es schon verstanden, aber der große Logiker, der Kanzleimensch, sagte sich: ein Kind kann doch unmöglich zugleich einen Vater und einen Vormund haben, es kann doch nur entweder einen Vater oder (oder aber! sagte der Kanzleimensch) einen Vormund haben. Das kann und darf ich aber nicht mit dem bloßen oder ausdrücken; für dieses feine, bedingte oder: der Vater oder (wenn nämlich das Kind keinen Vater mehr haben sollte) Vormund, für dieses oder (wenn) giebt es im Deutschen überhaupt kein Wort, das läßt sich nur durch — respective ausdrücken, dadurch aber auch „voll und ganz."

Als man nun auch im Kanzleistil den Fremdwörterzopf abzuschneiden anfing, da erfand man als Übersetzung von respective das schöne Wort beziehungsweise: be—zieh—ungs—wei—se! Das war natürlich etwas zu lang, um es immer zu schreiben und zu drucken, und so wurde es denn abgekürzt zu bezw. Daß das Wörtchen oder auch nur vier Buchstaben

hat und dabei ein wirkliches Wort ist, kein bloßes Wortskelett wie bezw., auf diesen naheliegenden Gedanken verfiel merkwürdigerweise niemand, und doch frage ich jeden vernünftigen Menschen, ob in folgenden Beispielen das bezw. irgend etwas andres bedeute als oder: in einer Zeit, wo man alles den einzelnen Kreisen bezw. Staaten überließ — alles weitere ist Spezialsache bezw. Aufgabe der spätern Jahre — über den Mord bezw. Raubmord in R. ist noch immer nichts genaues festgestellt — französische Bonnen bezw. Gouvernanten haben seit Jahrhunderten in Deutschland eine Rolle gespielt — Windschirme mit japanischer Malerei bezw. Stickerei — der Zusammenschluß zu einem genossenschaftlichen bezw. landschaftlichen Kreditverbande — ein angebornes bezw. durch die Überlieferung geschultes Geschick — die Bänder haben Wert als geschichtliche bezw. kulturgeschichtliche Erinnerungsstücke — nicht benutzte bezw. nicht abgeholte Bücher werden nach drei Tagen wieder eingestellt — Wilhelm August Lippert, welcher flüchtig ist bezw. sich verborgen hält — da die Anstalt nur solche Kinder aufnimmt bezw. behält, die eine Besserung erwarten lassen — wo Jahnsdorf liegt bezw. gelegen hat, ist ungewiß — viele Personen sind außer stande, selbst bei langsamem Gange des Wagens auf- bezw. abzuspringen — jeder Fachmann wird die Schrift beiseite bezw. in den Papierkorb werfen u. s. w. Und ich frage weiter jeden vernünftigen Menschen, ob in folgenden Beispielen das bezw. irgend etwas andres bedeute als und: alle Bestellzettel bezw. Quittungsformulare sind mit Tinte auszufüllen — Anfragen bezw. Anmeldungen sind an den Vorstand des Kunstvereins zu richten — großen Einfluß auf die Zahl der Dissertationen bezw. Promotionen üben die pekuniären Anforderungen, die die einzelnen Universitäten bezw. Fakultäten stellen — wann die noch übrigen Befestigungsreste der Burg bezw. Stadt entstanden sind, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben — die Zehnpfennigmarken und die Fünfpfennigmarken sind von roter bezw. grüner Farbe — in A. sind letzte Nacht zwei Personen, ein Maler und ein Strumpfwirker, welche in einem Schuppen bezw. einem Stalle nächtigten, erfroren u. s. w. Der große Logiker, der so schreibt, denkt natürlich, wenn er und brauche, so könnte ihn jemand auch so verstehen, als ob „sowohl" die Zehnpfennigmarken „als auch" die Fünfpfennigmarken zweifarbig wären, nämlich beide Arten rot und grün, als ob „sowohl" der Maler „als auch" der Strumpfwirker in zwei Räumlichkeiten, nämlich gleichzeitig in einem Schuppen und auch in einem Stalle genächtigt hätten. Solchen schrecklichen Gefahren wird durch bezw. natürlich vorgebeugt; nun weiß man ganz genau, daß die Zehnpfennigmarken rot und die Fünfpfennigmarken grün sind, daß der Maler in einem Schuppen, der Strumpfwirker in einem Stalle genächtigt hat. Aber damit ist der große Logiker noch nicht auf dem Gipfel seines Scharfsinns angelangt; sein schlauestes Gesicht steckt er auf, wenn er gar

schreibt: und bezw. — das ist das höchste seiner Gefühle! Die Besitzer und bezw. Pächter der Grundstücke werden darauf aufmerksam gemacht — die Eltern und bezw. Erzieher der schulpflichtigen Kinder werden hiermit aufgefordert — man muß die Zahl der Personen für einen bestimmten Raum und bezw. den mindesten Raum für einen Einwohner festsetzen — solcher haarsträubende Unsinn wird täglich geschrieben „und bezw.“ gedruckt, und die, die ihn leisten, bilden sich womöglich noch ein, sie hätten sich wunder wie fein und scharfsinnig ausgedrückt! Schließlich schreiben wir auch noch in Todesanzeigen: Heute starb unser geliebter Vater, bezw. Großvater, bezw. Bruder, bezw. Onkel, und der Herr Referendar, der für seine Kinder Spielzeug eingekauft hat, sagt vielleicht zur Frau Referendarin: Ich habe für Fritz und Mariechen eine Schachtel Soldaten bezw. eine Puppe mitgebracht!

Über solche Albernheiten der Akten- und Zeitungssprache müßten die Lehrer des Deutschen im Unterricht so oft die Schale ihres Spottes ausgießen, daß die Jungen für ihr ganzes Leben dagegen gefeit würden und später mit der größten Serenität im Kolleg säßen, wenn der Herr Professor aller Nasen lang mit seinem bezw. kommt. Aber freilich, wenn der Rektor, der vielleicht den deutschen Unterricht in der Oberprima giebt, im Osterprogramm selber auf jeder Seite dreimal bezw. schreibt, und der Herr Schulrat in keinem seiner wohlstilisirten Erlasse ohne bezw. auskommt, dann muß es ja auch der Junge für äußerst feierlich und weise halten!

(Fortsetzung folgt)

# Zu unsrer auswärtigen Politik

Es wird noch in frischer Erinnerung sein, mit wie regen Friedenshoffnungen der Beginn des neuen Jahres begrüßt worden ist. Kein Wölkchen trübte den Horizont. Ein Austausch von Besuchen und Höflichkeitsbezeugungen zwischen den Nachbarstaaten, insbesondre zwischen Rußland und Österreich, schien dieser Stimmung entsprungen zu sein, sodaß, wer politische Zukunftsmusik zu treiben berufen war, sich in den friedlichsten Tönen ergehen konnte.

Das ist plötzlich anders geworden. Die kritischen Monate, in denen sich der Winter zum Frühling wendet, haben auch diesmal Gewitterwolken mit sich geführt, und im Augenblick drückt eine schwüle Luft auf das europäische Ver-

kehrs- und Wirtschaftsleben als Ausdruck einer politischen Spannung, der sich niemand entziehen kann. Unter solchen Umständen wird es nützlich sein, einen Blick auf die Gesamtlage unsrer auswärtigen Politik zu werfen und ruhig abzuwägen, wo Gefahren drohen, und welche Mittel uns zu ihrer unblutigen Abwendung zu Gebote stehen.

Daß die geographische Lage Deutschlands uns jeden Druck von Ost und West, von Nord und Süd mitempfinden läßt, bedeutet an sich einen Nachteil und einen Vorzug. Der Vorzug, mit hineingezogen zu werden in die gesamte Geistesarbeit des Weltteils, ist nicht gering zu schätzen, wenn er auch teuer dadurch erkauft wird, daß wir auch an den Folgen der politischen und moralischen Krankheiten unsrer Nachbarn teilnehmen müssen. Machte sich in frühern Jahrhunderten die schlimme oder gute Folge dieser zentralen Stellung verhältnismäßig langsamer fühlbar, so haben die gesteigerten Verbindungsmittel, wie sie Eisenbahn und Telegraph bieten, den Einfluß der Fremden so bedeutend gesteigert, daß es kaum möglich ist, sich ihm zu entziehen. Der Umstand, daß Deutschland nun über ein Menschenalter hindurch das politische Zentrum Europas gewesen ist, hat die Wirkung jener Kräfte noch mehr gefördert. Die in der Peripherie liegenden Staaten haben an dem Leben und dem Leiden der Gesamtheit weit geringern Anteil als wir; sie alle können sich weit eher in sich abschließen. Ganz undenkbar aber wäre es, eine geistige Schutzmauer um Deutschland aufzuführen. Der naheliegende Schluß aus diesen Voraussetzungen ist, daß kein Staat der Welt in gleichem Maße einer stetigen Anspannung aller Kräfte bedarf, um sich gesund zu erhalten; daß anderseits keins von den Ereignissen, die sich in einem Winkel Europas abspielen, für uns im eigentlichen Sinne des Wortes gleichgiltig sein kann.

Die heute die allgemeine Lage Europas bestimmenden Strömungen lassen sich auf dreierlei zurückführen. Erstens auf das im Prinzip feststehende russisch-französische Offensivbündnis und das ihr entsprechende Friedensbündnis Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens; zweitens macht sich der schlecht gelöschte Brand im europäischen Orient, zu dem in diesem Falle die Levante und Ägypten mitzurechnen sind, als beunruhigende Thatsache geltend; drittens drückt eine wirtschaftliche Krisis, die von Amerika und Rußland ausgeht, auf Handel und Wandel in einer Weise, die das Fortdauern des sozialen Problems wesentlich fördert.

Daß die französisch-russische Einigung feststeht, wird kaum noch bestritten werden können. Der kurze Traum einer Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich ist zerronnen, und ebenso ist die Aussicht geschwunden, eine Verständigung mit Rußland zu finden, wie sie unsre Politik mit beispielloser Zähigkeit Jahre hindurch zu erreichen bemüht gewesen ist. Aber Franzosen und Russen gleichen sich darin, daß sie gute Worte und gute Dienste nicht zu vertragen vermögen; je mehr Deutschland dem einen wie dem andern Teil

entgegenkam, um so tiefer bohrten sie sich in ein Gefühl des Gegensatzes hinein, das man heute ohne Übertreibung als politischen Haß bezeichnen darf. Nichts thörichteres daher, als die Versuche, auch jetzt noch nach beiden Seiten hin gute Worte auszuteilen. Sie dienen nur zur Steigerung des Gegensatzes und erwecken jenseits der Vogesen wie jenseits der Memel nur die Vorstellung der Schwäche. Wenn es A. von Werner noch jetzt für nötig gefunden hat, den Franzosen gegenüber den Werber zu spielen, so können wir das nur als eine Verirrung und als den Ausdruck unfertigen politischen Denkens beklagen. Die deutsche Kunst sollte zu stolz sein, aufs neue an den Thüren der französischen Ateliers bettelnd anzuklopfen. Wir fänden es richtiger, wenn man sich bei uns den Besuch der französischen Maler recht nachdrücklich verbäte! Dies beiläufig. Für unsre auswärtige Politik gilt unter allen Umständen die Erwägung, daß wir nach zwei Seiten hin Front zu machen haben, und daß beide, Rußland wie Frankreich, nur auf den Augenblick warten, um mit uns eine Rechnung zum Abschluß zu bringen, die sie selbst willkürlich aufgesetzt haben, und deren moralische Rechtfertigung wohl nie gelingen wird. Wir stehen also in einer Defensivstellung, nach Osten von Österreich-Ungarn, nach Westen von Italien und — vielleicht — von England unterstützt. Nun läßt sich mit größter Zuversicht behaupten, daß an der Festigkeit dieses Bündnisses weder der Rücktritt des Fürsten Bismarck noch der Rücktritt Crispis etwas geändert hat; wohl aber haben die systematisch betriebenen Verunglimpfungen, denen unsre Politik von der Seine wie von der Newa her ausgesetzt war, sowie ein leider immer noch wirksamer Parteigegensatz innerhalb des Reiches die Vorstellung von der Festigkeit dieses Bündnisses und die Schätzung der wirklichen Macht des deutschen Reiches wesentlich geschwächt. Wenn, wie der Dichter sagt, „der Schein mehr Wesen als die Wirklichkeit“ hat, so ist die Macht des Scheines heute gegen uns. Das wäre kein Unglück, solange der Schein nur dahin führt, die falsche Selbstüberschätzung des Gegners aufrecht zu erhalten und zu steigern. Bedenklich aber wirkt er, wo die eigne Zuversicht gemindert, das hoffnungsfrohe Selbstvertrauen geschwächt wird. Gewiß sind unsre Bundesgenossen in Österreich-Ungarn und Italien für uns von hohem Werte, aber auch abgesehen von ihnen sollte die Zuversicht allgemein sein, daß Deutschland stark genug ist, wenn es einst gelten sollte, auch allein denen die Spitze zu bieten, die sein Recht oder seine Grenzen bedrohen sollten. Es steht, Gott sei Dank, auch heute noch so, daß sich die gesamte Nation in diesen Fragen eins fühlt, und wir haben allen Anlaß, zu glauben, daß die Volksverführer, die den Versuch wagen sollten, in Zeiten der Gefahr ein Zusammenstehen zu hindern oder zu lähmen, damit ihren Einfluß für alle Zeiten verlieren würden. Die Fratze des Internationalen Kongresses, der heute in Paris tagt, darf daran nicht irre machen. Diese Wolken zerstieben von selbst vor der Glut eines echten nationalen Zornes.

Liegen nun aber die Verhältnisse in Frankreich und Rußland so, daß sich eine Aktion in nicht zu weiter Zukunft erwarten läßt? Wir glauben nach eingehender Erwägung für beide Staaten die Frage bejahen zu müssen. In Frankreich haben die Kriegsrüstungen ihren Höhepunkt erreicht. Der letzte Mann und fast könnte man sagen der letzte Groschen ist herangezogen worden, sodaß selbst der natürliche Reichtum Frankreichs die Last des Wartens, Gewehr bei Fuß, nicht ohne völlige wirtschaftliche Erschöpfung auf die Dauer wird ertragen können. Dazu kommt ein ehrgeiziger Kriegsminister, der vielleicht bald Minister des Auswärtigen ist, und der darnach lechzt, die Früchte seiner vieljährigen organisatorischen Arbeit zu pflücken, endlich ein nach Aufregung verlangender hauptstädtischer Pöbel, der von je den Anspruch erhoben und behauptet hat, die Politik des Staates zu den entscheidenden Schritten zu bestimmen. Frankreich glaubt heute fertig zu sein und ist es gewiß mehr als 1870 — dieser Glaube bedeutet, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, eine ernste Gefahr. Sobald von russischer Seite das Signal dazu gegeben wird, schlägt Frankreich los. Bis dahin wartet es, ungeduldig, zähneknirschend, aber es wartet, denn bei aller Zuversicht zu seiner Armee, auch dem tollköpfigsten französischen Chauvinisten graut vor dem Abenteuer, uns allein gegenüberzutreten.

Wie sieht es nun in Rußland aus? Der Zar will den Frieden — dies Schlagwort hört man von allen Seiten, und es wäre plausibel, wenn der Satz: Si vis pacem, para bellum unbedingte Geltung hätte, auch wenn man ihn umkehrt. Denn noch nie hat ein russischer Herrscher das bellum parare mit gleicher Zähigkeit und in gleich ungeheuerm Maßstabe betrieben. Noch nie, so lange es eine geschichtliche Erinnerung giebt, hat ein gleich großes Kriegsheer in Friedenszeiten an unsern Grenzen gestanden, und nie ist in übermütigerm Ton auf allen Gassen das Geheimnis verkündigt worden, daß dieses Heer zum Kampfe gegen Deutschland bestimmt sei. Denn wenn auch der Zar den Frieden will, so will ihn doch sein Volk nicht, und die Frage ist nur, welcher von beiden Teilen der stärkere sein wird. Alle Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß die zum Kriege drängenden Elemente schließlich die Entscheidung in ihre Hände spielen werden. Was wir von der Politik des Zaren sehen, kann kaum einen Zweifel darüber weiter bestehen lassen, daß er bemüht gewesen ist, durch Abschlagszahlungen, die dem panslawistischen Gedanken geleistet wurden, eine Entscheidung hinauszuschieben, die ihm im Grunde verhaßt ist. Die Palliative sind aber eines nach dem andern verbraucht worden: die Aufstellung der russischen Waffenmacht an den Grenzen hat sich vollzogen, die Russifizirung Polens und der Ostseeprovinzen ist — so weit es sich auf dem Wege von Verordnungen erreichen läßt — vollendet, Finnland hat sein nationales Todesurteil in feierlichster Weise verkündigen hören, der europäische Liberalismus im Innern des Reiches ist gründlich beseitigt

worden, die Finanzmacht des Staates ganz in die Hände des Ministers gegeben, der es wie kein andrer vor ihm verstanden hat, jeden Wunsch der Aktionspartei im voraus zu befriedigen — man mag sich den Kopf zermartern wie man will, es giebt kein Schlagwort mehr, um die Ungeduld zu beruhigen oder abzufinden. So bleibt als letztes die lange angekündigte Aktion nach außen, und eben darin liegt die Gefahr der Lage.

Wir sind damit an den zweiten Punkt unsrer Beobachtung gekommen, an die orientalische Krisis. Daß sich eine Aktion im Orient vorbereitet, haben die jüngsten Ereignisse in Sofia, deren Ursprung wohl mit Recht in Rußland gesucht wird, höchst wahrscheinlich gemacht. Ob in Bulgarien oder in Ägypten oder sonstwo auf dem weiten orientalischen Konfliktsfelde, ist gleichgiltig. Noch heute gilt der Satz, den Fürst Bismarck in einem Rundschreiben vom 6. Januar 1885 aussprach: „Die Verträge, die die Staats- und Rechtsverhältnisse im Orient ordnen, bilden ein solidarisches Ganzes. Wenn der Bruch eines derselben stillschweigend zugelassen wird, so kann daraus jede Macht in Zukunft die Berechtigung ableiten, auch ihrerseits von den Verträgen nach eignem Bedürfnis abzuweichen.“ Nun gehen Rußland und Frankreich augenblicklich in der orientalischen Frage vor: Rußland in Bulgarien, Frankreich in Ägypten. Beides bedeutet eine allgemeine Gefahr, und es wird sich wohl in nicht allzu ferner Zukunft entscheiden, ob wir die Krisis friedlich durchleben oder nicht. Deutschland kommt in diesen Dingen nur so weit mit ins Spiel, als Lebensinteressen Österreichs ernstlich gefährdet sind. Die ägyptische Aktion würde also zunächst von geringerer Bedeutung sein.

Es liegt nun auf der Hand, daß sobald diese im engern Sinne des Wortes politischen Fragen die Lage beherrschen, der dritte Punkt, von dem wir ausgingen, praktisch in den Hintergrund gedrängt wird. Sollte es, was wir nicht hoffen wollen, in Europa zu ernsten Konflikten kommen, so fällt die Ernte Amerika zu, das sich schon jetzt die Hände reibt, wenn es solche Möglichkeiten ins Auge faßt. Das große Wirtschaftsproblem, dessen vorläufige Lösung unsre Verhandlungen mit Österreich angebahnt haben, kommt erst zu seinem Rechte, wenn wir für den wirtschaftlichen Kampf die Hände frei haben.

In der Götter Schoße ruht die Zukunft. Die Zeichen der Zukunft aber sind ernst, und mehr als je gilt darum für uns das Wort: Einigkeit macht stark.

## Litteratur

**Die naturwissenschaftliche Weltansicht und ihre Ideale. Ein Ersatz für das religiöse Dogma von Karl Friedrich Retzer. Leipzig, Ernst Wiest, 1890**

Der Verfasser erzählt, wie er seinen christlichen Glauben verloren und sich der Naturwissenschaft zugewandt hat, die ihm das gerade Gegenteil von Religion und mit dieser unvereinbar zu sein scheint. Aber da die Naturwissenschaft die Ursachen der Erscheinungen nicht erklärt, so bietet sie an sich noch keinen Ersatz für die Religionen, die eine solche Erklärung wenigstens versuchen, wenn auch das, was sie lehren, nach Ansicht des Verfassers falsch ist. Von der Naturwissenschaft müsse man demnach, meint er, zur Naturphilosophie fortschreiten. Unter den Naturphilosophien fand er aber nur eine, die ihn befriedigt, die in den Schriften von J. G. Vogt: „Entstehen und Vergehen der Welt" u. a. enthalten ist. Retzer macht sich nun zum Apostel dieser neuen Offenbarung. Nachdem wir einige Seiten davon gelesen hatten, glaubten wir sie, als eine Schrulle, mit einem Scherze abthun zu sollen. Beim Weiterlesen aber kamen wir zu dem Entschluß, sie ernsthaft zu behandeln, und ihren Grundgedanken anzugeben, als ein neues Beispiel davon, wie heute alle Wege nicht mehr nach Rom, sondern in den sozialistischen Zukunftsstaat, oder nach Utopien, oder in eine ähnliche Gegend führen.

Vogt-Retzer fühlt sich durch die atomistische Hypothese nicht befriedigt, weil sie nur Wärme und Elektrizität, aber weder die chemischen und organischen Erscheinungen noch die Gravitation erkläre. Er verwirft sie nicht, aber er ergänzt sie. Die Atome sind Verdichtungspunkte der das Weltall kontinuirlich erfüllenden Materie. Das Bewegende ist das Streben nach Verdichtung. Jede Verdichtung in einem Punkte muß aber, da die Masse dieselbe bleibt, Verdünnung in den benachbarten Teilen zur Folge haben. Diese Verdünnung bewirkt ein erhöhtes Streben nach Wiederverdichtung, also eine Spannung. Demnach besitzt der Äther die höchste Spannung, die höchste Triebkraft (sodaß wir uns gut vorstellen können, wie er die Weltkörper herumschleudert), während in den Weltkörpern die potentielle Energie angehäuft schlummert. Natürlich muß die Summe der aktuellen Energie im Weltall stets gleich der Summe der potentiellen sein. Da nun Materie und Geist ein und dasselbe sind, so ist die Spannung als Schmerz zu deuten, Schmerz, verursacht durch die Verhinderung des Verdichtungsstrebens, durch das Auseinandergerissenwerden. (Demnach wären die Bewegungen der Himmelskörper Zuckungen eines gefolterten Riesen. Da ziehen wir doch das Bild Dantes vor, der sie aus der Liebessehnsucht nach der Berührung mit der umschließenden Gottheit erklärt.) Jeder Mensch ist nun eine bewußte Verdichtung der Weltsubstanz, eine Erfüllung des Strebens dieser Substanz. Demnach ist der Mensch nicht Geschöpf eines außerweltlichen Schöpfers, sondern ein notwendiges Erzeugnis der Weltsubstanz, eine Verwirklichung ihres einzigen Triebes, ihres Schöpferdranges. Mit dieser Erkenntnis gewinnt der Mensch die Überzeugung von seinem Recht aufs Dasein, und zwar ist jeder einzelne Mensch so berechtigt wie alle übrigen. Diese Auffassung ist das gerade Gegenteil vom Christentum wie vom Pessimismus, und die Verwirklichung der Daseinsfreude, auf die der Mensch ein unbedingtes Recht hat, die Erlösung vom Schmerz, ist nicht denkbar ohne die vorhergehende Erlösung von dem Glauben an einen Gott, der Schmerzen auflegt.

Da nun aber, wie gesagt, die Summe der in der Welt vorhandenen Spannungen in jedem Augenblick der Summe der Befriedigungen gleich sein muß, mit der vollern Befriedigung des einen Teils der Menschheit daher notwendigerweise das Elend der übrigen wächst, so muß — möglichste Gleichmäßigkeit der Vermögenslage angestrebt werden. Und da selbst nach Herstellung dieser Gleichheit auch das niedrigste Maß der Befriedigung aller Bedürfnisse unmöglich wird, sobald die Zahl der Menschen ein gewisses Maß überschreitet, so muß dafür gesorgt werden, daß keine Übervölkerung eintritt. Ob die Massen, wenn sie dieses nur der Ableitung und Einkleidung nach neueste Evangelium vernehmen, der Übervölkerung nun gerade auf dem vom Verfasser vorgeschlagenen Wege der Zurückdrängung der materiellen durch die idealen Genüsse vorbeugen werden, das ist die große Frage.

**Vom Nordpol zum Äquator.** Von A. E. Brehm. (10 Lieferungen.) Stuttgart, Union (Deutsche Verlagsgesellschaft)

A. E. Brehm war ein ausgezeichneter Redner, er wirkte durch seine Person und seine Stimme, er fesselte durch die Weite seiner Erfahrung und die Wärme seiner Empfindung, besonders seines Gefühles für die Natur. Aber er redete auch besser, als er schrieb, weil er seine Vorträge viel besser abrundete, inhaltlich verdichtete und stilistisch sorgfältiger behandelte, als so manches rasch hingeworfene Erzeugnis seiner Feder. In dem vorliegenden Bande finden sich jedoch Abschnitte, die sich dem Besten an die Seite stellen lassen, was unsre Litteratur von Natur- und Völkerschilderung kennt. Die Vorträge über das Tierleben, vorzüglich über „Lapplands Vogelberge“ und über „Liebe und Ehe der Vögel“ wetteifern mit den geographischen und ethnographischen, unter denen uns „Land und Leute zwischen den Katarakten des Nils“ am meisten gefesselt haben. Diese siebzehn Vorträge bilden eins der inhalt- und lehrreichsten Bücher der populären naturwissenschaftlichen und geographischen Litteratur. Die Illustrationen sind vortrefflich.

**Ein Vorblick auf das Jahr 2000** oder ein Tag in einer Strafanstalt des 21. Jahrhunderts. Ein gefängniswissenschaftlicher Zukunftstraum von Johannes Neckebēn. Breslau, W. Koebner, 1891

Das Schriftchen ist eine frische, schneidige und derbe Satire auf die Bestrebungen jener Juristen, die die nach Ansicht der strengeren Schule ohnehin viel zu milde Gefängniszucht noch mehr mildern wollen. Die schwerste Disziplinarstrafe in Neckebens Zuchthauspalast ist die Entziehung des Hausschlüssels. Der Gefängnisarzt ist selbst Zuchthäusler. Sein Forschungseifer hat ihn ins Zuchthaus gebracht. Er hatte den Verbrecherbacillus mit seinen Spielarten entdeckt und den Mordbacillus versuchsweise einem Burschen injizirt, was natürlich unangenehme Folgen hatte, und was dergleichen hübsche Einfälle mehr sind. Sehr überflüssiger- und beinahe komischerweise sagt der Verfasser in einem Vorwort und einem Nachwort, was er mit der Satire will, und bittet die Herren, die er verspottet, namentlich den wegen seines Lehrbuches der Gefängniskunde stark mitgenommenen Direktor Krohne, um Verzeihung.

---

**Berichtigung.** Im vorigen Hefte ist Seite 51 statt „protestantischen Christentums“ zu lesen: „praktischen Christentums.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Der Nationalismus

Die russische Monatsschrift „Der europäische Bote“ brachte vor einiger Zeit einen Aufsatz von Slonimski: „Der Nationalismus in der Politik,“ der es verdient, auch deutschen Lesern zugänglich gemacht zu werden. Der Gedankengang Slonimskis ist folgender.

Zu Beginn unsers Jahrhunderts hatte das nationale Prinzip den praktischen Zweck der Befreiung der Völker von äußerm Druck; es war ein volkstümliches und freiheitliches. In den letzten vierzig Jahren hat jedoch die nationale Idee eine große Umwandlung erfahren: aus einer vom Volke getragenen wurde sie eine staatliche, aus einer revolutionären eine konservative und sogar reaktionäre. Die Bewegung, die von Carbonari und Tugendbunden geleitet wurde, ging fast überall in die Hände militärisch-büreaukratischer Lenker über und vollzog sich endlich unter angestrengter Mitwirkung der äußern Staatsgewalt, gegen die sie anscheinend zu Anfang gerichtet gewesen war. Die nationalen Bestrebungen bemächtigten sich nicht des Staates, sondern der Staat benutzte vielmehr sie und konfiszirte sie gleichsam für seine Zwecke, wie er jetzt ähnlich bestrebt ist, sich der sozialistischen Bewegung zu bemächtigen und sie zu seinem Nutzen unter der Fahne des Staatssozialismus zu verwenden. Zugleich änderte sich von Grund aus die innere Bedeutung des Nationalismus.

Der volkstümliche Nationalismus enthielt zwei wesentliche Grundgedanken: erstens die Forderung der Freiheit und Unabhängigkeit von fremder Herrschaft, zweitens die Forderung, jedes Volkstum unter der Gewalt einer selbständigen nationalen Regierung zu einigen. Was aber ist das gegenwärtig in der Politik der großen europäischen Mächte herrschende nationale Prinzip? Es ist vor allem das Prinzip kriegerischer Macht und Kraft, das die Starken kräftigt und die Schwachen schwächt, den Ehrgeiz der Regierenden nährt und das Leben der Völker durch

zwecklosen Kampf und Wettkampf, durch ununterbrochene Bedrohungen und Bewaffnungen vergiftet. Die freie Selbstbestimmung der Nation hat sich in ein System gezwungener Einheit verwandelt, die durch eine Million Bajonette aufrecht erhalten wird. Die politische Einheit, nach der die Deutschen ehemals strebten, diente als Vorwand für eine Politik der Eroberungen und Vergewaltigungen; die nationale Idee wurde zu einem Werkzeug der Zermalmung nationaler Rechte, und der befreiende Sinn des Nationalismus verschwand völlig in der Hand eines Staates, der es verstand, die Volksbewegung auf eine Stärkung seiner eignen Macht und auf eine nie zuvor erlebte Entwicklung des Militarismus hin zu richten. Statt der allgemeinen Befriedigung und Beruhigung, die die Anhänger und Kämpfer der nationalen Idee erwarteten, ist eine Zeit ungesunder internationaler Agitation, des beständigen Alarms und des Mißtrauens gegen den nächsten Tag gekommen. Das Gefühl des innern nationalen Zusammenhanges geht in etwas andres über: in grundlosen, absichtlich erregten und unterhaltenen Haß gegen fremde Völker und Stämme, in die verderbliche Gewohnheit patriotischer Selbsterhöhung und Selbstzufriedenheit, in den maßlosen Kultus der materiellen Kraft, in die Predigt des seelenlosen nationalen Egoismus, in die cynische Verneinung der Ideale der Humanität und der Freiheit. Dieselben lauten Worte, in deren Namen die Patrioten der frühern Zeit kämpften und starben, werden auch jetzt noch gebraucht; aber wie herabgekommen und verkümmert ist ihr Inhalt, welch elender und ärmlicher Sinn wird ihnen von den neuesten Auslegern des nationalen Prinzips beigelegt! Die hohen politischen Ideen, die aus der geistigen und gesellschaftlichen Arbeit einiger Geschlechter hervorgegangen waren und sich das Bürgerrecht in Europa erobert hatten, wurden ausgewechselt gegen die Scheidemünze des landläufigen „Volkspatriotismus," der anmaßend und prahlerisch nach außen, sklavisch und niedrig im Innern ist. Rechnung auf Landerwerbungen auf Kosten der Nachbarn, Neigung zu gewaltsamer Verbreitung der eignen Nationalität zum Schaden andrer, allgemeine Gier nach staatlicher Größe, die zerstörend ist für die Volker — das sind die zeitgenössischen Formen, in die die Idee des Nationalismus verwandelt wurde. Es ist eine endlose Kette geheimer und offener Unterdrückungen, in denen dieselbe Nationalität der Reihe nach bald die Rolle des Amboß, bald die des Hammers, bald die des Tyrannen, bald die des Opfers spielt. Aber die allgemeine Jagd nach fremdem nationalem Besitz bewirkt nichts andres, als allgemeine Verbitterung und sittliche Verderbnis. Die verfolgte Nation findet ihren Schwerpunkt nur in sich selbst und lernt ihren überlieferten geistigen Bestand höher schätzen: ihre Sprache und Religion, ihre Sitten und Rechte; die natürliche Feindseligkeit gegen die Unterdrücker versperrt den Weg freiwilliger Verschmelzung, und das nationale Gefühl, das schon erstickt schien, schlägt plötzlich mit ungewöhnlicher Kraft auf, Freunde und Feinde durch seine unüberwindliche Lebenskraft überraschend. Die Er-

gebnisse erweisen sich gewöhnlich als völlig entgegengesetzt denen, die die Verfolger im Auge hatten.

Die Mißachtung fremder und besonders unterworfener Nationalitäten widerspricht augenscheinlich dem nationalen Prinzip, ist aber trotzdem wie zum notwendigen Kennzeichen des nationalen Patriotismus geworden. Selbst vom Gesichtspunkt des engen nationalen Egoismus aus ist es nicht vorteilhaft und nicht zweckmäßig, sich an das Verfahren zu halten, das die Engländer auf Irland anwandten und die Deutschen jetzt zum Teil in Elsaß und Lothringen anwenden. Aber die Mehrzahl der Leute, die die Theorie der gewaltsamen Verdeutschung, Vermagyarung, Verrussung u. s. w. predigen, glaubt aufrichtig auf dem Boden der nationalen Idee zu stehen. Die Sorge um die Entwicklung und Blüte des Heimischen wird ersetzt durch Verfolgen und Niedertreten des Fremden; gegenseitige Verhetzung, Feindschaft und Haß werden zum Rang politischer Regeln erhoben und mit den höchsten Staatsinteressen vermengt. Es ist traurig, zu sehen, daß diese Richtung von leitenden Geistern des heutigen Deutschlands genährt und gestützt wird.

Die Herrschaft des nationalen Prinzips in der Politik konnte festen Boden gewinnen und ihren heutigen Charakter annehmen, nur seitdem der Individualismus zur Grundlage des politischen Lebens erhoben worden war. Die Leere, die das Verschwinden der örtlichen und korporativen Bande, der Verfall der Autonomie von Gemeinde und Landschaft zurückgelassen hatte, füllte sich leicht aus durch ein allgemeineres und unbestimmteres Element, das lange nur eine zweite Rolle in den Fragen des Staatslebens gespielt hatte. Einst galt die Mannichfaltigkeit der Stämme und Sprachen unter einer politischen Herrschaft als Zeichen der Macht und Größe des Staates. Mit dem Zerfall der ständischen und kommunalen Körperschaften, als die verschiednen autonomen, die Persönlichkeit umgebenden Kreise einer nach dem andern verdrängt wurden von der alles verschlingenden und nivellirenden Herrschaft des Staates, blieb für das geschwächte soziale Gefühl der Menschen nur eine Zuflucht übrig: der Nationalismus. Die vereinzelten Personen suchen Beruhigung in dem Bewußtsein, daß sie alle zu einem vielmillionigen Ganzen gehören, das ihre innere Ohnmacht decken und auf sie einen Abglanz seines wirklichen oder vermeintlichen Ruhmes unter den Völkern der Welt werfen könnte.

Aber der Nationalismus an sich kann dem sozialen Gefühl keine Befriedigung geben und giebt sie nicht: dieses Gefühl, auf Millionen von Wesen verteilt, verliert seine Kraft, wird verschwommen, unbestimmt, oft phantastisch. Solidarisch sein bloß mit dem Stamm, der Nation, mit Zehnern von Millionen des Volkes, das heißt in Wahrheit mit niemandem im besondern solidarisch sein. Darum bedarf der Nationalismus der beständigen künstlichen Erregung, um den sozialen Instinkten der Mehrheit wenigstens eine scheinbare

Befriedigung zu gewähren. Diese künstliche Erregung wird hervorgebracht und genährt durch jene internationale Bedrückung, die Zwietracht und Mißtrauen sät, ewig fremdländische Intriguen und Anschläge fürchten läßt, eine chronische Beunruhigung schafft und zur Grundlage der praktischen, angeblich der realen Politik gemacht wird. Daher die eigentümliche, einseitige Richtung des heutigen Nationalismus: die nationale Solidarität wird verherrlicht, nicht für gemeinsame Anstrengungen zum Volkswohl, zur Mehrung seines materiellen Wohlstandes, seines geistigen und sittlichen Standes, sondern zur Unterhaltung von Feindschaft und Unduldsamkeit gegen Landfremde und Volksfremde, gegen benachbarte und entfernte Regierungen, gegen fremde Rassen und Stämme, auch wenn diese friedlich in den Grenzen des gegebenen Staates wohnen. Die nationalen Patrioten des neuen Typus reden und mühen sich am wenigsten um das soziale und geistige Gedeihen der Nation; sie sind sogar bereit, die, die ihre Sinne nach dieser Seite richten, des Mangels an Patriotismus anzuklagen. Sie vergessen dabei, daß nur die geistige Entwicklung und der wirtschaftliche Wohlstand des Volkes ihm eine selbständige Rolle sichern und die Wahrscheinlichkeit dauernden Erfolges im Wettstreit mit den Kulturvölkern gewähren.

Im weitern Verfolg seiner Erörterung wendet sich der Verfasser noch deutlicher gegen die neueste nationale Hetze in Rußland. Wenn alte und neuere Schäden — sagt er — zu trauriger wirtschaftlicher Lage führen, so ist es am besten, die Verantwortung dafür den fremden Ansiedlern, Fabrikanten und Schustern, aufzubürden, die vorgeblich der einheimischen Bevölkerung das tägliche Brot vorweg nehmen. Wenn eine unerfreuliche, wirtschaftliche Lage, der Mangel an sittlichem Halt und an Mitteln der Bildung das Volk in die Höhlen des Trunks und der Ausschweifung treiben, so erscheint als Ursache davon wiederum der Fremdling, der an der Errichtung und Unterhaltung von Schankwirtschaften teilnimmt. Dem verderblichen Einfluß der Fremden werden die Fehler und Mißerfolge in der äußern Politik zugeschrieben, auch wenn es keinem Zweifel unterlag, daß diese Fehler durch reinblütige einheimische Leute begangen worden waren. Auf diese Weise werden gleichzeitig zwei Ziele erreicht: es werden die Ursachen verschiedner Übel ohne Schaden für die leitenden Kreise aufgestöbert, und zugleich wird der allgemeinen Aufmerksamkeit der gefahrloseste Ausgang für die mögliche Unzufriedenheit und Erbitterung empfohlen. Die Verfolgung der Fremden ist das ableitende Mittel, um unentwickelte Köpfe zu befriedigen; sie giebt einen augenfälligen Anschein selbständigen, politischen Urteils, während eine wirkliche Schätzung des Bestehenden und Geschehenden dem öffentlichen Wort wenig zugänglich ist. Dieses einfache Verfahren ist für viele um so verführerischer, als es einen leichten und kostenfreien Weg darbietet zur Erlangung des vorteilhaften Rufes eines eifrigen und zu allem bereiten Patrioten. Von den westlichen Grenzländern Rußlands, in denen

geschichtliche Vorgänge eine nationale Verschmelzung nicht zuließen, sagt der Verfasser: Gesunde, politische Einsicht, Rechtsgefühl und Sorge um die Zukunft lassen wünschen, daß die künstlichen Schranken entfernt werden, die die Bewohner dieser Grenzländer von der russischen Volksmasse trennen und sie zum Teil niedriger als Tataren und Turkmenen in dem Umfang ihrer bürgerlichen Rechte stellen.

Am Schlusse heißt es: Der enge Nationalismus widerspricht jedem Schritt unsrer Geschichte und widerspricht sehr entschieden allen unsern Aussichten auf die Zukunft. Er ist eben so unhaltbar auf dem wirtschaftlichen wie auf dem politischen Boden.

Dies im wesentlichen der Gedankengang dieses Russen, dem der schwerlich seine Anerkennung wird versagen können, der es in unsern Tagen noch wagt, die Worte Idealismus oder Humanität öffentlich auszusprechen. Wir Deutschen werden seinen Erörterungen insofern einige Einschränkungen machen müssen, als er bei Verurteilung unsers Strebens nach materieller Macht, unsers Militarismus und der damit zusammenhängenden Beunruhigung Europas die Nötigung zu wenig beachtet, die uns hierzu durch unsre Stellung unter den Mächten Europas auferlegt wird. Die stete Bedrohung unsrer jungen Staatseinheit durch Nachbarn, die sich an ein starkes Deutschland noch nicht gewöhnt haben, zwingt uns zum Militarismus, zu einem harten Egoismus in der nationalen Politik. Doch wollen wir gern gestehen, daß auch wir im Eifer der Verteidigung oft zu weit gehen und uns manche Sünde auf diesem Gebiete haben zu schulden kommen lassen. Eigentümlich genug, daß dieser Hauch echten, liberalen Denkens aus dem Ostreiche, das von vielen nicht ohne Recht heute ein Barbarenstaat genannt wird, zu uns herüberweht, und nicht minder wunderbar, daß wir allen Grund haben, die darin liegende Mahnung dankbar anzunehmen, auch wenn sie in erster Reihe an den russischen Staat gerichtet ist. So verwandelt ist das Europa Voltaires, Goethes, Byrons, daß es von einem Manne aus dem barbarischen Osten den Vorwurf hinnehmen muß, der Fahne humaner Kultur untreu geworden zu sein. Denn dieser Mann hat Recht: ehedem galt als nationales Recht jedes Volkes, sich an der friedlichen Kulturarbeit frei zu beteiligen; im Erwerb, in der Kunst, in der Wissenschaft, im bürgerlichen Leben sollte jeder seine Kräfte in seiner Sprache, seiner Sitte, seinem Recht, seinem Glauben entfalten dürfen, alle sollten gemeinsam an einem Werke arbeiten, man glaubte an eine Kultur, die über Volk und Staat erhaben jeder friedlich und rechtlich schaffenden Arbeit Schutz gewähren und jeder zerstörenden Gewalt wehren sollte. Die friedliche Arbeit selbst schien mit ihren Erfindungen Völker und Staaten von Tag zu Tage einander nähern, die nationalen Gegensätze ausgleichen, die freie Entfaltung der persönlichen Kräfte für die Lösung gewaltiger humaner Aufgaben fördern zu wollen. Und wohin sind wir heute gelangt?

Gleichheit vor dem Gesetz — das galt noch unlängst für einen unantastbaren Grundsatz des Kulturstaates. Giebt es heute einen Staat in Europa, der ihn noch anerkennt? Jahrhundertelang stand der Ketzer, der Andersgläubige außer dem gemeinen Recht. In Spanien, in Rußland unterscheidet das Gesetz auch heute noch zwischen dem Umfang der Rechte, die dem Anhänger der Staatskirche und dem Angehörigen einer andern Konfession zustehen. Aber wenn in den andern Staaten die religiöse Verfolgung aufgehört hat, so ist an ihre Stelle die nationale getreten. In Frankreich hat die Tradition der Revolutionen bisher verhindert, daß Gesetze von der Schärfe des Hasses geschaffen wurden, der einen Teil der Franzosen gegen die Deutschen beseelt. Der französische Bürger fremden Blutes genießt im ganzen auch dieselben Rechte wie der Franzose; aber dem vor allen gehaßten deutschen Stamm gegenüber halten auch die alten Grundsätze der revolutionären Schule nicht mehr stand. Den Deutschen, z. B. den Vlamen im Nordosten, ist ihre Sprache in der Schule verboten. Dem Fremden gegenüber, der nicht französischer Bürger ist, natürlich wieder besonders dem Deutschen gilt die Feindschaft und Verfolgung vielfach für eine heilige Bürgerpflicht, für französischen Patriotismus. In England bekämpfen Engländer und Iren einander mit Feuer und Dolch; in Elsaß-Lothringen, in Schleswig, in Posen giebt es keine Gleichheit vor dem Gesetz für Franzosen, Dänen, Polen; ihre Schulen werden geschlossen, ihre Sprache vergewaltigt man. Im Jahre 1885 begann in den Ostprovinzen Preußens eine Verfolgung gegen Tausende von Leuten, die man vom Standpunkt streng formalen Rechts vielleicht für russische Überläufer ausgeben konnte, die aber vom Gesichtspunkte der Billigkeit aus betrachtet sich zum großen Teil das Recht auf Schutz und Duldung in Preußen erworben hatten. Männer wurden von ihren Weibern, Kinder von ihren Eltern gerissen, gute, wohlerworbene Besitzverhältnisse zerstört, im Namen welchen Gesetzes der Sitte oder des Rechtes? Im Namen des gewaltsamen nationalen Egoismus. In Österreich wütet der nationale Kampf: hier werden Rutenen, da Deutsche, dort Rumänen oder Slowenen verfolgt. Rußland hat sich beeilt, auch diese neueste Bethätigung europäischer Zivilisation in seiner Weise nachzuahmen, wie es bisher stets dem Westen nachzuahmen pflegte. Millionen russischer Unterthanen haben Rechte verloren, die jeder Russe, ja, wie Slonimski richtig sagt, jeder Tatare oder Turkmene in Rußland genießt, und das nur, weil diese Millionen eine andre Sprache reden, oder andern Glaubens sind, oder sonst andre Kulturformen haben als der herrschende moskowitische Stamm. Anderwärts werden Volksstämme von niederer Kultur durch die großen leitenden Rassen bedrückt und erhalten dafür wenigstens manche höhere Formen der Kultur, wenn auch gewaltsam aufgezwungen. In Rußland wird höhere Kultur durch niedere ersetzt, eines der gehässigsten Verbrechen im Völkerleben. Nationale Verfolgung überall, Gleichheit vor dem Gesetz fast nirgends! Die Stellung des Fremden

sinkt allmählich herab auf jene Stufe, die Ihering die erste Stufe des Rechtes des Fremden genannt hat: der Fremde ist rechtlos, er wird einfach erschlagen, weil er nicht zu dem Volke gehört, zu dem er gekommen ist. Das ist die Stufe vollster Wildheit der Völker. Fast ist man versucht, anzunehmen, daß unter den Großmächten Europas heute nur noch in der Türkei die Nationalität unter dem Schutze des Gesetzes stehe. Dort lebt der Fremde — soweit Koran und Rassenhaß staatlich gebändigt sind — ruhig nach seiner Weise, darf seine Sprache reden, seine Sitten pflegen, seine Schulen gründen. Ja der Sultan hat noch im vorigen Jahre bei Gründung eines Armenasyls ausdrücklich bestimmt, daß es für alle ohne Unterschied der Rasse oder des Bekenntnisses offen stehen solle. Das Europa, das daheim den Fremden verfolgt, sorgt durch seine konsularischen Gerichte und seine Diplomaten in der Türkei dafür, daß auch der Fremde dort zu seinem Rechte komme. O gewiß, das zivilisirte Europa ist berufen, darauf zu achten, daß bei dem barbarischen Türken solche Ungerechtigkeiten nicht vorkommen, wie etwa in Rußland, Deutschland, Frankreich oder Österreich! Das Europa des Christentums, der Liebe zu seinem Nächsten ist verpflichtet, die nationalen Rechte, die es daheim mit Füßen tritt, gegen den Muselmann zu schützen! Das Europa der Humanität und Bildung muß dafür sorgen, daß in Byzanz, Smyrna und Damaskus jeder Europäer seine Sprache reden, an seinen Gott glauben, seine Schule bauen, seine bürgerliche Arbeit in seiner nationalen Weise verrichten dürfe. Nur verlange man von dem „christlichen“ Europa nicht, daß es den Balken im eignen Auge sehe! Ein ergötzliches Lustspiel: die Türkei, eine Zuflucht der Humanität wider Willen, und der Großtürke ein Vorkämpfer der Humanität aus Überzeugung! Und vielleicht ein andres, ebenso lustiges Stück, das sich daneben sehen läßt: das Volk Israel als einziges Beispiel nationaler Freiheit in Europa, ein Idyll des Friedens inmitten des nationalen Kampfes! Denn wie stark auch der Haß sei, der in den Völkern gegen die Juden brennt, so erfreuen sie sich heute doch großer Freiheit in den meisten Ländern: man stört ihnen den Glauben nicht, noch die Schule, noch die Sitte, die Sprache; und während Slawen, Germanen und Romanen um dieser Dinge willen verfolgt werden, gilt es bei all diesen Nationen heute für unwürdig, für unverträglich mit der europäischen Kultur, die Juden um derselben Dinge willen zu verfolgen. Selbst der Aufenthalt des Juden in einem Staate ist weniger angefeindet, als der andrer Leute. Man hält es für barbarisch, daß Rußland noch immer — wenigstens gesetzlich — sich dem Eindringen der Juden verschließt, aber hält es nicht für barbarisch, Germanen, Slawen, Romanen, die auf dem Boden ihrer Voreltern sitzen, gewaltsam davon zu vertreiben oder wenigstens so stark zu drücken, daß sie ihn verlassen müssen. Die Synagoge, der Melemed mit seiner Sprache und Weisheit aus dem vorigen und vorvorigen Jahrtausend, die sonderbarsten und wunderlichsten Gebräuche haben

Luft und Licht, aber Sprache, Sitte, Rechtsleben, Kulturformen der großen Völker Europas finden an diesem oder an jenem Orte gewaltthätige Unduldsamkeit.

Man könnte meinen, daß, wo ein Staat den Genossen eines fremden Volkes gleiches Recht mit dem eignen Stamm versagt, er die Berechtigung dazu herleite aus der Erkenntnis, daß das fremde Element der Kulturentwicklung des eignen, des maßgebenden Volkes hinderlich, schädlich sei. Ein solcher Grund zu nationaler Feindschaft wäre ausreichend. Ob unsre Kulturideale nun die absolut wahren, ob sie ewig giltig sind, das steht nicht in Frage; sie sind die unsrigen, und wir dürfen, müssen sie als schlechterdings wahr und dauernd ansehen, hochhalten, verteidigen gegen fremdartige Kulturformen und gegen Eingriffe niederer Kultur, roher Barbarei. Was unsern Idealen in Recht, Sitte, öffentlicher Moral, in den Grundlagen nationaler Arbeit und staatlichen Lebens widerspricht, das haben wir die Pflicht von uns zu weisen. Hierin wurzelt der berechtigte Teil der Feindschaft, von der die Völker Europas gegen das Judentum erfüllt sind. Die Geldgier, die Erwerbsfähigkeit des Juden, die an intellektueller Kraft größer ist als die der meisten europäischen Völker und zugleich weit weniger gehemmt durch sittliche Schranken, giebt uns einiges Recht, unsre Sitten und Gewohnheiten, unsern Volkscharakter vor Verschlechterung zu schützen durch Abwehr der Juden. In gleicher Lage wären wir gegenüber den Chinesen, wenn die chinesische Einwanderung etwa bei uns Platz griffe. Der Jude übertrifft uns an finanziellem Scharfsinn ebenso wie der Chinese an körperlicher Ausdauer und Genügsamkeit; der Chinese würde, bei uns einwandernd und frei arbeitend, unsern Fabrikarbeiter und Handwerker ebenso verdrängen, wie der Jude den Kaufmann, den Bankier, den Fabrikanten verdrängt; wir würden, bei strenger Gleichheit vor dem Gesetz, bald unsre obern Volksklassen von Juden, unsre niedern von Chinesen erfüllt und uns selbst aus dem eignen Hause gedrängt sehen. Unsre Volkssitten würden von den durchaus andern Sitten des Chinesen, die wir schlecht nennen, verändert, verschlechtert werden, der fremde Stoff in unserm Volks- und Staatskörper müßte Krankheit, Zersetzung herbeiführen. Dagegen dürfen wir uns schützen, indem wir die freie, gleiche Konkurrenz in der Arbeit aufheben, indem wir die Chinesen an der Einwanderung und an der Konkurrenz in der Arbeit gewaltsam hindern. Wir dürfen uns auch vor der jüdischen Einwanderung schützen. Die Vermengung von gar zu verschiednen Volkstypen scheint keine guten Früchte zu bringen. Trotz aller in Amerika seit dem Kriege von 1863 gemachten liberalen Anstrengungen ist ein Aufgehen der schwarzen Rasse in der weißen nicht eingetreten, vielmehr hat sich der Gegensatz so sehr geschärft, daß die Amerikaner, an einer Aufsaugung der Neger verzweifelnd und zugleich den Schaden, den dieser fremde Stamm dem Volke in den Vereinigten Staaten zufügt, als sehr groß erkennend, ernstlich erwägen, ob sie die

Gleichheit vor dem Gesetz brechen sollen, indem sie sich der Neger gewaltsam durch Rücksendung nach Afrika entledigen. Der politisch-nationale Humanismus, der vor hundert Jahren alle Menschen zu Brüdern erklärte, der nach dem Bürgerkriege in den Vereinigten Staaten die Theorien von 1789 auf die Neger anwendend vollkommene Gleichheit vor dem Gesetz zwischen Schwarzen und Weißen dekretirte, hat da offenbar seine vernünftigen Grenzen überschritten. Der politische und nationale Humanismus droht sich wieder zu überschlagen, indem er sich anschickt, die Sklaverei auf der runden Erde gewaltsam abzuschaffen aus dem unberechtigten Vorurteil heraus, daß alle Menschen in politischem und nationalem Sinne zu Brüdern und zu gleichem Recht geboren seien, und daß die Sklaverei als solche gegen Christentum oder Humanität verstoße. Es ist dasselbe Vorurteil, dieselbe mißverständliche Auffassung der Aufgaben humaner Kultur, die einst die Amerikaner oder doch viele derselben beherrschte in ihrem Verhalten gegenüber Rothäuten, Chinesen und Negern, und die sich durch harte Erfahrung bei ihnen umgesetzt hat in die Erkenntnis, daß sie mit der roten, der gelben und der schwarzen Rasse nicht gemeinsam unter einem Dache oder nicht unter gleichem Recht leben können. Sie haben sich entschlossen, sich auf friedlichem oder wo nötig auf gewaltsamem Wege von den Rothäuten wie von den Chinesen zu befreien, und werden den nationalen, richtiger den Rassenkampf wohl auch gegen die Neger aufnehmen müssen. Dieser Kampf ist, wenigstens für unsre Zeit, berechtigt, aber im Geiste der Oberherrschaft der Kultur, die wir die europäische nennen. Es kann keine Gleichheit vor dem Gesetz für uns bestehen gegenüber jenen uns so fern stehenden Rassen, und wenn wir in unsern afrikanischen Kolonien die Erfahrungen nicht beachten wollten, die in den Vereinigten Staaten, in Indien, in Hayti, in Brasilien und anderwärts gemacht worden sind, so werden wir das gewißlich büßen.

Vor unsern Thüren hätten wir längst beobachten können, wo die nationale Gleichheit und Brüderlichkeit aufhört. Seit Jahrhunderten wandert der Zigeuner unter uns umher und bleibt ein Wilder. Nur seine geringe Zahl macht die ihm gewährte Gleichberechtigung erträglich; sonst müßten wir ihn austreiben, weil er sich dem Kulturleben nicht einzufügen vermag. Wer auf keinem Kulturboden steht, kann nicht gleiches Recht mit uns genießen. Derselbe Gegensatz trennt uns von Völkern mit fremder, nicht europäischer Kultur. Die chinesische Kultur ist um vieles älter als die unsre, sie ist hoch entwickelt, sie birgt eine unermeßliche Menge geistiger und körperlicher Arbeit in sich, sie ist die Frucht, die oft überreife Frucht durch vier Jahrtausende fortgesetzter ununterbrochener Erfahrungen auf allen Gebieten des menschlichen Denkens und Schaffens. Aber sie ist eine im Innersten andre Kultur als die unsre, namentlich verschieden von der unsern in allem, was das geistige und sittliche Leben des Menschen ausmacht. Auch ohne die durch eine chinesische Einwanderung

drohende Gefahr der Verdrängung unsrer Handarbeiter könnten wir den Chinesen in großen Massen und zu gleichem Recht nicht unter uns dulden wegen der Verschiedenheit in den sittlichen Grundlagen, die entweder zu einem Quell vergiftenden Einflusses auf unser Volksbewußtsein oder zu einem Quell gewaltsamer Reaktion unsers Volkskörpers werden müßte. Die nationale Verfolgung würde sich notwendig einstellen. Ähnliche Gründe birgt auch der innere Widerspruch, der sich in den indogermanischen Völkern Europas gegen die Juden zeigt. Der Jude steht auf einem alten Kulturboden, der bereits vor anderthalb Jahrtausend verdorrt ist und keine Früchte mehr zeitigt. Die Welt des Talmud ist uns so fremd wie die des Buddha oder des Mahommed. Der talmudistische Jude hat für uns eine Kultur hinter sich, die wir nicht anerkennen können, oder er vertritt keine Kultur. Insoweit haben wir gutes Recht, ihm dieselbe Stellung wie Chinesen oder Türken anzuweisen. Wenn wir uns gegen die Anschauungen des Feudalismus oder des Papsttums ereifern, weil sie veraltet sind, so sind wir noch viel mehr befugt, uns gegen Anschauungen zu sträuben, die nicht nur um vieles veralteter sind, sondern zu keiner Zeit unserm Volke nahe gestanden haben. Völker ohne alle eigne Kultur fügen sich oft leicht und schnell der unsern ein, weit leichter und schneller, als solche, die eine alte, aber der unsrigen fremde Kultur besitzen. Das sehen wir an den slawischen Stämmen Osteuropas, die sich uns mit großer Leichtigkeit angliedern. Der polnische, litauische, lettische, tschechische Bauer ist ein weit bildsamerer und verschmelzbarerer Stoff für uns, als der Jude, der Chinese, der Araber oder der Türke. Wir lernen oft erst dann den notwendigen Zusammenhang der Kultur von Germanen, Romanen und Westslawen erkennen, wenn uns in Personen oder Zuständen bei Ostslawen, bei Türken oder Semiten die Fremdartigkeit anschaulich vor Augen tritt.

Die Kultureinheit der großen europäischen Rassen äußert sich nach außen in großartigster Weise überall, wo der Europäer in fremden Weltteilen Fuß gefaßt hat. Überall pflanzt er die Keime für Sitten, Denkweise, Empfinden, für Formen der Arbeit und des gesellschaftlichen Lebens, die unter sich wesentlich ähnlich, ja dieselben sind. Diese Einheit hat ihren mächtigsten Ausdruck gefunden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sich unter angelsächsischer Führung alle Kulturvölker Europas ein Heim gegründet haben, wo alle Zungen Europas geredet werden, alle religiösen Bekenntnisse ihre Lehren predigen, die Sitten und Gebräuche aller Nationen Europas sich frei entfalten, und dennoch die Gemeinsamkeit in dieser Mischung so groß ist, daß sich das Volk der Vereinigten Staaten durchaus einheitlich fühlt, nicht bloß gegenüber den fremden Rassen roter, gelber und schwarzer Hautfarbe, sondern selbst den einzelnen Nationen Europas, aus deren Bruchteilen und Kindern es selbst besteht. Was vor zweitausend Jahren Rom für den damaligen engen Erdkreis war, ist jetzt Europa für die Erdkugel; wie der Römer nach Afrika,

Asien, Gallien, Britannien, Germanien römisches Wesen verpflanzte, so trägt heute der Europäer überall hin dasselbe eine, gleiche Wesen, die Grundlagen europäischer Kultur. Einheitlich ist seine Kultur, einheitlich auch sein Streben, sich die fremden Länder und Völker zu unterwerfen. In Europa selbst aber verhindert diese Einheit der Kultur nicht eine bedenkliche Verschärfung der nationalen Gegensätze.

Unsre Herrschaft über die außereuropäischen Rassen ergiebt sich aus unsrer höhern Kulturkraft. Wir leiten aus ihr das Recht unsrer Herrschaft ab, das unsern Eroberungen in den andern Weltteilen die sittliche Rechtfertigung verleiht. Überlegenheit der Kultur giebt Recht auf Herrschaft; oder anders ausgedrückt: willst du über andre herrschen, so herrsche durch die Macht der Kultur. Wenn dies ein Grundgesetz unsrer internationalen und nationalen Politik ist, so muß auch jede Herrschaft, die diesem Gesetz widerspricht, als rechtlos anerkannt werden. Eine Herrschaft, die, von niederm Kulturvolk über höheres ausgeübt, kulturfeindlich wirkt, besteht zu Unrecht. Wir verdammen eine Unterwerfung fremder Völker, die dieses Rechts der Kultur entbehrend, bloß auf der rohen physischen Übermacht ruht und deshalb unfähig ist, das unterworfene Volk für den Verlust der Freiheit zu entschädigen, sei es durch Erziehung des rohern Naturvolkes, sei es durch Gewährung fester Formen, sicherer Ordnung für die Fortentwicklung des bereits in das europäische Kulturleben eingetretenen Stammes. Wo dieses Recht einem erobernden Volke nicht zur Seite steht, da ist Barbarei, Vandalismus, da geschieht der größte Frevel, den ein Volk an einem andern verüben kann. Dieses Recht ist nicht bloß in wilden Zuständen, sondern auch in den europäischen Verhältnissen maßgebend. Es wird um so bedeutender, je mehr in neuerer Zeit die staatliche Herrschaft zugleich eine nationale wird. In früherer Zeit, wo der Fürst die staatliche Herrschaft vorwiegend vertrat, konnten eher Stämme verschiedner Art und Kulturhöhe staatlich verbunden sein, ohne einander Gewalt anzuthun, als heute, wo der Staat eine nationale Herrschaft auszuüben mehr als früher geneigt ist. Im dreizehnten, im sechzehnten Jahrhundert konnte ein deutscher Kaiser die verschiedensten Völker beherrschen, ohne daß notwendig das eine von dem andern, das schwächere von dem stärkern, die Oberherrschaft vertretenden mißhandelt, bedrückt wurde. Wenn dennoch damals z. B. die italienischen Staaten die deutsche Herrschaft als nationalen Druck empfanden, so wäre heute eine solche Herrschaft, eben weil sie weit schärfer die Nationalität des herrschenden Staates empfinden ließe, völlig unerträglich. Slonimski weist richtig darauf hin, wie einst der Nationalismus eine befreiende Idee war, wie in seinem Namen die Völker die Fremdherrschaft abwarfen. Doch darf auch darauf hingedeutet werden, daß die Spanier von 1809 wie die Deutschen von 1813 wohl kaum so erbittert für die nationale Freiheit gefochten hätten ohne die stachelnde Erinnerung an die rohe Gewaltsamkeit der französischen

Herrschaft. So lange das revolutionäre Frankreich im Namen der Kultur, der Freiheit mit blendenden Verheißungen eines goldnen Zeitalters auftrat, sahen die Völker darin einen wenn auch unklaren Rechtsgrund der französischen Ansprüche auf Herrschaft, und der Rheinbund fand begeisterte Anhänger nicht bloß bei Fürsten und Höflingen, sondern auch im Volke. Erst als sich zeigte, daß der Rechtsgrund lügnerisch war, als sich statt der Kulturherrschaft eine rohe Gewaltherrschaft über Deutschland legte, brach der Nationalismus auch hier durch. Leicht trägt ein Volk die friedliche Leitung eines höher stehenden Kulturvolkes, aber unerträglich ist die gewaltsame Hinderung seiner Kulturentwicklung. Weshalb sich die Italiener jahrhundertelang immer wieder gegen die Kaiser erhoben, weshalb die Niederländer um jeden Preis die Freiheit erkämpften, das war weniger der gekränkte nationale Stolz, das ideale Bedürfnis nach nationaler Unabhängigkeit, als die tägliche Erfahrung, im Zwange einer in Glauben und Recht, in Sitte und Geschmack, in Kunst und Wissen, kurz in der Kultur niedern Macht stehen zu müssen. Was ist das Positive in dem Streben nach nationaler Freiheit? Warum ziehen wir die Herrschaft des Eingeborenen dem des Fremden vor? Etwa nur deshalb, weil es unsre Eigenliebe verletzt, einen Fremden über uns zu sehen? Oder nicht vielmehr deshalb, weil der Herrscher unsers Stammes uns größere Gewähr dafür bietet, daß wir uns in unsern nationalen Lebensformen ungehindert entwickeln werden? Die Völker vertragen sehr wohl die Herrschaft des Fremden, der, sich ihnen anpassend, sie in ihren, nicht in den Lebensformen seines Stammes regiert. Fast alle Throne Europas sind mit Fürsten deutschen Blutes besetzt, aber das Haus Hannover regiert in englischem, das Haus Holstein in russischem, das Haus Koburg in dem Geiste aller möglichen Völker. Also nicht das fremde Blut, sondern der fremde Geist des Herrschers und der Herrschaft widerstrebt den Völkern.

Worin besteht nun dieser verhaßte fremde Geist?

(Schluß folgt)

# Weitere Randbemerkungen zur Dezemberkonferenz

Was diese Beratungen auszeichnen soll — so sprach am 4. Dezember bei Eröffnung der Schulkonferenz der Minister von Goßler —, ist die volle Freiheit der Diskussion. Durch die unverkürzte Herausgabe der stenographischen Protokolle*) hat er zur Freiheit die Öffentlichkeit gefügt. Eine wertvolle Urkunde hat er uns in die Hand gegeben und damit allen, die es angeht, eine Waffe, sich an dem edeln Streit der Meinungen zu beteiligen.

Sollte man es mit zwei Worten sagen, was denn eigentlich in den letzten Jahren immer weitere Kreise des Volkes in den Schulstreit hineinzog, so war es: die Überbürdung der Jugend und die Vorrechte des Gymnasiums. Und: Entlastung der Jugend, Ermäßigung der Lehrziele, Vereinfachung des Schlußexamens, Verminderung der Stundenzahl! so tönt es aus der dritten, vierten, achten, zehnten Frage des Ministers und fast aus allen sieben Fragen des Kaisers heraus; und die Konferenz ist die Antwort nicht schuldig geblieben. „Es handelt sich um eine Entlastung der Jugend teils um ihrer allgemeinen leiblichen, intellektuellen, sittlichen Gesundheit willen, teils auch um ihrer selbständigen Arbeit mehr Raum zuzuweisen," so sprach das verehrteste Haupt der Versammlung, der vertrauteste Ratgeber des geschiednen Ministers, Wilhelm Schrader (S. 215). Doch die Forderung hat auch ihre bedenkliche Seite: früher klagten nur die unfleißigen, jetzt verlangt man allgemein, auch für unsre Jugend, weniger Arbeit, mehr Lohn, so äußerte sich Fürstbischof Kopp (S. 272). Ob Verweichlichung in Erziehung und Ernährung die Hauptschuld tragen, wie der Fürstbischof anzunehmen geneigt ist, ob es noch tiefer liegt, wer will es sagen? Vielleicht kommen die meisten unsrer Kinder schon belastet zur Welt? dann wäre die Entlastung doppelt geboten, um der werdenden Väter willen. Aber was soll geschehen? Bloße Beschränkung der Arbeitszeit? Was wird die Jugend mit ihrer Muße anfangen? wird man sie ohne Zwang zu Bewegung und gedeihlichem Spiele bringen? Und wichtiger als die quantitative

*) **Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts.** Berlin, 4. bis 7. Dezember 1890. Im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Berlin, Wilhelm Hertz, 1891. 800 Seiten Lexikonoktav.

Erleichterung ist die qualitative: wird beides zu erreichen sein, ohne die leibliche und geistige Wehrkraft unsers Volkes zu gefährden?

Die Erörterung dieser Fragen bildet den Hauptgegenstand der Verhandlungen vom ersten bis zum letzten Tage. Sie hätte nicht ernster, sachlicher, würdiger geschehen können. Manches Wort ist dabei gefallen, das dauern wird.

Doch werden auch die Vorschläge dauern? werden sie überhaupt ausführbar sein? und wird das neue Ministerium die verantwortungsreiche Erbschaft antreten wollen? Auf die letzte Frage werden die nächsten Monate die Antwort geben; die beiden andern Fragen wird erst das kommende Jahrhundert entscheiden, heute kann es sich nur um eine Prognose handeln.

In der zweiten Sitzung, am 5. Dezember, als die verschiednen Spielarten des Unterbaues zur Beratung standen, bezeichnete es Geheimrat Stauder als Wunsch des Ministers, „die höhern Schulen in etwas von der Gebundenheit der Lehrpläne zu befreien“ und „eine gewisse Freiheit in der Gestaltung der Pläne nach individuellen Bedürfnissen, nach lokalen Verhältnissen so weit als möglich zuzulassen“ (S. 108.) Der Anlaß war verhältnismäßig unbedeutend, und wo Geheimrat Stauder von der Konsequenz der verheißnen Freiheit spricht (S. 374), da handelt es sich wieder nur um Angliederung von fakultativem Unterricht in den untersten Klassen, von fakultativem Deutsch und Französisch statt des Lateins in VI, V, IV an Orten, wo nur Lateinschulen sind, und dergleichen mehr. Ganz unwichtig, ohne Tragweite wären ja diese Maßregeln gewiß nicht; sie würden geeignet sein, den Zudrang zu den Gymnasien und den Universitäten in gesündere Bahnen zu leiten. Aber es fragt sich, ob jene Erklärung nicht doch vielleicht noch weiter trägt. Das Zwischenexamen in der Sekunda empfiehlt derselbe Vertreter des Ministeriums, wieder unter ausdrücklicher Berufung auf die Absichten des Ministers, durch die Möglichkeit, darnach den jungen Leuten eine gewisse Freiheit in der Einrichtung ihrer Studien zu gestatten (S. 572).

Diese in Preußen bisher ungewohnten Töne fanden während der Konferenz wiederholt lebhaften Widerhall, den lebhaftesten in dem einstimmig dargebrachten Dank am Schluß der neunten, der Montagssitzung, von der wir noch zu reden haben. Wenn der Nachfolger des Herrn von Goßler diesen Gedanken seines Vorgängers nur aufnimmt und bei der Wahl namentlich der Direktoren nur etwas mehr, als es während der letzten Jahrzehnte geschehen ist, auf Männer sieht mit eignen Gedanken und etwas weniger auf Verwaltungstalente, so wird die Verjüngung des höhern Unterrichts, die sich von oben her doch nicht erzwingen läßt, auch durch die trefflichsten Verfügungen nicht, noch durch die ausführlichsten Instruktionen, von selber da vor sich gehen, wo nun einmal in der Schule alles Leben, alle Wärme, alle Kraft entspringt und in Fluß erhalten wird: im Herzen der Lehrer, die ihres Berufes warten um Gottes willen, das heißt um einer heiligen, selbsterworbenen, im heißen Ringkampfe

zwischen dem, was wird und war, geläuterten Überzeugung willen, und im Herzen der Schüler, die nun einen Vorschmack genießen werden des höchsten Erdenglückes, das ist: Aufgaben zu lösen, die den Kräften gemäß sind. Solche Aufgaben stellt sich aber nicht einmal der Student selber — wenn er klug ist —, geschweige denn der Primaner. Soll sichs also wirklich um Studien, um ehrliche, nicht gelehrte, aber für ein Primanergemüt lehrreiche Arbeit handeln, so wird es einer Anleitung bedürfen, einer Leitung, die auf den zu leitenden Rücksicht nimmt, die aber doch gewisse gemeinsame Ziele im Auge behält, einer Leitung ferner, deren Hauptbürgschaft in der männlichen Sicherheit des Leiters liegt, deren erzieherischer Erfolg aber doch an eine gewisse Herzeinigkeit der an einer Anstalt zusammenwirkenden Lehrer gebunden ist. Mit einem Worte: es muß wieder Anstalten geben, die ein eignes Leben, einen eignen Charakter haben.

Bei der so verstandenen Lern- und Lehrfreiheit auf den oberſten Stufen wird es nicht schwer fallen, sich ein Bild zu machen von gewissen Haupttypen neunklassiger Schulen, wie man sie sich nach den als Hauptfach in Betracht kommenden Unterrichtsgegenständen und nach den thatsächlich vorhandenen Lehrkräften unterschieden und nach örtlichem und landschaftlichem Bedarf über das Reich verteilt zu denken hat. Allen gemeinsam sei (nach Güßfeldts Vorschlag, S. 475) eine geringere Stundenzahl in den untern, und dann wieder in den obern Klassen: der Sextaner mag herumlaufen, der Tertianer muß straff gehalten werden, der Primaner soll studiren lernen.

Zuerst also läßt sich ein Gymnasium denken, das, oberflächlich betrachtet, die größte Ähnlichkeit hat mit dem Ideal der alten Lateinschule: der Direktor innigst vertraut mit altrömischem Wesen, römischem Leben, römischer Verfassungs- und Rechtsgeschichte, vor allem aber mit den Eigenheiten, den feinen und den groben Zügen der Sprache Roms. Vielleicht gelingt es ihm, begeistert helfende und, wo es not thut, freundschaftlich das Gegengewicht haltende Mitarbeiter zu gewinnen und so auch heute noch eine Schule zu schaffen, die keineswegs ausschließlich, doch soweit es die Gründlichkeit erheischt und soweit es seine und seiner Kollegen Begabung rechtfertigen, überwiegend am Lateinischen lehrt, was geistiges Leben sei — und was nicht. Hier könnte man jene hohe, den Geist zwar noch nicht befreiende, aber doch schmeidigende Kunst des Umdenkens aus dem Lateinischen ins Deutsche, aus dem Deutschen ins Lateinische aufs Höchste steigern, hier ließe sich in größerm Umfang und mit Aussicht auf Erfolg das betreiben, was auf allen Gymnasien gleichmäßig, an Stelle des lateinischen Aufsatzes, als Zielleistung gefordert (wie Volkmann will, S. 198), doch nur wieder zu Dressur und Eselsbrücken, zu Überbürdung und unfrohem Gestümper führen würde: Übersetzung deutscher Originalstücke, etwa aus Schiller und Goethe, aus Mommsen und Treitschke. In einer Großstadt würde man an einer solchen Anstalt getrost Deutsch oder

Französisch fakultativ machen können — in den obern Klassen, versteht sich —, die fakultativen Stunden aber mit desto tüchtigern Lehrern besetzen müssen. Wir wollen das Gymnasium einmal Mommsenschule nennen, der Kürze halber. Denn wenn wir weiterhin von einer Boeckh-, einer Grimm-, einer Helmholtzschule reden, so wird es nicht vieler Worte bedürfen, um zu sagen, was gemeint ist. Dies alles sind noch Gymnasien, das heißt Schulen, die auf heimatlichem Boden, unter deutschem Himmel, in der Luft des Jahrhunderts erwachsend, ihre Wurzeln doch weit und tief hineintreiben in das ewig unausgesogne Erdreich antiken Geisteslebens, mit einem Worte: denen Homer gemeinsam ist; aber sie fügen dem, die einen mit mehr, die andern mit weniger Nachdruck römische, athenische, deutsche und endlich naturwissenschaftliche Bildungselemente hinzu. Mit dem „Zwangskurs des Homer" darf man uns nicht schrecken wollen: es müßte ein Ungeheuer von Lehrer sein, dem es gelänge, seinen Primanern die Ilias zu verleiden. Die genannten Typen aber sind noch mannigfacher Abwandlung fähig. Wohl dem Gymnasium, das in einem Kollegium Material böte zu allen vieren! Hier würde eine weise Regierung nichts besseres thun können, als Lehrer und Schüler gewähren zu lassen. Feststehen müßten nur gewisse Hauptforderungen; das Schlußexamen ließe sich — eine Zwischenprüfung in der Sekunda vorausgesetzt — recht wohl auf Lateinisch, Griechisch, Mathematik und Physik*) einschränken. Dann würden sich, nach tiefern Gesetzen, als sie ein noch so großer Organisator in seiner Gewalt hat, um den einzelnen Lehrer lernbegierige Gruppen bilden, denen das Gefühl der Überbürdung, richtiger ausgedrückt: der Schulekel fremd wäre. Nur eins wäre sorgsam zu verhüten: alle Übergriffe in die Universität, alles Eingehen auf lediglich hypothetische Dinge, alles Verfolgen rein gelehrter Einzelheiten. Dann wird später kein Arzt bedauern auf der Mommsenschule gesessen zu haben und die Helmholtzschule kein späterer Philologe verwünschen.

Neben diesen Gymnasien stünden dann in ungleich größerer Anzahl Schulen mit ausgesprochner Vorliebe für die modernern Bildungselemente, ganz überwiegend siebenjährigen Lehrganges; unter den neunjährigen ließen sich vielleicht zwei Typen unterscheiden: die Stephanschule, hier würden die internationalen und die überseeischen Interessen, vor allem die beiden großen Weltsprachen, Französisch und Englisch, einen breiten Raum einnehmen, und die Siemensschule — der Name spricht wohl für sich selber.

Man wird, mit verschiednen Empfindungen fürcht ich, bemerkt haben: unter den aufgezählten Typen fehlt das Realgymnasium. Es ist ein geflügeltes

*) Dieser Gedanke unterscheidet sich von dem auf der Konferenz durch Geheimrat Klix (S. 573) empfohlenen, durch Paulsen, Uhlig, Volkmann u. a. (S. 677) unterstützten, leider dann nicht zum Beschluß erhobenen nur durch den Zusatz „Physik." Ich denke dabei weniger an einen besondern Prüfungsgegenstand, als an eine innigere Verbindung von Mathematik und Physik.

Wort geworden, die Konferenz habe dem Realgymnasium den Garaus gemacht und das Gymnasium in ein Realgymnasium verwandelt „mit e bissel Griechisch." Ernste Leute sollten dergleichen nicht nachsprechen, zumal nachdem sie die Verhandlungen gelesen haben. Die vierte Frage des Ministers handelte vom Latein auf dem Realgymnasium. Die Antwort aller drei Sprecher zu der Frage (Matthias, Paulsen, Albrecht) lautete dahin, daß ein verminderter Lateinbetrieb auf dem Realgymnasium keine irgendwie nennenswerte Bedeutung mehr haben würde. Wie soll nun das Realgymnasium seine Ziele in all den andern Hauptfächern einigermaßen erreichen — „es hat eigentlich nur Hauptfächer" (Deiters, S. 300) —, wenn es dort, von den meist nur zwei oder drei Wochenstunden, die Zeit absparen muß, um zu einer wesentlichen Verminderung der Gesamtstundenzahl zu kommen? Damit ist das Realgymnasium, so wie es ist, unhaltbar geworden (S. 279, 360, 729). Vorübergehend tauchte in der Versammlung der Gedanke auf, das Latein auf dem Realgymnasium zu verstärken. „Ein lateinisches Gymnasium ohne Griechisch — so meinte ein großer Verehrer des Lateinischen (S. 331) — liegt gar nicht außer dem Bereich der Möglichkeit." Es lohnt, einen Augenblick hierbei zu verweilen. Unter den dreizehn Eingaben deutscher Universitäten, worin der preußische Kultusminister dringend gebeten wurde, festzuhalten an der altsprachlichen Grundlage der Gymnasien, haben sechs (Leipzig, Tübingen, Bonn, München, Kiel und Straßburg) mit besonderm Nachdruck auf das Griechische hingewiesen. Und diese Eingaben tragen die Unterschriften von Lehrern aus allen Fakultäten. Unter den nichtphilologischen Mitgliedern der Konferenz erkennt Virchow auch von seinem engmedizinischen Standpunkte aus, „in erster Linie das Griechische an"; freilich erscheint ihm das Ergebnis, das von unsern höhern Schulen in den beiden alten Sprachen erzielt werde — wie viel sieht denn der vielbeschäftigte davon? — so gering, daß er nicht begreift, wie es möglich sei, mit solcher Hartnäckigkeit diese „Liebhaberei" festzuhalten (S. 117, 761). Etwas anders urteilt Helmholtz. Für ihn sind die Zwecke, die ihm als die wichtigsten erscheinen, „fast allein mit dem Griechischen verknüpft." Das Latein scheint ihm nur eine Nebenrücksicht zu verdienen. „Für die Geistesbildung, so wie ich sie mir denke, das heißt für die feine Bildung des Geschmackes, nicht bloß für sprachliche, sondern auch für sittliche und ästhetische Dinge kommt es relativ wenig in Betracht" (S. 202, 763). Paulsen, der dem Latein auf dem Realgymnasium kräftig das Wort redet, auf dem Gymnasium ist er für Herabsetzung der Lateinstunden, während Griechisch und Deutsch für seine Empfindung in unsern jetzigen Gymnasien die fruchtbarsten und begehrtesten Gegenstände sind (S. 232). „Das Griechische — sagt er (S. 286) — ist notwendig für alle, die im höhern Sinne eine Einsicht erlangen wollen in die gesamte Entwicklung unsers geistig-geschichtlichen Lebens." Früher urteilte Paulsen ja ein wenig anders: um so wertvoller muß uns jetzt dies Zeugnis des wahrheitsuchenden Mannes sein.

Eher einige lateinische als griechische Stunden dranzugeben rät der Direktor der Gewerbeschule zu Hagen, Holzmüller (S. 270). Als verhaßten Zwang das Griechische verwünschen zu hören, dieser Schmerz blieb dem Realgymnasialdirektor Schauenburg vorbehalten. Aber der Schmerz war nicht sehr groß. Denn mögen gute Oberprimaner auch mit hohem Genuß die Antigone lesen, er findet einen Ersatz in Shakespeare; ja der erhabnen Freude gegenüber, die bei der Kenntnis der Keplerschen Gesetze mathematisch geschulte Realprimaner erfüllt, verzichtet er gern auf den Genuß — immer wieder nur Genuß! —, „welchen Wohllaut und Rhythmus griechischer Verse gewährt." In der Delegirtenversammlung der deutschen Realschulmänner würde ihm dieser „Schlager" ein mannhaftes Bravo! eingetragen haben.

Im März dieses Jahres hat Herman Grimm (Deutsche Rundschau, S. 390) eine freilich arg einseitige Geschichtsphilosophie verkündet, wonach die römische Geschichte, „getragen in allen ihren Phasen von Leuten beschränkter Art, wenn wir sie mit den Griechen vergleichen," bei uns einen zu breiten Platz einnimmt. Grimm sieht „eine Konstruktion der Weltgeschichte voraus, bei welcher die römische Republik und das römische Kaiserreich bis Diocletian beinah entbehrlich sein werden." Dies ist nun so ernst nicht zu nehmen; es mag hier den zukünftigen Lehrern der Boeckhschule zur Warnung aufgesteckt sein. Doch wie Exerzierplatz und Manöverfeld, ungeteiltes Aufmerken auf wenige bestimmte Punkte und umfassendes kritisches Vermögen, Prosa und Poesie, Technik und Kultur zusammengehören, so in der Vorbildung unsrer akademischen Jugend Rom und Griechenland.

Wer freilich, wie Virchow (S. 117 bis 119), Sprach- und Litteraturstudien, die nicht zum freien Gebrauch der Sprachen führen, für zwecklos hält, der muß mit demselben Virchow (S. 761 bis 763) sagen: eine lateinisch-griechische Schule, die zugleich den Medizinern genügte, giebt es nicht mehr. Gegen eine völlig lateinlose Schule erklärt sich Virchow nur der technischen Ausdrücke und der lateinischen Rezepte wegen (S. 117 und 761). Es ist gut, daß diese unerhört flache Auffassung des Gymnasialunterrichts einmal ihren klassischen Ausdruck gefunden hat.

Was ist also bisher das Ergebnis der Verhandlungen? Freiheit in Einzelheiten des Lehrplans und, durch Beseitigung des Realgymnasiums, das Leuchten der Sonne Homers über allen Schulen, die sich Gymnasien nennen wollen.

Es giebt nun wohl keine Seite des Gymnasialunterrichts, die nicht während der zehntägigen Beratungen einmal vorgekommen wäre und nicht dabei auch eine neue Beleuchtung erfahren hätte. Die eigentlichen Beschlüsse, die Mehrheitsvota, sind ja in diesen Dingen von geringerer Bedeutung, als die lebensvollen, aber doch nicht immer sofort und nicht in jeder noch so ausgesuchten Versammlung auch lebenweckenden Gedanken, die ein Einzelner vorbringt

und zu vertreten sucht. Zum Religionsunterricht wäre hinzuweisen auf wichtige Bemerkungen des Pastors von Bodelschwingh (S. 584), des Schulrats Deiters (S. 593), auf goldne Worte Paulsens von abfragbaren und unabfragbaren Dingen (S. 595). Mit dem formalistischen Plunder der alten und der neuen (der Moritz-Seyffertschen) Lateinschule wird nun endlich gründlicher aufgeräumt werden (Hornemann S. 175; Volkmann S. 198). Daraus folgt aber keineswegs, wie mehrfach angenommen wird, Verbannung des guten Cicero aus der Gymnasiallektüre. Auf den völlig neuen Zug, der durch die schriftliche Übersetzung griechischer Texte hineingekommen ist, hat mit Recht Volkmann aufmerksam gemacht (S. 198). Nur die lebenden fremden Sprachen soll der Schüler in freiem, mündlichem und schriftlichem Gebrauche handhaben lernen. Englisch soll an allen Schulen gelehrt werden, an den Gymnasien fakultativ oder obligatorisch „je nach örtlichen Verhältnissen." In der Mathematik warnen gerade Mathematiker vor Übertreibung. Überall sind ja die Kenner maßvoll und die Halbwisser fanatisch (dies gegen Kropatschek S. 222). Wie schlicht und wie einleuchtend ist Helmholtzens Forderung beim physikalischen Unterricht (S. 209): Einsicht in das Wesen und die Fülle der Anwendungen der einfachsten Naturgesetze. Den Fehler, die Jugend sozusagen mit absoluten Maßstäben zu messen, machen freilich auch große Sachkenner, wenn sie nicht zugleich in Bezug auf das Werden des jugendlichen Geistes ein wenig Sachkenner sind; so Virchow mit seinem Urteil, unsre jungen Mediziner könnten nicht sehen, nicht fühlen, nicht hören, nicht riechen (S. 120). Das ist gewiß: der bücherwälzende, kartendreschende, klemmertragende und, mit Engländern und Amerikanern verglichen, luft- und wasserscheue Typus des jungen Deutschen ist der Veredlung dringend bedürftig. Dafür wird in Zukunft durch eine ganz andre Ausbildung des Körpers und der Sinne gesorgt werden, insbesondre des Auges und der Hand im Zeichenunterricht (obligatorisch von V bis Unter-II).

Wie hat sich die Konferenz zu der Forderung des Kaisers verhalten, das Deutsche in den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts zu stellen? Hören wir zuerst die Nichtphilologen: Helmholtz, dessen zwei Reden (S. 202 und 764) ich am liebsten Wort für Wort herschriebe, führt bittere Klage über das Deutsch seiner jungen Physiker (nebenbei auch der alten). Es waren ausgesuchte Leute, und doch war es für ihn immer eine Art von Strafe, wenn am Ende des Semesters die schriftlichen Arbeiten einliefen. Er hat diese Ausarbeitungen oft zwei-, drei-, viermal zurückgeben müssen, so gering war die Übung, die gefundenen Thatsachen zu ordnen und unzweideutig und scharf auszusprechen! „Sie hatten soviel Ungezogenheiten und Nachlässigkeiten im deutschen Ausdruck, daß ich immer erstaunt gewesen bin." Namentlich klagt er über den Einfluß der Leitartikelschreiber, über die bedeutsam klingenden abstrakten Worte, bei denen man sich nichts bestimmtes denken könne, und über die schönen Einleitungen. Den lateinischen Aufsatz bezeichnet er als den obersten aller Leitartikel, bekennt

jedoch ohne Scheu, daß unter seinen eignen Schulleistungen der lateinische Aufsatz immer die schwächste gewesen sei (S. 205 bis 207).

Nicht in die Form der Klage, sondern des Wunsches kleidet seine Bemerkungen der militärische Vertreter des Kriegsministers, Major Fleck. Der Offizier muß des Wortes mächtig sein, wenn er der Erzieher der Mannschaft sein soll! In den höhern Stäben und in der Kriegsakademie muß es Offiziere geben, die imstande sind, kriegswissenschaftliche Dinge „in knapper, fesselnder und überzeugender Form“ darzustellen! Endlich hat der Führer im Felde, heute mehr als vordem, selber zu urteilen, selber zu entscheiden. Da gilt es, meist in kurzer Zeit, seine Anordnungen kundzugeben, und das muß wiederum in knapper, erschöpfender und jeden Zweifel ausschließender Weise geschehen! (S. 227 bis 228).

Das sind einleuchtende, doch in weiten Kreisen ziemlich unbekannte Gesichtspunkte. Was den meisten als guter Stil erscheint, das ist ja in Wahrheit oft nur verblümter Unsinn. Diesem Aberglauben zu steuern ist dem Gymnasium bis jetzt nicht sonderlich gelungen; ja man hat es angeklagt, hie und da den Unrat noch künstlich vermehrt zu haben. Genug, was hat nunmehr zu geschehen, damit sich der Schüler dem Ideal eines guten Stils „knapp, fesselnd und überzeugend“ — es ist ein männliches Ideal — möglichst nähere und sich von den Ungezogenheiten des Zeitungsstiles und fügen wir hinzu: des parlamentarischen Jargons, von dem auch die Verhandlungen recht ansehnliche Proben geben, nicht anstecken lasse: „Auf den Unterricht im Deutschen ist unter allen Umständen der größte Nachdruck zu legen, die Stundenzahl, soweit thunlich, zu vermehren, vor allem aber die Vervollkommnung des deutschen Ausdrucks in allen Lehrstunden und insbesondre bei den Übersetzungen aus den fremden Sprachen zu erstreben.“ Daß eine bloße Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden geradezu vom Übel sein könne, hat mit Recht Uhlig betont (S. 171). „Über nichts läßt sich leichter sprechen, kein Unterricht aber läßt sich schwieriger erteilen,“ so Matthias (S. 282), der auf der letzten rheinischen Direktorenkonferenz bewiesen hat, daß ihm ein Urteil hierüber zusteht. Alle Sprachlehrer an Gymnasien, auch die Lateiner, die Griechen, die Franzosen, sollten germanistische Vorlesungen gehört haben! eine hochbedeutsame Forderung Uhligs (S. 614). Jedes Unterrichtsfach müßte seinen deutschen Aufsatz haben, wie es in kleinerm Umfange hie und da schon geschieht (S. 425 und 524); es leuchtet ein, daß die freier gestalteten Gymnasien der Zukunft, in denen nicht mehr Schüler und Lehrer an dem unbarmherzigen Nebeneinander von lateinischen und deutschen Aufsätzen, von lateinischen, griechischen, französischen und mathematischen Extemporalien und Exerzitien ersticken werden, daß also dort der Herzschlag jedes Unterrichts deutsch sein und Deutsch im Mittelpunkte des gesamten Unterrichts stehen kann, auch wenn in Prima keine Stunde deutschen Unterrichts gegeben werden sollte. Hier

eröffnet sich der kommenden Jugend ein neuer, herrlicher Tummelplatz, höhere Ziele werden auftauchen, strengere Maßstäbe dem erwachsenden Manne geläufig werden.

Mit großem Nachdruck ist von vielen Seiten der Wert des Übersetzens aus fremden Sprachen betont worden. Geheimrat Stauder sieht darin mit Recht ein Stück deutschen Unterrichts, das nicht hoch genug angeschlagen werden könne (S. 209 bis 210; ähnlich andre S. 224, 231, 570). Nur ein Bedenken drängt sich auf: wo lernt, wo übt der junge Kandidat diese feine Kunst? Auf der Universität? Einiges kann wohl auf der Universität auch hierfür geschehen: ein großer Meister, selbst einer, der in blutiger Selbstironie das Übersetzen den Tod des Verständnisses nennt, mag auf die eine und andre Weise hier dem Urteil höhere Gesetze geben; wie hohe Ansprüche in dieser Richtung unsre Gelehrten an sich stellen, davon haben wir eine Probe soeben beim Aristoteles erhalten. Aber der eigentliche Ort für die Übungen im lauten, zusammenhängenden Vorübersetzen sind die Universitäten nicht, das sind die Seminarien, die Gymnasialseminarien vom Jahre 1890. Hier gilt es, nach der überwiegend gelehrt-kritischen Arbeit der Universität, wiederum künstlerisch gestalten zu lernen, hier eröffnet sich also ein herrlicher Tummelplatz für die kommenden „Lehrergeschlechter."

Aber sie kommen nicht: „Gymnasiallehrer kann man doch nicht werden," so hieß es immer, und heute mehr denn je, in solchen Kreisen, wo man völlig freie Wahl hat. Wenn aber das Heil nicht von innen, nicht aus dem Herzen eines freien, stolzen Lehrerstandes kommen soll, woher denn sonst?

Die Sitzung vom 15. Dezember — es war ein Montag, der einzige Montag der Konferenz — bezeichnet hier hoffentlich einen Wendepunkt. Die schon erwähnte, keinesfalls böse gemeinte Äußerung des Pastors von Bodelschwingh über den Religionsunterricht an den Gymnasien (584, vergl. 640) ward Anlaß zu einer Reihe von Ehrenerklärungen für die Gymnasiallehrer (Höpfner S. 589, Kruse S. 591, Paulsen S. 596, Klix S. 600, Stauder S. 608, Schrader S. 620 bis 621), bis dann Geheimrat Bohtz vom Kultusministerium durch Darlegung der finanziellen Schwierigkeit einer bessern Ausstattung des Lehrerstandes die Bitte an die Versammelten zu begründen suchte, „soviel an ihnen läge, die pessimistische Stimmung der Lehrer einigermaßen zu mildern und zu zerstreuen und deren Freudigkeit im Berufe durch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu erhalten" (S. 630). Es folgte (S. 634) ein Versuch des Abgeordneten Kropatschek, zahlenmäßig nachzuweisen, wie wenig Preußen, verglichen mit andern deutschen Staaten, für die höhern Lehranstalten thue; dann eine bitterböse Bemerkung Schraders (S. 646) über die Schlußwendung des Geheimrats Bohtz und schließlich geradezu eine Interpellation des Präsidiums, worauf sich Herr Bohtz durch die Bemerkung zu decken suchte, nur thatsächliches Material gegeben zu haben (S. 647). Am

Abend desselben Tages, bei der Gründung des Gymnasialvereins zitterte die tiefe Erregung noch bei allen anwesenden Konferenzmitgliedern nach. Am Mittwoch sprach dann der Kaiser in der bekannten Kabinetsordre von einer Regelung der äußern Verhältnisse des Lehrerstandes, was dann sogleich in dem Danke, den die Versammlung dem hohen Herrn durch den Mund des Fürstbischofs aussprach, einen schönen Wiederhall fand.

Ungemein wichtig ist der Beschluß der Konferenz, „den Durchschnitt der Gehälter der wissenschaftlichen Lehrer an den höhern Bürgerschulen (zukünftig Realschulen geheißen), sowie der sechsstufigen Anstalten überhaupt dem der Lehrer an den neunstufigen Anstalten gleichzustellen.“ Es giebt in Preußen keinen Menschen, der über unser höheres Schulwesen nachgedacht hätte und nicht überzeugt wäre, daß wir zu viel neunklassige und zu wenig sechsklassige und durchaus zu viel lateintreibende und zu wenig lateinlose Anstalten haben. Andre Staaten, Sachsen und besonders Würtemberg, sind hierin viel weiter. Preußen hat sich da einer schweren Unterlassungssünde schuldig gemacht. Nun, die soziale Gleichstellung der Reallehrer mit den Gymnasiallehrern und die vorurteilsfreie Ausstattung der Real- und der Oberrealschulen mit staatlichen Berechtigungen, das wären zu einer Besserung die ersten, die nötigsten Schritte. Die ganze Gymnasialfrage, ob die Gymnasien verbesserungsbedürftig, ob sie der Verbesserung fähig seien, geht dem Volke in allen seinen Schichten nicht annähernd so zu Herzen, als die Frage der höhern Bürgerschulen. Laßt die Gymnasien sich dreist etwas (nach eurer Meinung!) verschlechtern! Jetzt dienen sie ja doch nur dazu, ungeeignete Köpfe zum Studiren zu verführen und den geeigneten die Lust zu verderben, die erwerbtreibende Bürgerschaft aber um eine zweckmäßige, eine gesunde Vorbildung zu betrügen! So etwa sprach (S. 111 bis 115) Geheimrat Thiel vom landwirtschaftlichen Ministerium, und er sprach gewiß tausenden aus der Seele.

Wie ist nun zu helfen? Wir haben einen Lehrplan für sechsklassige lateinlose Schulen mit der Einjährigenberechtigung seit 1882. Der Aufschwung, den diese Schulen seit einigen Jahren genommen haben, entspricht keineswegs den Erwartungen und bei weitem nicht dem Bedürfnis. Berlin steht hier fast allein; und viele behaupten (andre bestreiten es freilich), diese Bürgerschulen rekrutirten sich mehr aus den Volksschulen als aus den Gymnasien.

Fragt man nun: Aus welchen Gründen mögen die andern Städte so zaghaft vorgegangen sein mit der Errichtung dieser nützlichen Schulen, so sind zuerst wohl allerlei Vorurteile zu nennen: Bildungsdünkel, Überschätzung einer brockenhaften Lateinkenntnis, Unterschätzung einer nicht geaichten, einer unbetitelten Bildung. Dann waltete in kleinen Städten, die nur eine höhere Schule halten können, zweifellos die Rücksicht auf die bei ihren Söhnen nur an Universitätsstudien, an die Militärlaufbahn und dergleichen denkende

Minderheit, und bei der Mehrheit hie und da gewiß auch Abneigung gegen eine Schule, die von vornherein nur für das Erwerbsleben, nicht einmal für die höhern Subalternämter vorbereitete. Solche Erwägungen haben zu allerlei Versuchen geführt, einen gemeinsamen Unterbau zu finden, von wo dann später erst die Wege auseinander gingen. Hier bestand nun die Hauptaufgabe der Konferenz in der Kritik derartiger Unterbauten, meist sehr verwickelter Gebilde, deren Hauptform so aussieht: VI—IV Französisch, darnach erste Teilung in einen gymnasialen Oberbau mit Latein und einen realen mit Englisch, dann nach weitern drei Jahren, also mit Ober-II, Teilung des gymnasialen in einen mit Griechisch und einen ohne Griechisch. Es gelang dem Heidelberger Gymnasialdirektor Uhlig, der seit Jahren diese Frage zu seinem Hauptstudium gemacht, mehrmals Skandinavien bereist, namentlich sich in Schweden umgesehen hatte, dem klassischen Lande einer solchen einheitlichen Schulorganisation, es gelang diesem übrigens in nord- und in süddeutschen Schulverhältnissen gleich bewanderten Manne, den vielgepriesenen Bau in der ersten Sitzung vor den Augen Seiner Majestät mit wuchtigen Schlägen zu zerschmettern.

Als Notbehelf und für die Zeiten des Übergangs hat die Konferenz zwei andre Formen für zulässig erklärt. Eine namentlich von der Regierung empfohlene stellt ein sechsjähriges Lateingymnasium dar mit fakultativem Griechisch und fakultativem Englisch auf den drei obern Stufen (= Unter-III bis Unter-II), das dann durch einen gymnasialen und einen realen Oberbau von je drei Klassen (= Ober-II bis Ober-I) zu einer neunjährigen Doppelanstalt wird. Diese Form des Unterbaues — wir dürfen sie (vergl. S. 108) die Staudersche nennen — hat vielleicht eine Zukunft, als Verbindung einer Oberrealschule mit einem Gymnasium. Voraussetzung ist aber ein gesteigerter Lateinbetrieb bis Unter-II; denn sonst ließe sich das Abbrechen des Lateins auf der Oberrealschule schwerlich rechtfertigen. Gelingt es aber, den Lateinunterricht hier zu einem gewissen Abschluß zu bringen, dann wird sich auf das bequemste rechts eine Stephanschule, links etwa ein Helmholtz-Gymnasium anschließen lassen: ein heilsames Nacheinander statt unsers heillosen Nebeneinander! Eine Mommsenschule anzugliedern würde sich nicht empfehlen, weil Entartung in eine lateinphilologische Fachschule zu fürchten wäre.

Die andre zugelassene Form des Unterbaues hat das Altonaische Realgymnasium zum Vorbilde: sie beginnt als eine lateinlose Realschule und zweigt nach drei Jahren ein vollständiges, wenngleich nur sechsklassiges Realgymnasium ab. Es ist klar, daß diese Abzweigung auf die Dauer wenig zu bedeuten hat, wenn das Realgymnasium grundsätzlich wegfällt, es sei denn, daß aus diesem realgymnasialen Zweige später einmal ein gymnasialer herauswüchse. Es gilt, die Versuche fortzusetzen, welche Dienste das Französische als grundlegende Sprache, auch bei gesteigerten Anforderungen in den alten Sprachen, zu leisten vermag. Auf diese Weise könnte das Realgymnasium seine Vermittleraufgabe

erfüllen, etwas anders, als es die Realschulmänner gedacht haben, aber doch vielleicht zu dem Frieden mithelfend, den wir alle gleichmäßig brauchen, um in dem innern Ausbau unsers höhern Schulwesens fortzufahren und, wo ein Umbau oder Neubau nötig ist, endlich entschlossen und einmütig Hand anzulegen.

Wenden wir unsre Blicke von den großen organisatorischen Fragen, die nun einmal nicht jedermanns Sache sind, wieder zurück zu dem Leitmotiv der großen Reformbewegung der letzten fünfzig Jahre: „Entlastung der Jugend." Die Lektüre der Dezemberverhandlungen wird jedem Unbefangnen die Gewißheit geben, daß sich die Schule ihrer Pflicht, mit den Kräften der Jugend hauszuhalten, mehr denn je bewußt geworden ist, daß sie aber nicht daran denkt, diese kostbaren Kräfte, die ja nur bei edelster Arbeit gedeihen, in Thorheit und Müßiggang verwildern zu lassen. Die goldnen Worte, die in dieser Richtung namentlich Fürstbischof Kopp gesprochen hat (S. 484 bis 486), werden, wie in der Versammlung, so im ganzen Lande dankbare Zustimmung erfahren.

Tiefen Eindruck werden auch die Worte machen, mit denen dieser hervorragende Mann den bestehenden Unterrichtsbetrieb — mutatis mutandis, wie er ausdrücklich hinzufügt — aber im wesentlichen doch verteidigt. Aus unsern höhern Schulen, meint er, sind die besten Kräfte eines Volkes hervorgegangen, das „auch unter den schlimmsten Wechselfällen die schwersten Aufgaben gelöst hat, vor welche die Geschichte und die Vorsehung ein Volk gestellt hat."

Es will mir scheinen, als leisteten diese Worte, die nur aus einem gut deutschen Herzen fließen konnten, Gewähr und Bürgschaft auch noch für einen andern Frieden.

Berlin — Otto Schroeder

# Ottokar Lorenz

Ist die Geschichte eine Wissenschaft? oder ist sie keine Wissenschaft? Schopenhauer sprach ihr bekanntlich jeden wissenschaftlichen Charakter, ja auch nur die Möglichkeit, eine Wissenschaft zu werden, ab. In der Praxis unsers geistigen Lebens aber sprechen wir doch immerfort von der Wissenschaft der Geschichte. Wer hat Recht? Schopenhauer oder seine Gegner? Was heißt denn überhaupt Wissenschaft? Was unterscheidet denn die Geschichtswissenschaft von allen andern? was ist das Objekt der Geschichtsforschung? was ist der Zweck der Geschichtsstudien? was ist die natürliche Grundlage dieser Studien? Allgemeine Neugier? oder ein ursprünglicher, von der Menschheit untrennbarer

Trieb? und wie ist er beschaffen? wie stehts mit dem historischen Sinn? wie mit den Methoden der Forschung? mit den Methoden des Unterrichts? u. s. w.

In diesen Wald von Fragen führt uns das geistsprühende und fesselnde Werk von Ottokar Lorenz: Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben (Berlin, Hertz), dessen erster Teil (1886 erschienen) die allgemeine Aufmerksamkeit der gelehrten Welt erregt und eine Flut von Entgegnungen hervorgerufen hat, dessen zweiter Teil nun auch seit kurzem unter dem Titel: Leopold von Ranke, die Generationslehre und der Geschichtsunterricht vorliegt und vielleicht noch mehr Beachtung verdient. Denn nachdem wir den starken Band mit größtem Interesse zu Ende gelesen hatten, da war uns zu Mute, als hätten wir den Niedergang eines mächtigen und prächtigen Gewitters erlebt, nach langer, schwüler, verdorrender und verderbender Sommerhitze, in der nichts gedeihen will. Nun atmen wir erfrischt und gehoben mit leichter Brust wieder auf, nun fühlen wir uns wieder als arbeitsfähige, fröhliche Menschen, während wir bisher nur vegetiren konnten. Das Buch von Lorenz bedeutet eine Abrechnung mit allen Feinden der Wissenschaft in und außerhalb der Schule, mit jenen hochmütigen Herren von der Naturwissenschaft, die alles, was nicht meßbar, wägbar und tastbar ist, aus dem Reich der wissenschaftlichen Erkenntnis bannen, für die alle Existenz, die nicht sinnlich beweisbar ist, aufhört, Existenz zu sein; eine Abrechnung mit jenen einseitigen Menschen, die den Begriff Wissenschaft blos von den Naturwissenschaften abziehen und sich nicht klar darüber werden können, daß die Wissenschaften je nach der Verschiedenheit ihrer Objekte verschiedene Ziele und verschiedene Methoden verfolgen und verwenden müssen. Lorenz wendet sich aber auch gegen diejenigen Feinde der Geschichtswissenschaft, die ihr aus nähern und nächsten Gebieten und aus dem eignen Lager erwachsen sind, und indem er deren Fehler und Irrtümer nachweist, kommt er zu seinen eignen positiven Aufstellungen und Forderungen: seine Kritik ist schöpferisch. Die Grundzüge seiner Anschauung von der Aufgabe der Geschichtsforschung hat er schon im ersten Teil seines Werkes entworfen, aber man hat sie vielfach bekämpft. Nun geht er von der Analyse des Meisters der Geschichtsforschung aus, den die gesamte gelehrte Welt als den Führer verehrt: Leopold von Ranke, und führt den Nachweis, daß seine gesamte Lehre von Ranke teils andeutungsweise, teils ausdrücklich, teils praktisch stillschweigend anerkannt, angeregt, vorweggenommen worden ist. Dieser Nachweis macht dem Verfasser ein ganz besondres Vergnügen, ebenso die Aufdeckung einer andern seiner Quellen, der geschichtsphilosophischen Schriften des Franzosen Th. Ribot, die keiner seiner Gegner gekannt zu haben scheint, und die er nicht genug zu preisen weiß. Am nachdrücklichsten aber führt er seinen Kampf gegen jene Vertreter der Wissenschaft, die jedes Bewußtsein ihrer großen Ziele: der politischen Bildung der Menschen und Erkenntnis des großen Zusammenhanges der Welt-

ereignisse, verloren zu haben scheinen und in einem kümmerlichen Kritizismus von Kleinigkeiten und Einzelheiten die Blüte der wissenschaftlichen Thätigkeit erblicken. Dieser mit glänzendem Scharfsinn geführte Kampf des Verfassers gegen die kritische Scholastik, gegen die sich breitmachende Geistlosigkeit, gegen die feige, ideen- und gefühlsarme Spezialistenherrschaft in der Wissenschaft giebt seinem Werke das Gepräge; dieser Kampf ist das Gewitter, von dem wir sprachen. Wie der leider vielfach so schwülstige Rembrandt-Deutsche, ruft Lorenz die Deutschen seines Berufs zur Besinnung und stellt ihnen die Kleinheit ihrer Auffassung im Angesicht der Größe der Aufgabe recht drastisch vor Augen. Aber nicht sowohl in dieser so glänzenden Polemik, als in der positiven Begründung der wahren Aufgaben der Geschichtswissenschaft, in der Grundlegung für alle wissenschaftliche historische Arbeit liegt die Größe des Lorenzschen Buches, und davon wollen wir hier eine gedrängte Skizze entwerfen.

Es handelt sich zuvörderst um die Erkenntnis des wahren Grundes unsers durch gar keine Verirrung und Langeweile der Gelehrten zerstörbaren Interesses an der Geschichte. Wenn wir Naturwissenschaften, sei es Chemie oder Physik oder gar Medizin betreiben, so ist der Zweck dieser so gewaltig gediehenen gelehrten Arbeit dem schlichtesten Verstande faßlich: die Kenntnis der Natur und ihrer Kräfte ist unmittelbar nützlich. Die Naturwissenschaft macht den Menschen zum Herrn der Welt, sie hilft ihm, sein Leben zu verbessern, zu erleichtern, zu erhöhen. Nicht so unmittelbar einleuchtend ist der Wert und der Zweck der Geschichtsforschung, so allgemein verbreitet auch, natürlich in sehr großen Abstufungen, das Interesse an den geschichtlichen Dingen sein mag. Historischer Sinn ist ohne Zweifel eine allgemeine Eigenschaft der menschlichen Natur, und er ist um so lebendiger, je lebhafter sich der Mensch als ein politisches Wesen fühlt, als Mitglied einer Gemeinschaft, von der sein Gedeihen und Nichtgedeihen abhängt. Der historische Sinn offenbart sich schon in der Wißbegier des Kindes über die Art und Weise, wie Vater und Mutter sich vereinigt haben, wie der Großvater beschaffen war, wie alles gekommen ist, daß alles jetzt so und nicht anders ist. Je mehr der Mensch am Leben der Gemeinschaft Anteil nimmt, je mehr er sich als politisches Wesen fühlt, um so lebhafter werden seine historischen Bedürfnisse sein; man sieht das am deutlichsten beim Adel, der mit seinem reicheren historischen Bewußtsein auch einen stärkeren politischen Charakter offenbart. Diese Bedürfnisse zu befriedigen ist Aufgabe der Wissenschaft. Sie hat also ihren natürlichen Ausgangspunkt von dem Gefühl der Gegenwart, von den modernen Zuständen, deren Entstehen sie begreiflich oder vielmehr anschaulich verständlich in der Form des Werdens machen soll. Aus dieser Grundthatsache und Grundaufgabe ergeben sich nun eine Anzahl Folgerungen, u. a. auch die, daß der Historiker in seiner eignen Zeit den Maßstab für die Vergangenheit findet; daß der erste Geschichtsunterricht ein nationaler, vaterländischer sein muß, denn in dem po-

litischen Gemeingefühl des Menschen hat er seine psychische Grundlage, und dieses hat er zunächst zu befriedigen. Sodann ergeben sich aber auch daraus die Folgerungen für die Aufgaben der Wissenschaft und ihren Betrieb selbst. Alles in der Welt hat ja seine Geschichte, jedes Stück am sozialen Leibe, jede Form menschlicher Arbeit, der Hände- und der Geistesarbeit, jedes Handwerk, jede Kunst, jede Wissenschaft hat ihre Geschichte, und diese Geschichte wird von jeder Einzelwissenschaft gepflegt und erzählt. Was bleibt dann nun übrig für jene Wissenschaft, die wir im engeren Sinne als Geschichte schlechtweg zu bezeichnen pflegen? Nichts andres als die Geschichte des politischen Werdens, der politischen Bildung und der Schicksale der Staatsbürger, der Völker. Die Geschichte als solche ist wesentlich politische Geschichte, und daraus muß von selbst ihre Methode folgen. Als Geschichte der politischen Gestaltungen und Wandlungen im Vaterlande und in der ganzen Welt ist sie eine Geschichte von den Handlungen der Menschen, die vor uns in der unübersehbar langen Vergangenheit gelebt haben. Der Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber muß demnach den Menschen von seiner handelnden, thätigen Seite erfassen; er darf sich nicht, wie der Geschichtschreiber der Philosophie oder Kunst, nur auf die Betrachtung der Entwicklung der Ideen verlegen, sondern muß den ganzen Menschen als thätiges Wesen zu begreifen suchen, er muß die einzelnen Persönlichkeiten des politischen Lebens nach ihrem Charakter, nach ihrer Bildung, nach ihrer äußeren Stellung in der Welt, nach ihrer Abhängigkeit von den verschiedenen Beeinflussungen, denen sich kein Mensch entziehen kann, nach ihrer Erziehung und nach ihren ererbten Eigenschaften betrachten und begreifen. Nur so wird er ihre Handlungen verstehen und richtig beurteilen können, denn alles, was wir in unsern politischen Zuständen um uns sehen, ist ja die Leistung unsrer handelnden Vorfahren. Der Historiker muß also die Fähigkeit der Individualisirung, der feinsten Nachempfindung der verschiedenartigsten Menschen und ihrer Charaktere haben; er muß nicht bloß alte Urkunden lesen und prüfen können, sondern mit der Gestaltungskraft des Dichters die in jenen Urkunden verzeichneten Handlungen, die hinter ihnen stehenden Menschen lebensvoll anschauen und nachschaffen können, er muß einen großen Blick und hervorragenden politischen Sinn besitzen, um die Meister der Politik, die in den verschiedenen Jahrhunderten gelebt haben, zu verstehen, und er muß auch den Mut zum Urteilen haben. Denn natürlich stellt sich jeder Mensch die andern Menschen ziemlich subjektiv vor; jeder Mensch versteht von den andern Menschen gerade nur so viel, als er in sich selbst ein Wissen von der menschlichen Natur trägt. Die geschriebenen Überlieferungen, die der Gegenstand der Geschichtsforschung sind, können sich nicht an Selbstverständlichkeit und unmittelbar einleuchtender Kraft mit den Objekten der Naturwissenschaft vergleichen, die jeden Mann, der seine gesunden fünf Sinne beisammen hat, unmittelbar von ihrem Dasein

und ihrer Beschaffenheit überzeugen. Die Geschichtsforschung kann daher auch nur von großen und allseitig unterrichteten Menschen und künstlerischen Naturen gedeihlich betrieben werden, und ein solcher Genius war in diesem Jahrhundert Leopold von Ranke.

In diesem Geiste hat Ranke die Geschichte betrieben. Er ging aus auf das Verständnis der Menschen. Geschichte war ihm vor allem Geschichte der Politik, er war der Meister künstlerischer Darstellung der Persönlichkeiten, er hat seine besondre Freude am Studium der großen Meister der Politik auf dem Stuhle Petri im ganzen Mittelalter gefunden, und der Ruf seiner vielgerühmten und viel umstrittenen Objektivität stammt eben daher, daß er sich so ganz in das Nachfühlen der großen Thatmenschen der Politik versenken konnte und mehr Nachdruck auf die Darstellung des reich verschlungenen und tief motivirten Systems von politischen Handlungen, als auf die billigere Beurteilung derselben von moralischen und religiösen Gesichtspunkten gelegt hat. Wenn man aber glaubt, daß sich Rankes Objektivität jeder Beurteilung des sittlichen Wertes der Menschen und ihrer Handlungen enthalten habe, so weist dies Ottokar Lorenz als kindlichen Aberglauben zurück. Denn schon in der Auswahl der erzählten Dinge bekundet sich ja eine Wertbeurteilung; der künstlerisch schöpferische Geschichtschreiber, der dort, wo die Quellen der Überlieferung jede Aufklärung versagen, aus seinem eignen Geiste „synthetisch" den Sachverhalt darstellt, kann ja gar nicht anders als subjektiv vorgehen; nur daß diese Subjektivität Rankes sich nicht so aufdringlich äußert, wie bei den doktrinären Historikern Schlosser, Dahlmann, Gervinus, sondern immer lieber die Thatsachen als die eigne Meinung sprechen läßt. Ranke war eben Künstler in der Geschichtschreibung. Und dazu kommt, daß er die Geschichte nicht vom Standpunkte der Fortschrittsidee schrieb. Der Fortschritt in der Geschichte war für ihn gar nicht so ausgemacht, wie für die liberalen Schulen. Zwar hat er so wie Guizot auch einen Fortschritt der Zivilisation anerkannt in dem Sinne, daß der Mensch im Lauf der Zeiten zu gesteigerter Herrschaft über die Natur gelangt und sein Dasein dadurch vielfach bereichert, aber ob auch ein sittlicher Fortschritt bestehe, war ihm keineswegs sicher. Für den Standpunkt des religiös empfindenden Universalhistorikers hat jedes menschliche Geschlecht seinen im Auge Gottes gleichen Wert, der gewürdigt und anerkannt werden muß, und das ist die berühmte Rankische Objektivität: also eigentlich eine kaum je dagewesene Höhe der Betrachtung menschlicher Dinge, die aber nichts weniger als einen Verzicht auf die sittliche Wertbeurteilung der Menschen und ihrer Thaten bedeutet. Ranke glaubte so wenig an einen Fortschritt in gewissen Dingen, daß er zweifelte, ob die Philosophie seit Plato, die Geschichtschreibung seit Thukydides wirklich Fortschritte gemacht hätte. Am allerwenigsten aber ist in dem kleinlichen Kritizismus unsrer historischen Schulen ein solcher Fortschritt zu erkennen. Wenn diese ihren ganzen Ehrgeiz in die

Zerstörung alter Überlieferungen des Volksbewußtseins oder der älteren Geschichtschreiber setzen, ohne sich zu einer aufbauenden Darstellung der Geschichte zu erheben, so ist das der Untergang und kein Fortschritt in der Wissenschaft.

Nun kehren wir zu der Skizzirung der Aufgaben der Geschichte zurück, wie sie Lorenz aufstellt. Sie ist also wesentlich eine Darstellung der politischen Handlungen und ihrer Träger, der einzelnen Menschen. Sie wird, um den Zusammenhang im Gange der Dinge festhalten und veranschaulichen zu können, den Zusammenhang der einzelnen Personen, die Herkunft von Vater und Sohn, die Familienbeziehungen und aller ihrer Folgen als die Grundlage ihrer Forschung und Darstellung annehmen müssen. Denn von diesen Beziehungen hängen ja so viele Eigentümlichkeiten der Einzelnen ab; man erinnere sich doch nur an Goethes Ausspruch: „Vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabuliren." Daß die Abstammung und Familienbeziehung maßgebend für das ganze äußere und innere Leben ist, für Beruf, öffentliche und soziale Stellung, Gesinnung, Neigung, Partei, Wohlstand u. s. w., wird jeder Mensch aus seiner eignen Lebensgeschichte bestätigen. Darauf begründet nun Lorenz seine Forderung, daß alle Geschichtschreibung sich auf Genealogie, auf Kenntnis der Abstammung und Beziehung der wichtigen Familien jedes Landes aufbauen müsse. Das natürliche Erdreich der Wissenschaft liegt in der Kenntnis der Genealogie, die bisher nicht so geschätzt wurde, als es die Sache fordert, obgleich die ältesten und naivsten Geschichtschreiber ihre Erzählungen immer genealogisch eingeleitet haben. Nun aber entsteht eine neue Schwierigkeit: wie will man denn diese Millionen von Familiengeschichten in dem Ablauf der Jahrhunderte überblicken? wie will man denn von diesen Molekularkräften des geschichtlichen Lebens zu einer Übersicht des Ganzen, zu einer Anschauung des Charakteristischen und Maßgebenden im Leben der Völker gelangen? Darauf heißt die Antwort: Es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. So viel weiß man schon jetzt, daß nicht alle Menschen gleichwertig sind, nicht alle Familien gleichmächtig, nicht alle Politiker und Machthaber gleich original. Man hat seit alten Zeiten die Aufmerksamkeit immer auf einzelne Persönlichkeiten gesammelt, die führend waren, man weiß, daß ganze Geschlechter von denselben Anschauungen, Gefühlen, Wünschen, Leidenschaften erfüllt zu sein pflegen, die sie in politische Wirklichkeit umzusetzen streben, und bei dieser Erkenntnis ordnet sich das verwirrende Bild der millionenfach durcheinander verschlungenen Geschlechter der Geschichte. So eröffnet sich für die Geschichtschreibung die Möglichkeit, einheitliche Gruppen in der Mannichfaltigkeit der Geschlechter zu bilden, die Zeiten in Abschnitte, Perioden zu teilen und für jede Zeit charakteristische Vertreter zu finden. Drei Geschlechter schließen sich zu einer Einheit zusammen, während dieser Zeit, die mit dem Zeitraum eines Jahrhunderts durchschnittlich zusammenfällt, erleben gewisse Ideen ihre Blüte,

um dann wieder neuen Platz zu machen, die wieder durch drei Geschlechter hindurch ihr Dasein erfüllen, und so fort. Und das wichtigste an dieser Betrachtungsweise ist, daß sie mit der rein äußerlichen Einteilung der Weltgeschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit ein Ende macht und aus dem innern Wesen des geschichtlichen Lebens den Einteilungsgrund für die wissenschaftliche Betrachtung holt.

Daß auch diese Lehre der Geschichte von keinem geringern als von Ranke selbst aufgestellt worden ist, gereicht ihrem Begründer Lorenz zu keiner geringen Genugthuung. Er sagt: „Im Jahre 1874 machte Ranke zu seinem Erstlingswerke, der Geschichte der romanischen und germanischen Völker, einen Zusatz, der das langsam gereifte Thema als eine historiographische Aufgabe der Zukunft erklärte. Er erachtete diesen Gedanken für bedeutend genug, um dem einzigen Werke, das bis dahin nie umgearbeitet worden war, einen veränderten Schluß zu geben. Vielleicht sprach er sich auch deshalb gerade an dieser Stelle so aus, damit sein Bekenntnis von niemand übersehen werden sollte, der sich mit seinen Werken ernstlich beschäftigt.“ Er sagt: „Das Leben von Europa besteht in der Energie der großen Gegensätze. Schon im Jahre 1512 nahm der ritterlichste der französischen Könige den Kampf mit glänzendem Erfolge wieder auf. Das gehörte aber gleichsam dazu, um die spanisch-österreichische Kombination zu voller Wirklichkeit zu bringen. Der Antagonismus bildet sich aus, welcher die europäische Welt seitdem beherrscht hat. Gleich in den nächsten Jahren erscheint die Generation, welche ihn am schärfsten und gewaltigsten repräsentirt. Die Zeiten nehmen einen andern Lauf. Es wäre vielleicht überhaupt eine Aufgabe, die Generationen, soweit es möglich ist, nacheinander aufzuführen, wie sie auf dem Schauplatz der Weltgeschichte zusammengehören und sich von einander sondern. Man müßte einer jeden von ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; man würde eine Reihe der glänzendsten Gestalten darstellen können, die jedesmal unter einander die engsten Beziehungen haben und in deren Gegensätzen die Welt weiter fortschreitet: die Ereignisse sprechen ihre Natur aus.“

Mit der Ausführung dieser lapidaren Sätze des großen Geschichtsdenkers beschäftigt sich nun der schöpferische Teil des Lorenzschen Werkes. Er geleitet uns von der Gegenwart durch die siebenundfünfzig Geschlechter zurück bis zu Christi Geburt die neunzehn Jahrhunderte entlang und hebt mit der Meisterschaft dessen, der Gestalten mit wenigen Strichen charakterisiren kann, überall die den verschiednen Perioden den Stempel aufdrückenden führenden Männer hervor. Das können wir hier natürlich nicht wiederholen, wir wollen nur darauf verweisen, daß Lorenz sich nicht mit der Theorie und den Forderungen begnügt, sondern gleich selbst Hand ans Werk legt. In der feinsinnigsten Weise beleuchtet er den Wert dieser in Rankischem Geiste fortschaffenden Methode der Geschichtsstudien. Sie ist vor allem deswegen so wertvoll, weil sie uns

mit dem lebenswarmen Gefühl der Menschen in der Geschichte erfüllt, sie ist weder abstrakt noch schematisch. Eines ihrer allerwichtigsten Hilfsmittel ist die sinnliche Anschauung. Welchen Wert die Kenntnis von Porträts der geschichtlich denkwürdigen Persönlichkeiten für die Wissenschaft hat, dürfte kaum ein zweiter so tief begründet haben, als Lorenz in diesem Buche. Kurz: mit dieser Methode kommt Leben und Bewegung in die Geschichtsbetrachtung, der ganze Mensch wird dabei hineingezogen, die Wissenschaft gewinnt ihre natürliche Grundlage in den elementarsten Thatsachen des menschlichen Lebens, Geburt und Tod, sie erhält einen Charakter von schlichter Klassizität, sie schließt sich den uralten Formen der Geschichtsbetrachtung an und bleibt in Harmonie mit den allermodernsten Ansprüchen der naturwissenschaftlich erzognen Geister, und endlich hat man nur so, indem man auf dem von der Natur geschaffenen Boden der Geschlechter bleibt, die Aussicht, es, wenn überhaupt jemals, zu allgemeineren Erkenntnissen von dem Wesen des Lebens der Menschheit in der Geschichte zu bringen. Ranke freilich war ungemein zurückhaltend in der Aufstellung von Theorien, aber es ist gar nicht ausgemacht, daß sich die Wissenschaft immer so zurückhaltend wird benehmen müssen. Wie sie jetzt die von den andern Wissenschaften der Anthropologie, der Psychologie, der Naturlehre u. s. w. gebotenen Erkenntnisse nicht entbehren kann, so wird sie möglicherweise sich nicht bloß auf die Darstellung des Systems von Handlungen im Laufe der Zeiten beschränken müssen, sondern auch zu höhern, aus der Beobachtung der Thatsachen gewonnenen Erkenntnisse des politischen Lebens durchdringen. Doch das sind Träumereien von einer fernen Zukunft. Das wichtigste bleibt, daß Lorenz den wahren Beruf der Geschichte und die aus ihm sich ergebende Methode der Forschung erfaßt und überzeugend dargestellt hat. In allem wissenschaftlichen Getriebe genügt es nicht bloß, das Rechte zu thun, sondern man muß auch Rechenschaft über die Art dieses Thuns geben. Ranke hat die That, Lorenz die Rechenschaft der That geleistet.

## Rudolf Hildebrands Aufsätze und Vorträge

Mit gleichem Recht und mit gleichem Stolze dürfen Wissenschaft und Schule Rudolf Hildebrand den ihrigen nennen. Beiden ist denn auch die hochwillkommne Gabe gewidmet, die hier vor uns liegt, die Gesammelten Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht (Leipzig, B. G. Teubner, 1890). Die Männer der Forschung wissen es, was sie dem geistvollen Mitarbeiter der Gebrüder Grimm, dem feinsinnigen Fortsetzer des

Wörterbuchs, dem anregenden akademischen Lehrer verdanken; aber Hildebrands Bedeutung geht weit über die Grenzen der Fachwissenschaft und auch über die Hörsäle der Hochschule hinaus. Und das ist nicht allein eine Folge der Treue, mit der dieser Gelehrte auch während seiner akademischen Thätigkeit stets an seiner ersten Wirkungsstätte, an der Schule, gehangen hat, sondern der Eigenart seines Wesens überhaupt, seines ganzen Denkens und Forschens. Wenn es je einer der berufenen Hüter der Wissenschaft verstanden hat, sich inmitten mühseliger Einzelarbeit auf den vielfach verschlungnen Forschungspfaden durch die Trümmer vergangener Jahrhunderte hindurch stets des unmittelbaren Zusammenhanges mit der lebendigen Gegenwart bewußt zu bleiben und sich keinen Augenblick in der Vergangenheit zu verlieren, so kann man dies von Hildebrand sagen. Das verdankt er zum Teil gewiß dem Gegenstande seiner Forschung, in weit höherm Maße aber der eigentümlichen Auffassung seiner Aufgabe, auch dem eignen Bedürfnis, über dem Einzelnen stets das Ganze im Auge zu behalten und alles von Zeit zu Zeit „von einem höhern Standpunkt aus zu betrachten." Das, was Hildebrand in dem ersten der vorliegenden Aufsätze — es ist eine akademische Antrittsvorlesung aus dem Jahre 1869 — von dem Plane und den Aufgaben des Grimmschen Wörterbuchs sagt, das bezeichnet gewissermaßen auch die Richtung und Auffassung seiner eignen Lebensarbeit. „Das Werk hat wesentlich eine doppelte Bedeutung, eine wissenschaftliche und eine nationale, und die Eigenheit des Werkes ist es, daß eben beide, eigentlich unscheidbar, sich verflechten." Genau so geht es uns mit der Persönlichkeit Hildebrands, wie sie dem Leser in dem trefflichen Buche über den deutschen Sprachunterricht und auch in dieser Sammlung überall entgegentritt; wir können den gründlichen, scharfsinnigen Gelehrten nicht von dem warmfühlenden Deutschen trennen, der in der Gegenwart und für diese arbeitet. Und wirklich, wer dem Forscher mit Vertrauen und empfänglichem Sinn auf seinen Wanderungen durch die verschiedensten Gebiete des deutschen Altertums folgt, dem wird es dabei zu Mute, als könnte es gar nicht anders sein, als zwänge jede Entdeckung auch in dem entlegensten Winkel von selbst dazu, nach dem verbindenden Faden zu suchen, der das zeitlich Ferne mit der bunten Erscheinungswelt der Gegenwart verknüpft. Das ist — meinen wir — vor allem das Vorbildliche an Hildebrands Forschungs- und Darstellungsweise überhaupt. Ihm ist die deutsche Philologie (wie er es am Schlusse des erwähnten Aufsatzes so schön ausspricht) „nicht bloß eine Wissenschaft, sie ist zugleich eine Arbeiterin für das Heil der Nation, wie freilich jede Wissenschaft im höhern Sinne; aber die deutsche Philologie ist das näher und unmittelbarer als jede andre. Ich darf wohl hinzufügen, das wars, was mich fast wider Willen und von andern Zielen ab zu ihr hinzog."

Sprachgeschichte ist Kulturgeschichte. Die Sprache ist die Trägerin fast

des gesamten Geisteslebens eines Volkes, in ihr muß sich das Gemeinsame im Empfinden, Denken und Wollen einer Zeit abspiegeln.

Dieser Satz erscheint uns heute so selbstverständlich, aber nicht jeder macht sich die weitgehenden Folgerungen klar, die sich daraus für die Bedeutung der Sprachforschung innerhalb unsrer geschichtlichen Wissenschaft ziehen lassen. Mit Recht suchen wir den umfassendsten Ausdruck des geistigen Lebens einer Zeit in ihren litterarischen Erzeugnissen, aber das so gewonnene Bild bedarf vielfach der Ergänzung. Nicht alles, was uns zum Verständnis einer Zeit dienen könnte, wird von ihren Schriftstellern ausdrücklicher Erwähnung gewürdigt, und so bieten uns die eigentlichen Schriftwerke oft nur Abzüge von dem gemeinsamen Leben im großen, bei denen zwar die Hauptpunkte und -Linien erkennbar hervortreten, zahlreiche Einzelheiten aber unklar und verschwommen bleiben. Hier tritt die Erforschung der Sprache als solcher vielfach ergänzend ein. „Eine der reichsten Quellen (für die Sittengeschichte) ist die Sprache selbst, in der das innere und äußere Leben der Zeit sich gleichsam abgedrückt hat wie in einem photographischen Bilde. Jedes wichtigere Wort trägt gleichsam in sich einen Teil aus dem Gesamtbilde des alten Lebens, und da die einfachsten Wörter zugleich die am häufigsten gebrauchten sind, so erweisen sich als die inhaltreichsten für jenen Zweck gerade die gewöhnlichsten, d. h. die, die man beim Lesen am leichtesten unbeachtet durch die Finger laufen läßt." Doch man muß diese altüberlieferten Einzelbilder in ihrem Zusammenhange mit Zeit und Volk zu erkennen und zu deuten wissen, und dazu reicht die umfassendste Gelehrsamkeit, das reichste Einzelwissen allein nicht aus. Wer diese Zeugen der Vergangenheit aushorchen und verstehen will, der muß sich — wenn das Bild erlaubt ist — in ihren Dunstkreis hineinleben, und in diesen führt nur die Gabe der Anempfindung. In wie hohem Grade diese Gabe Hildebrand eigen ist, weiß jeder, der von ihm hat lernen dürfen. Aber auch hier ist — er betont dies selbst wiederholt — das lebendige Verständnis der unmittelbaren Gegenwart, die stete Fühlung mit dem frischen Leben des Tages die unerläßliche Vorbedingung für die Erkenntnis der Vergangenheit.

Die einzelnen Aufsätze verteilen sich nach ihrer Entstehungszeit auf einen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren. Der älteste — aus der Vorrede zum zweiten Hundert von Soltaus Historischen Volksliedern — fällt in das Jahr 1856, die meisten andern beträchtlich später, und fast alle, die nicht den letzten Jahren angehören, verdanken ihren Ursprung bestimmten äußern Anlässen. Sie bezeichnen solche Ruhepunkte in der stillen, emsigen Gelehrtenarbeit, wo von einem erhöhten Standpunkt aus Umschau gehalten wird. Manchmal bildet auch hier eine Einzelfrage, wohl auch ein kleines Erlebnis aus der alltäglichen Umgebung den Anlaß zu einer ergebnisreichen Wanderung durch die Gefilde deutschen Sprach- und Kulturlebens, und nie erscheint dem willigen Begleiter der Weg steinig und dornig oder gar öde und ermüdend, weiß ihm

doch der Führer überall die Augen zu öffnen für tausend sonst unbeachtete Dinge, die sehenswert sind.

Eine „gedrängte Inhaltsangabe“ wird der Leser hier nicht von uns erwarten, denn jeder, der Hildebrands Art kennt, weiß auch, daß sich seine Arbeiten nicht „excerpiren“ lassen im gewöhnlichen Sinne; sie wollen eben gelesen sein. Nach dem Gesagten bedarf es kaum noch besondrer Erwähnung, daß die Sammlung auch für einen größern Kreis gebildeter Leser keineswegs ein Buch mit sieben Siegeln ist, wie das sonst in Deutschland vom wissenschaftlichem Schrifttum häufiger gilt als anderswo. Einige der Aufsätze wenden sich gleich an einen solchen Kreis, wie die „Deutschen Prophezeiungen über sieben Jahrhunderte hin“ und die Antwort auf die Berliner Erklärung wider den Allgemeinen deutschen Sprachverein; beide sind den Lesern der Grenzboten wohl bekannt.

Obwohl auch die ältern Aufsätze alle ohne Ausnahme ganz besonders dem Lehrer des Deutschen reiche Anregung und Förderung bieten, so ist doch nur einer von ihnen zuerst in einer eigentlich pädagogischen Zeitschrift erschienen, eine inhaltreiche Betrachtung über die Stilübung als Kunstarbeit, die im fünften Hefte der Lehrproben und Lehrgänge von Frick und Richter steht. Im Jahre 1887 trat unter Hildebrands hervorragender Mitwirkung die Lyonsche Zeitschrift für den deutschen Unterricht ins Leben. Die lebhafte Teilnahme, mit der diese allerorten aufgenommen wurde, gab deutliches Zeugnis von dem frischen Leben, das heute auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts herrscht. Auch bei diesem erfreulichen Aufschwunge ist der Einfluß Hildebrands unverkennbar. Besonders sein Buch über den deutschen Unterricht hat seine Gedanken in weitere Kreise getragen und überall fruchtbare Anregungen verbreitet. Daher die freudige Zustimmung beim Erscheinen der Zeitschrift. Es handelte sich hier in erster Linie nicht um die äußere Stellung des Deutschen im Lehrplane, obwohl auch hier manche berechtigten Wünsche am Platze wären, sondern vor allem um eine Erneuerung von innen heraus, um den Ausbau und die lebendige, fruchtbare Gestaltung des Unterrichts auf der gebotenen Grundlage. Für diese gemeinsame Arbeit sollte ein Sammelplatz geschaffen werden, und es ist gewiß nicht das geringste Verdienst der jungen Zeitschrift, daß sie auch den Meister selbst zu unmittelbarer eifriger Mitarbeit und zu reichen Mitteilungen aus dem Schatze seiner Erfahrung und Forschung veranlaßt hat. Eine Anzahl der in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze finden wir in unsrer Sammlung vereinigt.

Wissenschaft, Schule und Leben — das sind drei Gebiete, die nach den einfältigen Anschauungen eines gesunden Sinnes von Rechts wegen in engster Wechselbeziehung stehen sollten. Und doch scheint es manchmal, als arbeitete man mit größerm Eifer daran, die Grenzen recht erkennbar zu ziehen oder gar unübersteigbar zu machen, als an der Erleichterung friedlichen Verkehrs.

Die Wahnvorstellung von dem natürlichen Gegensatze zwischen Schule und Leben ist uralt und treibt noch heute auch in den Köpfen sonst tüchtiger Männer ihr Wesen, trotz des längst trivial gewordenen Satzes: Non scholae, sed vitae. Es ist, als wäre die Schule eifersüchtig auf ihre selbständige Stellung gegenüber dem Alltäglichen, als müßte sie sich vor allem hüten vor unvorsichtigen Zugeständnissen. Wir wollen aber doch nicht vergessen, daß Ausgangspunkt und Ziele der Schule mitten im Leben stehen, der höhern wie der niedern. Es müßte eine verhängnisvolle Verirrung genannt werden, wenn die Schule je ihren Zöglingen mit Bewußtsein und Absicht etwas zu bieten wagte, was das Leben weder zu fördern noch zu verschönen imstande wäre. Anders steht es um das Verhältnis der Schule zur Wissenschaft. Mag sein, daß die Entwicklung der heutigen Forschung, die jetzt mehr als in ihrem Jugendalter auf Einzelarbeit angewiesen ist und darum für die äußere Betrachtung vielleicht vielfach des „großen Zuges“ entbehrt, nicht immer heilsam auf die Gestaltung unsers Schulwesens eingewirkt hat. Aber das eine kann man auch getrost behaupten: gerade die vielleicht berechtigte Scheu vor dem Spezialistentum in der Schule führt die Gefahr mit sich, die gesunde und notwendige Befruchtung des zu verarbeitenden Lehr- und Lernstoffes durch den lebendigen Quell der Forschung zu verhindern oder doch zu erschweren. Das gilt ganz besonders von der sogenannten Germanistik. War es im Grunde etwas andres als diese Furcht, die die preußische Unterrichtsverwaltung zu dem unbegreiflichen Schritte führte, das Mittelhochdeutsche von dem Lehrplane der höhern Schulen ganz auszuschließen? Was die Wissenschaft in der Schule zu thun hat, das kann man allerdings von Hildebrand gründlich lernen, und es wäre nur dringend zu wünschen, daß sich auch die ungläubigen Gemüter bei ihm Belehrung suchen möchten, die immer noch allerlei abenteuerliche Vorstellungen mit sich herumtragen von dem Unheil, das die Germanistik in der Schule anrichten könnte. Niemand kämpft eifriger als Hildebrand gegen Belastung der Schüler mit totem Wissensstoff; am wenigsten sind gerade die deutschen Stunden zu unfruchtbarem Notizensammeln geeignet. Hier soll und kann alles Leben, frisches, freudiges Leben sein, denn in der lebendigen Gegenwart liegt die ganze Aufgabe dieses Unterrichts, auf die Gegenwart, auf unser heutiges Deutsch führt alle Arbeit hin, auch die Beschäftigung mit der ältern Sprache. „Da jeder kleine Deutsche seine Sprache in die Schule schon mitbringt in Form einer selbstgewachsenen Pflanzung, die in und aus dem Leben in ihn gepflanzt und eben daher im Wachsen ist, so fällt dem Lehrer die Aufgabe des Gärtners zu, der in der wildwachsenden Pflanzung zuerst Ordnung, dann auch Nutzbarkeit und womöglich Schönheit herzustellen hat.“ Zu solchem Geschäfte sind freilich keine Ignoranten zu gebrauchen. Wer in Hildebrands Sinne deutschen Unterricht erteilen will, der muß sich selbst da zu Hause fühlen, wo er es seinen Schülern heimisch machen soll, darum kann er eine gründliche

Kenntnis seiner Muttersprache und ihrer Entwicklungsgeschichte nicht entbehren. Er muß vor allem selbst das gelernt haben, woran er seine Zöglinge besonders gewöhnen soll: den eignen Sprachbesitz als ein geschichtlich gewordenes aufzufassen und zu betrachten. Wer das versteht, der findet überall Anregung „zu fruchtbarem geschichtlichen Denken, das unser Geschlecht so nötig braucht, um sich in seiner Vergangenheit und — Gegenwart zurecht zu finden.“ Die einzelnen Aufsätze Hildebrands enthalten eine Fülle von Beispielen in diesem Sinne; alle sind unmittelbar aus dem Leben gegriffen, einige aus dem engern Leben der Schule selbst. Ein allbekannter einfacher Kinderreim giebt Anlaß zu einem weiten kulturgeschichtlichen Rückblick, an demselben Liedchen entwickelt uns Hildebrand die Grundgesetze des deutschen Versbaues. Dem Sprichwort in der Schule ist eine lehrreiche und anregende Betrachtung gewidmet. Besonders hinweisen möchten wir auch noch auf die beiden Aufsätze über gehäufte Verneinung und über den vorsichtigen Konjunktiv. Die Überschriften deuten auf strenge — der Laie sagt so gern „trockene“ — Grammatik, und doch wird gerade beim Lesen dieser Untersuchungen jedem klar werden, wie vortrefflich es Hildebrand versteht, uns zu eifriger Mitarbeit zu zwingen.

Wenn der Verfasser „für solche, denen ein Buch wesentlich unter den bibliographischen Gesichtspunkt fällt,“ bemerkt, daß die Sammlung keineswegs eine vollständige sei, so drängt sich uns dabei die vielleicht unbescheidene Frage auf, ob er uns doch nicht manches vorenthalten habe, für dessen Mitteilung wir ihm von Herzen dankbar sein würden. Jedenfalls berechtigt uns das Erscheinen einer Reihe von neuen Aufsätzen in den letzten Heften der Zeitschrift für den deutschen Unterricht zu der Hoffnung, daß dieser Sammlung in nicht allzu langer Zeit ein zweiter Band folgen werde.

# Neues von Wilhelm Raabe

Als einer der letzten Romantiker ragt Wilhelm Raabe, von den Erzählern seines Alters und seiner Fruchtbarkeit vielleicht der einzige, der sich auf der Höhe seiner Kraft erhalten hat, noch immer achtunggebietend in unser Zeitalter des Wirklichkeitskultus herein. Seine geistige Kraft scheint unverwüstlich zu sein, seine innere Fortbildung scheint gar nicht abschließen zu wollen, mit jedem neuen Buche, das er in die Welt schickt, ist er immer derselbe alte

Wilhelm Rabe und doch auch wieder neu, fesselnd, man sieht, daß er sich nicht damit begnügt, auf seinen Lorbeeren zu ruhen und wie so viele Virtuosenmaler heutzutage ein erfolgreiches Kunststück bloß zu wiederholen. Romantiker ist Raabe nicht etwa bloß wegen seines subjektiven Humors, der mit dem Leser zu spielen liebt, von der Sache zu der Form, die er der Erzählung giebt, ablenkt, die Illusion, in die uns jedes Kunstwerk versetzen soll, aller Augenblicke übermütig zerstört, um sie doch wieder, seiner Kraft voll bewußt, sobald er nur will, unzerstört herzustellen; das allein macht Raabes Romantik noch nicht aus, so ganz und gar unmodern auch in unserm nach Thatsachen dürstenden, erzprosaischem Zeitalter diese Art, Spaß zu machen, sein mag. Die Wurzel von Raabes Romantik liegt in dem fast aus allen seinen Dichtungen durchschlagenden Gegensatz zu dem, was er „Philisterei" nennt und als solche mit seinem Spott übergießt. Der Philister ist der Mensch nach der Schablone, der seinen Schwerpunkt nicht in sich, sondern in der Meinung der andern findet, der sein seelisches Gleichgewicht verliert, sobald sich die andern gegen ihn wenden. Der Philister ist nach Raabes Meinung überall zu finden: bei den Kleinbürgern und Beamten, bei den Gelehrten und Offizieren: er steckt allen Deutschen im Blute. Das Gegenteil des Philisters ist der freie Mensch, der sich selber des rechten Weges bewußt ist, der sich ohne Unterstützung der Gevatterschaft munter und unverzagt durchs Leben schlägt, den nicht Lehrer und Vormünder, sondern die Not des Lebens zu dem erzogen hat, was er ist, der überhaupt jeder Erziehung spottet und mit klarer Geistesgegenwart die Menschen und Verhältnisse überschauen kann. Ein solcher Mensch ist zum Führer der Philister geboren, sie sind froh, ihn zu haben, und lehnen sich in allen Notfällen an ihn an. Dieser Gegensatz zur Philisterei fängt bei der Fähigkeit an, über sich selbst zu lachen; ein solcher Mensch ist nicht befangen von sich selbst, er überspringt die Schranke, die in dieser Beziehung der Mehrzahl der Menschen gesetzt ist, er ist frei von Eitelkeit, und hierin hat der so gern sich selbstbeschauende Humor in des Dichters Erzählungsweise seinen Grund. Ärgert sich der Philister, wenn seine einmal in Spannung versetzte Neugier nicht befriedigt wird, so macht es dem Humoristen umso mehr Spaß, die Befriedigung der Spannung durch eingeschobene Randglossen zu verzögern, denn sein höchstes Gaudium ist die Seelenfreiheit, die vollständige Unabhängigkeit vom Stoff, die nie unterbrochene Gewißheit, bei sich selbst zu sein, über den Dingen zu stehen, besonnen zu blicken. Denn Besonnenheit, Wachsein ist höchstes Gut; so süß es ist, sich selbst vergessen zu können, so klug ist es, sich ohne Unterlaß selbst in der Macht zu behalten. Nicht bloß reif sein, sondern auch frei sein ist alles. Dies will uns als der Grundgedanke von Raabes Schaffen erscheinen. Darum sagt aber auch seine dichterische Arbeit nur einem engern Kreise von Menschen zu: sie ist ja in Form und Inhalt geradezu der Gegensatz von volkstümlicher, naiver Kunst; sie ist das Werk

eines aristokratischen Menschen, der mit all seiner vielgeprüften Lebenserfahrung und mit all seiner reichen Bildung, in jeder Zeile er selbst, auf den Markt tritt. Sie verlangt Hingebung, genaueste Aufmerksamkeit, Konzentrirung des Lesers. Mit den Dingen zu spielen, ernst zu spielen, verstehen nur wenige, die eben nicht „Philister“ sein dürfen.

In kurzer Zeit sind nach einander von Raabe wieder drei Bücher erschienen, zwei ältere in neuen Auflagen, nämlich Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge, ein Roman aus dem Jahre 1867, in dritter, durchgesehener Auflage, sodann „die internationale Liebesgeschichte“: Christoph Pechlin aus dem Jahre 1872 in zweiter Auflage, und endlich ganz neu: Stopfkuchen, eine See- und Mordgeschichte (sämtlich im Verlage von Otto Janke, Berlin, 1890 bis 1891). Aus der Lektüre dieser drei Bücher haben wir unsre Charakteristik des Dichters gewonnen.

Es ist bezeichnend für den Romantiker Raabe, daß er in dem Vorwort zur zweiten Auflage von „Christoph Pechlin“ mit Absicht die Entstehungszeit dieser internationalen Liebesgeschichte angiebt: „Es ist geschrieben worden in der Zeit vom August 1871 bis zum September 1872! Die Wunden der Helden waren noch nicht verharscht, die Thränen der Kinder, der Mütter, der Gattinnen, der Bräute und Schwestern noch nicht getrocknet, die Gräber der Gefallenen noch nicht übergrünt; aber in Deutschland gings schon — so früh nach dem furchtbaren Kriege und schweren Siege — recht wunderlich her. Wie während oder nach einer großen Feuersbrunst in der Gasse das Sirupfaß platzt, und der Pöbel und die Buben anfangen zu lecken, so war im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen, und die Thaler rollten auch in den Gossen, und nur zu viele Hände griffen auch darnach. Es hatte fast den Anschein, als sollte dieses der größte Gewinn sein, den das geeinigte Vaterland aus seinem großen Erfolg in der Weltgeschichte hervorholen könnte! Was blieb da dem einsamen Poeten in seiner Angst und seinem Ekel, in seinem unbeachteten Winkel übrig, als in den trockenen Scherz, in den ganz unpathetischen Spaß auszuweichen, die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen und die Pritsche zu nehmen? Es ist übrigens immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber für sich den Narren zu spielen, als in großer Gesellschaft unter den Lumpen ein Lump zu sein.“ Nicht alle Schaffenden haben so gedacht, und nicht bloß die Realisten und Naturalisten haben zahllose Versuche gemacht, ihrer Entrüstung über den Hexensabbath Ausdruck zu geben, sondern auch Idealisten wie Hamerling (Homunculus) oder Dichter wie Gottfried Keller (Martin Salander) haben in poetischer Form Stellung zu dieser, nicht bloß in Deutschland unerquicklichen Zeit des Tanzes ums goldne Kalb genommen. Die Romantik Raabes offenbart sich in der Abwendung von der Gegenwart zu reinem Spiel der Phantasie. Übrigens gehört diese „internationale Liebesgeschichte“ zu Raabes anmutigsten und muntersten Erzählungen.

Der Tübinger Exstiftler und Zeitungsschreiber Christoph Pechlin gehört in die Reihe von Raabes humoristischen Lieblingen, die die Philister beherrschen. Er ist ein prächtiger Mensch in der untersetzten Festigkeit seines Leibes und seiner Unverwüstlichkeit der Geduld, mit der er den langweiligen Pantoffelhelden Ferdinand von Rippgen erträgt. Als ihm zum Schluß das Malheur passirt (hier darf man die Fremdwörter brauchen, denn „das Unglück begegnet" wäre etwas ganz andres), sich mit einer abenteuerlichen Engländerin zu verloben, deren Vergangenheit er zu spät erkennt, da empfinden wir einiges Bedauern, daß der heitere und witzige Mann so viel Pech haben muß. Die Erzählung ist reich an lustigen Episoden, im ganzen aber erscheint sie uns doch zu ausgesponnen — selbst mit Raabischem Maße gemessen. Die satirischen Gestalten des Ehepaares Rippgen können uns doch nicht so lange fesseln; man bekommt sie schließlich satt, und das ist doch nicht die vom Dichter beabsichtigte Wirkung.

Der Roman „Abu Telfan" gehört zu den Hauptwerken Raabes, die man kennen muß, wenn man von dem Dichter sprechen will; denn hier hat er sein großes Lieblingsmotiv, die Philisterei und ihr Gegenteil, recht eigentlich zum Thema der Dichtung gemacht. Er hält der konventionellen und unliebenswürdigen Gegenwart mit allen ihren Schwächen den Spiegel vor, und die Schwierigkeiten, denen der Held, der aus dem Mondgebirge heimgekehrte Deutsche, begegnet, gereichen nicht diesem, sondern nach des Dichters Meinung der Zeit zur Schmach. Leonhard Hagebucher ist ein aus der theologischen Fakultät entlaufener Student, der nach vielen Abenteuern in Italien und Ägypten zu Ende der fünfziger Jahre bei den Mohren von Abu Telfan in Gefangenschaft geraten ist. Zehn Jahre schmachtet Hagebucher in der abscheulichen Sklaverei, bis ihn ein glücklicher Zufall rettet. Der Leutnant Viktor von Fehleysen ist aus Empörung über das ungerechte Schicksal seines ehrlichen Vaters aus Deutschland entflohen. Dieser Vater hat den Fehler begangen, in seiner Stellung als Militärrichter nicht Rücksicht auf Wünsche von oben zu nehmen und einen adlichen Schuft zu schonen, sondern zu Gunsten eines gemeinen Soldaten Recht zu sprechen; infolge dessen ist er von seinen Berufs- und Amtsgenossen förmlich boykottirt worden und ist aus Gram darüber gestorben. In ohnmächtiger Wut hat Viktor den Dienst verlassen und ist als holländischer Leutnant van der Mook nach Afrika gegangen. Dort trifft er Hagebucher und kauft ihn los. Dieser Hagebucher hat sich aber inzwischen noch mehr den herrschenden Sitten und Vorurteilen der deutschen Heimat entfremdet, und dieser Gegensatz zwischen seiner Urwüchsigkeit, Wahrhaftigkeit, Salonunfähigkeit und den Ansprüchen der sogenannten guten Gesellschaft ist das Thema des Romans. Raabe hat da Gelegenheit, seinen Hohn auf die Ängstlichkeit und Beschränktheit der Kleinstaaterei und Polizeiwirtschaft des damaligen Deutschlands den weitesten Spielraum zu geben. Schon in der

äußern Erscheinung ist sein Held Leonhard ein halber Afrikaner. Kaum ist er heimgekehrt, so wendet sich die engherzige Philisterei gegen ihn, weil er aus Afrika keine Reichtümer, keinen Goldstaub, keine Elefantenzähne, sondern nur sich selbst mitgebracht hat. Der Abwesende war ein Held, der heimgekehrte Leonhard ist ein Vagabund, mit dem die Verwandten keine Ehre einlegen können, sondern der nur Geld kosten wird, weil man ihn doch zum mindesten beköstigen muß, und dem schließlich der eigne Vater, der ehrsame Steuerinspektor in Pension, die Thüre vor der Nase zuschlägt, nachdem er sich in der Stammkneipe wegen dieses heimgekehrten Nichtforschers hat bespötteln lassen müssen. Der Dichter macht jedoch seinen Liebling bald selbständig und läßt ihn über die Philister triumphiren, wie er auch die andre Handlung, die äußere Geschichte, an der Fehleysen beteiligt ist, zum poetisch gerechten Abschluß bringt. Wie Christoph Pechlin, so bleiben freilich auch dem Hagebucher nicht Enttäuschungen erspart: er erhält seinen Korb, als er um die Hand der schönen Professorstochter anhält. Philister und freie Menschen erscheinen in reichen Abstufungen auf dem Plane der Handlung; zu den schönsten Frauengestalten Raabes ist die muntere Nikola und die greise Heldin der Geduld, Claudine von Fehleysen, zu rechnen.

Wer einmal, etwa in einer Monographie, die Geschichte von Raabes innerm Bildungsgange erzählen wird, dem blüht zu den mannichfachen Schwierigkeiten, die diese tief in sich vergrabene, viel lesende und beobachtende Dichterseele ohnehin schon bietet, noch eines der schwierigsten Probleme litterarhistorischer Kunst, nämlich die Aufgabe, eine Entwicklungsgeschichte seines humoristischen Stils zu geben. Denn daß dieser Stil eine Entwicklungsgeschichte hat, wird für jeden außer Zweifel stehen, der die zwei genannten Bücher Raabes, die jetzt zwanzig Jahre alt sind, mit dem jüngsten Buche, der See- und Mordgeschichte: Stopfkuchen vergleicht und sich auch noch etwa die dazwischen liegenden Dichtungen Raabes, insbesondre „Pfisters Mühle" und den „Lar" vor Augen hält. So künstlerisch vollendet wie in „Stopfkuchen" hat sich Raabes Stil unsers Erachtens noch nicht gezeigt. Von Anfang an hat hier der Humorist die Neigung, den Gang der Handlung und der Ereignisse durch Betrachtungen über sie und auch über sich selbst und über den Leser in scherzhafter Weise zu unterbrechen, denn wie wir schon oben ausgeführt haben, ist es dem Dichter nicht um Naivität zu thun, sei es der Darstellung oder des Genusses, sondern im Gegenteil um höchste Reflexion, um allseitigste Spiegelung, um möglichste Durchgeistigung seines Stoffes, und damit will er uns stets im Zustande der höchsten Freiheit erhalten, die ihm als das wertvollste Gut erscheint. Bei alledem hat er aber doch stets das Bestreben, die übermütig gestörte Illusion nicht im Ernst zu zerstören, vielmehr die Anschauung von Menschen, Stimmungen und Vorgängen so klar, fest und eindringlich zu erhalten, als nur möglich. Thäte er dies nicht, so hörte er

ja auf, Dichter zu sein. Nun ist es interessant, zu sehen, mit welcher erfinderischen Art Raabe diese zwei Forderungen seiner Darstellungsweise zu erfüllen und zu vereinigen bestrebt ist, wie sich seine Art, eine Geschichte zu erzählen, von einem Buche zum andern immer künstlicher zeigt, wie keck er wird in dem Spiele mit dem Leser, und wie er dieses Spiel doch nicht verliert. Aus dem Bestreben nach höchster Freiheit kommt er zur analytischen Methode des Erzählens. Er dröselt gleichsam den fertigen Strumpf auf, stellt sich ans Ende der Geschichte, überschaut sie also ganz, giebt sie in Form von Erinnerungen, spricht aber mit gut gespielter Gleichgiltigkeit gegen den Leser so, als müßte dieser im Anfang schon alles das wissen, was er doch eigentlich erst im Verlauf der Lektüre des Buches erfahren kann; er erzeugt damit eine hochgesteigerte Spannung, die den Leser anfänglich etwas unwirsch macht, wickelt aber die Vergangenheit nach und nach so geschickt, so berechnet, so stimmungsvoll auf, daß er dadurch allein — also durch die reine Form der Erzählung — eine liebenswürdige Wirkung hervorruft. In dieser Methode ist das „Sommerferienheft“ „Pfisters Mühle“ abgefaßt, ähnlich der „Lar.“

In „Stopfkuchen“ nun ist Raabe noch einen Schritt weiter gegangen, und zwar in wahrhaft künstlerischer Richtung. „Pfisters Mühle“ erzählt der Schreiber des Heftes; während der Erinnerung an die Vergangenheit macht der Schreiber Bemerkungen über Dinge, die während seines Schreibens im Garten geschehen, daß ihm z. B. seine Frau beim Schreiben zusieht, dieselbe Frau, die als Mädchen in der eigentlichen Geschichte eine wichtige Rolle spielt, und diese Bemerkungen dienen mit zu ihrer Charakteristik. Ähnlich ist der äußere Rahmen von „Stopfkuchen“ gebildet. Auf dem Schiffe „Leonhard Hagebucher“ (es trägt merkwürdigerweise den Namen des Helden von „Abu Telfan“), das sich auf der Fahrt von Hamburg nach dem Kaplande befindet, sitzt der deutsche Arzt Eduard Tag für Tag zur Verwunderung des sämtlichen Schiffspersonals am Schreibtisch der Kabine und zeichnet die Geschichte seines Freundes Stopfkuchen auf. Oft wird er während der Erinnerung an Stopfkuchen unterbrochen, einmal von der stürmischen Bewegung auf der See, ein andermal von den Passagieren an Bord, und mitten in seine Erinnerungen, die uns von Blatt zu Blatt mehr spannen, verzeichnet er die Beobachtungen auf dem Schiffe, die uns eigentlich nur aufhalten und so lange ärgern, bis wir den Humor der Sache merken und mitlachen. Das ist die eine Verzögerung. Aber es ist noch eine größere vorhanden.

Die eigentliche Mordgeschichte — in der es sich um die Entdeckung des wahren Mörders des Viehhändlers Kienbaum handelt, und zwar gar ernstlich handelt, denn der Schwiegervater Heinrich Schaumanns, genannt Stopfkuchen, der Bauer Quakatz von der roten Schanze, ist lange Jahre hindurch ungerechterweise des an Kienbaum begangenen Mordes verdächtigt worden; er hat furchtbar unter dieser Verläumdung gelitten, sein halbes Leben ist ihm

verbittert worden, er hat sich mit Gott und aller Welt deswegen entzweit; es ist also vom höchsten Interesse, den wahren Übelthäter zu entdecken — diese Geschichte erzählt uns aber nicht der schreibende Deutsch-Afrikaner selbst, sondern er berichtet uns nur mit Gewissenhaftigkeit, wie sie ihm sein alter Schulkamerad Stopfkuchen erzählt hat. Dieser Stopfkuchen, recte Heinrich Schaumann, ist ein seltsames humoristisches Original von dem Schlage des Christoph Pechlin und des Leonhard Hagebucher. Auch er ist ein Charakter, der sich nur pflanzenartig entfalten, aber nicht erzogen hat werden können; auch er hat widerwillig die Universität bezogen und ist aus der Schule bei der ersten besten Gelegenheit davongelaufen, wie Hagebucher und Pechlin. Er ist ein Dickkopf, aber ein in seiner scheinbaren Beschränktheit kluger und gemütvoller Mensch mit dem Herzen auf dem rechten Fleck. Er hat nur dann etwas gelernt, wenn unmittelbar ein praktischer Zweck damit verbunden war: das sind die Naturen, die Raabe den abstrakten deutschen Philistern in humorvollem Ernst als die liebenswürdigen vor Augen stellt. Dieser feiste, schwerfällige, eigensinnige und doch wieder auch so kluge lateinische Bauer Stopfkuchen erzählt nun die Geschichte des Bauers Quakatz und seiner Entdeckung des wahren Mörders mit einer Breite und Behaglichkeit, die seine Zuhörer, Frau Valentine Schaumann geborene Quakatz und den Freund aus Afrika und — uns Leser geradezu auf die Folter spannt. Aber der Dichter, Wilhelm Raabe, ist an dieser Qual vollkommen unschuldig, er zuckt mit den Achseln und verbirgt sein Lachen: Stopfkuchen kann ja gar nicht anders, als mit der ganzen Behaglichkeit seines feisten Wesens erzählen, und wir müssen uns in Geduld fügen. In diesem Kunstgriff Raabes, seine eigne Manier so zu vergegenständlichen, daß sie als die einem bestimmten Charakter eigentümliche Redeweise erscheint, finden wir den Fortschritt seines künstlerischen Stils.

Gegen den Schluß hin nimmt die Erzählung dramatische Bewegung und Lebhaftigkeit an. Die Spannung wird noch dadurch gesteigert, daß nicht bloß der Schulfreund, sondern auch Stopfkuchens eigne Frau, Quakatzens mitbeteiligte Tochter, bis zur Stunde den wahren Mörder Kienbaums nicht kennt, und ihr Mann will ihn ihr auch zunächst nicht verraten; in sehr feinfühliger Weise hütet er sich davor. Die ganze Erzählung von dem Bauer Quakatz auf der roten Schanze geschieht auf diesem Bauerhofe selbst, im Schatten einer Linde, beim gemütlichen Zusammensein des Gastes aus Afrika mit seinem Schulfreund. Als es endlich zur Lösung des Rätsels kommt, da verläßt Stopfkuchen mit Eduard das Haus und steigt mit ihm ins nahe Städtchen hinab zu dem soeben gestorbenen alten Briefträger Störzer, der beiden Freunden von Kindesbeinen an sehr wohl bekannt war. Dieser Störzer ist der Mörder Kienbaums und ist schlecht genug gewesen, den Bauer Quakatz unter dem unseligen Verdachte zwanzig Jahre lang leiden zu lassen, ohne sich selbst dem Gerichte zu stellen. Stopfkuchen hat diese Thatsache entdeckt, aber erst als

man über die Leiche Quakatzens die Erde schaufelte, die Kenntnis des wahren Sachverhaltes — die verhängnisvolle Mordthat war eigentlich nur ein ungewollter Totschlag — hatte ihn zum nachsichtigen Schweigen bestimmt: dem Toten konnte er doch das verlorene Leben nicht wiedergeben, und den lebenden Störzer wollte er schonen. Jetzt, nach Störzers Tode, deckt er das Geheimnis auf, indem er die auf seinem Hause begonnene Erzählung in der öffentlichen Wirtsstube beschließt. So wird die Erzählung selbst zu einem Teil der Handlung, und wir legen das packende Buch mit Bewunderung ob seiner kunstvoll verschlungenen Form aus der Hand. Es giebt nicht viele Erzählungen, in denen die Form so organisch aus dem Stoff selbst herauswüchse; nur in dieser Einheit aber liegt die wahre Kunst, die heutzutage freilich arg vernachlässigt wird. Durch sie hat Raabe seine Kriminalgeschichte geadelt, ganz abgesehen von der Höhe seiner Weltanschauung, von der aus auch hier menschliches Treiben und Schicksal betrachtet wird. Man darf „Stopfkuchen" zu seinen gelungensten Werken rechnen.

Wien M N

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Gleichgewicht der Geschlechter. In Nr. 15 der Grenzboten heißt es, in einem gewissen Falle müßte vom Staate verschiednes verlangt werden, was er bis jetzt nicht leiste, unter andern „ein Gesetz, wonach mindestens ebenso viele Knaben wie Mädchen geboren zu haben werden." Das hat der Staat in keinem Falle nötig, aus dem einfachen Grunde, weil es schon unser Herrgott, oder wie man heutzutage lieber sagt, die Natur besorgt. Es werden sogar mehr Knaben als Mädchen geboren, aber die Sterblichkeit ist unter den Knaben größer als unter den Mädchen, sodaß die Zahl der Jünglinge und Jungfrauen in der Zeit der vollen Blüte, d. h. um das zwanzigste Jahr herum, fast in allen Ländern ziemlich gleich ist, ein deutlicher Wink des Schöpfers, daß in diesem Lebensalter jedes Männlein sein Fräulein wählen soll, was aber leider unsre heutigen Verhältnisse verbieten. Die Männersterblichkeit überwiegt noch bis zum vierundzwanzigsten Jahre, von da an bis zum vierzigsten aber sterben mehr Frauen (die Ursache kann sich jeder leicht denken), sodaß in dem Lebensalter vom vierzigsten bis zum fünfzigsten Jahre das Gleichgewicht noch einmal hergestellt wird. Was dann noch von Frauen lebt, ist zäher und widerstandsfähiger als die alten Männer, sodaß die Greisinnen der Zahl nach das Übergewicht über die Greise haben. Das Nähere findet man in Oettingers Moralstatistik.

Felix Dahn und die Poesie. Vergangene Woche war Felix Dahn in Wien und ließ sich feiern. Am 7. April veranstaltete er in einem Konzertsaale (Bösendorfer) eine Vorlesung seiner Gedichte, tags darauf hielt er in der „Juristischen

Gesellschaft" einen wissenschaftlichen Vortrag über den „Werdegang des Staatsgedankens bei den Germanen." Das Wort „Werdegang" ist zwar abscheulich, der Vortrag scheint aber dem geehrten Publikum nicht weniger gefallen zu haben, als die Gedichte den jungen schönen Damen im Bösendorfersaale. „Nach dem Vortrag versammelten sich zahlreiche Mitglieder der Juristischen Gesellschaft — wir folgen hier wörtlich den Mitteilungen der diesmal zuverlässigen »Neuen Freien Presse« vom 10. April, Abendblatt — zu einem improvisirten Dahn-Bankett(!). In einer schwungvollen Rede setzte Dahn sein Verhältnis zur Wissenschaft und zur Poesie auseinander, indem er seiner Thätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete vor seinem poetischen Schaffen bei weitem den Vorzug gab und, wenn er vor die Wahl gestellt wäre, lieber gar nichts Poetisches geschrieben als seinem wissenschaftlichen Wirken entsagt haben wollte. Er bitte aber, fügte er launig hinzu, hiervon nichts seinen Verehrerinnen, den Backfischen und höhern Töchtern, zu verraten." Wir wollen es auch nicht thun, wollen aber diese Äußerung heiterer Selbstironie an dieser dauerhafteren Stelle zu Nutz und Frommen jener gelehrten Herren Rezensenten anmerken, die alles Ernstes die Dahnschen Weihnachtsmarktromane des Fürsten Bismarck für würdig erachten. Selbst ein Dahn muß also sagen: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Er hat durch sein Geständnis eigentlich bei uns gewonnen: er giebt seine poetisch sein sollenden Bücher für nichts mehr aus, als was sie eben sind, er will sie selbst nicht ernster genommen sehen, als wie er sie schafft, die Wissenschaft und nicht die Poesie bildet seinen wahren, den innern Lebensberuf. Man braucht sich also für Dahn, den Dichter, nicht mehr zu ereifern.

Unser Deutsch in Frankreich. Welche unglaublichen Verwirrungen bei Ausländern durch die Unwissenheit, den Leichtsinn und die Albernheit hervorgerufen werden, womit die Deutschen ihre Muttersprache zu behandeln gewohnt sind, davon finden wir in der Aprilnummer der Revue de l'enseignement des langues vivantes ein schlagendes Beispiel. In dieser Nummer stellt ein französischer Professor der deutschen Sprache unter andern folgende „deutsche" Sätze zur Einübung für die Schüler der Lyceen zusammen: Die Symbole der antiken Religionen basiren sich auf Mysterien. Die Allegorien und die Personifikationen der Naturphänomene spielen darin auch eine große Rolle. — Von den Interessen meines Kapitals habe ich nur geringen Profit. — Die Toiletten dieser Damen sind äußerst elegant. — Die griechische Tragödie hatte Chöre, welche Verse über religiöse Themen rezitirten. — Die Pariser Moden werden auf dem ganzen Kontinent respektirt. — Die klassischen Autoren jeder Nation sind populär. — Unser Finanzminister ist ein Mann von Genie, weil er das Budget equilibrirt und bei seiner Administration nie ein Defizit produzirt. — Die Schüler des eminenten Philosophen Hegel haben seine Lektionen redigirt und publizirt. — Goethes Natur war majestätisch und imposant. Alle seine Statuen reproduziren diesen physischen Charakter.

Das ist nicht etwa Scherz, sondern das sind die Musterbeispiele für deutsche Sätze auf den französischen Lyceen. So weit sind wir glücklich. Wem kommt da nicht der Angstschweiß auf die Stirn!

# Litteratur

**Ein Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk.** Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1891

Der Titel dieses vortrefflichen Buches führt ein wenig irre; es handelt nicht bloß über Moral und Politik, sondern auch über Erziehung, Religion, Kunst und Wissenschaft und viele andre Dinge. Auch hat die Form nichts Katechismusartiges. Es ist eine Sammlung von Briefen des Verfassers an seinen Sohn. Wir halten nämlich diese Briefform nicht für bloße Einkleidung, sondern für echt und ursprünglich. Der Verfasser scheint einer hanseatischen Patrizierfamilie anzugehören. Er hat, wie man sieht, in seiner Jugend einen gründlichen Unterricht genossen, ist dann überall in der Welt herumgekommen, hat die Gewohnheit fleißigen Lesens angenommen und beibehalten und beschenkt nun mit dem Schatze seiner Lebenserfahrungen und Lesefrüchte seinen Sohn und das Publikum. Die Kunst des Zitirens versteht er aus dem Grunde; zahlreiche, am richtigen Orte eingefügte Kernsprüche aus den Klassikern wie aus den Litteraturen der neuern Völker bilden einen wertvollen Schmuck des Buches, die beigegebenen meistens sehr guten Übersetzungen scheint er selbst angefertigt zu haben. Es gehört reichliche Muße dazu, um so zu schreiben. So viel Auflagen wie der Rembrandtdeutsche wird der Katechismusdeutsche nicht erzielen, aber da er, gleich jenem, ohne reaktionär sein zu wollen, vom Standpunkt eines eigentümlichen Idealismus aus so ziemlich alle modernen Richtungen, Zustände und Einrichtungen bekämpft, so sind ihm ebenfalls begeisterte Zustimmung und leidenschaftlicher Widerspruch gewiß. Für letztern hat er schon durch seine Selbstwidersprüche gesorgt. Den auffälligsten, geradezu schwindelerregenden wollen wir doch kurz darlegen. Unter deutlichem Hinweis auf Bismarck, den er später auch ausdrücklich als den größten Staatsmann unsrer Zeit rühmt, führt der Verfasser aus, daß die Politik keine Grundsätze, sondern nur Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit und Erfahrung kennen dürfe, daß sie sich nicht von Humanität und Sentimentalität beeinflussen lassen dürfe, daß politische Dinge niemals privatrechtlich behandelt werden sollten. Ganz im Sinne der Kartellpolitik strengster Observanz will er die Deutschfreisinnigen, die Ultramontanen, die Polen, Dänen, reichsländischen Franzosen als Reichsfeinde behandelt wissen und tadelt er außerdem, folgerichtiger als die Kartellparteien, die Judenemanzipation. Anderseits aber ist er ein entschiedner Gegner der Staatsallmacht und alles bureaukratischen Wesens. Er überschreibt ein Kapitel: Pour mieux gouverner, il faut gouverner moins, und sucht nicht allein in diesem Abschnitt, sondern auch an vielen andern Stellen zu beweisen, daß der moderne Staat seine Zuständigkeit auf der ganzen Linie überschritten habe. So heißt es z. B. S. 341: „Da der Staat nur die zu seiner eignen Erhaltung notwendigen Leistungen von seinen Angehörigen, und zwar zwangsweise, beanspruchen darf, so leuchtet ein, daß alle idealen Aufgaben außerhalb seines Zweckes liegen und seiner Kompetenz entzogen sind. Es ist unmöglich, einem idealen Ziele mit andern als moralischen Mitteln nachzustreben. Die materiellen Zwangsmittel des Staates sind dafür ungeeignet. Wir sehen darum, wie die idealen Ziele der Menschheit, sobald der Staat sie zwangsweise fördern oder seinen Zwecken dienstbar machen will, zu einem starren und gemütlosen Formalismus verkümmern, dem der lebendige Inhalt verloren geht. Man kann das nicht nur an den Staatsreligionen beobachten, sondern öfter noch

an den praktischen Aufgaben, welche unser religiöses Gefühl uns stellt: an der Übung der Wohlthätigkeit, an der Erziehung, dem Unterricht u. s. w. [Den Volksschulunterricht will der Verfasser unbedingt den Kirchengemeinden zurückgegeben wissen.] Nicht nur zeigt es sich, daß diese Aufgaben selbst leiden, wenn der Staat sich ihrer bemächtigt, sondern auch, daß alsbald der Stand der Bildung sinkt, daß sich Schäden im Kulturleben offenbaren, die durch die Unterbindung der Adern entstehen, aus denen es seine Nahrung zieht." (Nebenbei bemerkt, ist das auch die Meinung Taines, der behauptet, daß der Staat nicht einmal Gehorsam, geschweige denn Dank verdiene, sobald er sich um Religion, Sittlichkeit und andre solche Dinge kümmert, die ihn nichts angehen, und womöglich den Unterthanen auch noch Geld abnimmt, um ihnen Wohlthaten aufzudrängen, gegen die sie sich mit Händen und Füßen sträuben.) Dazu kommt noch, daß der Verfasser die Begünstigung einzelner Interessengruppen durch Schutzzölle für Industrie und Landwirtschaft, sowie durch staatssozialistische Maßregeln für unbedingt verwerflich erklärt. Anfänglich glaubten wir den Widerspruch mit der Annahme lösen zu können, daß der Verfasser die eine Hälfte der Bismarckschen Politik billige, die andre mißbillige. Aber diese Erklärungsweise war nicht mehr möglich, nachdem wir auf Seite 365 den Satz gelesen hatten: „Auch der weiseste Parlamentarier wird kaum leugnen wollen, daß es besser um Deutschland stünde, wenn Bismarck seit fünfundzwanzig Jahren ungehindert und ungestört durch die kraftverzehrenden und aufreibenden Hemmungen des parlamentarischen Redeapparates seine dem Wohle des Vaterlandes zugewandten Ziele hätte verfolgen können." Da bleibt nur noch die Erklärung übrig, daß nach Ansicht des Verfassers ein großer Teil der Politik, die bisher bei Freund und Feind für Bismarckisch gegolten hat, gegen Bismarcks Willen durchgeführt worden sei. Was der Verfasser über die Kirchen und über die Sozialdemokratie sagt, scheint uns wenig zutreffend; wir halten ihn für schlecht unterrichtet in diesen Dingen; non omnia possumus omnes. Dagegen stimmen wir seinen Ansichten über Erziehung und Unterricht, Kunst und Wissenschaft in den meisten Punkten freudig bei. Er gehört zu denen, die dafür halten, daß die Kinder in einer Stunde mehr lernen als in zweien, und daß die Verwischung der Bildungsunterschiede sehr schädlich sei. Er verachtet die Wissenschaft der alten Topfscherben und bemerkt über die herrschende Richtung in Kunst und Litteratur sehr gut, daß sie die Kunst mit der Wissenschaft verwechsle. Vollkommen richtig ist auch sein Ausspruch, daß man zwar ein großer Gelehrter, nicht aber ein großer Künstler sein könne, ohne wahrhaft gut zu sein.

**Jahresberichte der Geschichtswissenschaft**, im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin, herausgegeben von **J. Jastrow**. Elfter Jahrgang, 1888. Berlin, R. Gärtner, 1891

Über die Nützlichkeit dieses Unternehmens, das dem Orientirungsbedürfnis auf dem so überaus großen Gebiete der historischen Litteratur gewidmet ist, brauchen wir kein Wort zu verlieren; wir wollen nur unsre Freude darüber aussprechen, daß die Redaktion nach wie vor bemüht gewesen ist, die Lücken, die die Berichterstattung noch aufzuweisen hatte, auszufüllen und wünschenswerte Verbesserungen, wo es irgend anging, anzubringen. Neu hinzugekommen sind in dem vorliegenden Bande, in dem mehr als 10000 Schriften besprochen oder erwähnt worden sind, die Kapitel „Niederlande," „Kreuzzüge," „Urgeschichte." Über die beiden letzten Gebiete war die Berichterstattung bisher an verschiednen Stellen zerstückelt. Wesentlich umgestaltet sind die Kapitel „Islam" und „Nordamerika."

Bei dem Aufschwunge, den die nordamerikanische Geschichtsforschung und Geschichtschreibung in den letzten Jahren genommen hat, war es nötig, ihr größere Beachtung als bisher zu schenken. Daß es der Redaktion gelungen ist, keinen geringern als H. B. Adams für einen Teil der Berichterstattung zu gewinnen, mag ausdrücklich hervorgehoben werden.

Eine Vervollkommnung der „Jahresberichte" ist auch darin zu erblicken, daß die bisherige Einteilung „Altertum, Mittelalter, Neuzeit" aufgegeben und durch „Altertum, Deutschland, Ausland, Allgemeines" ersetzt worden ist. Wenn auch diese Neueinteilung zum guten Teile im Interesse einer Beschleunigung der Drucklegung getroffen worden ist, so war doch auch der Umstand mitbestimmend, daß nun in der Abteilung „Deutschland" die früher vielfach aus einander gerissenen Berichte über deutsche Geschichte vereinigt wurden; nur so kann von den Fortschritten der vaterländischen Geschichtsforschung alljährlich ein zusammenhängendes Bild gegeben werden.

Sehr umfangreich ist der Bericht über deutsche Verfassung (Litteratur von 1887 und 1888). Er zerfällt in die beiden Abschnitte „Staat und Gesellschaft im allgemeinen" und „Die einzelnen Verwaltungs- und Wirtschaftszweige." Ersterer ist in folgende Unterabteilungen zerlegt: Gesamtverfassung; Monarchie, Parlament, Gesetzgebung; Organisation; Geschichte der Wissenschaft vom Staate. Die Unterabteilungen des zweiten Abschnittes sind: Landwirtschaft; Bergbau; Gewerbe, Handel, Verkehr; Finanzen; allgemeine Wirtschaftspolitik, Polizei, Inneres; Kirche und Unterricht; Justiz; Krieg; Auswärtiges. Man sieht, daß also auch für die Juristen und Nationalökonomen in den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft" so manche Belehrung zu finden ist. Als Nachschlagewerk von hohem Werte sollten die „Jahresberichte" auch in jeder juristischen Bibliothek zu finden sein.

Sehr wertvoll ist der vorliegende Band noch besonders deshalb, weil ihm ein systemischer Überblick über alle Zeitschriften beigegeben ist, in denen sich geschichtliche Aufsätze finden. Die Zahl solcher Zeitschriften ist erschreckend groß (1300 Stück); jedes Bändchen ist wenigstens mit einer Zeitschrift vertreten. Auf dem Gebiete der Geschichte herrscht unzweifelhaft eine litterarische Überproduktion.

Sehr wünschenswert wäre es, wenn für die ersten zehn Jahrgänge der „Jahresberichte" ein zusammenfassendes Register (das ungefähr 70000 Schriften aufzuzählen hätte) bearbeitet würde. W A

**Boileaus Satiren in freier Nachbildung von Dr. E. Weyhe. Mit einem Briefe von Julius Wolff als Vorwort. Leipzig, Alfred Oehmigkes Verlag, 1890**

Es ist etwas gewagt, in unsrer Zeit dem deutschen Publikum die Satiren eines französischen Dichters darzubieten, dem sich in Frankreich selbst kaum noch ein größerer Leserkreis zuwendet; denn abgesehen von seiner Art poétique, die auf den französischen Lyceen gelesen und von den Anhängern des Klassizismus als ästhetisches Gesetzbuch auch heute noch anerkannt wird, können Boileaus Dichtungen gegenwärtig kaum mehr als eine litterargeschichtliche Bedeutung haben. Wenn wir trotzdem an der vorliegenden freien Übersetzung der Satiren aufrichtige Freude und geistigen Genuß gefunden haben, so ist diese günstige Wirkung zum größten Teile der tüchtigen Arbeit des Übersetzers zuzuschreiben. Weyhe hat gut gethan, sein Buch eine freie Nachbildung der Boileauschen Satiren zu nennen, denn im Grunde hat er der französischen Dichtung nur die Gedanken und Stimmungen entlehnt; die metrische Form, die treffende Ausdrucksweise, die poetischen Bilder und Wendungen sind fast überall sein eigen. Daher mutet es einen oft an, als wären

diese Satiren des siebzehnten Jahrhunderts gerade für unser Zeitalter geschrieben, als hörte man darin die Geißel schwirren über den Verirrungen, Narrheiten und Gebrechen der Gegenwart. Unter der großen Gruppe der Tendenzdichtungen hat die Satire allerdings den bedeutenden Vorteil, daß sie nie recht veraltet, da die Menschen mit ihren Schwächen trotz aller staatlichen, gesellschaftlichen und religiösen Veränderungen im Grunde doch immer dieselben bleiben. Boileau selbst sagt in der neunten Satire, und diese Stelle mag zugleich als Beispiel für die Gewandtheit dienen, womit Weyhe den Hexameter zu gebrauchen weiß:

Reich war stets die Satire an guten, an nützlichen Lehren,
Und sie verstand es von je, was ernsthaft, was heiter, zu mischen;
Was ein gesunder, ein tüchtiger Sinn von Narrheit gesehen,
Was er von thörichten Sitten der Zeit zu tadeln gefunden,
Das verschwieg sie mit nichten, sie sagte den Menschen die Wahrheit.

Druckfehler wie Eugolis (S. 1) statt Eupolis, Romsard (S. 31) statt Ronsard oder unreine Reime wie erfreute und zweite (S. 25) sind etwas störend. Die Einleitung und die Anmerkungen hätten noch mehr ausgeführt werden können.

Amerika. Die Geschichte seiner Entdeckung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Von R. Cronau. (30 Lieferungen.) Leipzig, Abel und Müller, 1891

Als Festschrift zur vierhundertjährigen Feier der Entdeckung Amerikas durch Columbus gedacht, soll dieses mit vier= bis fünfhundert Illustrationen reich ausgestattete Werk im nächsten Jahre vollendet vorliegen. Die bisher erschienenen sechs Lieferungen behandeln die Vorzeit Amerikas, die alten Kulturvölker Südamerikas, die Ahnungen und Anläufe, die die Entdeckung Amerikas vorbereiteten, besonders die Versuche der Nordmänner, sich in Nordamerika festzusetzen. Der Verfasser, geschickt mit der Feder, dem Stift und dem Pinsel, weilt gegenwärtig in den selten besuchten Ländern Westindiens und Mittelamerikas, die der Schauplatz der ersten Entdeckung und Ausbreitung des Columbus und seiner Zeitgenossen waren, nachdem er früher Nordamerika in den verschiedensten Richtungen schildernd und zeichnend durchwandert hat. Nach den Proben zu urteilen, die in den bisher erschienenen Heften vorliegen, werden wir ein künstlerisch eigenartiges Werk von anziehender Darstellungsweise erhalten.

## Erklärung

In der Presse ist mehrfach mit dem in Nr. 15 der Grenzboten abgedruckten Aufsatze: „Zu unsrer auswärtigen Politik" der Name unsers Freundes und Mitarbeiters Moritz Busch in Verbindung gebracht worden. Wir haben dem gegenüber zu erklären, daß dieser Aufsatz nicht von Herrn Dr. Busch herrührt, daß Herr Dr. Busch infolge längerer Krankheit überhaupt seit Jahr und Tag nicht für die Grenzboten geschrieben hat und dies voraussichtlich auch in der nächsten Zeit nicht thun wird, und daß er auch, wie er uns mitteilt, die Befürchtungen unsers Aufsatzes nicht teilt. Alle Folgerungen, die man aus seiner vermuteten Verfasserschaft zu ziehen geneigt war, sind also vollständig hinfällig.

Die Redaktion

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

## Der Marineetat im Reichstage

Bei der Beratung des Marineetats hat sich in den Reichstags=verhandlungen dem fortdauernden Ernst der europäischen Lage gegenüber eine auffallende Vertrauensseligkeit geltend gemacht, die, anscheinend gepaart mit einem gewissen Mißtrauen gegen die Ziele unsrer Marineverwaltung, den Gang der Verhandlungen nachteilig beeinflußt, die Entwicklung unsrer Seestreitkräfte wenn nicht geradezu geschädigt, so doch verzögert hat.

Nicht mit Unrecht wurde von einzelnen Rednern der Schwerpunkt der Landesverteidigung in die Landarmee gelegt, dabei aber nicht berücksichtigt, daß diese durch die Flotte entlastet und in den Stand gesetzt wird, ihre ganze Kraft ungeschwächt an der Landesgrenze einzusetzen.

Zum großen Teile stützten sich die Ansichten der Gegner der Marine=vorlage anscheinend auf die Ereignisse des Kriegsjahres 1870 und auf ein übertriebenes Vertrauen auf die Beschaffenheit unsrer Küsten. Ob nicht auch die gegenwärtigen freundschaftlichen Beziehungen zu England bei diesen Er=wägungen eine Rolle gespielt haben, wollen wir unerörtert lassen.

Es lohnt daher wohl der Mühe, einen Blick auf die Machtverhältnisse der bei der gegenwärtigen Gruppirung der europäischen Staaten im Falle eines Krieges in Frage kommenden Großmächte zu werfen und die militärische Lage kurz zu beleuchten.

Als Frankreich im Jahre 1870 Preußen den Krieg erklärte, stand es dem geeinigten Deutschland allein gegenüber. Alle übrigen Staaten beobachteten eine für uns wohlwollende Neutralität oder wurden doch durch unsre schnellen Erfolge dazu veranlaßt. Das deutsche Heer war dem französischen nach jeder Richtung, mit alleiniger Ausnahme der Infanteriebewaffnung, überlegen, seine Führerstellen waren durch eine Anzahl hervorragender und erprobter Männer besetzt.

Endlich war die französische Kriegserklärung überstürzt, die Kriegsvorbereitungen nicht beendet, die Mobilmachung und der Aufmarsch vollzogen sich langsam, überall zeigten sich Mängel und Unordnung, die Armirung der Grenzfestungen verzögerte sich, und die Armeeführer erwiesen sich ihrer Stellung nicht gewachsen.

Ebensowenig wie die Landarmee, war die Marine für den Krieg vorbereitet. Eine Flotte von vierzehn Panzerschiffen mit einem starken Landungskorps sollte in die Ostsee einlaufen; bis zum 24. Juli waren aber nur sechs Panzerschiffe, eine Panzerkorvette und ein Aviso unter Admiral Bouet-Villaumez zum Auslaufen bereit. Während diese in See gingen, nahm die Ausrüstung der übrigen Fahrzeuge noch längere Zeit in Anspruch.

Inzwischen hatten die deutschen Armeen die französischen Grenzen überschritten. Es folgten die Augustschlachten mit dem großen Erfolge der deutschen Waffen, mit der schweren moralischen und materiellen Niederlage und den starken Verlusten auf Seiten der Franzosen. An die Absendung der geplanten Expedition gegen die deutschen Küsten war daher nicht mehr zu denken.

Es würde vermessen sein, wenn wir an die Möglichkeit denken wollten, daß sich die militärische Lage nochmals so günstig für uns gestalten könnte, wie im Jahre 1870. Hieran wird weder der Dreibund noch vielleicht der Anschluß Englands, selbst eines Teiles der Balkanstaaten etwas ändern können. Immer werden wir mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen haben, daß mindestens ein Teil unsrer Landarmee an unsrer Ostgrenze festgehalten, ein andrer Teil für den Küstenschutz verwendet werden muß, sobald unsre Flotte nicht stark genug ist, die Küsten selbständig zu sichern.

Frankreich hat weder Geld noch Mühe und Arbeit gespart, um ein starkes, schlagfertiges, allen Anforderungen der heutigen Kriegführung entsprechendes Heer bereit zu stellen, dessen Mobilmachung und Aufmarsch an der Ostgrenze sorgfältig vorbereitet und nach allen Nachrichten annähernd in derselben Zeit sicher gestellt ist, wie dies von der deutschen Armee angenommen wird. Mit unerhörtem Kostenaufwande sind seine Ostgrenzen durch einen dreifachen Festungsgürtel und zahllose Sperrforts geschützt, hinter denen die Mobilmachung und die Versammlung der Heeresteile mittelst eines hoch entwickelten Schienennetzes zu zwei, drei, ja selbst vier Geleisen in nächster Nähe der Grenze ungestört stattfinden kann. Kurz, die Möglichkeit, gleich bei Beginn des Krieges durch schnelle Erfolge auf unsrer Seite die Entsendung eines Landungskorps in die Ostsee, wie im Jahre 1870, zu vereiteln, ist gänzlich ausgeschlossen.

Aber auch die Flotte ist nicht weniger kriegsbereit. Alle nicht in Dienst gestellten Kriegsschiffe sind in drei Klassen eingeteilt, von denen die erste einen Teil der Vorräte und Mannschaften stets an Bord hat und binnen achtundvierzig Stunden zum Auslaufen bereit sein muß. Die zweite Klasse ist hinsichtlich des Materials vollständig seebereit, sie hat ein Fünftel ihrer Mann-

schaft und die Hälfte des Maschinenpersonals an Bord und soll binnen zehn Tagen nach Einschiffung der fehlenden Mannschaften in See gehen können. Die dritte Klasse hat einen Teil des Materials, soweit er nicht dem Verderben ausgesetzt ist, eingeschifft, außerdem so viele Mannschaften an Bord, als zur Instandhaltung des Schiffes und des Materials unumgänglich erforderlich sind. Diese Fahrzeuge müssen innerhalb von zwanzig Tagen seebereit sein.

In seinen Marinetruppen, deren Neuorganisation begonnen ist, aber noch nicht zum Abschluß gekommen sein dürfte, besitzt Frankreich ein reiches Material für etwaige Unternehmungen zur See. Ursprünglich waren sie allerdings nur für die Besetzung der Hafenplätze und für die Kolonien bestimmt, doch soll für letztere Zwecke neuerdings die Kolonialarmee formirt werden. Die zwölf Marineinfanterieregimenter verschiedner Zusammensetzung zählen 178 Kompagnien, von denen 116 in Europa stehen. Sie sollen infolge der Aufstellung der Kolonialarmee vermindert werden, doch dürfte sich dies vorzugsweise auf das Ausscheiden der schon jetzt in den Kolonien stehenden 62 Kompagnien beschränken. Immerhin bleibt einschließlich der Reserve ein starkes Kontingent verfügbar, um, selbst wenn für diesen Fall nicht besonders vorgesorgt sein sollte, für etwaige Unternehmungen der Flotte gegen die deutschen Küsten Verwendung finden zu können.

Frankreich hat seit Mitte der achtziger Jahre bei seinen Schiffsbauten vorzugsweise die Schiffe der Kreuzerklasse berücksichtigt. Die Veranlassung ist zum Teil in den übertriebenen Erwartungen zu suchen, die man in die damals auftretenden Torpedos setzte, zum Teil ist sie auf die Zweifel zurückzuführen, die man infolge der neuen Erfindung gegen die Daseinsberechtigung der Panzerschiffe hegte. Endlich, und zwar nicht zum kleinsten Teile, stützte sich diese Änderung des bisherigen Bauplanes auf die von dem Franzosen Gabriel Charmes in seinem Werke: „Die Reformen der Marine“ aufgestellten, seit 1875 auch von dem Marineminister Admiral Aube vertretenen neuen Grundsätze für die Kriegführung zur See. Beide sind der Ansicht, daß die Entscheidung zur See ferner nicht im offenen Kampfe der Schlachtflotten, sondern durch materielle Schädigung des Gegners, durch Brandschatzung seiner Küsten und durch Vernichtung seines Handels zu suchen sei. Daß hierbei in erster Linie England als der zukünftige Gegner gedacht war, ist angesichts des dereinst bevorstehenden Kampfes um die Herrschaft über das Mittelmeer leicht zu erraten. Wenn aber Frankreich dementsprechend den Neubau seiner Panzerschiffe teils verzögert teils gänzlich eingestellt und alle verfügbaren Mittel zur Herstellung schneller und großer Kreuzer für lange Fahrt verwandt hat, so dürfen wir auch mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß es in einem Kriege gegen Deutschland nach denselben Grundsätzen verfahren wird, denn der Schiffsbauplan einer Nation wird auf Grund des Landesverteidigungsplanes aufgestellt.

Im Jahre 1894 wird Frankreich eine Kriegsflotte von 40 Panzerschlachtschiffen, 63 geschützten und ungeschützten Kreuzern, 48 Kanonenbooten und 144 Torpedobooten haben. Es liegt also alle Veranlassung zu der Annahme vor, daß sofort mit der Kriegserklärung auch die französischen Kreuzer an unsern Küsten erscheinen, die Schlachtflotte mit einem Landungskorps ihnen unmittelbar folgen würde.

In einem künftigen Kriege würden wir ferner, aller Voraussicht nach, nicht allein mit Frankreich und seiner atlantischen Flotte, sondern zugleich auch mit Rußland und seiner Ostseeflotte zu rechnen haben. Die Stärke der erstern bleibt sich nicht gleich, doch beträgt sie für gewöhnlich etwa die Hälfte der Gesamtstärke, was jedoch nicht ausschließt, daß im Kriegsfalle Veränderungen eintreten können und, dem Operationsplane entsprechend, entweder die Mittelmeer- oder die atlantische Flotte verstärkt wird. Welche Anstrengungen Rußland macht, um seine Marine, speziell seine Ostseeflotte zu heben, beweisen die enormen Summen, die es auf Neubau von Schiffen und die Anlage des neuen Kriegshafens in Libau verwendet. Seine Ostseeflotte, die noch vor wenigen Jahren, ehe man in Deutschland den Neubau von Panzerschiffen einstellte, der deutschen Flotte nicht gewachsen war, hat diese gegenwärtig überholt. Einschließlich der im Bau befindlichen Fahrzeuge zählt sie zur Zeit an Panzerschiffen achtzehn Schlachtschiffe und vierzehn Schiffe für die Küstenverteidigung, sowie neunzehn Kreuzer und zehn Kanonenboote. Von diesen ist die Mehrzahl der Panzer für die Küstenverteidigung und der Kreuzer allerdings veraltet. Die Torpedoflotte besteht aus dreiundzwanzig Fahrzeugen und einer größern Zahl gänzlich veralteter Boote. In dem Kriegshafen bei Libau ersteht, sobald sein Bau beendigt sein wird, dem östlichen Teile der deutschen Ostseeküste eine neue Gefahr. Durch seine flankirende Lage in nächster Nähe der deutschen Grenze bedroht er namentlich die Häfen und den Verkehr dieses Teiles unsrer Küste, wird überdies früher eisfrei als der Hafen von Kronstadt.

Den unter Umständen gemeinsam operirenden Flotten Rußlands und Frankreichs hat Deutschland unter der Voraussetzung, daß alle im vorigen Jahre bewilligten Bauten vollendet werden, im Jahre 1894 nur sechzehn Panzerschiffe und achtzehn Panzer der Küstenverteidigung, dreißig Kreuzer, elf Kanonenboote und 122 Torpedoboote von mehr als fünfzig Tonnen Deplacement entgegenzustellen. Von diesen Fahrzeugen sind überdies viele bereits veraltet.

Wir haben schon erwähnt, welche nachteiligen Folgen für uns die Unterbrechung des Baues von Schlachtschiffen in den Jahren 1881 bis 1887 gehabt hat. Bestimmend waren damals dieselben Rücksichten, die in Frankreich zu einer Einschränkung des Baues von Panzerschiffen geführt haben. Ob sich hierbei nicht auch die damals wiederholt sehr drohende politische Lage geltend gemacht hat, lassen wir dahingestellt. Diese machte es nötig, zunächst noch einen großen Teil der verfügbaren Mittel auf die Landarmee zu verwenden. Überdies

mochte es bei der so oft unmittelbar bevorstehenden Kriegsgefahr und der langen Bauzeit, die große Kriegsschiffe erfordern, kaum ratsam erscheinen, die geringen für Marinebauten übrig bleibenden Geldmittel für diese Zwecke zu verwenden. Es kennzeichnet vielmehr die weise Sparsamkeit der Regierung, daß sie unter diesen Umständen auf das Gute, den Bau von Schlachtschiffen, vorläufig ganz verzichtete, um das Nötige zu erreichen, d. h. die bewilligten Mittel zur Vermehrung der Torpedoflotte, für den unmittelbaren Küstenschutz verwandte, weil die Herstellung der Torpedoboote weniger Geld und Zeit kostete, und diese Fahrzeuge, dem damaligen Stande der französischen und russischen Rüstungen, insbesondre der Flotten beider Länder gegenüber, nicht in dem Maße unzureichend erschienen, wie dies heute der Fall ist.

Jetzt, wo der Ausbau der Landarmee nahezu vollendet ist, die Flotten unsrer wahrscheinlichen Gegner sich bedrohlich verstärkt haben, ist es Pflicht der Regierung, auch der Flotte die gleiche Sorge zuzuwenden wie der Landarmee, das Nötige durch das Bessere zu ersetzen.

Es hat sich seitdem herausgestellt, daß die Bedeutung der Torpedos überschätzt wurde, und daß Panzerschiffe nach wie vor unentbehrlich sind. Man hat im Gegenteil neuerdings sogar begonnen, auch die Kreuzer zu schützen, weil sich dies der Wirkung der neuen Sprengmittel gegenüber auch als nötig erwies. Wir müssen daher eilen, das aus Sparsamkeitsrücksichten früher versäumte wieder einzubringen, denn wir können nicht wissen, wie lange wir noch Frieden behalten, und ob wir das Jahr 1894 und die Eröffnung des Nordostseekanals ohne kriegerische Zwischenfälle erleben werden. Unsre Nachbarn im Osten und Westen setzen unbeirrt ihre Rüstungen fort und haben erst neuerdings wieder neue Truppen gegen die Grenze vorgeschoben; das gute Einvernehmen zwischen St. Petersburg und Paris festigt sich zusehends, und die Ereignisse in Paris und Sofia sind nicht dazu angethan, die Friedenszuversicht zu erhöhen.

Seine Lage inmitten seiner wahrscheinlichen Gegner macht es Deutschland zur Pflicht, sich möglichst unabhängig von Bündnissen zu machen. Parlamentarisch regierte Staaten bieten in dieser Richtung zu geringe Bürgschaften; ein Wechsel der herrschenden Partei und im Verein damit ein Ministerwechsel können jeden Augenblick einen Systemwechsel im Gefolge haben und alle politischen Kombinationen über den Haufen werfen.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Küste eines Landes durch eine starke und schnelle Schlachtflotte besser und mit geringerm Kostenaufwande geschützt wird, als durch jedes Verteidigungssystem, das sich auf feste Verteidigungsanlagen stützt, die sich nicht gegenseitig unterstützen können, selbst wenn jede einzelne Befestigung mit unbegrenztem Aufwande von Geld und Soldaten uneinnehmbar gemacht sein sollte.

Wie schon bemerkt, stützt sich der Schiffsbauplan eines Landes auf den

Landesverteidigungsplan, der nach pflichtmäßigem Ermessen der in die Landesverteidigungskommission berufenen Autoritäten aufgestellt wird. Welches Land hätte aber wohl mehr Veranlassung als gerade Deutschland, diesen Männern, von denen einzelne noch seine Einigkeit haben begründen helfen, das unbegrenzteste Vertrauen entgegenzubringen! Sie vermögen besser als jeder andre zu beurteilen, in welchen Grenzen sich eine offensive Küstenverteidigung zu halten hat. Durch kleine Vorstöße, wie sie im Reichstage von freikonservativer Seite empfohlen wurden, wird nichts erreicht, sie sind ein Schlag ins Wasser. Es ist vielmehr ein allgemein giltiger Grundsatz, daß selbst die Küstenflotten in den heimischen Gewässern für derartige Unternehmungen nach Art der Schlachtflotten verwandt werden, und ein taktischer Fehler würde es sein, wollten sie unausgesetzt an der Küste kleben.

Wie die Landesverteidigungskommission die Verpflichtung hat, den Rahmen festzustellen, in dessen Grenzen sich Land- und Seemacht in der Verteidigung unsers Vaterlandes die Hand reichen, so liegt der Landesvertretung die Pflicht ob, die Landesverteidigung, soweit sich dies nach pflichtmäßiger Überzeugung mit der Steuerkraft und sonstigen Interessen des Landes vereinbaren läßt, zu stärken und hierzu den Ratschlägen jener Männer und ihrer Organe Gehör zu geben. Zur Kritik möchte ihnen denn doch in den meisten Fällen das volle Verständnis fehlen.

Niemand wird bestreiten, daß für Deutschland die Entscheidung bei der Landarmee liegt. Soll sie hier aber für uns günstig ausfallen, dann wird den an unsern Grenzen stehenden Massen gegenüber auch der letzte Mann ins Feld geführt werden müssen, und es kann nicht gleichgiltig sein, wenn der Küstenschutz ganze Heeresteile, bei einer Ausdehnung der Ostseeküste allein von 130 Meilen, mindestens ein Armeekorps und mehr in Anspruch nimmt. In der Reichstagssitzung vom 28. Februar wurde von einer Seite die Behauptung aufgestellt, daß wir in der Ostsee schon jetzt keine Gefahr liefen, ein Beweis dafür aber wurde nicht gebracht. Das Kriegsjahr 1870 kann durchaus nicht maßgebend sein, da den Franzosen eben die Landungstruppen fehlten. Die Seekarten beweisen, wie von andrer Seite sehr richtig ausgeführt wurde, daß in der Ostsee Stellen genug vorhanden sind, wo eine Landung sehr wohl ausführbar ist.

Wenn ferner der Befürchtung Raum gegeben wird, daß es uns an Mannschaften zur Besetzung der Schiffe fehlen werde, so halten wir dem entgegen, daß schon seit Jahren Leute der nicht schiffahrttreibenden Bevölkerung in die Marine eingestellt wurden, ohne daß dies besondre Übelstände herbeigeführt zu haben scheint, anderseits hat auch der Marinestaatssekretär jenen Einwurf widerlegt. Mit der aus dem regen Verkehr mit unsern Kolonien sich ergebenden Weiterentwicklung unsrer Rhedereien wird aber auch die Vermehrung der seefahrenden Bevölkerung Hand in Hand gehen und den Mehrbedarf der Flotte völlig sicher stellen.

Wir haben gesagt, daß unsre Beziehungen zu England auf die Stimmung eines Teiles des Reichtages nicht ohne Einfluß geblieben zu sein scheinen. Sollen wir uns aber von der englischen Bundesgenossenschaft abhängig machen? Das würde doch sehr unsicher und des deutschen Reiches wenig würdig sein. Allerdings kreuzen sich Deutschlands und Englands Interessen außer in Afrika in keinem Teile der Welt, und dort ist, nicht zum Schaden Englands, eine loyale Einigung erfolgt, aber auch dieses nur unter dem Drucke der politischen Lage. Dagegen werden Rußland und Frankreich England in Asien, Afrika und im Mittelmeere stets feindlich gegenüber stehen, wodurch der Zusammenstoß dereinst unvermeidlich sein wird.

In den ihm drohenden Kämpfen bedarf England Deutschlands mehr, als wir der Engländer. Das scheint die gegenwärtige englische Regierung auch anzuerkennen, nicht aber ein großer Teil des englischen Volkes und seiner Presse. Vergessen wir nicht, daß England stets ein sehr unzuverlässiger Bundesgenosse gewesen ist und sein wird, dessen Flotte, die uns allein von Nutzen sein könnte, sich zur Zeit infolge der langen Friedensjahre in einem Zustande befindet, der es nach Ansicht vieler Autoritäten, wie der Admirale Hornby, Elliot, Symonds u. a. sehr zweifelhaft erscheinen läßt, ob sie überhaupt imstande sein wird, im Falle eines großen europäischen Krieges die ihr zur Verteidigung des Inselreiches zufallenden Aufgaben zu erfüllen. Sie wird im Jahre 1894 65 Panzerschlachtschiffe, 166 geschützte und ungeschützte Kreuzer, 128 Kanonenboote und 159 Torpedoboote haben, doch wird eine große Zahl von Schiffen, namentlich der Panzer und Kreuzer, von Autoritäten stark bemängelt; man wirft ihnen neben anderm nicht nur zu geringe Schnelligkeit, ungenügende Kohlenräume, zu niedrigen Bord und schlechte Steuerung vor, sondern behauptet auch, daß die Zahl der Schiffe mindestens doppelt so groß sein müsse, damit England mit Zuversicht in einen großen Kampf eintreten könne.

Da ein großer Teil der englischen Bevölkerung auf die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus dem Auslande oder seinen Kolonien angewiesen ist, so ist klar, daß eine Hungersnot entstehen muß, sobald die Zufuhr abgeschnitten wird. Englands Flotte hat daher nicht allein seine Lebensmittelzufuhren, sondern auch seinen Handel, die Quelle seines Wohlstandes, ferner seine Kolonien, seine große Zahl von Kohlen- und Marinestationen in allen Weltteilen zu schützen, denn die letztern ermöglichen der Handelsmarine die Erfüllung ihrer Aufgaben. Jedes Kriegsschiff der englischen Flotte würde bei ihrem jetzigen Stande und der Stärke der englischen Handelsmarine, abgesehen von andern Aufträgen, 133 Handelsschiffe zu schützen haben. Wie schwer im Kriegsfalle die englischen Küsten, die Häfen, Flußmündungen, Marinestationen und Handelsstraßen besonders vor den französischen Kreuzern und der Torpedoflotte zu schützen sind, das haben alle englischen Seemanöver

der letzten Jahre, denen stets eine derartige Generalidee zu Grunde gelegt war, zur Genüge bewiesen. Da überdies ein nicht zu schwacher Teil der englischen Flotte im Mittelmeere bleiben muß, um die dortigen Lebensinteressen Englands zu schützen und an der Seite der italienisch-österreichischen der französischen Mittelmeerflotte die Stirn zu bieten, so ist im günstigsten Falle vielleicht zu hoffen, daß der Beitritt Englands zum Dreibund eine französische Flotte vom Einlaufen in die Ostsee abhalten möchte; mit Sicherheit wird aber keinesfalls darauf zu rechnen sein. Immerhin aber würden wir uns der zur Zeit überlegenen russischen Ostseeflotte, vielleicht auch Landungsversuchen von dieser Seite zu erwehren haben.

Wir haben also alle Ursache, unsern Schiffbau nicht abermals ins Stocken geraten zu lassen, eine Gefahr, mit der uns die diesjährigen Reichstagsverhandlungen über den Marineetat bedrohen. Jede Verzögerung der Beendigung unsrer Kriegsrüstung zur See wird sich um so schwerer rächen, je weniger wir in der Lage sind, so schnell zu bauen, wie es in England geschieht, wir also etwaige Unterlassungen nicht wieder einzubringen vermögen.

# Der Nationalismus

(Schluß)

Als unsre Voreltern einander vor zweitausend Jahren in steten Fehden zu unterjochen strebten, da haßte der Bezwungene den Sieger namentlich deshalb, weil er wußte, daß dieser ihn seiner Güter, seiner Gründe, seiner Weiber, seiner Freiheit berauben würde. Als sich später der Deutsche ganz Europa vom Ural und Kaukasus bis nach Gibraltar unterworfen hatte, fand er in den verschiednen Gebieten sehr verschiednen nationalen Widerstand. Dieselben Normannen, die in dem kultivirten Europa jahrhundertelang als Räuber gefürchtet wurden, erschienen in den kulturlosen Gebieten der keltischen Bretagne und der östlichen Slawen und Finnen als Eroberer, deren ordnende Kraft von den Unterworfenen bald anerkannt wurde. Der Einbruch von Goten, Vandalen, Langobarden wurde im römischen Reich ohne Zweifel sehr anders, sehr viel härter empfunden, als die Eroberung des heutigen Rußlands durch die Normannen, die Eroberungen der Goten am Dnester und Dnepr oder die Unterwerfung Galliens und Britanniens durch Rom von den Unterworfenen empfunden

worden ist. Ein Kulturvolk hängt an seiner Kultur ebenso fest, ja fester als der Wilde an Leib und Leben; die Arbeit und Mühe von Jahrhunderten ist dem Kulturmenschen ein höherer Schatz als dem Wilden sein Jagdgrund, sein Götzenbild, sein Acker. Der Eroberungszug der Türken durch die alte Kulturwelt war sicherlich eine weit fürchterlichere nationale Gewaltthat, als die Unterjochung Rußlands durch die Mongolen. Denn ein Kulturvolk verwindet weit eher den Verlust von großen Mengen seiner Angehörigen, als den Verlust an seinen nationalen Kulturschöpfungen. Die Mongolen erschlugen viele Slawen, zerstörten Dörfer und Städte, aber sie ließen die Unterworfenen in ihrer Weise das Zerstörte wieder aufbauen, sie hemmten den Gang des nationalen Lebens im Innern nicht, sie brachten ihm vielmehr vielfache neue Anregung, manchen Kulturstoff hinzu. Die Türken vernichteten die Kultur überall, wo sie hinkamen, und setzten eine weit geringere an die Stelle. Das aber, in seiner Kulturarbeit gewaltsam unterbrochen zu werden, seinen Kulturbesitz zerstört zu sehen, ist — ich wiederhole es — das härteste Geschick, das ein Volk treffen kann. Der Unterjochte haßt weniger den Fremden, als das Fremde, das dieser ihm aufzwingt; er haßt es doppelt und dreifach stärker, wenn dieses Fremde in niedern Kulturformen besteht, die höheres Kulturleben des Unterjochten verdrängen. Je weiter entwickelt die Kultur eines Volkes ist, desto empfindlicher ist es gegen gewaltsamen Eingriff.

Sehr lehrreich ist die Geschichte Rußlands in diesem Sinne. Die Slawen von Kiew waren um das Jahr 1000 ein unter normannischer Leitung aufstrebendes Kulturvolk, das begann, seine Sprache, Religion und Ordnung nach Osten hin zu verbreiten. Die Slawisirung des finnisch-türkisch-mongolischen Gebietes, das heute Großrußland heißt, ging, wenn wir den Quellen glauben dürfen, ohne die erbitterten Kämpfe vor sich, in denen z. B. die germanischen Stämme ihre Freiheit und ihre Götter gegen das vordringende Römertum und später gegen die fränkisch-romanische Macht und das Christentum verteidigten. Der weiche Charakter jener östlichen Völker und ihre völlige Roheit erleichterten ihre Entnationalisirung, die sich noch heute in friedlichster Weise fortsetzt, indem an der Wolga und am Ural ein finnisches oder mongolisches Dorf nach dem andern national aufgesogen wird. Wo die Slawen auf höhere Kultur stießen, wie bei den Bulgaren am Ural, da gab es einen Kampf auf Leben und Tod. Rußland tritt seit Jahrzehnten in Asien als Vermittler europäischer Kultur auf, und wo es wirklich als Kulturträger handelt, wo es staatliche Ordnung an die Stelle von Raubwesen oder roher Tyrannei, wo es Ackerwirtschaft an die Stelle von nomadischer Viehwirtschaft setzt, wo es Industrien und Straßen errichtet, wo es Justiz und Polizei einführt zur Steuer von Rechtlosigkeit und Gewalt, da fügt sich der Asiate leicht der fremden Herrschaft. Freilich ist auch dort, besonders im Kaukasus, dessen Stämme dem Großrussen an Kraft und Selbständigkeit überlegen sind, der

nationale Widerstand sehr zähe gewesen, freilich macht sich der Freiheitsdrang der Bergvölker gerade heute dort wieder sehr bemerkbar, es ist eine wachsende nationale Auflehnung zu spüren; aber sie wird hervorgerufen nicht durch Neuerungen der Kultur, sondern durch die rohe Vergewaltigung der dortigen Stämme, die in der Unterdrückung ihrer Sprache, in der Verfolgung ihres Glaubens und ihrer Sitten besteht.

Anders ist die Stellung Rußlands nach Westen hin. Die seit Peter I. ins Werk gesetzte Eroberung europäischer Kulturländer, die zur Vergewaltigung dieser Länder auch in ihrem innern Volksleben hinführt, war und ist eine Sünde an der Kultur, die sich über kurz oder lang rächen wird. Sie machte sich weniger fühlbar, solange als Moskau die Unterworfenen sich selbst überließ und sich mit der lockern Oberhoheit begnügte. Mit dem Augenblick aber und überall, wo das nationale Bewußtsein Moskaus sich zu dem von Slonimski und Solowjew gekennzeichneten gewaltthätigen Nationalismus steigerte, wurde die Herrschaft in diesen Westländern zur Knechtung. Die Mißachtung fremder und besonders unterworfener Nationalitäten ist erträglich, wenn sie Tscheremissen oder Baschkiren trifft, unerträglich gegenüber Schweden, Deutschen, Polen, Rutenen oder Bulgaren; am unerträglichsten für die in der Kultur am höchsten stehenden unter diesen fremden Völkern, eben weil sie, von einem niedern Volk gegen ein höheres geübt, an Gehässigkeit zunimmt im Verhältnis zu der Verschiedenheit in der Kulturstufe des Herrschers zum Unterworfenen.

Der Fortschritt der Kultur ist ein stetiges Verzweigen der Bedürfnisse und der Kräfte des Volkes; dem Baume gleich, dessen Stamm Ast um Ast ausstreckt, dessen Äste nach allen Seiten Zweig um Zweig bilden, mannichfaltig im einzelnen und doch einheitlich im ganzen, so wächst das Volk seine Bedürfnisse aus in immer neue Formen des Schaffens. Je höher die Kultur, umso zusammengesetzter der Volkskörper, um so mannichfaltiger und feiner die Bedürfnisse und die Mittel zu ihrer Befriedigung. Eine unendliche Reihe von äußern und innern Ursachen ist thätig, um in einem Volk seine Eigenart zu entwickeln; der ererbte Charakter des Stammes, der Boden, das Klima, die äußere Geschichte, die Sprache, der Zusammenhang mit andern Völkern, das alles sind reichfließende Quellen von Wirkungen, die zusammen das Volkstum ausmachen und mit zunehmender Kultur immer mehr die Empfindlichkeit gegen äußere gewaltsame Eingriffe steigern. Es giebt in Europa eine Gemeinsamkeit des Volkstums, die sich aus der Ähnlichkeit von Boden und Klima, ferner aus der Verwandtschaft des Stammes, endlich aus dem historischen Zusammenhange ergeben hat: wir leben in gemäßigter Zone, wir sind Indogermanen, wir haben unsre in Rom und Athen wurzelnde Kultur. Aber innerhalb dieses Kreises steht die römisch-katholische Welt dem byzantinisch-slawischen Osten so fremd gegenüber, wie sich Romanen und Germanen niemals gegenüber gestanden haben. Der Osten ist das Land der Nomaden von jeher ge-

wesen und trägt heute noch dieses Gepräge; der Osten hat mit unsrer geschichtlichen Entwicklung bis vor zwei Jahrhunderten fast nichts zu thun gehabt und ist deshalb anders geworden als wir. In Europa hat sich die Kultur von innen heraus entwickelt: aus dem Kloster, der Stadtgemeinde, dem Fürstenhof, aus den tausend kleinen und festen Körpern der Stände, Zünfte, Gemeinden heraus. Das Mittelalter, das von Thoren nicht verstandene und deshalb verspottete, ist die Heimat unsrer Kultur; der einzelne Ritter, Bürger, Klosterbruder, diese Rittersburg, jene Genossenschaft, jenes Kloster, kurz die kleinen und kleinsten Elemente des staatlich-gesellschaftlichen Baues, sie waren die Saugorgane, die den Bildungsstoff aufnahmen, verarbeiteten und allmählich das Ganze, Volk und Staat damit erfüllten. Rußland, d. h. nicht das Rußland Petersburgs, noch das Rußland Moskaus, sondern das alte Rußland Kiews und der ersten Jahrhunderte der normannischen Herrschaft, dieses hat eine ähnliche Entwicklung begonnen wie Europa. Als Rußland ein Föderativstaat unter fünfzig, sechzig, siebzig kleinen normannischen Fürsten war, fingen manche dieser kleinen Höfe an, ähnliche Saugorgane der Kultur zu werden, wie es die Burgen, Klöster und Höfe des Westens waren. Dann kamen die Mongolen. Aber mehr als diese, zerstörte der durch sie und im Kampfe mit ihnen emporgekommene moskowitische Einheitsstaat jene Pflanzstätten der Kultur. Nicht so sehr die Herrschaft der Mongolen, denen es hauptsächlich um den Tribut zu thun war, als die nachfolgende Herrschaft Moskaus, war das furchtbar kulturvernichtende Joch, das sich auf Rußland legte. Die Russen haben mit Unrecht die eigne schwere Schuld auf die Mongolen abzuwälzen gesucht. Im sechzehnten Jahrhundert stand Rußland Europa ferner als im elften und zwölften, nicht weil die Mongolen, sondern weil die Großfürsten von Moskau alle und jede selbständige Regung im Lande niedergetreten hatten. Dann kam Peter I. mit seiner Art von Kultur, um diesen durch Moskau entseelten Körper zu beleben. Er war ein Doktor Eisenbart, ebenso despotisch wie seine Vorgänger, die Wüteriche Iwan III. und Iwan IV., aber mit andern Zielen. Diese mordeten und peitschten das Volk zum Sterben, Peter mordete und peitschte es zum Leben; diese wüteten für sich, Peter wütete für die Zivilisation, freilich so, wie er sie eben verstand. Von oben herab, nicht von unten hinauf, von dem einen Mittelpunkt aus, nicht von unzähligen im Lande verstreuten Punkten, wie in Europa, begann die neue Kultur. Und so ist es im wesentlichen bis auf den heutigen Tag geblieben. Die unglückliche, auf einer Kulturlüge beruhende äußere politische Stellung Rußlands trägt die Hauptschuld an dieser Erscheinung, daß die Kultur, nun einmal am falschen Ende begonnen, den falschen Gang fortgesetzt zu gehen strebt. Hierin liegt ein Gegensatz, und vielleicht der klaffendste Gegensatz zu Europa, ein Gegensatz, der Ursache und Wirkung darin zugleich umschließt, daß Rußland vergeblich nach Erlösung aus seiner Erstar-

rung ringt. Denn die Ursache dieser Erstarrung ist die Monopolisirung alles Lebens an einem Punkt, in der büreaukratischen Despotie, und die Wirkung dieser Erstarrung ist wieder, daß eine Belebung der Teile nicht möglich ist, ohne das Ganze, Despotie und Reich, der Auflösung entgegenzuführen.

In dieser Verfassung ist Rußland von der Idee ergriffen worden, die Slonimski als eine zu Anfang national freiheitliche bezeichnete. Indessen scheint der Nationalismus von Anfang an in Rußland eine Bedeutung gehabt zu haben, die nur wenig von dem freiheitlich idealen Geiste an sich hatte, der etwa Italiener, Spanier, Deutsche zwischen 1809 und 1813 beseelte. Auch die besten der Slawophilen, die Aksakow und ihre Genossen, wurden nationale Helden, nicht weil sie für eine Befreiung ihres Volkes von fremder Herrschaft, von Unterwerfung und Druck kämpften; die Russen waren niemand unterworfen als ihrem Zaren, da war also nichts zu befreien in diesem Sinne. Aber es war allerdings eine Knechtschaft vorhanden, die innere, die staatliche, die uralte büreaukratische; es war die kulturlose Öde des Volkslebens vorhanden, es war die Mißachtung der europäischen Kulturwelt gegenüber diesen Zuständen und diesem Volke vorhanden. Und von alledem ihr Volk zu befreien, das wollten die Besten jener Zeit, und diese Ziele legten sie in ihr slawophiles Programm hinein; darin bestand ihr Nationalismus. Jene Kulturlüge in der internationalen Stellung Rußlands: daß ein so roher Staat wie Rußland seit mehr als einem Jahrhundert unter den alten Kulturvölkern volle Geltung als ebenbürtig genießt, lange eine leitende Rolle spielt, und vor allem daß dieser Staat und dieses Volk durchdrungen sind von dem Glauben, mit Dekretiren die Kulturarbeit von Jahrhunderten ersetzen zu können, mit den alten Kulturvölkern gleichen Schritt halten zu müssen, zu können, diese bis ins Mark den russischen Staat vergiftende Lüge, sie brachte so manchen russischen Patrioten zur Verzweiflung. Die gesamte Litteratur dieses Volkes ist von dieser Verzweiflung durchweht, der Verzweiflung, daß aus dem Elend der Erstarrung kein Ausweg führt als über die Trümmer des Reiches, daß jene Lüge fortschaffen so viel heißt als Staat, Ansehen und Macht Rußlands zertrümmern. Auch diesen Preis zu zahlen für ein wahrhaftiges nationales Dasein, dazu waren die Nihilisten, wenigstens ihre Leiter, bereit. Andre russische Patrioten hatten diesen Mut der Verzweiflung nicht und halfen sich damit, daß sie Lüge gegen Lüge setzten. Sie erklärten sich, nämlich die Russen, die Slawen, für die Opfer europäischer Bedrängnis, sie erklärten ihr Elend aus der Bedrückung der Bulgaren, Serben, Tschechen durch Fremde, aus dem Unrecht, daß ihnen selbst von Deutschen, Polen, Ungarn, von der ganzen europäischen Kulturwelt angethan werde. An allem, was schlecht war in Rußland, waren die andern schuld, das russische Volk aber müsse nur frei von diesen andern und deren Einfluß werden, um groß und herrlich dazustehen. Die Verzweiflung an der innern Entwicklung schlug um in ein Toben nach

außen. Befreiung, Einigung aller Slawen, Kampf gegen Polen, gegen Deutsche, gegen alles Fremde — das sollte die Kulturarbeit im Innern ersetzen, das sollte den Glauben des Russen an sich und seine Zukunft schaffen. Edlere Naturen unter jenen Slawenschwärmern glaubten wohl ehrlich an das reine nationale Gold, das von den fremden Schlacken gesäubert werden müsse; die andern, die meisten, mochten in diesem Kampf nach außen ein vorteilhaftes Geschäft erblicken, gerade wie es früher von russischen Zaren und besonders Zarinnen betrieben worden ist. Einem Katkow mag es halb Politik halb Geschäft gewesen sein: er wurde groß und reich in dem Kampfe gegen Polen und Deutsche, und er meinte wohl auch, daß ein solcher Kampf nützlich sei, um den russischen Geist zu beleben.

Erreicht wurde damit ein Anwachsen des nationalen Selbstgefühls. Aber da dieses dem kritisch scharfen Geiste des Russen gegenüber, der das alte Elend vor sich sah, nicht leicht standhalten konnte, so wurde und wird dieses Selbstgefühl bis heute immer wieder angestachelt durch immer neu aufgestöberte Kampfplätze, neu entdeckte Feinde und neue Schlachten, nach einer bereits schablonenhaft gewordenen Art von Strategie. Das geißelt Slonimski scharf. Und er hat ein umso besseres Recht dazu, als dieses Abwälzen der Schuld an allen innern Schäden Rußlands auf die Fremden im Lande oder die Fremden draußen, die europäischen Nachbarn, nicht bloß zu einer krankhaften Neigung politisirender Gruppen der Gesellschaft geworden ist, sondern als ein festes System der Staatsregierung seit lange erscheint. Diese duldet es nicht, daß die Aufmerksamkeit auf die innern Zustände gelenkt werde, und fördert die Hetze gegen fremde Nationen und Staaten als Ablenkungs- und Beruhigungsmittel. Und man kann ihr in gewissem Sinne nicht die Berechtigung zu solchem Verfahren absprechen: will sie sich erhalten, das jetzige russische Reich erhalten, will sie die alte Lügenrolle eines modernen Kulturstaates ohne ausreichende moderne Kultur fortspielen, so muß sie gewaltsam die alte Erstarrung des Volkes festhalten. Wollte die russische Regierung jene Lüge fortschaffen, an der das Reich krankt, so müßte sie ihre Stellung in Europa aufgeben, dem Einfluß der Fremden und der fremden Kultur den weitesten Raum geben, die wirtschaftlichen und die politischen Kräfte in den Provinzen, in den verschiednen Volksstämmen entfesseln auf Kosten der Zentralgewalt, kurz, sie müßte sich und die Einheit des Reiches aufs Spiel setzen, d. h. ungefähr das thun, was die heutigen Nihilisten thun wollen. Es läßt sich erklären, daß sie das nicht will, sondern vorzieht, nach außen den Schein einer geordneten und gesicherten Kulturmacht zu wahren, im Innern den Drang nach Kulturentwicklung, Freiheit der Kräfte niederzuhalten durch die Verherrlichung des nationalen Popanz. Freilich: das Volk schreit nach dem Brot eines bessern Daseins, und man giebt ihm dafür den Stein eines toten Nationalismus. Aber das Dasein des Reiches wird damit noch weiter gefristet.

Es ist von großem Interesse, zu verfolgen, wie sich dieser russische Staatschauvinismus allmählich zu seiner jetzigen Höhe hinaufgearbeitet hat. Man braucht noch nicht alt zu sein, um sich zu erinnern, wie in ganz Rußland alles, was Anspruch auf Bildung, auf Stellung in der Gesellschaft machte, allerlei Sprachen, nur nicht die russische sprach. Vor zwanzig Jahren, vor vierzig war man noch natürlich, naiv und gestand offen ein, daß man als Russe hinter der europäischen Kulturwelt zurückstehe. Man hatte Ehrfurcht vor der Kultur, man blickte zu Engländern, Franzosen, Deutschen, Italienern als zu höher stehenden Völkern empor und suchte sie und ihr Wirken für sich, für Rußland nutzbar zu machen: Fremde und Fremdes war in Rußland von jedermann geehrt und herbeigesehnt, die Dinge gingen ihren natürlichen Gang der Entwicklung, und nur der Staat erhob in Dingen der äußern Politik die Ansprüche eines mit dem Westen paritätischen Kulturstaates. Dann begann die slawophile Presse ihre Belehrung: nicht Rußland habe zu lernen von Europa, sondern der faule Westen habe künftig die Führung dem jugendlich starken Slawentum abzutreten. Das war die Verherrlichung der nationalen „Kraft," wie sie Solowjew kennzeichnet. Und man redete sich so weit in die Selbstverherrlichung hinein, daß heute Iwan der Grausame zum Nationalhelden geworden ist und Solowjew mit Recht dem heutigen Slawistentum den Vorwurf macht, die Barbarei als nationale Tugend zu verehren.

So weit ist es in Rußland gekommen, nachdem die Nationalität an sich, abgesehen von Kultur und innerer Tüchtigkeit, auf den Thron erhoben worden ist. Diesem starren, zerstörenden Nationalismus, diesem lähmenden Selbstbetruge wird die politische Kraft und die natürliche Kulturentwicklung geopfert, in ihm sucht der Einzelne, wie Slonimski sagt, sein soziales Bedürfnis nach Zusammenschluß mit andern zu befriedigen und fällt dabei ins Leere. Gerade weil die soziale Gliederung fast gänzlich dem russischen Volke fehlt, hat die nationale Idee bei ihm solche Bedeutung gewonnen; weil dieses Volk nur den einen sozialen Verband der bäuerlichen Dorfgemeinde besitzt, erscheint ihm dieser nächst der Nation selbst als das zweite nationale Heiligtum. Der kulturlose Dorfbauer hier, und der haltlose Individualismus der gouvernementalen Menge dort — das sind vollkommene Gegensätze. Seit die Teilfürsten verschwanden, ist außer der Dorfgemeinde das Russentum eine soziale Wüste gewesen, und dies war ein Hauptgrund seines Kulturstillstandes, denn seit tausend Jahren warten wir, wie Dahn in seiner Urgeschichte der Germanen und Romanen beißend bemerkt, „nicht ohne Neugier" auf die kommende russische Kultur. Heute ist der Staat nur haltbar, solange er eine solche Wüste bleibt, und es ist ein kluger Gedanke, vielmehr ein richtiger Instinkt, diese soziale Wüste zum Inhalt des nationalen Chauvinismus zu machen. Im Namen dieses Nationalismus wird zerbrochen, was noch außer der Dorfgemeinde irgend soziale Form und Gliederung im Volke hat, und jede soziale Ver-

bindung wird gefürchtet. Der russische Nationalismus ist negativ: er lebt durch die Befehdung andrer Völker und durch die Bekämpfung jeder innern sozialen Organisation; er ist nach außen bedrohend und erobernd; er ist positiv nur in der Erhaltung der kirchlich-staatlichen Beamtendespotie. Daraus ergiebt sich seine Negation auch der Kultur gegenüber, daraus die tausendjährige Unkultur. Man fragt bei Betrachtung dieses Staates vergebens nach einem sittlichen Grunde seines Bestehens. Warum besteht er, was ist sein Zweck außer dem, zu sein, d. h. aus Land, Menschen und Regierung zu bestehen? Zum Wohle seiner Einwohner hat er seit vielen Jahrhunderten nicht bestanden, und der oberflächlichste reisende Beobachter kann bemerken, daß auch heute Rußland nicht zum Wohle der Russen, noch weniger zum Wohle der drin wohnenden andern Leute da ist. Diese sittliche Leere des Staatskörpers ward ehedem ausgefüllt durch das Wohl von Zar, Beamtentum und Adel; jetzt ist nur noch Zar und Beamtentum da, d. h. das Gerippe eines Staates, und diesem ist der deckende Mantel des Nationalismus übergeschlagen. Wo man hinsieht, wird zur Ehre der russischen Nation, wie vordem zur Ehre des Großfürsten von Moskau zerstört. Nie ist auch nur die Rede davon, ob Polen, Deutsche, Letten, Finnen, Kleinrussen, Kaukasier, ja bis zu den Bewohnern von Kamtschatka*) ein gutes oder schlechtes Dasein führen, ob eine Maßregel ihnen zum Wohl oder zum Schaden gereiche: einziges Prinzip ist, nichts zu dulden, was eigenartig aussieht, ist, denkt, fühlt, lebt, spricht, war oder vielleicht einmal sein könnte. Und das ist der gesamte saubere Inhalt dieses modernen, freilich ins Russische übersetzten Begriffs von Nationalismus. Auf der Höhe dieses Kameles sitzend, reitet der Slawist stolz und zufrieden durch die Wüste, die er sich und andern zu Nutz immer weiter auszubreiten bemüht ist. Die Pest, Beamtenleben an die Stelle von Volksleben zu setzen, diese Pest, an der Rußland diese tausend Jahre lang dahinsiechte, ist heute zum Nationalheiligtum erhoben worden. Früher hieß der Kamelreiter ein zarischer, jetzt heißt er ein nationaler Tschinownik. Man verzichtet auf eine Entwicklung des Volkes, man will nichts als — Russe sein.

Ich leugne nicht, es liegt in dem Nationalismus, wie er sich in Europa und Amerika ausgebildet hat, eine gewaltige Kraft. Seine Wurzeln ruhen in einem Boden, der reich ist an Nährstoff aus alten verwesten und jetzt sich auflösenden Organismen. „Das Verschwinden der örtlichen und korporativen Bande, der Verfall der Autonomie von Gemeinde und Landschaft" — das gab und giebt diesen von Slonimski richtig bezeichneten Boden, auf dem der Individualismus aufsproß und dann zum Nationalismus zusammenwuchs. Je gründlicher mit den alten Verbänden aufgeräumt wurde und wird, umso

*) Vergl. das kürzlich erschienene Werk K. von Ditmars: Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851—1855. St. Petersburg.

freier schlägt der Nationalismus seine Wurzeln. Alles öffentliche Interesse der frühern Zeit, das sich dem Wachstum und Wohlergehen von tausend kleinen und großen Gebilden des sozialen Lebens zuwandte, das hier einem Neubau des Rathauses, da einer Wahl des Zunftmeisters galt, heute der Verteidigung altgewöhnter und erprobter Stadtrechte gegen Übergriffe des Fiskus, morgen dem Widerstande gegen landesherrliche Bedrohung ständischer Selbstverwaltung — alles dieses Interesse hat sich zum größten Teil in das Strombett der großen, d. h. der nationalen Politik ergossen. Die kleinen Interessen werden heute weniger von den ihnen zunächst stehenden Leuten, denen sie bekannt sind, als von den ihnen ferner stehenden Beamten des Staates verwaltet, die geneigt sind, nach allgemeinen Gesetzen oder Vorurteilen mehr als nach genauer Berücksichtigung der einzelnen und lokalen Verhältnisse zu handeln. Diese Ablenkung des öffentlichen Interesses von dem Besondern zum Allgemeinen, dieses Verstaatlichen des öffentlichen Bewußtseins führt leicht zu einer Vernachlässigung der innern Volksarbeit, des eigentlichen Kulturschaffens und zu einer ungesunden Bevorzugung der äußern Politik. Und je stärker sich das Übergewicht der äußern Politik in dem Volksbewußtsein ausbildet, umso eher und stärker tritt die Wertschätzung der äußern Macht hervor. Dieses Machtbewußtsein, diese Verherrlichung der Herrschaft über andre Völker, von dem modernen Nationalismus zu einem sittlichen Prinzip, zu einem nationalen Recht erhoben, erhitzt die nationale Leidenschaft zu der Höhe des sogenannten Chauvinismus. Die Macht gegenüber andern wird an sich zur Leidenschaft, der äußere Glanz, die rohe Gewalt erhalten eine Bedeutung, die ihnen im Interesse der Kultur und des allgemeinen Wohlergehens nicht zukommt; die Eitelkeit tritt an die Stelle der Selbstachtung, das Volk lernt dem Schein nachjagen und rohe Gelüste für nationale Rechte halten. Wer an eine sittliche Weltordnung glaubt, muß die Kultur als oberstes politisches Prinzip anerkennen. Ob die Kultur der Weg zu allgemeiner Glückseligkeit ist, mag fraglich sein; aber es giebt keinen andern Weg, den wir gehen können, weil die Glückseligkeit einer paradiesischen Zukunft, zu der ein Rousseau zu streben meinte, leerer Traum ist. Der Russe weist heute gern auf die wunden Stellen am Körper der Kulturstaaten hin: das Elend der Fabriken, die Lasterhöhlen der Großstädte, die drohende Wolke der sozialen Revolution, die allgemeine Unruhe der Völker. Ist aber die Ruhe Rußlands ein Zeichen der Glückseligkeit seiner Einwohner? Kündet nicht die gesamte russische Litteratur das gerade Gegenteil von Glück bei diesem Volke? „Wo — ruft schon Gogol verzweifelnd aus — wo ist der, der in der Volkssprache dieses gewaltige Wort »Vorwärts« unsrer Seele zurufen könnte? der, alle Kräfte und Eigenschaften und die ganze Tiefe unsrer Natur kennend, mit einem Zauberwink uns auf ein hohes Leben hin richten könnte? Mit welchen Thränen, welcher Liebe würde der dankbare russische Mensch ihm das vergelten! Aber Jahr-

hunderte folgen den Jahrhunderten, Rußland liegt in verächtlicher Faulheit und sinnloser Unthätigkeit da, und uns wird der Mann nicht gegeben, der es auszusprechen verstünde, das gewaltige Wort." Und nach diesem Wort schreit jeder ernste Schriftsteller mit Gogol aus tiefster Seele. Ist Leblosigkeit wünschenswerter als ein Leben voller Arbeit, Mühe, Kampf, Ringen nach Besserem? Glücklich in jenem Rousseauschen Sinne! Ja, das ist vielleicht der Zwergmensch, der von Schweinfurth entdeckte Aka im Innersten afrikanischer Wildnis, der so sorgenlos lebt wie der Orang und Schimpanse neben ihm; glücklich ist vielleicht sogar die Mehrzahl der Sklaven in den Negerdörfern des dunkeln Weltteils. Man will diese jetzt im Namen der Kultur ihrer Glückseligkeit entreißen. Hier tritt der Europäer unter der Flagge nationaler, europäischer Kultur auf, hier stellt er die Kultur obenan. Und gerade hier könnte man meinen, der Neger hätte allen Grund, sich für die Zivilisation zu bedanken, die ihm in Aussicht stellt, dereinst etwa als Einwohner einer Großstadt zu hungern, während er heute mit wenig Arbeit alle seine Bedürfnisse leicht befriedigt. In Afrika und andern Weltteilen meinen die großen Nationen Europas ihre nationale Kultur auf der Spitze des Schwertes verbreiten zu müssen — sei es auch nur zur sittlichen Ausschmückung sehr gewöhnlichen Nutzens —, und daheim in Europa ist der Nationalismus auf dem Wege, zu einem Prinzip roher Gewalt — wenn man hier von Prinzip reden darf —, d. h. zu einem Werkzeug der Kulturzerstörung zu werden. Haben die leitenden Kulturvölker ein Recht, einen Beruf, die Kultur dem Neger aufzuzwingen, warum haben sie nicht den Mut, in Europa allenthalben für europäische Gesittung einzutreten? Weshalb reicht der Mut nur aus, um etwa in der Türkei den Schutzmann der Zivilisation zu spielen, nicht aber, um in christlichen Staaten Recht und Kultur gegen das Raubrittertum eines verrohten und verfälschten Nationalismus, gegen den Übermut der Majoritäten zu verteidigen? Man brüstet sich heute gern damit, daß nur die Arbeit, der Pflug erobernd vorschreite, nicht mehr die zerstörende Gewalt entfernter Zeiten. Ja wenn das wahr wäre! Wenn man das Ringen der Stämme und Rassen um Raum auf dem Erdboden der Kraft des Einzelnen überließe, der Kraft der Gemeinde, der Arbeit friedlich staatlicher Mittel, der Intelligenz, dem Charakter, dem Fleiß, dem Ordnungssinn, dem Rechtsbewußtsein! Statt dessen geht das Erobern, ehedem eine Beschäftigung von Fürsten, von Rasse und Volk aus, und während die Fürsten in frühern Jahrhunderten dem Unterworfenen nur seine alte Staatsform, seinen alten Fürsten nahmen, raubt der heutige Nationalismus dem Unterworfenen seine heiligsten Güter, Recht, Glaube, Sprache, Sitte. Welche Art von Eroberung ist nun härter? Wo ist hier mehr Humanität, Zivilisation? Im Namen der Nationalität werden Nationalitäten geknechtet, man nennt das Realpolitik, und Europa wagt kaum eine offne Rüge, geschweige denn eine Einmischung. Wo ist eine Solidarität der Interessen

Europas zu suchen, wenn nicht in dem Gebiete seiner Kultur? Warum predigt Europa in allen andern Weltteilen Humanität und läßt sie bei sich zu Hause verhöhnen?

Der sozusagen bis an die Zähne bewaffnete Friede von heute hat es verschuldet, daß mehr als jemals ein offener Krieg gegen die kleinen Nationen und gegen schwache Bruchteile von großen Nationen überall geführt wird. Wer wollte die hohe sittliche Bedeutung der nationalen Idee leugnen, wer einer Nation das Recht absprechen, mit aller Kraft für ihr Dasein und ihre Entwicklung einzutreten? Indessen hat sich ein Wettstreit um die äußere Macht eingestellt, der die Entwicklung aller Nationen stört und das Dasein mancher bedroht. Man hört als oberstes Ziel der Politik vielfach die Erhaltung des Friedens erklären. Was ist denn ein Friede wert, der nur darin besteht, daß kein Blut vergossen wird, dafür aber andre menschliche Güter, die ebenso heilig sein sollten, für vogelfrei erklärt werden? Erhaltung nicht des Friedens, sondern der europäischen Kultur ist die oberste Aufgabe. Wenn diese Krieg fordert, so ist kein Krieg besser begründet als dieser. Es scheint, als ob das feste Zusammenballen der großen Nationen zur Folge haben sollte, daß die Splitter der großen und ebenso die kleinen Stämme werden erdrückt werden. Es mag dahingestellt bleiben, ob das zum Vorteil des Ganzen gereichen würde; aber gewiß bringt es der Kultur, der Humanität, die doch den Völkern zum Vorteil gereichen, keinen Nutzen, wenn diese Splitter und kleinen Stämme statt mit den Waffen der Kultur mit denen roher Gewalt in Gestalt von Zwangsgesetzen und Polizeiordnungen erdrückt werden. Gegenüber dem unvernünftigen Festhalten der Polen an ihren alten Ansprüchen auf Posen haben wir ohne Zweifel Recht und Pflicht, dem Deutschtum dort Raum zu schaffen; der sichere Besitz von Posen ist eine Lebensfrage des deutschen Volkes. Aber hüten wir uns, dort oder anderwärts andre als humane, als, wenn man so sagen darf, indirekte Wege zu gehen. Ein solcher Weg ist der, auf dem sich die Ansiedlungskommission befindet. Es ist weit humaner, weit würdiger eines Kulturvolkes, es ist zuletzt politisch nützlicher, zu verdeutschen, indem man die Fremden durch Auskauf entfernt, als indem man sie zwangsweise zu entnationalisiren sucht. Dürfen wir etwa der Kulturkraft unsers Volkes nicht zutrauen, daß sie uns die polnischen Gebiete erobern werde durch Intelligenz, Fleiß, Ausdauer, Rechtschaffenheit des deutschen Einwanderers? Der Macht des polnischen Nationalismus, der von dem polnischen Volke vertreten wird, mögen auch Machtmittel des deutschen Nationalismus vonseiten des Staates entgegengesetzt werden; aber sie seien solche, die den Deutschen und das Deutsche fördern, nicht solche, die den Polen und das Polnische vergewaltigen. Der Fremde, der ihnen zwangsweise Sprache, Glauben, Schule, Recht, Sitte, Denkweise ändert oder nimmt, d. h. die gewaltsame Entnationalisirung, ist und bleibt ein Unrecht, auch wenn man als Volk von höherer Kultur einem von

niederer gegenübersteht. Es wird zur Barbarei dort, wo der Zwang gegen eine ebenbürtige oder gar überlegene Nation geübt wird.

Ich glaube, daß, wer die öffentliche Sitte, das Empfinden der Massen vor einem, vor zwei Menschenaltern in Europa kannte und sie mit dem Empfinden von heute vergleicht, zu dem Ergebnis kommen wird, daß eine merkliche Verfeinerung, Veredlung nicht stattgefunden habe, vielmehr eine Verrohung zu spüren sei. Verhetzung erzeugt Verrohung. Erst war es die Demokratie der Revolutionszeit und des Republikanismus, die Stand gegen Stand hetzte, dann haben in neuester Zeit der Sozialismus und der Nationalismus die Hetzerrolle übernommen. In Europa besteht die von der Presse besorgte sogenannte politische Arbeit heute vorwiegend in der Verhetzung der Völker und Volksklassen gegen einander. Seit die Völker unmittelbar an der Politik teilnehmen, was man politische Freiheit nennt, wächst in Europa der Haß, der Kampf in erschreckendem Maße und mit ihnen natürlich die Verrohung des öffentlichen Empfindens. Es ist eng geworden in dem alten Europa, und die Menge der Menschen, der modernen Menschen namentlich, findet nicht mehr den nötigen Raum für die Befriedigung der modernen Bedürfnisse. Aber nicht das allein treibt zu Kampf und Haß. Der berechtigte Egoismus der Völker artet in einen Nationalismus aus, der keine Schranke mehr über sich anerkennt, der der Kultur, der Humanität spottet und nur noch die nackte, rohe Gewalt gelten läßt. Wenn auch heute die fünf Millionen Soldaten Europas abgerüstet würden, der Friede wäre deshalb noch nicht da. Auch ohne Schlachten würgt heute der eine den andern im Namen des vermeintlichen nationalen Rechtes. Militarismus und Nationalismus, die harten Brüder, gehen Hand in Hand und lachen der gepriesenen europäischen Zivilisation. Vielleicht setzen sie dereinst den Sozialismus zu ihrem Erben ein.

# Zur Jubelfeier des Weimarischen Theaters

Ein stark hervortretender Zug unsrer rasch lebenden Zeit ist die Festlust, die sich auch in der Mode verrät, bedeutende Ereignisse des vorigen Jahrhunderts bei der Wiederkehr des Tages feierlich zu begehen. Manche dieser Feste sind rein örtlich, und wer möchte es einer Stadt verdenken, sich an einem solchen Erinnerungstage mit Kränzen zu schmücken, ihn mit Gesang und Rede, mit der unentbehrlichen Freude des Mahles und erhebendem Selbstbewußtsein zu feiern?

Andre sind höherer Art, deuten auf eine für das ganze Vaterland folgenreiche, ja zuweilen noch weitere Kreise ziehende Begebenheit. Zu diesen gehört das Andenken an die Gründung der herzoglichen, jetzt großherzoglichen Weimarischen Hofbühne. Aber wenn wir uns auch mit voller Seele an der Jubelfeier von Ilmathen beteiligen, das man neuerdings in seltsamer Weise neben das politische Berlin als wahren Lebenspunkt der ganzen sonstigen deutschen Bildung hat verherrlichen wollen, so gilt es doch auch hier die den Deutschen so wohl stehende Tugend redlichen Ernstes nicht zu verleugnen. Goethe hat diese auch bei der Weimarischen Bühne treu bewährt, die ihm bei manchen hohen Freuden schönsten Erfolges auch äußerst empfindliche Schmerzen gebracht hat.

Vor allem müssen wir uns vor einer Übertreibung des Lobes von Goethes Theaterleitung hüten, wie sie in der neuesten Arbeit des um die Weimarische Theatergeschichte nach Pasqué, Weber und Gotthardi verdienten Archivdirektors Burkhardt „Das Repertorium der Weimarischen Bühne unter Goethes Leitung" zu Tage tritt. Burkhardt schreibt einzelnes Goethe zu, was dieser schon vorfand, und übersieht, daß ihm eine tüchtige Verwaltungskraft in dem Landkammerrat Assessor Kirms zur Seite stand, wogegen er mancher dem Dichter entgegentretenden Hindernisse nicht gedenkt. Unbedenklich weist er Goethe allein die „Initiative" der Begründung des Hoftheaters zu, weil jeder Nachweis über die Entstehung desselben fehle. Und doch steht es fest, daß der erste Gedanke daran dem Herzog angehört. Das frühere fürstliche Theater, auf dem die tüchtige Seylersche Gesellschaft unter der Regentschaft der Herzogin-Mutter mit großem Beifall spielte, war im Mai 1774 mit dem Schlosse niedergebrannt, an dessen Neubau zunächst nicht zu denken war. Seyler fand bei dem Herzog von Gotha Aufnahme, der ein Hoftheater gründete; doch dieses ging schon nach fünf Jahren wieder ein. In Weimar behalf man sich mit einem bürgerlichen Liebhabertheater und einem adlichen des Hofes; die Leitung des letztern wurde Goethe vom Herzog übertragen. Er war es auch, der den Plan zu dem 1779 begonnenen, im folgenden Jahre vollendeten Komödien- und Redoutenhause machte, das, meist von Geldern der Regierung erbaut, bald ganz in deren Besitz überging. Aber je mehr Goethes Amtsgeschäfte zunahmen, umso mehr erkaltete seine Theaterlust, und so begrüßte man es mit Freuden, als der Herzog Ende 1783 auf drei Jahre das Theater mit Gewährung eines Zuschusses der Wandergesellschaft des Wieners Bellomo übertrug. Während Goethes italienischer Reise (1787) wurde der Vertrag auf drei Jahre erneuert. Aber die Gesellschaft genügte immer weniger, sodaß man sie gern abziehen sah. Schon als der Herzog anfangs 1790 in Berlin war, zog ihn das Theater mächtig an, und er tauschte seine Ansichten darüber mit dem Kapellmeister Reichardt aus, der von der nächsten Zukunft die Hebung der deutschen Bühne erwartete. Dagegen hatte Goethe, der bei seiner Rückkehr aus Italien das Theater der Verwilderung und gemeiner Rührung

verfallen fand, nicht die geringste Hoffnung, daß es sich in naher Zeit aus seiner Erschlaffung erheben könne. Nach der Rückkehr aus Schlesien im Herbste 1790 durfte sich der Herzog friedlichen Aussichten hingeben. Sogleich wurde das Dach des neuen Schlosses gerichtet, und in einigen Jahren hoffte man es zu beziehen. Burkhardts Behauptung, es sei ein bedenkliches Zeichen der Zeit gewesen, daß sich das Schloß nur langsam aus den Trümmern erhoben habe, trifft nicht zu. Da der Vertrag mit Bellomo im Frühjahr zu Ende ging, und der Herzog Weimar nicht gern des Theatergenusses berauben wollte, so lag ihm nichts näher, als bei den hoffnungsvollen Aussichten und seiner Lust am Schauspiel ein eignes Theater zu gründen, das — so meinte er — mit dem früher gegebenen Zuschusse, da manches vom Hofmarschallamte unentgeltlich geleistet werde, auch kunstsinnige Dichter und Theaterfreunde des Hofes die Bühne durch ihren Rat stützen würden, leicht etwas besseres als ein gewerbsmäßiges Unternehmen leisten würde. An Goethe wurde zunächst gar nicht gedacht. Der Herzog bot die Leitung dem mit seiner Frau am Ende des Jahres mit großem Beifall in Weimar gastirenden Schauspieler Beck aus Mannheim an. Da dieser die Sache als zu unsicher ablehnte, dachte er an ein Mitglied der Bellomoschen Gesellschaft, den Schauspieler Neumann, aber dieser erkrankte. Der Hofmarschall, dem die beabsichtigte Bühne unterstellt sein sollte, wandte sich an den Theaterunternehmer Seconda in Leipzig, der auch zu kommen bereit war. Aber schon hatte der Herzog eine Theaterkommission eingesetzt und ihren Vorsitz Goethe übertragen, der sich diesem Auftrage und dem Verlangen, selbst einstweilen die Leitung zu übernehmen, nicht entziehen konnte, wie unangenehm ihm auch die Annahme war gerade in dem Augenblicke, wo ihn die Farbenlehre leidenschaftlich ergriffen hatte. Das ist der wirkliche Verlauf.

Wie Goethe alles, was er einmal übernommen hatte, mit angestrengter Kraft durchzuführen sich gedrungen fühlte, so widmete er sich auch dem fürstlichen Theater mit voller Seele, ja die vielen Bedenklichkeiten, die ihm entgegentraten, hemmten nicht, sie steigerten seinen Mut. Zunächst war es selbstverständlich, daß er die Einrichtungen, die sich dem Geschäftsmanne Bellomo bewährt hatten, beibehalten mußte. Im Geschäftlichen hatte dieser ihm die Wege schon gebahnt. Weimar allein konnte das Theater nicht erhalten, ein Drittel des Jahres mußte man durch auswärtige Einnahmen das Bestehen sichern. Bellomo hatte im ersten Jahre den Sommer in Eisenach gespielt, sich aber im zweiten den kleinen Badeort Lauchstädt ausersehen, wo er eine dürftige Bretterbude errichtete, und dabei hatte er sich wohl befunden. Auch für das herzogliche Theater war Lauchstädt unentbehrlich, und wie sehr sich auch Goethe vor der Bretterbude entsetzen mochte, sie wurde sofort angekauft und die Berechtigung, dort zu spielen, erworben. In Weimar hatte Bellomo ein billiges Abonnement eingeführt; auch dies

wurde beibehalten. Es ist ein Irrtum, wenn Burkhardt das Abonnement als eine geschickte Maßnahme Goethes bezeichnet. Auch die drei wöchentlichen Spieltage wurden beibehalten, nur statt des Dienstags und Donnerstags Montag und Mittwoch gewählt, bloß der Sonnabend blieb bestehen, wo die Jenaischen Studenten scharenweise herüberkamen. Der Sonntag war ausgeschlossen, der Hofcour wegen. Das Hoforchester sorgte für die Musik, und ein tüchtiger Leiter war der Konzertmeister Kranz. Die Hauptsache war für Goethe natürlich das Kunstfach. Da galt es zunächst begabte, möglichst von unangenehmer Mundart freie Schauspieler und einen gewandten Regisseur zu gewinnen. Beides gelang mit einiger Mühe, nur eine gute Primadonna, wie sie Bellomo in seiner Gattin besessen hatte, fehlte. Große Sorgfalt und Zeit forderte die Prüfung der Begabung der einzelnen Schauspieler und die Leitung der Proben, wobei es besonders auf ein gutes Zusammenspiel ankam, das auf festen Grundsätzen beruhte. Goethe, obgleich ein Meister in solchen Dingen, mußte darauf umso mehr Zeit und Mühe verwenden, als die neue Gesellschaft zunächst nur einen Monat unter seinen Augen spielen sollte. Von neuen Stücken sollte zunächst ganz abgesehen werden, nur eines, eine Posse mit Liedern, „Der Mondkaiser,“ hatte man in Weimar noch nicht gesehen. In einem Prologe hatte Goethe die Gunst der Zuschauer für das neue Unternehmen erbeten und als Ziel des Strebens treffendes Zusammenspiel bezeichnet. Der gute Erfolg der ersten Vorstellung gab ihm die beste Hoffnung; schon nach zehn Tagen konnte er dem Herzog melden, das Schauspiel überwinde alle feindseligen Einflüsse, an denen es also nicht fehlte; in einem Jahre solle es schon anders aussehen, nur dürfe man dem Publikum seinen Spaß nicht verderben. Nach der Lauchstädter Bretterbude konnte er freilich die Schauspieler nicht begleiten, wie Kirms thun mußte, der auch auf den äußern Anstand ein scharfes Auge hatte. Der Regisseur Fischer bewährte sich auch in Lauchstädt. Nach der Mitte August zog man nach Erfurt, wo die Gesellschaft dem mit Weimar befreundeten Statthalter von Dalberg bestens empfohlen war.

Als sie Ende September zurückkehrte, begann für Goethe eine arbeitsvolle Zeit; denn jetzt galt es, den Weimarern die Bühne von der besten Seite zu zeigen, die Schauspieler in den als recht erkannten Grundsätzen immer fester zu machen, mit Rat und That ihnen beizustehen und sie zu neuen, bedeutenden, die Zuschauer anziehenden Leistungen anzuleiten. Dem herrschenden Geschmacke der zahlenden Zuschauer mußte er als kluger Leiter Rechnung tragen, er suchte aber, indem er fest auf künstlerische Grundsätze hielt, Schauspieler wie Zuschauer heranzubilden und durch ein paar neue bedeutende Erscheinungen, Shakespeares „König Johann“ und seinen eignen „Großkophta,“ die Anziehung zu steigern; in beiden Stücken ergriff die von ihm längere Zeit liebevoll unterwiesene junge Christiane Neumann, ein hervorragendes Talent, die

Zuschauer mit hinreißender Gewalt; die Freimaurer freilich fühlten sich durch seinen „Großkophta" verletzt. Zum Beginne der Vorstellungen und zur Wende des Jahres hatte er selbst Prolog und Epilog gedichtet; den letztern sprach die liebliche Christiane, von vielen Kindern umgeben. Mit frischem Eifer ward das neue Jahr angetreten, das am Geburtstage der Herzogin Mozarts bedeutendste Oper brachte. Schon zwei Tage vorher hatte Goethe gewagt, den ganzen „Hamlet," statt der Schröderschen Bearbeitung, zu geben; es folgten außer „König Johann" sogar der erste und der zweite Teil von „Heinrich IV." Von ihm selbst erschienen außer dem „Großkophta" „Clavigo" und die „Geschwister" (den unter Bellomo verunglückten „Egmont" wagte er nicht), von Schiller die neue Bearbeitung des „Karlos" und der Liebling der Studenten, die „Räuber." Als er die Vorstellungen am 11. Juni mit einem wieder von der Neumann gesprochenen Epilog schloß, durfte er sich sagen, daß er sich redlich bemüht und daß seine Bühne tüchtiges geleistet habe. Leider war der Kassenerfolg kein günstiger, obgleich das Theater nicht schlecht besucht worden war. Der Herzog mußte einen außerordentlichen Zuschuß leisten, was er aber gern that, ja er bot auch die Mittel zu einer Vorschußkasse.

Aber leider waren die friedlichen Zeiten vorüber. Nicht allein zog der Herzog als preußischer General in die Champagne, sondern er bestimmte auch den Leiter seines Theaters, ihm dorthin zu folgen. Erst Mitte Dezember kehrte der Dichter zurück, nachdem man seit dem 4. Oktober wieder in Weimar gespielt hatte. Kurz nach seiner Rückkunft kündigten mehrere Schauspieler, unter ihnen auch der tüchtige Regisseur. Wie eifrig auch Goethe seine Pflicht zu thun bereit war, die Freude des Schaffens war vorüber, weil ihm wieder neue Mühe mit der Anwerbung andrer Schauspieler drohte, er auch sah, wie er immer von neuem anfangen mußte, statt stetig fortwirken zu können, da die Verträge immer nur auf ein Jahr lauten sollten. Dazu kam, daß der Herzog seine Ausgaben beschränken und Goethe auffordern mußte, zu sehen, wie er ohne außerordentlichen Zuschuß zurechtkäme. Neues konnte er wenig bringen; er gab Lessings „Minna" und „Emilia," freilich anders, als sie unter Bellomo erschienen waren, und er konnte sich noch des Beifalls freuen, mit dem sein eigner lustiger „Bürgergeneral" aufgenommen wurde; denn noch ehe die neuangeworbenen Schauspieler alle eingetroffen und von ihm eingeführt waren, mußte er dem Herzog zur Belagerung von Mainz folgen. Vor der Abreise hatte er die Einrichtung getroffen, daß die Regie von verschiednen Schauspielern geführt wurde, die wöchentlich wechselten, was freilich nicht ohne Nachteil bleiben konnte, aber er wollte nicht von der Laune eines herrschenden Regisseurs abhängig sein, dessen Abgang große Störung hervorbringe. Zu den mancherlei Übelständen der knappen Mittel gehörte auch der Mangel eines stehenden Chores, den noch immer, wie zu Bellomos Zeiten, unschicklich genug, Gymnasiasten und Seminaristen bildeten.

Erfreulich war es, daß der Herzog endlich Ende 1793 dem preußischen Dienst entsagte und sich wieder ganz seinem Lande widmete, wo er sich denn auch persönlich von den Leistungen seiner Bühne überzeugen konnte. Aber der ewige Wechsel der Schauspieler, die beschränkten Mittel, das Umherziehen der Gesellschaft, die Notwendigkeit, gegen die widerspenstigen Mitglieder mit beschämenden Strafen vorzugehen (Prügel und Arrest mit oder ohne Bewachung waren vorgesehen), verleideten ihm bald die Leitung, die auch die unbequeme Aufsicht über die Redouten in sich schloß. Besonders empfindlich war ihm, daß die Aufführung seiner von Reichardt trefflich gesetzten „Claudine," auf deren Probe er so viel Zeit und Mühe verwandt hatte, aus Mangel an ausreichenden Sängern mißlang. Dazu kam die unangenehme Störung in seinen Arbeiten, sein näheres Verhältnis zu Schiller und die Kälte, die ihm der Herzog einige Zeit zeigte. So bat er diesen denn im Dezember 1795, ihn von der Leitung des Theaters zu entbinden. Karl August wollte nichts davon wissen, er versicherte ihm, alle Mittel in Anwendung bringen zu wollen, ihm das Geschäft möglichst angenehm zu machen. Die Verlegenheit des Herzogs, der auf seine Bühne nicht gern verzichtete, bestimmte ihn freilich, auf seiner Bitte nicht zu bestehen, doch an dem Gedanken, sich von dieser Last bald zu befreien, hielt er umso fester, als er die Absicht hegte, schon im August nach Italien zu gehen und dort längere Zeit Vorstudien zu einem großen allseitigen Werke über dieses merkwürdige Land zu machen. Als sich darauf Iffland zu einer Reihe von Gastrollen anbot, griff er wieder mit seiner vollen, nachhaltigen Kraft ein, um dieses Gastspiel zu einem Segen für die Bühne zu machen. Damals schmeichelte er sich mit der Hoffnung, den berühmten Schauspieler, da sich das Theater in Mannheim auflöste, zur Übernahme der trotz allem ihm am Herzen liegenden Weimarischen Hofbühne zu bestimmen. Doch dieser wollte nur die Regie übernehmen, mit der Ökonomie nichts zu thun haben, und auch darüber behielt er sich die nähere Einigung noch vor. Der Herzog schien damit einverstanden. Goethes Mißstimmung wuchs, als sich das Hofmarschallamt unterfing, die Theaterleitung mit einer Rüge und der Drohung zu beleidigen, wenn es nicht besser ginge, würde man die Bühne schließen. Goethe wies diese Anmaßung mit dem vollen Gefühle seiner Würde zurück, die Schuld des während seiner Abwesenheit erfolgten Unfugs trage allein das Hofmarschallamt, das seine berechtigten Forderungen nicht erfüllt habe. Leider ließ Iffland nichts von sich hören, und der Herzog wollte nicht zugeben, daß er auf die von diesem gestellten Bedingungen eingegangen sei. Vergeblich drang Goethe auf die Erledigung der Sache. Der Herzog, der Goethe nicht lassen wollte, konnte zu keinem Entschlusse kommen; den früher ihm gemachten Vorschlag, Schillern die Leitung zu übertragen, lehnte er ab, weil diesem die externa prudentia abgehe. Gegen Kirms äußerte Goethe damals, am besten sei es, wenn man Iffland so stelle, wie Bellomo gestanden habe; das hieß ein-

sach, man solle das herzogliche Theater aufgeben. Das konnte aber der Herzog nicht wollen; auch würde Iffland darauf nicht eingegangen sein. In äußerster Mißstimmung schrieb Goethe an Kirms: „Wir haben für all unsre Bemühungen weder von oben noch von unten eine Spur von Dank zu erwarten, und im Grunde seh ich täglich mehr, daß das Verhältnis, besonders für mich, unwürdig ist." Iffland lehnte bald ab, dagegen näherte sich der Hof von neuem Goethe. Der Friede schien dessen Reise nach Italien günstig zu sein, doch bald änderte sich sein Plan, da Meyer in seine Heimat zurückgekehrt war. Dort dachte er ihn zu besuchen, vielleicht von da mit ihm nach Italien zurückzukehren; wie lange die Reise dauern würde, blieb unentschieden. Der Herzog konnte ihm diese Entfernung von Weimar, wie unangenehm sie ihm auch sein mochte, nicht abschlagen. Leider mußte Goethe fürchten, bei seiner Rückkunft seinen Liebling, die schon sehr früh an den Schauspieler Becker verheiratete Neumann, nicht wieder zu finden, da sie an unheilbarer Schwindsucht litt. Freilich war seit dem Anfange des Jahres in der so anmutigen wie talentvollen jungen Jagemann der Bühne ein neuer Stern aufgegangen; er ahnte nicht, wie widerwärtig ihr Ehrgeiz seiner Leitung werden sollte.

Auf der Reise zogen ihn die Theater zu Frankfurt und Stuttgart lebhaft an; zu seiner Freude durfte er sich sagen, daß diese in künstlerischer Beziehung nicht auf der Stufe standen, zu der er seine Gesellschaft erhoben hatte. Die Theaterangelegenheiten wurden durch Kirms und die wechselnden Wöchner besorgt, aber sein Geist fehlte der Bühne. Als er Mitte November 1797 zurückkehrte, erfreute ihn der in Schiller sich regende Drang, im Winter den Bühnenvorstellungen beizuwohnen, und wenn auch dessen Gesundheitszustand dies nicht gestattete, so durfte er doch hoffen, im nächsten Jahre durch Schillers „Wallenstein" der Bühne einen neuen Schwung zu geben. Nachdem ein zweites Gastspiel Ifflands in jeder Beziehung erfolgreich gewesen war, veranlaßte die Anwesenheit des wegen des Schloßbaues berufenen Professor Thouret die sehr nötige neue, innere Einrichtung des Theaters, die nicht allein Platz für zweihundert Zuschauer mehr schuf, sondern auch eine zweckmäßigere Einteilung der Räume und ein freundlicheres Ansehen gewährte. Goethe hatte daran wesentlichen Anteil. Seine Hoffnung, Schiller werde hier große Triumphe feiern, ging aufs schönste in Erfüllung. Durch Goethes unablässiges Treiben gelang es, das erneuerte Haus am 12. Oktober 1798 mit Schillers Prolog und „Wallensteins Lager" zu eröffnen. Auch setzte es Goethes rastloses Drängen durch, daß die „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" kurz nach einander die Bühne belebten. Mit dem letzten Stücke war Schillers Sieg entschieden. Durchkreuzt wurde Goethes Bestreben, diesen als ersten deutschen Dramatiker zu Ehren zu bringen, durch den Herzog, der Schillers Stücke trotz ihrer schönen Sprache, ihrer mächtigen Wirkung und Gedankenfülle für einen Abfall von den sogenannten klassischen Dramen der Franzosen hielt, für die er, ein Schüler Wielands,

lebhaft schwärmte; sie sollten möglichst getreu auf seiner Bühne erscheinen, gerade so wie er sie vor mehr als vierzig Jahren in Paris gesehen hatte. Goethe selbst mußte sich dazu hergeben, Voltaires „Mahomet“ zu übersetzen. Für Karl August war es ein Fest, durch die Aufführung dieses Stückes Weimar und Jena zu zeigen, wie ein echtes Drama aussehe, und wie es gespielt werden müsse. Natürlich durfte Schillers Prolog zu „Mahomet,“ worin dieser es entschuldigte, daß die französische „Aftermuse“ die deutsche Bühne betrete, nicht gesprochen werden. Auch dazu mußte sich Goethe verstehen, nach dem „Mahomet“ noch Voltaires „Tankred“ auf die Bühne zu bringen. Freilich hatte er die Absicht, das Stück durch eigne Chöre zu heben, aber nie würde dies Karl August geduldet haben; es mußte der reine Voltaire sein. Und so beschritt denn auch „Tankred“ ein Jahr nach „Mahomet“ die Bühne. Schiller verwandelte seinen beabsichtigten Prolog zu „Mahomet“ in die „Stanzen an Goethe,“ die sich denn über die „Aftermuse“ in seinem „Musenalmanach“ frei aussprachen. Auf der Bühne aber stellte er dem „Mahomet“ seine Übersetzung von Shakespeares „Macbeth“ entgegen. So traten sich in Weimar eine klassisch-französische und eine freie englische Partei entgegen, von denen die letztere den Sieg davontrug. Aber auch auf seiner eignen Siegesbahn schritt Schiller begeistert vorwärts; seine „Maria Stuart“ entzückte allgemein, aber der Herzog, der von seiner Geliebten Jagemann gehört hatte, daß darin eine Kommunion vorkomme, hatte bewirkt, daß diese ausfiel. Schillers „Jungfrau von Orleans,“ die ihm ein rechter Germanismus schien, schloß er ganz von seiner Bühne aus. Goethe aber nahm von der Einführung des französischen Dramas Veranlassung, nun auch andre Völker auf der deutschen Bühne ihre Stimme erheben zu lassen, Schauspieler wie Zuschauer auch an sie zu gewöhnen und so eine freiere Geschmacksbildung zu fördern. Die römischen Lustspiele traten in Masken auf die Bühne. Sogar den auf griechischer Tempelsage beruhenden „Jon“ W. Schlegels wagte Goethe zu bringen, und da sich persönliches Parteigezänk gegen ihn verschworen hatte, trotzte er im Ärger den Gegnern mit Fr. Schlegels spanischem „Alarkos,“ womit er freilich zu weit ging. Einen kühnen Schritt auf der Kunstbahn that er mit Schillers „Braut,“ dessen gesprochener Chor eine ganz neue Aufgabe war, und daneben trat seine eigne „Natürliche Tochter,“ eine himmelweit verschiedne Dichtung von tiefem Gehalt und rein idealer Form. Außer den gangbaren Stücken und den neuen Dichtungen, womit der ehrgeizige Kotzebue vergebens Schiller seinen Lorbeer zu entreißen suchte, erschienen trotz der Bedenken des Herzogs mit schöner Wirkung Lessings „Nathan“ und Shakespeares Stücke, aber wieder in Schröders bekannter Bearbeitung; an Calderon wagte sich Goethe noch so wenig wie an Sophokles. Aber auch der Herzog ließ seiner Neigung zum französischen Drama freien Lauf. Schiller gewann seine besondre Gunst dadurch, daß er für die Bühne zwei französische Lustspiele übersetzte und gar, nachdem ein jüngerer Schriftsteller

Racines „Mithridat“ geliefert hatte, auch die „Phädra.“ Aber was schadete ihm das, da er im „Tell“ ein hohes, die Bühne erschütterndes deutsches Musterstück gab, und der Herzog selbst es veranlassen mußte, daß die von seiner Bühne abbefohlene „Jungfrau von Orleans,“ nachdem sie auswärts Triumphe gefeiert hatte, endlich auch Weimar entzückte!

Freilich brachte das Theater Goethen auch manchen Ärger; am empfindlichsten war es ihm, als selbst die Herzogin und Schillers Gattin zu der Zeit, wo er sehr leidend war, einen Schauspielerinnenklatsch gegen ihn aufbrachten. Dagegen gereichte es ihm zu herzlicher Freude, als sich zwei begabte junge Männer voll treuer, warmer Liebe zur Kunst und inniger Verehrung für ihn getreulich unter seine Fahnen stellten. Er ging so weit, sie in besondern Stunden nach seinen auf lebendiger Kunsteinsicht beruhenden, jahrelang gereiften Grundsätzen zu unterweisen. Diese Stunden weiteten sich bald zu einer förmlichen Theaterschule aus. Mit welcher Begeisterung horchten die jungen Schauspieler auf sein Wort, nicht Schnee und Eis hielten sie ab, im Winter den langen, unbequemen Weg nach Jena zu machen, um seiner Lehre teilhaft zu werden! Das war neben dem Zusammenwirken mit Schiller sein schönster Lohn zu der Zeit, wo die Jagemann als erklärte Liebhaberin des Herzogs sein Ansehen zu untergraben und sich hochmütig über das andre Schauspielervolk und die vorgezeichnete Ordnung zu erheben suchte.

Das hierdurch und durch manches andre gehemmte frische, zu immer neuen Aufgaben treibende Bühnenleben sollte bald grausam gestört werden, als Goethe seinen großen Verbündeten verlor, dem die Hofbühne zu so manchem Siege verholfen, ja den sie zur Entwicklung seiner hohen dramatischen Begabung eigentlich getrieben hatte. Aber auch aus dem erschütternden Schmerz über diesen unersetzlichen Verlust erhob sich Goethe mit der ihm eignen wunderbaren Herstellungskraft. Entschlossen setzte er das mit Schiller gemeinsam betriebene Werk fort, wobei es ihn zunächst trieb, sobald er vermochte, dem Heimgegangenen ein würdiges Denkmal auf der Bühne zu stiften. Leider ward Weimar ein Jahr später durch den Unglückstag bei Jena an den Rand des Verderbens gebracht. Aber auch in den schlimmsten Tagen glaubte Goethe an der fünfzehn Jahre lang geförderten, für Weimars Leben so wichtigen Kunstanstalt festhalten zu müssen. Noch am Tage vor der Schlacht, am 13. Oktober, hatte er, obgleich die Stadt von Waffen starrte, es durchgesetzt, daß im Theater gespielt wurde. Die darauf folgende Plünderung der Stadt, Krankheiten, Not und Elend schlossen den Tempel der Kunst. Bis Ende November vermochte die Theaterkasse die Gehalte der Schauspieler und der übrigen Angestellten zu zahlen, von da an bot Goethes Freund, der in schwerster Zeit die Regierung vertretende Voigt, die Mittel dazu, mit ihm überzeugt, daß man eine solche Anstalt auch in drängender Not nicht fallen lassen dürfe. Am 26. Dezember gelang es Goethe, die Bühne wieder zu eröffnen. Den höchsten Triumph er-

lebte er, als der in der Wartezeit von den Schauspielern insgeheim eingeübte „Tasso," dessen Aufführung er für unmöglich gehalten hatte, bei der Aufführung am 16. Februar 1807 am Geburtstage der Erbprinzessin eine unerwartet begeisterte Aufnahme fand. Da durfte er sich mit gerechtem Stolze sagen, daß er seine Zuschauer auf eine solche Stufe erhoben habe, daß sie ein so tief innerliches Stück mit voller Seele zu fassen vermochten. Und seine Bühne, die sich dadurch im glänzendsten Lichte gezeigt hatte, sollte bald darauf, als er seine Gesellschaft nach Leipzig ziehen ließ, besonders mit seinen und Schillers Stücken, sich des wärmsten Beifalls auch in den weitern Räumen des dortigen Theaters erfreuen. Freilich fehlte zur Freude auch der Neid nicht, der als „Handbuch für Ästhetiker und junge Schauspieler" über „Goethes Saat" spottete.

Weimars Bühne sah bald, wie vor kurzem die des neuen französischen Erfurt, ein Parterre von Kaisern, Königen und Fürsten, vor dem die Pariser Schauspieler auf Napoleons Befehl Voltaires „Tod Cäsars" spielten, fast ein Hohn auf Karl Augusts Verehrung des französischen Dramas. Kurz darauf erfreute den Dichter, den Napoleon selbst geehrt hatte, die Unterhaltung mit Frankreichs größtem Schauspieler, Talma. Dann aber mußte er es erleben, daß sein Herzog auf Betreiben der allmächtigen Jagemann ihn auf eine so schnöde Weise anfuhr, daß er diesen inständigst bat, ihn von einem Geschäft zu entbinden, das seinen sonst so wünschenswerten Zustand zur Hölle mache. Karl August hatte mit einemmale so ganz alles vergessen, was er Goethe verdankte, daß die Verhandlungen von seiner Seite mit leidenschaftlicher Bitterkeit geführt wurden, und der gute Voigt fürchtete, Goethes Leben stehe auf dem Spiele. Lange dauerte es, ehe Voigts treuer Rat durchdrang. Erst am 19. Dezember entschloß sich der Herzog, den so tief beleidigten Dichter zu besuchen und den Wunsch zu äußern, er möge, wie bisher, zum Besten des Theaters fortwirken; eine Konstitution desselben zu entwerfen sollte ihm selbst überlassen sein. Zu einer solchen kam es nicht, nur übernahm die Jagemann, wie Goethe selbst gewünscht hatte, die Oper, und der mit ihr gegen Goethe verbündete Regisseur Becker verließ Weimar.

Wir führen nicht aus, wie auch von jetzt an Goethe noch mit bestem Erfolge bemüht war, die Bühne höher zu heben, trotz aller Hindernisse und des ewigen Schürens der mit dem Gute Heygendorff beschenkten und geadelten Jagemann, bis endlich Karl August im Notjahre 1817 seinen Goethe, der eben eine neue Konstitution des Theaters ausgearbeitet hatte, zu Ehren der Jagemann, die den „Hund des Aubry" in Schutz nahm, barsch entließ. So war diesem denn das Theater gründlich verleidet. Erst nach vier Jahren besuchte er es wieder, um „Euryanthe" und den „Freischütz" zu hören. Nach weitern vier Jahren brannte das Theater ab. Von der gewaltigen Erschütterung, in die ihn der Untergang des von ihm geplanten, erneuerten und beseelten Hauses versetzte, stellte sich Goethe in einigen Tagen wieder leiblich her. Zum

großen Troste gereichte es ihm, daß er an den langen Winterabenden, auf Veranlassung des Berliner Königsstädter Theaters, mit dem Oberbaurat Coudray einen für Weimar berechneten Theaterplan bis ins einzelne entworfen hatte. Der Gedanke, daß dieser nun zur Ausführung kommen würde, schmeichelte ihm, und wirklich entschied sich der Herzog für diesen gegen einen andern ihm vorgelegten und empfohlenen. Schon erhoben sich die Grundmauern des Neubaues, als es der Jagemann gelang, alles umzuwerfen. So wurde das neue Theater kein Haus Goethes, was dieser so redlich verdient hatte, es sollte die Macht der Freifrau von Heygendorff verherrlichen. Aber wurden auch die Grundmauern zu Goethes Plan wieder abgebrochen, den geistigen Grundbau der Weimarischen Bühne hat Goethes treue Hingabe zu seinem ewigen Ruhme gestiftet. Drei Jahre später, gleich nach dem Tode des Großherzogs, verließ die Freifrau, nicht unter Segenswünschen, ihre Vaterstadt, während Goethe neben Schiller in der Fürstengruft seine Ruhestätte finden sollte.

Der Ruhm der Weimarischen Bühne, die dem schlaffen Naturalismus bei geringen Mitteln tapfer entgegengetreten war, und das Andenken an die Kraft und Einsicht, womit der vielbeschäftigte Dichter sie gehalten hatte, lebt fort, seine Regeln für Schauspieler bleiben unvergessen. Die von ihm der Weimarischen Bühne gegebene geistige Richtung ist ihr verblieben und ist nach den wechselnden Zeitverhältnissen bis heute, fast dreiviertel Jahrhundert nach des unsterblichen Meisters Abgang, unter kunstsinnigen Fürsten immer hochgehalten worden. Möge man nie vergessen, welche Kraft, Einsicht und Liebe in diesen geistigen Grundbau versenkt worden sind, damit er sich zur Freude des deutschen Vaterlandes, zu Ehren der Kunst fort und fort stolz in die Luft erhebe!

Köln H. Düntzer

# Zolas antisemitischer Roman

Die französischen Romanschreiber und Dramendrechsler können nicht darüber klagen, daß ihnen der verschärfte Paßzwang an Deutschlands Grenze irgendwie geschadet hätte, denn die litterarische Überschwemmung aus Frankreich, an der wir seit Jahrhunderten leiden, und die schon so manches fruchtbare und urwüchsige Fleckchen in unserm Geistesleben verschlickt und versandet hat, wälzt ihre grauen Fluten ungestört weiter über die deutschen Grenzmarken. Was die französischen Maler durch ihren kindischen Chauvinismus und durch ihre theatralische Abweisung an klingender Münze eingebüßt haben, das holen sich die französischen

Schriftsteller auf ihren naturalistischen Schleichwegen oder mit der dramatischen Lärmtrommel doppelt aus Deutschland. Ja die Glücklichen brauchen sich nicht einmal die Mühe zu geben, sichs zu holen, man bringts ihnen mit weltbürgerlichem Edelsinn haufenweise ins Haus, und die Träger unsers litterarischen Lebens preisen sich obendrein noch glücklich, semper aliquid novi ex Gallia für den abgestumpften aber lüsternen Gaumen des deutschen oder sagen wir richtiger des undeutschen Publikums zu erwischen. Alle unsre Bühnen, an ihrer Spitze der echt germanische Musen„tempel," das Lessingtheater, stehen in einer geradezu schmachvollen Abhängigkeit von den französischen Dramenschreibern; hätte Lessing wohl seinen Nathan geschrieben, wenn er das geahnt hätte? Und für die hundertsechzig Auflagen, die z. B. von Zolas Roman Nana bis jetzt verkauft worden sind, hat sich gerade Deutschland als eins der ergiebigsten Absatzgebiete erwiesen. Weshalb verhängen nicht auch Frankreichs Schriftsteller eine Sperre über Deutschland? Wir würden dann sicher auch auf diesem Gebiete das schmachvolle Schauspiel erleben wie auf dem der Malerei, daß nicht nur die „Träger unsers geistigen und künstlerischen Lebens," sondern auch die reich gewordenen Häuserspekulanten und Börsenjobber ein wimmerndes Geschrei nach französischer Geisteskost erheben würden; sie lieben es alle, ihre altdeutsch geschnitzten Kunstschränke mit jenen Sumpfblüten zu füllen, denn für anständige deutsche Bücher haben diese sich immer lästiger vordrängenden und leider schon zu sehr respektirten Geldprotzen in unserm lieben Vaterlande nicht einen Pfennig übrig. Unsre Leihbibliotheken können von diesem gallischen Gifte nicht genug auf Lager halten, um alle Wünsche der schönen und unschönen Leserwelt zu befriedigen, und da fragt man sich noch, ob unsre geistige Bildung, unser litterarisches Verständnis, unser ästhetisches Urteil höher stehe als das unsrer Vorfahren, die auf Bärenhäuten unter der Eiche lagen.

Zolas treuester Schüler und Biograph, Paul Alexis, erzählt mit rührender Offenherzigkeit aus der Jugendzeit seines Meisters, daß der kleine Zola die Konsonanten nicht richtig habe aussprechen können; einmal sei es ihm aber doch geglückt, nämlich bei dem unwillig hervorgestoßenen Worte cochon, und da habe ihm sein überglücklicher Vater zur Belohnung ein Fünffrankstück geschenkt. Um diesen früh erkannten und richtig gehandhabten Ausdruck hat sich denn auch seine ganze naturalistische Poesie wie um einen einfachen und festen Kern krystallisirt. Ihm verdankt er sein litterarisches Ansehen und seine beispiellosen Erfolge. Nach diesem Edelstein suchen auch die meisten seiner französischen und deutschen Leser, und sie sind allemal enttäuscht und schmähen auf den Dichter, wenn sie diesen Edelstein nicht vom reinsten Wasser und im größten Umfange vorfinden.

Auch sein neuester Roman l'Argent wird in gewissen Kreisen weder versteckte noch offene Freude und Begeisterung hervorrufen, nicht deshalb, weil

er bloß an einer Stelle seine sexuelle Zauberwurzel spielen läßt, sondern weil Zola darin eine ausgesprochene gesellschaftliche Tendenz offenbart und Angriffe gegen das moderne Judentum richtet, die an Schärfe selbst die Ausbrüche unsrer tollsten Antisemiten übertreffen. Daher auch die merkwürdige Erscheinung, daß unsre Tagespresse, die sich sonst ziemlich eingehend mit den Erzeugnissen der französischen Muse beschäftigt, diesen Roman fast totschweigen zu wollen scheint. Zola ist ein reicher Mann geworden. Er darf sichs gestatten, seine Meinung frei auszusprechen, und er kann sicher sein, man wird ihm alles verzeihen, seine Stilfehler und seine mangelhafte Komposition, seine Roheiten und seine sittlichen Verirrungen, nur nicht die Unvorsichtigkeit, daß er von seinem Helden Saccard sagt: „Er fühlte gegen die Juden den alten Rassenhaß, den man am kräftigsten im Süden Frankreichs vorfindet. Es war ihm, als ob sich sein Fleisch gegen sie empörte, als ob seine Haut bei dem Gedanken an die leiseste Berührung mit ihnen zusammenschauderte, einem Gedanken, der ihn mit Ekel und Heftigkeit erfüllte und ihn über alle Grenzen ruhiger Überlegung fortriß, ohne daß er seiner Herr werden konnte. Er richtete seine laute Anklage gegen diese Rasse, diese verfluchte Rasse, die kein Vaterland und keinen Fürsten habe, die überall als Schmarotzer bei den Völkern lebe, die zwar so thue, als ob sie die Gesetze anerkenne, aber in Wirklichkeit nur ihrem Gott des Raubes, des Blutes und des Zornes gehorche. Überall erfülle sie die ihr von diesem Gott gegebne Bestimmung, alles rücksichtslos an sich zu reißen, sich bei jedem Volke einzunisten, wie eine Kreuzspinne inmitten ihres Gewebes die Beute einzufangen, allen das Blut auszusaugen und sich von dem Leben andrer zu mästen. Mit innerer Wut prophezeite er die schließliche Unterwerfung aller Völker durch die Juden, sobald sie sich das ganze Vermögen des Erdballs durch Wucher angeeignet hätten, was nicht lange mehr dauern würde, da man ihnen in der täglich wachsenden Ausdehnung ihrer Herrschaft vollkommen freies Spiel lasse."

Auch l'Argent gehört zu dem großen, bändereichen Romancyklus Les Rougon-Macquart, den Zola als die Natur- und Kulturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche bezeichnet, der aber zutreffender von einem Kritiker une épopée pessimiste de l'animalité humaine genannt worden ist. Und in der That, für das Seelische, wahrhaft Menschliche hat dieser naturalistische Vielschreiber nicht das geringste Verständnis; Herzenskämpfe, Seelenqualen, wahre Begeisterung und edle Leidenschaften sind seiner oberflächlichen und rein materialistischen Lebensauffassung völlig fremde Begriffe. Was nicht durch Wirkungen der Epidermis, der Nerven, Muskeln und Magenhäute erklärt werden kann, bleibt seiner Erkenntnis überhaupt verschlossen. Nirgends finden wir daher in seinen Romanen auch nur den leisesten Versuch einer gründlichen Charakteristik oder psychologischen Vertiefung; nirgends vermag er das innere Leben eines höher stehenden Menschen nachempfindend zu schildern

und uns eine tiefere Teilnahme für das Schicksal seiner Personen einzuflößen. Wenn er trotzdem so unerhörte Erfolge zu verzeichnen hat, und seine Machwerke immer noch das große Publikum unausgesetzt fesseln, so verdankt er diese Wirkungen neben seinen auf rohen Sinnenkitzel berechneten Schilderungen seiner unverkennbaren Fähigkeit und Fertigkeit, um eine brennende Zeitfrage oder eine allgemein bekannte Einrichtung große Massen in Bewegung zu setzen und durch den kaleidoskopischen Wirrwarr seiner auftauchenden und wieder verschwindenden Figuren die erlahmende Aufmerksamkeit und Spannung des Lesers immer von neuem anzustacheln. Diesen Mittelpunkt derartiger Massenentwicklungen bilden z. B. in Ventre de Paris die mächtigen Zentralhallen, wo sich die Bedingungen des tierischen Lebens aufhäufen und träumerische Menschen unter den Stößen der rohen Menge zu Grunde gehen; in La Faute de l'abbé Mouret der phantastische Park von Paradou, wo Romantik und Sinnlichkeit ihr frevelhaftes Spiel treiben; in l'Assommoir die Schnapsbude des alten Colombe, wo die Arbeiter in Faulheit, Trunkenheit und Gemeinheit verkommen; in Bonheur des Dames das Modemagazin, wo die Ladenschwengel und Verkäuferinnen sich in cynischem Wesen überbieten; so führt er uns in Germinal mitten hinein in das wüste Leben und Treiben eines Bergwerkes, so bildet in La Terre die Thätigkeit der Landleute auf ihren Äckern und Höfen den Hintergrund seiner Gemälde, so nimmt er in La Bête humaine den Bahnhof zum Mittelpunkte seiner Schilderungen und Betrachtungen.

Im vorliegenden Roman l'Argent hat sich Zola die Börse, das gefräßigste Ungeheuer der menschlichen Gesellschaft, zum Vorwurfe gewählt; und wie sich in allen Romanen um den symbolischen Kern ein unabsehbarer Schwarm zweifelhafter oder verkommener Menschen bewegt, so läßt er in l'Argent das ganze gottverlassene Jobbertum in allen Schattirungen seinen widerwärtigen Reigen um das goldne Kalb aufführen.

Saccard, der leichtsinnige Bruder des Ministers Rougon, hat durch gewagte Spekulationen sein Vermögen verloren. Sofort sinkt der einst umworbene und gefeierte in den Augen der Börsenmänner zu einem verachtungswürdigen Menschen hinab. Man meidet ihn, man kennt ihn nicht, und selbst sein Bruder zieht sich ängstlich von ihm zurück. Zufällig wird er von dem Ingenieur Hameline auf die Silberminen und Kohlengruben in Syrien aufmerksam gemacht, und durch ein schlaues Manöver gelingt es ihm, in kurzer Zeit eine Aktiengesellschaft, die Banque universelle, zu gründen, um eine Ausbeutung der angeblichen kleinasiatischen Schätze vorzunehmen. Sie wollen einen neuen Kreuzzug dorthin unternehmen, aber nicht mit Waffen und Gewalt, sondern mit Geld und Intelligenz. Jerusalem soll erobert, dem schwer bedrängten Papste dort eine weltliche Macht begründet und dem Katholizismus frisches Leben zugeführt werden. Was Napoleon mit seinen Truppen nicht vermocht hatte, die Eroberung des Orients, das will die Banque universelle

mit ihren Aktionären ausführen. Juden und Judengenossen nehmen selbstverständlich an diesem Kampfe um das heilige Grab am lebhaftesten teil.

„Große gelbe Plakate, die man überall in Paris angeklebt hatte, verkündigten die nahe bevorstehende Erschließung der Silberbergwerke im Karmelgebirge. Diese Anzeige brachte große Aufregung in die Köpfe und rief darin die ersten Regungen des Rausches und der Leidenschaften wach, die beständig wachsen und bald alle Vernunft überwältigen sollten. Vortrefflich geeignet war dazu der vorhandene Boden, diese Düngererde des Kaisertums, die sich aus allen in Gährung geratenen Schutthaufen zusammensetzte, und die erwärmt wurde von den erhitzten Begierden. Sie war für derartige geile Pflanzen des Gründerschwindels außerordentlich günstig, die aller zehn bis fünfzehn Jahre emporzuschießen pflegen, die Börse vergiften und hinter sich nur Trümmer und Blut zurücklassen. Schon sprossen die anrüchigen Genossenschaften wie Pilze aus der Erde; die großen Gesellschaften drängten sich nach finanziellen Abenteuern; ein heftiges Spielfieber trat ein, und inmitten der lärmenden Wohlfahrt des Kaisertums zeigte sich ein Glanz von Vergnügen und Luxus, dessen prachtvoller Abschluß die bevorstehende Weltausstellung zu werden versprach, jene märchenhafte Apotheose der Lüge. Und in diesem Schwindel, der die Menge gefangen nahm, unter dem Gewoge andrer schöner Geschäfte, die sich jedem auf der Straße darboten, setzte sich die Banque universelle in Bewegung wie eine gewaltige Maschine, die dazu bestimmt zu sein schien, alles toll zu machen, alles durch einander zu wirbeln, und die so lange von geschäftigen Händen geheizt wurde, bis sie aus einander krachte.“

Dieser Vergleich eines Unternehmens mit einer ungeheuern, alles zermalmenden Maschine ist nicht neu. Er kehrt fast in allen Romanen Zolas mit derselben Sicherheit wieder, wie die allbekannten stereotypen Formeln und Redewendungen, womit er einen freien Platz, eine Straße, ein Haus oder eine Wohnung zu beschreiben pflegt. Saccards Aktiengesellschaft hat schon in den nächsten Wochen glänzende Erfolge aufzuweisen. Die Aktien steigen, durch künstlichen Hochdruck getrieben, immer schneller und erreichen schließlich eine fabelhafte Höhe. Alles schwelgt in Wonne, und Saccard ist wieder der König unter den Geldprotzen. Zu allen Feierlichkeiten wird er hinzugezogen, und auch auf dem großen Feste, das die französische Regierung den fremden, während der Weltausstellung anwesenden Fürsten giebt, spielt er eine bedeutende Rolle. Alles drängt sich um ihn und um seine Dame, die Frau von Jeumont, von der uns Zola nur zu erzählen weiß, daß sie einst von Napoleon für eine Schäferstunde 200 000 Franks erhalten habe. „Aber, fährt er fort, im Hintergrunde eines Salons drängte sich eine andre Masse Neugieriger um eine mächtige und glänzende Hünengestalt, die die weiße Uniform der Kürassiere trug. Das war der Graf Bismarck, dessen gewaltige Figur über alle Köpfe

hinwegragte; auffallend war an ihm das breite behagliche Lächeln, die großen Augen, die starke Nase, das mächtige Kauwerkzeug, das von dem großen Schnurrbart, der dem eines barbarischen Eroberers ähnlich sah, gleichsam verriegelt wurde. Er hatte gerade nach Sadowa Deutschland an Preußen ausgeliefert; die lange geleugneten Verträge waren seit Monaten gegen Frankreich unterzeichnet, und der Krieg, der im Mai beinahe wegen der Luxemburger Angelegenheit ausgebrochen wäre, schwebte von jetzt ab wie ein Verhängnis über Frankreich. Als Saccard das Zimmer triumphirend durchschritt, mit Frau Jeumont am Arm und begleitet von ihrem Gatten, hörte Bismarck einen Augenblick auf, wie ein vergnügter Riese zu lächeln, um ihnen neugierig nachzuschauen."

Der Kurs der Aktien steigt von 500 bis zu 3050. Da endlich bricht der schwindelhafte Bau zusammen und reißt nicht nur die Abenteurer und Betrüger mit in den Abgrund, sondern auch unzählige ehrliche Menschen, die der Versuchung, über Nacht große Reichtümer zu erwerben, nicht hatten widerstehen können und ihr sauer verdientes Kapital jener Bank arglos anvertraut haben. Besonders schwer getroffen wird durch diesen Krach die Gräfin von Beauvilliers, eine Aristokratin von vornehmer Gesinnung und edlem Herzen. Saccards unehelicher Sohn Viktor, ein sittlich verkommener Bursche von fünfzehn Jahren, der zu niederträchtig ist, als daß wir ihn nicht in Zolas spätern Romanen wiedertreffen sollten, hat überdies die Tochter der Gräfin vergewaltigt in dem Augenblicke, wo sie dem Simulanten in der Erziehungsanstalt L'Oeuvre du travail eine Arznei reichen wollte. Aber das ist noch nicht genug; schließlich sieht sich die Gräfin auch noch gezwungen, den letzten Rest ihrer Habe zu opfern, als ihr der jüdische Halsabschneider Busch droht, die Laster ihres verstorbenen Gatten in die Zeitungen zu bringen. Dieser alte Jude, der wie ein Aasgeier umherspäht, um zu sehen, wo etwas faul sei, ist von Zola mit großer Liebe und richtigem Verständnis geschildert worden. Alle angeblich wertlosen Schuldscheine kauft Busch auf, denn er geht von dem Grundsatz aus, que toute créance, même la plus compromise, peut redevenir bonne. Oft wartet er jahrelang und läßt so sein Opfer erst heranreifen, um es beim nächsten Erfolge zu erwürgen. Die verschwundnen Schuldner weiß er durch unausgesetzte Nachforschungen in beständiger Aufregung zu erhalten; er verfolgt alle Mitteilungen und alle Namen in den Zeitungen und spürt nach allen Adressen, wie ein Jagdhund nach einem angeschossenen Wild; und sobald er sie hat, die Verschwundnen und die Zahlungsunfähigen, dann wird er wild, frißt sie bei lebendigem Leibe auf und zieht aus einem Schuldschein, für den er zehn Sous gezahlt hat, hundert Franks und mehr. Seine Stütze und Beraterin ist Frau Mechain, eine alte Vettel, die überall auftaucht, wo die Börsenschlacht am heftigsten gewütet hat. Dann streicht sie wie eine Hyäne des Schlachtfeldes umher, um den Sterbenden noch den letzten Todesstoß zu

geben und die Verwundeten bis aufs Hemde auszuziehen. Nur eine Schwärmerei hat dieser Busch, nur eine, bei der er menschlich denkt und fühlt; das ist sein schwindsüchtiger Bruder Sigismund, ein junger Gelehrter, der in Deutschland studirt und sich die Lehren eines Karl Marx angeeignet hat. Sein Ideal ist der kollektivistische Staat, wo alles Geld abgeschafft und durch Arbeitsbons ersetzt werden soll. Das Geld, meint er, verhülle und begünstige die Ausbeutung des Arbeiters, es gestatte den Diebstahl, da man damit seinen Lohn auf die kleinste Summe herabdrücken könne, die nötig sei, um nicht vor Hunger zu sterben. Il faut tuer, tuer l'argent.

Man muß gestehen, daß Zola diese Lehren gründlich studirt hat und daß er manches treffliche Wort darüber dem jüdischen Gelehrten in den Mund legt; er läßt auch an dieser Stelle den vielgepriesenen Grundsatz völliger Objektivität wiederholt fallen und spricht seine eigne Ansicht aus. Das Geld — sagt er in seiner wenig anmutigen, bilderreichen Sprache — ist bis heute immer das Mistbeet gewesen, auf dem die kommende Menschheit aufgewachsen ist. Das Geld ist trotz seiner vergiftenden und zerstörenden Wirkungen der Sauerteig für jede soziale Entwicklung, der notwendige Dünger für gewaltige Arbeitsleistungen geworden, die das menschliche Dasein erleichtern. Warum das Geld verantwortlich machen für alle die Schweinereien und Verbrechen, zu denen es führen kann? Ist denn die Liebe weniger schmutzig, sie, die das Leben schafft?

Mit dieser tiefsinnigen Frage schließt Zola den achtzehnten Band seiner großen Kultur- und Sittengeschichte unter dem zweiten Kaiserreiche. Manches würde in l'Argent den Leser vielleicht interessiren, z. B. die auf genauen Studien beruhenden Schilderungen des Börsenlebens und des Pariser Gründerschwindels, wenn sich Zola nicht gerade an diesen Stellen bis zum Überdruß wiederholte und durch die farb- und geistlose Reportersprache bei jedem Leser, der nicht darauf ausgeht, seinen Sprachschatz durch den Börsenjargon zu bereichern, unsägliche Langeweile hervorriefe. Wir müssen daher dem französischen Kritiker der Revue des deux mondes Recht geben, wenn er sagt, er könne auch in diesem Roman Zolas weiter nichts finden, als le reportage et la pornographie.

Durch den Tod des idealistischen Oktave Feuillet, über dessen Stellung und Bedeutung die Grenzboten im vorigen Jahre eine Abhandlung brachten, ist ein Sitz in der Académie française frei geworden; der Streit über den Nachfolger hat schon begonnen, und man hat alles Ernstes Emile Zola zu dieser Auszeichnung vorgeschlagen. Die verständigen Geister scheinen jedoch andrer Meinung zu sein und hoffen, daß es Zola hierbei ebenso gehen werde wie dem naturalistischen Vielschreiber des vorigen Jahrhunderts Restif de la Bretonne, der beim Wahlgange nur eine Stimme erhielt, nämlich die seines Gegners.

# Rokokostudien

## 3. Das L'Hombre

Werthgeschätzter Gönner!

Sie können mir heute ein sonderbares Merkmal von Dero Gewogenheit blicken lassen, wenn ich dessen nicht ganz unwürdig bin. Ein Schälgen Kaffee und mein Lombertisch erwartet um fünf Uhr Dero Gegenwart in meinem Zimmer. Dero angenehmes Wesen und artiger Umgang macht Ihnen alle diejenigen verbindlich, die einmal mit Ihnen zu sprechen das Glück haben. Ich kann versichern, daß ich auch aus dieser Zahl bin und mir eine Ehre daraus machen werde, wenn Sie um bestimmte Zeit Ihren Zuspruch gönnen Dero ergebenstem

N. N.

Diese Form einer Einladung bietet Gottsched in seinen „Vernünftigen Tadlerinnen“ als Muster einfacher und gefälliger deutscher Schreibweise. Es kam ihm darauf an, zu zeigen, daß auch ohne die modische Verbrämung mit französischem Redezierat die Muttersprache des zierlichen Ausdruckes, wie ihn die wichtige Veranlassung erforderte, recht wohl fähig sei.

Der junge Sprachmeister, der sich eben erst vor den Fangarmen preußischer Werber aus Königsberg nach dem artigen und galanten Leipzig gerettet hatte, that mit dieser Stilprobe einen glücklichen Griff in das volle Gesellschaftsleben seiner Zeit und besonders der Stadt, die ihm die zweite Heimat werden, in der er die Tage höchsten Ruhmes, aber auch schnöder Vergessenheit durchkosten sollte. Das Verdienst, eine Aufforderung zum L'Hombre als Gegenstand sprachlicher Belehrung gewählt zu haben, muß ihm umso höher angerechnet werden, als er persönlich ein erklärter Gegner des Kartenspiels war. Er bezeichnete es einmal „als ein Überbleibsel von den ungereimten Einfällen der alten Gothen, Celten und Langobarden, dessen wir uns heute billig schämen sollten.“ Gleichwohl hat er sich überwunden und den Neigungen seiner Zeit Rechnung getragen. Der Spieltisch hatte nun einmal für das gesellige Leben des achtzehnten Jahrhunderts einen Zauber, an dessen Kraft der grillige Widerspruch des Einzelnen nicht zu rütteln vermochte. „Hunderttausend Eitelkeiten wählt die Welt zum Zeitvertreib,“ beginnt ein vielgesungenes Lied jener Tage. Unter diesen Eitelkeiten nahmen die Kartenblätter die erste Stelle ein.

Die ausgesprochene Spiellust und ihren Einfluß auf die gesellige Kultur der Zeit kann der nicht unbeachtet lassen, der dem Tagewerke des Rokoko seine Aufmerksamkeit zuwendet. Der jüngste Darsteller dieser Zeit, Alwin Schultz, hat in seinem Buche: „Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts“ dieser für die Frauenwelt so wichtigen Erscheinung entschieden zu geringes Gewicht beigelegt. „Weniger interessiren uns die Kartenspiele der Zeit,“ bemerkt er und widmet ihnen nur wenige Zeilen. Eine eingehendere Betrachtung wird zeigen, daß die Eigentümlichkeiten der Zeit auch in der Pflege des Spieles anschaulich hervortreten. Der Versuch, die Bedeutung der bunten Blätter für das Gesellschaftsleben des Rokoko ins Auge zu fassen, wird daher nicht als ein Raub an der Hoheit kulturgeschichtlicher Forschung erscheinen.

Zahlreiche Zeugnisse von begeisterten Verehrern, mehr noch die vergeblichen Angriffe mürrischer Gegner beweisen, daß die Kartenspiele unter den Alltagsbelustigungen der Zeit eine geradezu herrschende Stellung einnahmen. Ganz abgesehen von der umfangreichen rein technischen Litteratur, durch die die Wissenschaft des Spieles ihre Ausbildung fand, spiegelt sich auch in den verschiedenartigsten Äußerungen die Teilnahme, die man ihnen entgegenbrachte, die übertriebene Wichtigkeit, die man ihnen beilegte. Goethes Aussage darf hierbei ganz besonders in die Wagschale gelegt werden. Als er 1765 nach Leipzig kam, ließen sichs freundliche Gönnerinnen angelegen sein, mehrere ihrer Auffassung nach sehr auffällige Lücken der galanten Bildung ihres Schützlings auszufüllen. Besonders dringlich erschien es ihnen, ihn in die Geheimnisse der beliebtesten Kartenspiele einzuweihen. „Sie lehrten mich — erzählt der Dichter — Piquet und L'Hombre und was andere dergleichen Spiele sind, deren Kenntnis und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich gehalten wird.“ Ohne jemals ein vollkommener und leidenschaftlicher Spieler zu werden — er nahm nur den Spielsinn, nicht den Spielgeist für sich in Anspruch — hat sich Goethe von da an eine weite und milde Auffassung des Kartenspiels und seiner Bedeutung für das gesellige Leben bewahrt. Er geht sogar so weit, zu erklären, daß ohne Kartenspiel „eine gewisse allgemeine Geselligkeit“ gar nicht mehr denkbar sei.

Eine ganze Reihe von Kartenspielen war in der Rokokozeit dazu berufen, müßigen Stunden Flügel zu leihen und ein tändelndes Geschlecht über die Leere des Daseins hinwegzutäuschen. Ihre Zahl war groß genug, um den verschiedensten Neigungen gerecht zu werden.

Soll mich ein Kartenspiel ergötzen,
So ist es das Passarowitz.
Da pflegt es manche Lust zu setzen,
Da nehm ich willig Theil und Sitz.
Ich wüßte mir zum Zeitvertreiben
Kein besser Spielchen zu verschreiben

lautet das Bekenntnis des einen. Ein andrer flieht den größern geselligen Kreis und zieht es vor, sich in der Einsamkeit mit der Erkorenen an einem Spiele zu erfreuen, dessen Honneurs mit Küßchen eingelöst werden.

Komm, Kindchen, laß uns Rummel spielen,
Komm mit mir unter jenen Baum,
Wir finden dort im grünen Kühlen
Dazu den besten Platz und Raum.
Dort wollen wir zum Zeitvertreiben
Ein Stündchen bei einander bleiben.

Aber alle Spiele überragt an Herrlichkeit das „königliche" L'Hombre. Ohne Übertreibung konnte Zachariae von „des Lombers weitem Reiche" singen. Es ist das Modespiel des Jahrhunderts, in dessen Kultus die Spielfreude die vollste Befriedigung fand. Schon 1708 läßt der Verfasser der Vorrede zu dem Hamburger Spielbuche, das, immer von neuem aufgelegt, die Theorie des Spieles behandelte, niemand mehr als „galant passiren, der selbiges nicht wisse." In seinem Preise versuchen sich die witzigsten Geister der Zeit, die ernste Wissenschaft findet in ihm anziehenden Stoff zu scharfsinnigen Berechnungen. „Sein Reiz — heißt es 1788 in einer philosophischen Abhandlung über das L'Hombre — fesselt den Königssohn und die Prinzessin im vergoldeten Zimmer so sehr als den schmutzigen Schreiber mit der Feder hinter dem Ohre in der rauchigten Amtsstube in der Gesellschaft eines hungrigen Vikars auf dem Lande." Der Mittelpunkt, der Altar dieses Kultus, ist der vielgenannte Lombertisch, ein unentbehrliches Hausgerät, eine Heimstätte geschäftigen Müßigganges. „Ist ein kleiner niedriger und dreyeckigter meistentheils mit Tuch beschlagener und mit drei Beuteln versehener Tisch, worauf man Lomber zu spielen pflegt."

Der Name des L'Hombre (Hombre Mensch, Mann) weist nach dem fernen Süden. Spanien ist sein Heimatland. Mit großer Gründlichkeit, zugleich auch mit erfreulicher Kürze hat Gustav Schwetschke, ein feiner Kenner und begeisterter Verehrer des L'Hombre, die Schicksale des Spieles dargestellt. (Geschichte des L'Hombre. Halle, 1863.) Schon im fünfzehnten Jahrhundert sollen sich die Spanier an den Feinheiten des Spiels erfreut haben. Für die gesellschaftliche Kultur des Abendlandes wird es erst bedeutsam, als es den Weg über die Pyrenäen genommen und in Paris und Versailles Aufnahme gefunden hatte. Nach der wahrscheinlichsten Annahme brachte Maria Theresia, die Tochter Philipps IV., als Gattin Ludwigs XIV. ihrer neuen Heimat das L'Hombre als Morgengabe mit. Da das Spiel rasch Gönner und Gönnerinnen fand, machte sich bald das Bedürfnis eines Leitfadens, einer Kodifikation der Spielregeln geltend. In den siebziger Jahren erschien der erste L'Hombretraktat in Paris unter dem stolzen Titel: Le Royal Jeu de l'Hombre. Er ist der Ahnherr aller spätern L'Hombreschriften. Bezeichnend ist es, daß er

die Form eines Schreibens trägt, das an eine nach Kenntnis des Spiels gelustige Dame gerichtet ist. Die Neigung der Frauen also, die diesem Spiele den höchsten Glanz verleihen sollte, findet gleich beim Beginne der Litteratur ihren Ausdruck.

Es empfiehlt sich aus dieser Lehrschrift das hervorzuheben, was zum Verständnis litterarischer Schöpfungen nötig ist, die bei ihren Lesern die Kenntnis des Spieles zur Voraussetzung hatten. (Man denke an Popes The Rape of the Lock und an Zachariaes komische Heldengedichte.) Die Karte, mit der gespielt wird, ist die französische. Durch Weglegen der Achten, Neunen und Zehnen werden ihre zweiundfünfzig Blätter auf vierzig vermindert. Die Zahl der Spieler ist drei, jeder erhält neun Karten. Wer nicht Solo (Sans prendre) spielen will, kann von seinen Karten nach Belieben weglegen und von den übrig gebliebenen dreizehn sich andre nehmen. Die Namen der drei höchsten Trümpfe, die am häufigsten erwähnt werden, sind Espadille (Spadille), Manille und Basta. Der erste und der dritte Matador sind fest bestimmt: Espadille ist das Aß in Pique, Basta das Aß in Trèfle. Die Manille wechselt nach der Farbe des Spiels: es ist die Zwei in Carreau und Coeur, die Sieben in Pique und Trèfle. Der Spieler führt den Namen L'Hombre. Er muß, um sein Spiel zu gewinnen, fünf Stiche machen, nur vier, wenn es ihm gelingt, die Stiche seiner Gegner so zu teilen, daß der eine drei, der andre zwei erhält. Im Laufe der Zeit versuchen sich erfinderische Geister in Neugestaltungen des Spieles; die Zahl der Teilnehmer wird vermehrt, man spielt zu Vieren (Quadrille), auch zu Fünfen (Cinquille).

Die Spielweise am Hofe Ludwigs XIV. konnte die spanische Herkunft des Spieles nicht verleugnen. Es trägt hier noch den Charakter steifer Grandezza. Der Verfasser des Royal Jeu de L'Hombre hebt besonders hervor: Il y a des jeux où l'on badine et quelque fois de bonne grâce, mais il s'en faut bien garder à L'Hombre et la gravité y sied bien. Gerade diese Gravität, die die Grazien des Scherzes und der heitern Unterhaltung von dem Spieltische verscheuchte, stimmte zu der Steifheit und Langenweile, die besonders in der letzten Zeit des Roy Soleil wie ein Alp auf der Gesellschaft des französischen Hofes lastete. „Ein spil, wobey man lachen und reden kan, würde hir sehr veracht werden“ berichtet die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans in die Heimat. Das pfälzer Naturkind konnte sich in dem öden Glanze von Versailles nie recht eingewöhnen. Für ihr lebhaftes Unterhaltungsbedürfnis fand sie unter den Menschen des Hofes, deren Muße sich zwischen Theater und endlosem Spiele teilte, keine verwandte Seele. Das Spiel zog sie wenig an. Sie beschränkte sich auf die Rolle der Zuschauerin. Dabei erregte sie noch Anstoß bei Monsieur, ihrem grilligen Gemahl, der nach echtem Spieleraberglauben Unglück fürchtete, wenn sie bei ihm stand. In ihrer Vereinsamung fühlt sie Trost in dem Verkehr mit den Lieben ihrer Heimat. Ihnen schüttet

sie ihr Herz aus. Oft gedenkt sie des leidigen Spieles, in dessen Banne sie ihre Umgebung sieht. Fertigkeit im Spiel ist der Maßstab, nach dem hier Menschenwert gemessen wird. „Spielt er braff, heißt es von einem jungen Manne, so wird man merveille aus ihm machen, den das ist eine von den größten perfectionen itziger zeiten." Wer nicht spielt, muß sich ins Gesicht sagen lassen, daß er zu nichts nütze sei. Besonders häufige Erwähnung findet das L'Hombre. „L'ombre ist sehr à la mode hir, man spilt nichts als landsknecht und l'ombre hier im landt." Freilich erscheint es nicht in günstigem Lichte. Nie hat es die Herzogin ohne Zank spielen sehen. In Ehrenhändeln fand es sogar seine Fortsetzung. Daß aber auch die Schreiberin sich nicht entschließen kann, das Spiel als gemütliche Unterhaltung anzusehen, lehrt eine sehr offne Äußerung: „Was vor einen spaß kan der Duc de Schomberg haben, mit seinen eignen kindern lombre zu spielen? Das ist, als wen man mit der rechten hand gegen der linken spielt, blutlangweilig."

Im achtzehnten Jahrhundert wendete sich die Gunst der französischen Gesellschaft von dem L'Hombre allmählich ab. Was es dort an Ansehen verlor, gewann es in Deutschland doppelt wieder. Nachdem es hier gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wie andre französische Moden Eingang gefunden hatte, entfaltete das Spiel erst alle die Reize, die es zum erklärten Lieblinge des Rokoko machten. Das freiere gesellschaftliche Leben nahm ihm das Gepräge vornehmer, wortkarger Steifheit und drückte ihm den Stempel der Anmut und Zierlichkeit auf. Bald gilt es als „eines der sinnreichsten und lustigsten Kartenspiele." Im Jahre 1695 erschien in Halle die Übersetzung des französischen L'Hombretraktates und machte vielen Lernlustigen die Herrlichkeit des Spieles zugänglich. Daß gerade in Halle die Übersetzung des französischen Lehrbuches erschien, ist wohl nicht zufällig. In den Kreisen der akademischen Lehrer und Hörer erwarb sich das Spiel schnell warme Freunde. Auch Thomasius, der Freund weltmännischer Bildung, war ihm hold gesinnt. Aber die Durchbildung des L'Hombre zur gefälligen und artigen Kunst darf schwerlich auf die Rechnung der Hallischen Studenten gesetzt werden. Ihre Umgangsformen standen wie die der Jenaer nicht im besten Rufe. Auf sie wird die Schilderung passen, die der Hirschberger Konrektor Stoppe, der unermüdliche Sänger des Tabaks und des Kaffees, von den L'Hombrestudien des freien Burschen entworfen hat:

Man findet zwar auch bei Studenten zuweilen Arbeit, Müh und Fleiß.
Da lernen sie im Lomberkärtgen, daß ihren Eltern selbst der Schweiß
Deßwegen zu entgehen pflegt: denn wenn die Söhne sich erhitzen
Und mancher heißes Wasser schwitzt, da muß der Vater Thaler schwitzen.

Der hier von Stoppes kongenialer Muse besungene Eifer der akademischen Jugend zeugt zwar von der Beliebtheit, deren sich das Spiel auch in der Studentenkneipe erfreute; aber als besonders charakteristisch für die Zeit kann

es nicht betrachtet werden. Erst dadurch, daß die L'Hombrekarte in zierlichen Frauenhänden allgemeines Ansehen erlangte und sich lange Zeit hindurch bewahrte, erhält das Spiel für das gesellige Leben der Rokokowelt seinen Zauber. Seine Kenntnis wird bald zu den unerläßlichen Forderungen weiblicher galanter Bildung in den tonangebenden Kreisen des Adels und des Bürgertums gerechnet. Daß unter diesen meist frühzeitig betriebenen L'Hombrestudien die Ausbildung häuslicher Tugend vielfach zu kurz kam, ist eine oft wiederkehrende Klage. „An die Kunst, hauszuhalten — heißt es einmal bei Gottsched — war ohnedem bei solchen Kindern nicht zu denken, die bei einer Tasse Kaffee, einem Spiegel und der Lomberkarte erzogen waren." Die durch die Kunst des L'Hombre erst in den Vollbesitz modischer Bildung gelangten Dämchen glaubten mit Geringschätzung auf alle die hinabblicken zu können, die in einem ihrer Auffassung nach simpeln Tagewerk ohne galantes Spiel ein glanz- und reizloses Dasein führten. Wie rümpfte man das Näschen über die vom Schimmer der Galanterie nicht verklärten einfachen schlesischen Mädchen. Man hielt sich über ihren Gesang auf, man spottete über ihren Mangel an Grazie beim Tanzen, man lachte darüber, daß sie feuerrot würden, „wenn sie ein Mäulgen gäben," das vernichtendste Urteil glaubte man aber über sie zu sprechen, wenn man ihnen vorwarf:

Sie würden sans profit das L'ombre-Tischgen drücken.

Ihr Landsmann Stoppe nahm sich der Verlästerten ritterlich an. Zur Freude gewiß mancher tüchtigen Mutter rief er den dünkelhaften Zierpüppchen zu:

O lernt ein Mädgen erst genaue Wirthschaft treiben,
So läßt sie von sich selbst die eitlen Possen bleiben.
Denn Wirthschaft überwiegt Basset und L'ombre-Spiel,
Wenn man auf einen Satz auch zehnmal Solo machte.

Doch durch solche banausische Bedenken ließen sich höherstrebende Geister nicht schrecken. Die L'Hombrekarten erwiesen sich bei den geselligen Zusammenkünften der Frauen schnell als unentbehrlich. Daß muntere Reden die Arbeit begleiteten, versteht sich von selbst. Gerade in der Zeit, wo der Trank der Levante als neues Kulturelement seine erregende und geselligende Macht auf Männer und Frauen ausübte, erhielten diese traulichen Zusammenkünfte erhöhten Reiz. Wie sich bei den Männern „Knaster, Pfeifen und Fidibus" gern zum Mokka gesellen, so erscheint bei den Frauen die Verbindung der Kaffeekanne und der L'Hombrekarte als ganz natürlich. Die in Amaranthes Frauenzimmerlexikon (1715) aufgestellte Definition des Kaffeekränzchens hebt diese beiden Seiten scharf hervor: „Eine tägliche oder wöchentliche Zusammenkunft und Versammlung einiger vertrauter Frauenzimmer, welche nach der Reihe herumgeht, worbey sie sich mit Caffe trinken und L'ombre-Spiel divertiren und ergötzen."

Hatte die Vereinigung die Form des Dreibundes, so war die ursprüngliche Spielweise des L'Hombre von selbst geboten. Für weitere Zusammensetzungen treten dann die Quadrille und Cinquille ein, sodaß allen die Beteiligung ermöglicht war.

Einen Kreis spiellustiger Frauen führt Picanders Schauspiel „Der akademische Schlendrian" (1726) anschaulich vor. Ein junges Mädchen, eine überbürdete „höhere Tochter" des Rokoko, berichtet über ihre Morgenbeschäftigung. Von acht bis neun Uhr hat sie beim französischen Sprachmeister den ersten französischen Brief schreiben lernen, von neun bis zehn Uhr hat sie am Klavier gesessen und eine neue Arie eingeübt, die in ihr „Arien-Buch" geschrieben werden soll. Von zehn bis elf Uhr ist sie in die Schönheiten der deutschen Poesie eingeführt worden. Mit einer Tanzstunde hat der Vormittagsunterricht sein Ende erreicht. „Hernach, so fährt sie fort, haben wir gegessen und nach Tische habe ich mit der Mama Rommel-Piquet gespielt. Jetzund hat sie sich ein bißgen niedergelegt und hält Mittagsruhe." Auf die Frage, ob Mama am Nachmittage nicht „besuchen fahren" werde, erwidert sie: „Ja! die Frau Wohlgemuthin hat sie in den Garten bitten lassen; der Strick-Strumpf liegt schon fertig. Sie wird aber wohl nicht viel machen können, denn ich hörte bey der Einladung von Cinquille reden."

Für diese Spiellust der Frauen war auch ein besondrer Posten in den Haushaltplan eingestellt, das Spielgeld, dessen oft gedacht wird. Es ist das den Frauen zu freier Verfügung überlassene Taschengeld. Nach Stand und Denkweise des Ehemannes ist es sehr verschieden bemessen. Aus der Jahresrechnung eines Hamburger Geldprotzen bringt der „Hamburger Patriot" einmal folgende Auszüge:

| | |
|---|---|
| Noch ihm [dem Sohne] zu seinem Plaisir, wenn er in Compagnie gehet und l'ombre spielt . . . | 100 M. |
| Im l'Ombre verspielt . . . . . . . . . . . . . | 450 „ |
| Den 8. September meiner Frau Spielgeld gegeben . | 350 „ |

Ein so beneidenswertes Los wurde aber nur wenigen Frauen zu teil. In den „Vernünftigen Tadlerinnen" klagt eine junge Frau in einem beweglichen Schreiben über den Geiz ihres Ehemannes. Sie erhalte von dem tyrannischen Filz nur 10 Rthl. Spielgeld im Monat; mit einer solchen Bagatelle könne sie doch unmöglich auskommen. In den sechs Wochen ihres Ehefrühlings habe sie schon 5 Rthl. zusetzen müssen. Obwohl das Spielgeld nicht immer dem Zwecke geopfert wurde, auf den sein Name deutet, so wurde es doch von der Modedame mit Vorliebe in den Dienst des L'Hombrekultus gestellt. „Ein unglücklicher Nachmittag am Lombertische bringt die liebenswürdigste Hand um alles Spielgeld," heißt es in einer „Strohkranzrede" Gellerts. „Die Vernünftigen Tadlerinnen" und Gellert deuten auf Leipzig; natürlich zielen ihre Bemerkungen auf ihre liebenswürdigen Mitbürgerinnen. Auch als eifrige

Spielerinnen rechtfertigten die Leipziger Schönen den Weltruf ihrer Artigkeit. „Kömmt es zum Spielen, mein Gott, was ist das wieder für eine Arbeit! Kein Mensch sollte denken, daß diese Verrichtung eine Zeitkürzung sei: nein, unsere Leipzigerinnen treiben es so weit, als wenn sie ihr Brod damit verdienen wollten." Ein Teil folgte dabei der Mode, die Kenntnis und Pflege des Spiels nun einmal gebieterisch verlangte, andre verschrieben sich dem Spiele aus wahrer Herzenslust mit Leib und Seele. Solche lomberfreundliche Schwärmerinnen zieht Philander von der Linde in seiner Satire „Wider die weiblichen Mängel" durch die Hechel:

So geht kein Abend hin,
Sie wandert denn einmal zu ihrer Nachbarin.
Da liegen jeder Zeit die Karten auf dem Tische
Wohl hundertmal gemengt, die Marken und die Fische
Sind richtig abgezählt, man zieht drei Blätter raus
Und theilet gleich darauf die Stellen richtig aus.
Allein wie klaget man, wenn mit vier Matadoren
Und noch drei Königen*) das Solo geht verloren.
Das heißt ein Unglück, dergleichen wohl gewiß
Nicht einem widerfährt in zwanzig Seculis.

Aber so angenehm auch das L'Hombrespiel in dem Alltagsleben der Frauen die Stunden der bei vielen sehr reichlich bemessenen Muße ausfüllte, so mußte es doch den Stempel der Einseitigkeit tragen. Erst durch das Zusammenspiel von Damen und Kavalieren erhielt es die höchste Weihe. Während sich heute der Kartenkultus in der Hauptsache auf die Männerwelt beschränkt und hier dem Moloch des Biertisches und der Vereinsmeierei seine Opfer bringt, bildete er in der Rokokozeit den natürlichen Berührungspunkt in dem Verkehr beider Geschlechter. Vielen, die dem Spiele selbst keinen großen Geschmack abgewinnen konnten, boten die gesellschaftlichen Vorteile, die es seinen Jüngern versprach, den Antrieb, es zu lernen. Manchen, den die bunten Blätter gleichgiltig ließen, fesselte der Zauber weiblicher Anmut an den Spieltisch.

Bin ichs noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst,
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?

fragt sich Goethe verwundert in dem Liede „An Belinde." Die galanten Beziehungen, die sich an dem L'Hombretische so bequem knüpften, gaben zu

*) Zum Verständnis dieser Stelle diene die Bemerkung des Royal Jeu de L'Hombre (bei Schwetschke S. 104): Il est à remarquer que si les As rouges sont de la Triomphe, ils sont au dessus des Rois, et que s'ils n'en sont point, ils sont au dessous des Valets. Ainsi, Madame, vous voyez que les honneurs de ce monde dependent bien fort du hazard et de la fortune.

läppischen Ausartungen Anlaß, die mit der Würde des Spiels nicht vereinbar waren und mit Recht gerügt wurden. „Der verliebte Amyntas, so äußern sich die „Vernünftigen Tadlerinnen“ entrüstet, spielt mit seiner Amaryllis. Er wirft die besten Trümpfe weg, die er in den Händen hat, er handelt wider alle Regeln des Spiels, nur damit seine Gebieterin das Vergnügen haben möge, sein Geld zu gewinnen. Seine Thorheit ist offenbar, ihre hingegen kann auch leicht entdeckt werden. Amaryllis muß sehr einfältig sein, wenn sie sich in einem Spiel ergetzen kann, da ihr Gegenpart muthwillig blind ist.“

Bei größern geselligen Vereinigungen, den Compagnien oder Assembleen, scharte sich ein großer Teil der Geladenen um die Spieltische, deren verschiedenartige Besetzung das Aussehen der bunten Gesellschaft bestimmte. Da die strenge Form des L'Hombre nur drei Spieler kannte, so ergaben sich von selbst zwei Möglichkeiten: entweder spielte eine Dame mit zwei Herren oder ein Herr mit zwei Damen. Die erste Verbindung hatte als Doppelgalanteriespiel besondern Reiz. In dieser Besetzung erscheint der L'Hombretisch in Popes „Lockenraub.“ Im dritten Gesange widmet der Dichter eine Reihe geschmeidiger Verse der Schilderung eines Solo in Pique, das Belinde, die Heldin des Liedes, gegen zwei Lords siegreich durchführt. Die Verteilung der Karten in den Händen der Spieler läßt sich deutlich erkennen. Das Natürlichste war, daß zwei Paare an dem Spieltische zusammenkamen. Dies macht die große Beliebtheit erklärlich, deren sich das L'Hombre zu Vieren, die Quadrille, erfreute.

Bei der Bedeutung des Spiels in dem Rahmen der Gesellschaftsfreuden des Rokoko mußte die im Eifer des Spiels leicht gefährdete Wahrung artiger Formen ein besonders erfreuliches Merkmal des vollkommenen Gesellschaftsmenschen bilden. Der gute Ton am Spieltisch erscheint daher als ein wichtiges Kapitel in den der Beförderung galanten Benehmens gewidmeten Lehrbüchern der Zeit. Joh. Chr. Barths Galante Ethica giebt eine Reihe von Winken, die zum Teil auch heute noch sehr beherzigenswert sind. „Wer sich in Assemblée begeben will, heißt es hier, muß entweder eine galante Geschicklichkeit im Tantzen oder einen reichen Beutel im Spielen zeigen; besitzet er beydes, desto besser, vermag er aber von beyden nichts, so will ich lieber rathen, daß er davon bleibe und einen andern, der es besser kann, dran lasse.“ Für viele war die Aussicht, durch Geschicklichkeit im Spiel sich den Weg zur Gunst eines Patrons oder einer Patronin zu bahnen, ein mächtiger Sporn. Bei der Schilderung des ehrgeizigen Studenten, des Strebers, der sich zum weltmännischen Mustermenschen ausbilden will, hebt Thomasius diesen Zug besonders hervor. „Dem Spielen ist er nicht sehr ergeben, wiewohl er alle Spiele leicht begreift, auch fast alle Spiele kann, damit er sich bei großen Herren oder Frauen dadurch in Ansehen bringe.“

Als oberstes Spielgesetz stellt Barth die Forderung auf: „Wer spielen will, muß nicht passioniret seyn, und dies ist die Hauptregel.“ Mißmut

bei widrigem Geschick zu zeigen oder sich gar zu Zank und Streit verleiten zu lassen, ist des feinen Mannes unwürdig. „Wer so geartet ist, spiele lieber gar nicht, man muß im Gewinnen und Verlieren eine modeste Bezeigung blicken lassen.“ Für Komplimente, mit denen man eine Einladung annimmt, werden Musterbeispiele aufgestellt. Besonders bemerkenswert und gewiß manchem heutigen Spieler aus der Seele geschrieben sind des Verfassers Äußerungen über das unerquickliche Raisonniren nach dem Spiele. Es sind damit die überflüssigen Betrachtungen gemeint, die nach dem heutigen Sprachgebrauche als „Leichenpredigten“ ein gefürchtetes Schrecknis des Spieltischs bilden. „Das Raisonniren, welches sich einige angewöhnt haben, wenn ein Spiel vorbey ist, will mir auch nicht gefallen: denn bisweilen kan es mancher als eine Reprimande aufnehmen und sich darüber moquiren: Wenn die Herren vom Rathhause kommen sind sie am klügsten. Aber vorher weiß es keiner besser als der andere. Ja! fängt etwa einer an, wenn Monsieur Lebel hätte Schellen gegeben und Herr Riepel hätte gestochen, so möchte ich es wohl gewonnen haben. Ja freilich! Si nisi non esset, multa essent. Und also kan nicht sehn, zu was das Raisonniren helfe, denn es kömmt meistentheils auf ein wenn an. Kurtz wer spielen will, spiele mit den Händen, nicht mit dem Maule, so ist aller Streit gehoben.“ Im Spiel mit Höhergestellten hat man sich möglichster Liebenswürdigkeit zu befleißigen. „Wir müssen uns überall bemühen — so lautet der auch für Spieler sehr nützliche Grundsatz dieses Komplimentirjahrhunderts —, vornehmen Leuten eine Flatterie zu machen, sintemal uns solches in beliebte Grâce setzet.“ Absichtlich so zu spielen, daß man verliert, gilt auch dem galanten Ethiker als verkehrt und lächerlich. Andauerndes Spielunglück trägt man mit Würde; wird es zu toll, so ist es gestattet, sich mit höflicher Bezeigung vom Spieltische zu empfehlen. Hat man wenigstens den Trost, eine Dame durch seinen Verlust glücklich gemacht zu haben, so kann man mit folgendem Kompliment den ehrenvollen Rückzug antreten. „Weil denn Mademoiselle Geschicklichkeit im Spielen so groß, daß ich mich billig nicht hätte unterstehen sollen, mit Ihnen anzubinden, Als sage vor so hohe genossene Ehre in verbundenstem Gehorsam unterthänigen Dank und recommandire mich zu geneigtesten Andenken.“

Indem so das L'Hombrespiel zur Schule der Selbstbeherrschung wurde, hatte es den Höhepunkt gesellschaftlicher Vollkommenheit erreicht. Seine Herrlichkeit ist denn auch bis in unsre Tage herein in Ansehn geblieben, ehe die Massenverbreitung des Skates, in dessen Zeichen unser Zeitalter steht, ihm den Todesstoß versetzte. Eins hat sich aber schon im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts geändert: das Spiel hörte allmählich auf, die große Angelegenheit weiblicher Herzen zu bilden. Damit verliert es aber für die historische Betrachtung, die gerade darin ein charakteristisches Merkmal der Rokokokultur erblicken mußte, den Reiz. Mochte es auch in den Kreisen der

Männer noch die eifrigsten Verehrer finden und manches neue Reis treiben, die Zeit seines höchsten Glanzes war doch vorüber. Die Liebe zum L'Hombre, deren Kraft, wie Pope*) singen konnte, bei den in luftige Geister verwandelten Schönen den Tod überdauerte, wird langsam kühler. Andre und tiefere Neigungen nehmen ihm in den Herzen der Frauen seine begünstigte Stellung, mehr und mehr schwindet sein Einfluß auf das gesellige Leben. Es ist ein erfreuliches Zeichen. Das Leben der Frauen wird reicher, die gesuchte Zierlichkeit macht der Natürlichkeit und Empfindsamkeit Platz. Die erwachende Dichtung findet in den Seelen einen mächtigen Wiederhall. Man begeistert sich für Tugend und Unschuld, schwärmt für Pamela und Klarissa, Klopstocks Oden locken Thränen ins Auge, und an die Stelle tändelnder Gesänge treten

empfundene Lieder von Stolberg,
Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jakobi.

Damit war auch der Zauber des L'Hombre für die weiblichen Gemüter gebrochen.

## Litteratur

**Unterricht im Christentum.** Von Professor Lic. theol. W. Bornemann, geistlichem Inspektor am Kloster U. L. Fr. zu Magdeburg. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1891

Der Verfasser hat sein Werk „in Dankbarkeit und Treue" seinem Lehrer Ad. Harnack in Berlin gewidmet und zeigt hierdurch und durch den Inhalt des Buches selbst, daß er zu Albrecht Ritschls Anhängern gehört, ohne gerade in allem des Meisters Anschauungen zu teilen. Das Werk ist zunächst für Religionslehrer an höhern Schulen, besonders für den Kursus in der Prima bestimmt und kann auch nach des Verfassers Meinung den Primanern in die Hand gegeben werden. Das letztere wird sich wohl selten empfehlen; es ist dafür zu schwer, selbst wenn man sich vorbehält, eine Auswahl zu treffen. Dagegen werden unter den suchenden Laien manche sein, die sich mit großem Nutzen durch das eigentümliche Buch durcharbeiten. Denn es behandelt in der That den biblischen Stoff mit steter Beziehung

*) The Rape of the Lock, Canto I:

Think not, when woman's transient breath is fled;
That all her vanities at once are dead:
Succeeding vanities she still regards,
And though she plays no more, o'erlooks the cards.
Her joy in gilded chariots, when alive,
And love of ombre, after death survive.

auf das Leben durch ein Eingehen auf die gegenwärtig brennenden religiösen und sittlichen Fragen, auch in Bezug auf die eigentümlich katholischen Lehren. Alles dies mit außerordentlich starker Hervorhebung des Lebens des historischen Christus, soweit seine Erkennbarkeit reicht, und der einfachsten symbolischen Äußerungen in Luthers Katechismen und in der Augustana. Besonders wertvoll wird es für manche sein, daß gewisse Lehren, die jetzt kirchlich allgemein aufgestellt werden, wie die Lehre von der Erbsünde, als ohne wirkliche Grundlage in der heiligen Schrift angenommen erscheinen. Wollte man aber aus solchen und ähnlichen Abminderungen auf ein Nachlassen in den wesentlichen Stücken des christlichen Glaubens schließen, so würde man sich sehr irren. Die Abweisung der mit der Theologie oft verquickten philosophischen Systeme ist der Ritschlschen Theologie eigen. Wenn diese Abweisung anderswo nicht immer verhütet hat, daß sich eine neugemachte Philosophie statt der alten eindrängen konnte, so ist in dem vorliegenden Buche Ernst damit gemacht, eine ganze Reihe von Fragen, die man früher für lösbar hielt, einfach zurückzuweisen. So lesen wir im § 68 mit großer Zustimmung, wie viel wir überhaupt nicht wissen, und wie albern die Meinung ist, die man nicht bloß bei Laien findet, daß der Glaube anfange, wo das Wissen aufhöre. Ganz richtig wird die Sache auch hier nicht dargestellt, aber es ist doch wie eine Befreiung, wenn man hört, daß wir (nach S. 281 u. f.) weder innerhalb noch außerhalb der Theologie eine Meinung und Bekenntnis zu haben brauchen über eine große Reihe von Aufgaben, die in naiver, kritikloser Zeit für lösbar oder durch Offenbarung gelöst erschienen sind. „Man sieht, für den Christen ist die geschichtliche Person Jesu Christi und sein offenbares, geschichtliches Wirken der entscheidende feste Punkt in der ganzen Welt und Weltgeschichte. Unser christlicher Glaube ist die persönliche Überzeugung, die wir aus dem Eindrucke der Person und des Wirkens Jesu Christi gewonnen haben." Dafür steht das ganze Buch ein.

Ostafrikanische Gletscherfahrten. Forschungsreisen im Kilimandscharo-Gebiet. Von Dr. Hans Meyer. Mit 3 Karten, 20 Tafeln in Heliogravüre und Lichtdruck und 19 Textbildern. Leipzig, Duncker & Humblot, 1890.

Das Gebiet, das in diesem schön ausgestatteten Buche geschildert wird, ist sehr klein, wenn wir es mit den in berühmten Reisebeschreibungen dieses Jahres durchmessenen weiten Räumen vergleichen. Der Kilimandscharo steht im Mittelpunkt; die Reise vom Meer zu dem Berge und zurück, ein Ausflug in das südlich von der stolzen Vulkangruppe gelegene Gebirgsland von Uguëno, die erste Besteigung des Kibo-Gipfels bilden den Hauptgegenstand der Darstellung. Ein zusammenfassendes Kapitel zur Geographie des Kilimandscharo bespricht übersichtlich die Natur- und Kulturverhältnisse des Gebietes, vom geologischen Bau und den Gletschern bis zur Kulturfähigkeit, zum politischen Wert und zu den politischen Grenzen nach dem deutsch-englischen Abkommen. Dann folgen vorläufige Mitteilungen über die wissenschaftlichen Sammlungen und sehr wertvolle kleine Abhandlungen über die Höhenberechnung, das kartographische Material und die Kilimandscharo-Litteratur. Die vortrefflich ausgeführten Karten Dr. Hassensteins und die meist vortrefflichen Bilder Comptons, auch einige gelungene Photographien ergänzen den Text in willkommener Weise. Das Ganze ist eine schöne, gediegene Leistung, die nichts von der Hast verrät, deren Spuren heute fast jede große Reisebeschreibung entstellen. Auf drei Reisen, in den Jahren 1887—1889 ausgeführt, hat Dr. Hans Meyer das Material zu dem vorliegenden Buche gesammelt. Seine Anschauungen von ostafrikanischer Natur und ostafrikanischen Völkern sind also mehr

als das Ergebnis augenblicklicher Eindrücke. Besonders über seinen Naturschilderungen liegt ein Hauch des Vertrautseins, der Sicherheit; sie sind groß in der Auffassung und von liebevoller Feinheit in der Durchführung und gehören entschieden zu den besten ihrer Art in der ganzen afrikanischen Reiselitteratur. Ausgeführte Hochgebirgsbilder aus dem tropischen Afrika hat uns erst Dr. Hans Meyer gezeichnet, in diesem Buche lernen wir afrikanische Gletscher und Firnfelder zum erstenmale kennen, überhaupt ist ja dieses verweilende, sich vertiefende Schildern der Hochgebirgsregionen und -erscheinungen wesentlich neu; wir gestehen aber, daß uns die Steppenbilder nicht minder angesprochen haben, wiewohl sie oft gezeichnete Szenen vorführen. Sie sind, wie man von gemalten Landschaften sagen würde, „gut gemacht." Der Verfasser versteht die Kunst der Schilderung und schreibt einen Stil, um den ihn mancher Schriftsteller von Fach beneiden könnte. Er versteht es, seine Persönlichkeit hineinzulegen, ohne sie aufzudrängen, und es erhöht den Eindruck einer Reisebeschreibung, wenn es gelingt, uns ein persönliches Interesse für den Verfasser einzuflößen, da wir ihn dann um so lieber begleiten, seine Leiden und Freuden um so inniger teilen. Etwas anders wird wohl die Stellung mancher Leser zu den Urteilen über Kultur- und politischen Wert Deutschafrikas ausfallen, wie sie besonders im neunten Kapitel ausgesprochen werden. Es wird ihnen vielleicht scheinen, als ob die Grenze zwischen Vorzugsgebieten und hoffnungslosen, weil dürren und öden Gebieten zu scharf gezogen werde, und es liegt die Erwägung nahe, ob ein in der Summe so pessimistisches Urteil in einem Augenblick berechtigt sei, wo die Kultur die ersten Anstrengungen gemacht hat, um die Hilfsquellen jener Länder auszunutzen. Man wird an die Zeit erinnert, die in Inneraustralien eine einzige große Wüste sah, weil sie die allerdings großartigen Wirkungen der Brunnenbohrung und der Wasseransammlungen in künstlichen Seen nicht voraussehen konnte. Bekanntlich sind ja diese Urteile Dr. Hans Meyers sehr bald auf der Tribüne des Reichstages von leichtfertigen Gegnern unsrer Kolonialpolitik im Sinne der Entmutigung verwertet worden. So hat sie der Verfasser natürlich nicht gemeint, dafür bürgt uns der ganze Ton seines Buches. Ihn trieb eine Leidenschaft, die Wahrheit zu sagen, wo so viel Schönfärberei getrieben worden war. Aber diese Wahrheit sollte, um Mißverständnisse zu verhüten, als die Wahrheit für den Augenblick, nicht für alle Zukunft ausgesprochen werden; denn niemand zweifelt, daß der Wert, den Ostafrika für uns zu gewinnen hat, einstweilen mehr in der That- und Opferwilligkeit der Deutschen als in den dortigen Naturverhältnissen liegt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Feldmarschall Graf Moltke

Am 26. Oktober des vorigen Jahres hallte ganz Deutschland wieder von Festfreude, um den neunzigsten Geburtstag des greisen Helden zu feiern, der, mit dem Jahrhundert geboren, den größten politischen Ereignissen des Jahrhunderts den Stempel seines Geistes aufgeprägt hatte. Wir hatten uns gewöhnt, ihn als einen von denen anzusehen, die stärker sind als die Zeit. Denn ungebeugt schritt er einher, klaren Geistes, ungetrübt in seinem Erkennen, ungeschwächt in seiner Willenskraft, ein Zeuge der Vergangenheit, und doch ein Teil der lebendigen Gegenwart, deren Freud und Leid, deren Sorgen und Rätsel seiner Seele stets gegenwärtig waren. Mit der ruhigen Weisheit des Alters über den Parteien stehend, brachte er dem Wirklichen, woher es sich auch immer ans Licht drängte, Verständnis entgegen, als unvergleichlicher Rechner wußte er alles mit in Anschlag zu bringen, wenn es galt, die letzten Schlüsse zu ziehen, den Blick stets auf das Ganze gerichtet, lebte er vor allem uns, dem deutschen Volke, dem Ansehen und der Herrlichkeit des deutschen Reiches und — ein Royalist vom Scheitel bis zur Sohle — dem Ruhme und der Ehre seines Königs.

Und nun klingen die Totenglocken, halbmast flattern die Fahnen, der große Todesgedanke, der je länger je mehr an ihn herantrat, ist von ihm ausgedacht worden: ohne Kampf, schmerzlos und widerstandslos hat er sich dem übermächtigen Gegner ergeben, die erste und letzte Kapitulation des nie besiegten Kriegers.

Welch ein Mann, und welch ein Leben! Die ersten starken Eindrücke drangen auf den sechsjährigen Knaben ein, als sich an jenem 6. November 1806 die letzten Trümmer des preußischen Heeres in den Straßen von Lübeck noch einmal wie angeschossene Eber den Truppen des Soultschen Korps entgegen warfen; als die Blücher, York, Witzleben die am Boden liegende deutsche

Waffenehre noch einmal hell erstrahlen ließen, und dann jenes Dunkel eintrat, worin der deutsche Name, wie es schien, erlöschen sollte für immer! Im Hause seiner Eltern lernte der Knabe den plündernden Landesfeind kennen, im Herzen Deutschlands die Franzosen, denen er ihre Schuld nachtrug in treuem Gedächtnis, um einst die Rechnung zu tilgen im Königsschloß zu Versailles und im Weichbilde von Paris. Aber bis dahin welche Spanne Zeit, welche trüben und hoffnungsarmen Jahre! Auf dänischem Boden, in Kopenhagen, erhielt Moltke seine erste Ausbildung, als dänischer Offizier erwarb er sich die Selbständigkeit, und erst 1822 ist er unser geworden, ein unbedeutender Sekondeleutnant in Frankfurt an der Oder. Fünf Jahre darauf wurde er Premierleutnant, erst 1835 Hauptmann, und erst von dieser Zeit an beginnt er sich hervorzuringen aus der Menge der Gleichgestellten, alle überragend an Fleiß, an eiserner Zähigkeit, an Tiefe und Gründlichkeit des Urteils. Stammt doch von ihm das bescheidene und doch so selbstbewußte Wort: „Das Genie ist der Fleiß."

Dann folgten seine Lehrjahre im Orient, von denen er selbst in unübertrefflicher Weise Rechenschaft gegeben hat. Als er 1839 nach Deutschland zurückkehrte, blickte man bereits auf ihn als auf einen der Besten des preußischen Heeres. Ein echter Soldat, nahm er an den Erschütterungen des Jahres 1848 keinerlei Anteil: er arbeitete an sich und an der preußischen Armee weiter, still und gewissenhaft, zufrieden, wenn er seine Pflicht erfüllte, keineswegs bestrebt, sich bemerkbar zu machen. Sein Beruf führte ihn in die unmittelbare Nähe unsers Herrscherhauses: mit dem Prinzen Heinrich, dessen Adjutant er war, hat er Rom kennen gelernt, 1855 wurde er persönlicher Adjutant des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, der als zweiter die deutsche Kaiserkrone tragen sollte, und mit ihm hat er London, Paris, Italien, ein Stück Rußland bereist, überall beobachtend, lernend, sichtend. 1857 endlich, als König Wilhelm die Regentschaft antrat, erhob ihn dieser zu seinem Generalstabschef, und fortan hat er ihm zur Seite gestanden, ein allzeit treuer Freund und Berater, ein allzeit ergebener Diener, ein unvergleichliches Werkzeug in den Tagen der Entscheidung, wo Kaiser Wilhelm, Bismarck und er das deutsche Reich schmiedeten, in harter Zeit, in Kampf und Sieg. Es hieße die Geschichte der großen Jahre 1864 bis 1871 erzählen, wollten wir auch nur flüchtig skizziren, was Moltke in jenen Jahren gethan und durchlebt hat. Wer es nicht weiß, verdient es nicht zu wissen — untrennbar verwoben ist sein Name mit den größten Erinnerungen unsers Volkes, das sein nicht vergessen wird, so lange es eine geschichtliche Erinnerung giebt. Noch volle achtzehn Jahre nach Sedan konnte er die ungeheure Arbeitslast tragen, die einem Chef des Generalstabes der Armee zufällt, und wenn er sich nach den schweren Schlägen des Jahres 1888 auf ein engeres Arbeitsfeld zurückzog, gearbeitet hat er bis zuletzt, denn leben hieß ihm arbeiten.

# Die Wirkungen der Mac Kinley-Bill in Amerika

Die Bestürzung und Aufregung, die sich der mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas handeltreibenden Geschäftswelt am Ende des vorigen Jahres beim Erscheinen der Mac Kinley-Bill bemächtigte, hat bei uns in Deutschland allmählich einer ruhigen Erwägung Platz gemacht. Die schlimmen Befürchtungen haben sich glücklicherweise nicht in dem Maße erfüllt, wie man anfänglich dachte. Nur wenige Fabriken, deren Markt die Vereinigten Staaten ausschließlich waren, haben schwer gelitten. Aber die Folgen dieses Gesetzes sind noch keineswegs zu Ende und werden wahrscheinlich noch lange Jahre die Staatsmänner und Parlamente beschäftigen. Eine der Folgen des Gesetzes sind die zollpolitischen Verhandlungen, die augenblicklich noch mit Österreich-Ungarn schweben. Für die Fürsorge, den Erzeugnissen deutschen Gewerbfleißes einen neuen Markt zu sichern, gebührt unserm Reichskanzler aller Dank, wie dies ja in Nr. 7 der Grenzboten von sachkundiger Feder bereits ausgeführt worden ist. Auch der deutsche Kaufmann beginnt schon eine reiche Thätigkeit zu entfalten, um neue Absatzgebiete an Stelle des verlornen oder doch in einiger Zeit verlorengehenden nordamerikanischen Marktes zu gewinnen, und zwar wendet sich jetzt zu unsrer großen Freude der kaufmännische Unternehmungsgeist unsern Kolonien zu.

Aber nicht nur auf Deutschland und Europa hat die Erhöhung der nordamerikanischen Zölle ungünstig gewirkt, sie hat auch viele Staaten Amerikas, ja selbst den Westen und die Binnenländer der Union aufs empfindlichste getroffen.

In Deutschland pflegt man in dem Gesetze nur eine handelspolitische Maßregel zu sehen, die ihren Ursprung der heißspornig schutzzöllnerischen Richtung verdanke. Das ist aber keineswegs allein der Fall, vielmehr wurde das Gesetz durch politische Gründe veranlaßt, und zwar verdankt es seinen Ursprung der großamerikanischen Idee, die den Staatssekretär des Auswärtigen in Washington, Mr. Blaine, ganz und gar beherrscht.

Im vorigen Jahre lud der Staatssekretär, wie bekannt, die amerikanischen Staaten zu einem großamerikanischen Kongresse ein. Es wurde viel über das reichhaltige Programm gespöttelt, das dem Kongreß vorgelegt wurde, selbst von Leuten, die der großamerikanischen Idee huldigten, denn die Ideen Blaines

schienen erst in ferner Zukunft durchführbar. Das Ergebnis des Kongresses entsprach denn auch dem. Die Beschlüsse des Kongresses fanden keineswegs die Zustimmung aller amerikanischen Freistaaten. Man schrieb ihnen meist einen rein theoretischen Wert zu und glaubte, die amerikanischen Archive um ein interessantes Aktenstück bereichert zu haben. Die Beschlüsse waren viel zu weitgehend, als daß man an eine Verwirklichung gedacht hätte; denn außer der geplanten Einigung aller amerikanischen Staaten auf dem Gebiete des Münz- und Verkehrswesens, außer der Einführung von Schiedsgerichten sollten auch Gegenseitigkeitsverträge handelspolitischer Art geschlossen werden.

Mr. Blaine verfolgt aber mit äußerster Zähigkeit das ihm vorschwebende Ziel. Schon hielt er das Mittel bereit, um die amerikanischen Staaten einer Zoll- und Wirtschaftsvereinigung mit der Union geneigter zu machen; es war die Mac Kinley-Bill, deren Tarifsätze ja fast alle Einfuhrartikel vom nordamerikanischen Markte nahezu ausschließen.

Man glaubte eine Zeit lang, die amerikanischen Staaten würden der Blaineschen Herausforderung damit antworten, daß sie einen engern Anschluß an die europäischen Staaten suchten. Dies scheint bisher aber nur bei einem, allerdings dem führenden, der mittelamerikanischen Staaten der Fall gewesen zu sein, bei Guatemala. Denn im März hat dieser Staat mit dem Hamburger „Kosmos“ einen Vertrag abgeschlossen, wodurch dieser verpflichtet ist, monatliche Fahrten zwischen Guatemala und Hamburg einzurichten. Der größte der südamerikanischen Staaten, die Vereinigten Staaten von Brasilien haben es dagegen vorgezogen, Anfang Februar dieses Jahres einen Handelsvertrag mit der nordamerikanischen Union abzuschließen, wonach vom 1. April 1891 an alle brasilischen Häfen den aus den Vereinigten Staaten eingeführten Waren kraft des auf Wechselseitigkeit beruhenden Vertrages geöffnet sind. Nach einer Mitteilung Blaines an die Newyorker Handelskammer steht die Regierung der Vereinigten Staaten im Begriff, noch mit mehreren andern südamerikanischen Staaten solche Vorzugsverträge abzuschließen.

Andre amerikanische Staaten möchten sehr gern dem Beispiele Brasiliens folgen, wenn es nur in ihrer Macht stünde. Dies gilt vor allem von dem königlich großbritannischen Dominion of Canada.

In Kanada ist die Bewegung zu Gunsten eines engen Zollanschlusses an die Vereinigten Staaten Nordamerikas in den letzten Monaten gewaltig angeschwollen, und mit ihr sind gleichzeitig starke Unabhängigkeitsgelüste erwacht. Es stehen sich hier zwei Parteien einander schroff gegenüber; die einen, die Konservativen, die Anhänger der Regierung, halten an den Beziehungen zu England fest, die Liberalen betreiben teils offen teils versteckter den Anschluß an die Union.

Der Führer der Liberalen ist Sir Richard Cartwright. Dieser und der Redakteur Farrer gingen so weit, daß sie den amerikanischen Staatsmännern

einen genauen Entwurf vorlegten, worin ausgeführt wurde, wie man Kanada zu einer Handelsvereinigung mit den Vereinigten Staaten zwingen könnte, und wie eine politische Einigung mit der Union vorzubereiten wäre. Der Premierminister Macdonald war in der Lage, das Schriftstück einer zahlreich besuchten Wählerversammlung zu Toronto am 17. Februar vorzulegen. Etwas gemäßigter ist die Ansicht der Liberalen in Unterkanada, wo das katholische und französische Element überwiegt. Der Premierminister H. Mercier von Quebec erklärte im März in einer öffentlichen Rede, nichts auf Erden könnte die Kanadier von der Forderung voller Gegenseitigkeit mit den Vereinigten Staaten abbringen. Die Einwohner Kanadas wären der Königin ergeben und hegten die größte Ehrfurcht vor ihr, aber das könnte sie nicht hindern, in erster Linie Kanadier und dann erst Engländer zu sein. Nicht günstiger als in Ober- und Unterkanada ist die Stimmung in Manitoba und Britisch-Kolumbia (Vancouver). Dies kann der kürzlich erfolgte Beschluß der Gesetzgebung von Manitoba beweisen, wonach die englische Sprache abgeschafft und dafür das Französische als amtliche Sprache eingeführt werden soll. In Britisch-Kolumbia ist namentlich in letzter Zeit durch Einwanderung von der Union aus eine starke Partei herangewachsen, die den Anschluß an die Vereinigten Staaten befürwortet. Zwar fehlt es jetzt auch nicht an Stimmen, die engen Zusammenschluß mit England empfehlen. So äußerte sich z. B. ein Großkaufmann in Viktoria (Vancouver) dem Professor Boas gegenüber (vergl. Globus 1891, Nr. 5): „Niemand kann besser gestellt sein als wir Kanadier. Wir genießen den Schutz Englands, ohne irgend welche Verpflichtungen gegen dieses zu haben.“ Aber immerhin sind solche Anschauungen stark im Schwinden begriffen.

Diese Sachlage beweisen deutlich genug die kanadischen Parlamentswahlen, die Anfang März stattfanden. Obgleich die englische Partei und die Regierung alles daransetzten, die Kolonie dem Mutterlande zu erhalten, obgleich der Erzbischof O'Brien von Halifax in einem offnen Briefe den katholischen Kanadiern, die einundvierzig Prozent der Bevölkerung ausmachen, alle Mißstände und das Korruptionswesen in den Vereinigten Staaten in grellen Farben ausmalte, so hat die Regierung doch nicht die Mehrheit erreicht, die ihr die Wahlen von 1887 brachten. Es handelte sich also in diesem Wahlkampfe thatsächlich um die Frage, ob Kanada englische Besitzung bleiben oder ob es im Bestande der Vereinigten Staaten aufgehen soll. Die amerikanischen Zeitungen haben auch ganz offen die Bedeutung der Wahlen so dargestellt und auch den Zweck der Mac Kinley-Bill als dahin gehend bezeichnet. Im Kolonialamte zu London hat man daher auch die Wahlen mit großer Beunruhigung verfolgt.

Was thut nun England gegen diese Losreißungsgelüste der Kanadier? Die Regierung möchte gern den handelspolitischen Gegenseitigkeitsvertrag, der von 1854 bis 1866 zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten bestand, wieder herstellen; aber das wird wohl ein frommer Wunsch bleiben, denn die

Nordamerikaner waren es, die diesen Vertrag kündigten, und man kann von einem Blaine, dem starrsten Vertreter der Monroelehre, nicht das geringste Eingehen auf diesen Plan erwarten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Kabinet Salisbury allmählich genötigt werden, wie dies auch ein Leitartikel der Nationalzeitung vom 13. März ausführt, das Verhältnis des Mutterlandes zu den großen Kolonien anders zu gestalten. Man schlägt in der englischen Presse vor, die Regierung möge dafür Sorge tragen, daß England und die Kolonien völlige Selbständigkeit der Zollgesetzgebung bezüglich aller nichtenglischen Länder behielten, aber gegenseitig zu vorteilhaften Differentialzolltarifen verpflichtet wären.

Von der glücklichen Lösung dieser Frage wird wohl überhaupt der Bestand der englischen Kolonialmacht abhängen, vor allem aber das Verhältnis Kanadas zu England.

Das aufblühende Kanada hat namentlich in letzter Zeit immer mehr an Bedeutung gewonnen. Es ist nächst Indien sicherlich der wichtigste Kolonialbesitz Englands. An Größe kommt es fast unserm ganzen Erdteile gleich, die Bevölkerung erreicht allerdings kaum die Zahl der Stadt London. Groß ist die Fläche kulturfähigen Bodens, ein Umstand, der besonders ins Gewicht fällt, seitdem sich die Union der europäischen Einwanderung verschließt. Kanada kann noch eine große Menge von Einwanderern aufnehmen. Die Provinz Ontario zählte 1881 1900000 Menschen; nähme man nun eine Dichtigkeit der Bevölkerung nur von fünfzig Köpfen auf einen Quadratkilometer an, so würde man beispielsweise allein für diese Provinz eine Einwohnerzahl von dreizehn Millionen erhalten! Dasselbe gilt, und zwar in noch größerm Maße, von Manitoba, Assiniboia und Britisch-Kolumbia. Überhaupt hatte man bis vor kurzem ganz falsche Vorstellungen über Bodenbeschaffenheit und Klima Kanadas. Wohl sind die Winter kälter und die Sommer heißer als bei uns, aber infolge der großen Trockenheit der Luft empfindet man beides nicht so unangenehm. Unser naßkaltes, ungesundes Winterwetter ist in Kanada fast unbekannt. In Südontario reifen köstliche Trauben; Äpfel und Birnen gedeihen hier in seltener Güte. Überhaupt gilt der kanadische Apfel für den besten in der Welt, und in großer Menge wird er besonders nach den Vereinigten Staaten und England ausgeführt. So ist es denn kein Wunder, daß sich der kanadische Handel von Jahr zu Jahr ganz außerordentlich entwickelt. Die Einfuhr von Britisch-Nordamerika nach Großbritannien hatte 1888 einen Wert von 9268209 Pfund Sterling, die Ausfuhr nach Britisch-Nordamerika von Großbritannien dagegen einen Wert von 8692046 Pfund Sterling. Seitdem ist der Handelsverkehr aber noch bedeutend gewachsen. Selbst die Schifffahrt, für die die Verhältnisse in Kanada nicht gerade günstig liegen, hat gute Fortschritte gemacht. Der Tonnengehalt der Schiffe ist von 1874 — 4412000 im Jahre 1888 auf 5762000 angewachsen.

Die Wichtigkeit Kanadas stieg vor allem aber durch die vor einigen Jahren vollendete kanadische Pacificbahn. Diese ist 5351 Kilometer lang und stellt den kürzesten, bequemsten und sichersten Überlandweg zwischen Europa, Ostasien und Nordaustralien dar. Dem Handel Englands und Westeuropas wird hierdurch für die erwähnten Länder ein bedeutend kürzerer Weg geboten als durch den Suezkanal. Schon heute besteht aller vierzehn Tage eine Postverbindung zwischen England und Ostasien auf diesem Wege. Auch die Reisenden bedienen sich ihrer gern, besonders im Sommer, weil ihr Weg über kühle Meere führt.

Aber nicht allein für den internationalen Wettbewerb ist die Bahn von Bedeutung, sondern auch in politischer Beziehung — liegt sie doch ausschließlich in englischem Machtbereiche —, und gerade dies ist vor kurzem vielfach betont worden. Dieser Weg mit den beiden Endpunkten Halifax und Port Moody (Britisch-Kolumbia) ermöglicht es der britischen Politik, bei etwaigen kriegerischen Verwicklungen in möglichst kurzer Zeit Truppen und Kriegsgeräte nach dem Großen Ozean zu schaffen, falls der Weg durch den Suezkanal gesperrt wäre. Der Weg von Liverpool bis Yokohama durch Kanada beträgt nur 18 388 Kilometer, d. h. noch nicht einen halben Erdumfang. Außerdem besitzt Neuschottland und Britisch-Kolumbia vorzügliche Steinkohlenlager, sodaß die englische Flotte des Großen Ozeans schon jetzt ihren Bedarf aus den Bergwerken Kolumbiens deckt. Aus dem angeführten wird zur Genüge hervorgehen, wie viel für England hier in Kanada auf dem Spiele steht.

Was treibt nun die Kanadier, sich von England loszusagen? Kanada ist ein fast ausschließlich Ackerbau und Viehzucht treibendes Land. Die Industrie steckt noch in den Kinderschuhen, und die reichen Bodenschätze an Gold, Eisen, Kohlen und Phosphaten werden bisher in größerm Maße nur in den östlichen Teilen (Neuschottland) ausgebeutet. Die Landwirtschaft, die ja zum Teil noch ganz jungfräulichen Boden bebaut, verspricht sich nun einen viel bessern Absatz in den ungleich näher liegenden, bequem zu erreichenden, dicht bevölkerten, industriereichen Gegenden des nordamerikanischen Ostens und zwar umso mehr, da der nordamerikanische Boden infolge des Raubbaues schon müde geworden ist. In der That scheint es auch den Kanadiern gelungen zu sein, ihren Erzeugnissen in Nordamerika Eingang zu verschaffen. Wenigstens ist die Einfuhr an Getreide nach England außerordentlich zurückgegangen. So führte Kanada nach England ein: 1886 bis 1887 7 238 223 Hektoliter Weizen und 900 452 Hektoliter Mehl; 1887 bis 1888 aber nur 1 576 907 Hektoliter Weizen und 773 975 Hektoliter Mehl.

Außerdem ist die Verbindung mit England außerordentlich erschwert durch den frühzeitig eintretenden und harten Winter. Von Ende November bis Ende April friert der Lorenzo zu, ein Verkehr ist also volle fünf Monate lang unmöglich. Der kanadische Handelsmittelpunkt Montreal ist von da an

eine einfache Binnenstadt. Als Winterhäfen dienen dann in erster Linie die nordamerikanischen Häfen Newyork und Boston und erst in zweiter die bedeutend weiter gelegenen Halifax (Neuschottland) und St. John (Neubraunschweig). Wenn sich daher die kanadischen Kaufleute mit dem Einkauf und Verkauf nicht sehr beeilen, so sehen sie sich genötigt, sich von der Union „prohibitiv" behandeln zu lassen. Die hohen an die Vereinigten Staaten zu zahlenden Zölle und die Verfrachtung mit der Bahn verteuern die englischen Waren ganz ungemein.

Wie verlockend muß für die Kanadier die Aussicht sein, in dem industriereichen Osten Nordamerikas leichten Absatz für ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu finden! Der amerikanische Osten sieht aber in dem emporblühenden Kanada einen kaufkräftigen Abnehmer für die Erzeugnisse seines Gewerbfleißes. Nur zu gut läßt sich daher die Annäherungslust der Kanadier und der Nordamerikaner erklären.

Zu den Folgen der Mac Kinley-Bill gesellt sich nun noch die Britisch-Kolumbia betreffende Beringsmeerfrage. Zwar hat es den Anschein, als ob hierin die englische Regierung infolge ihres thatkräftigen Auftretens einen Erfolg errungen hätte; denn falls sich Herr Blaine dazu verstanden hat, die Streitfrage einem Schiedsrichter zu unterbreiten, dürfte England Recht bekommen.

Viel mehr Kopfzerbrechen macht aber jetzt den englischen Staatsmännern das Verhalten Neufundlands. Es verquickt sich hier die Folge der Mac Kinley-Bill mit der Fischereifrage. Neufundland wurde dem kanadischen Bunde nicht angeschlossen wegen seines Verhältnisses zu Frankreich. England will nun die streitigen Fischereigerechtsame einem Schiedsgerichte vorlegen. Die Neufundländer wollen aber von einem Schiedsgerichte nichts wissen. Sie scheinen zu befürchten, daß ein Schiedsgericht ihnen schaden könnte, und suchen auf alle Weise die englische Regierung zu andern Beschlüssen zu bewegen. Die Zuneigung zu Nordamerika ist auch hier sehr groß. Man scheint von Herrn Blaine bestimmt zu erwarten, daß er den nötigen Grad von Rücksichtslosigkeit besitze, um sich einfach über die französischen Fischereigerechtsame hinwegzusetzen und sie für null und nichtig zu erklären. Diese Mißstimmung gegen das Mutterland beweist nur zu deutlich der am 23. März dem Parlament amtlich vorgelegte Schriftwechsel, der bezüglich des Abschlusses eines Handelsvertrages zwischen den Vereinigten Staaten und Neufundland schon seit dem 28. Februar 1890 gepflogen wurde.

Ähnlich wie in Kanada und Neufundland liegen die Verhältnisse der spanischen Insel Kuba. Auch hier hat Handel und Wandel seit dem Erscheinen der Mac Kinley-Bill außerordentlich gelitten. Daher ist auch hier die Lust erwacht, sich unabhängig zu machen. Die Ausbreitung dieser Unabhängigkeitsgelüste hat so zugenommen, daß die spanische Regierung nach dem

Berichte der Daily News Anfang März beschloß, schleunigst gegen 7000 Soldaten nach Havana abzusenden.

Eine ganz andre Wirkung hat das Gesetz in den Vereinigten Staaten selbst gehabt. Denn abgesehen davon, daß manche Industriezweige stark emporblühen werden, wird das Gesetz auch Veranlassung zur Eröffnung neuer Verkehrswege. Wie schon erwähnt, gewinnen durch den Eingangszoll nur die Industriestaaten, d. h. die Oststaaten am Meere, denn sie sind den europäischen Mitbewerber losgeworden, der mit billigern Lohnsätzen arbeitet. Dagegen werden die landwirtschafttreibenden Weststaaten und die Binnenlandschaften trotz ihrer billigen Produktion infolge des europäischen Zolles an der Ausfuhr gehindert. Diese Staaten sinnen nun darauf, wie sie ihr Getreide, Mehl, Fleisch u. dergl. billiger und schneller zum Meere bringen können, damit es trotz des erhöhten europäischen Eingangszolles noch auf den dortigen Märkten in Wettbewerb treten kann.

Besonders hart hat unter der Bill Chicago, der große Stapelplatz des Michigansees, gelitten. Die Verfrachtung nach dem Atlantischen Ozean, der ungefähr 1200 Kilometer in der Luftlinie entfernt liegt, ist außerordentlich zeitraubend und kostspielig, denn außer den großen Seen muß noch eine Menge kleiner Kanäle benutzt werden. So kommt es denn, daß die Gesamtlänge der Wasserstraße von Chicago bis Montreal allein schon 2000 Kilometer beträgt. Hier erfolgt dann erst das Umladen auf Seedampfer, denn es war bisher nur möglich, Schiffe von 600 Tonnen Gehalt durch das „Eiserne Thor“ zwischen Kingston und Montreal hindurchzubringen, und auch durch den neuerbauten Wellandkanal ist die Durchfahrt größerer Schiffe nicht ermöglicht worden. Der Zeitverlust ist umso mehr in Rechnung zu ziehen und umso höher anzuschlagen, da ja, wie früher erwähnt, die Wasserstraße durch den Lorenzo nur die eine Hälfte des Jahres, vom Mai bis November, zu benutzen ist.

In Erwägung aller dieser Umstände ist nun kürzlich in Chicago, Montreal und London eine Anzahl von großen Geldmännern zusammengetreten, die ein Kapital von zwölf Millionen Dollars gezeichnet haben. Damit wollen sie eine bedeutend tiefere und kürzere Wasserstraße herstellen, die es Seeschiffen gestatten soll, bis Chicago zu fahren. Der neue Kanal soll aus dem untern Lorenzo durch das erweiterte „Eiserne Thor“ zwischen Kingston und Montreal hindurch in den Ontariosee und von dort unmittelbar, mit Umgehung des Eriesees, unter Benutzung einiger kleineren Seen in die Georgianbucht des Huronsees führen. Der Höhenzug, der die Wasser vom Huron und Ontario scheidet, soll durchstochen werden. Nur darüber herrscht noch Zweifel, ob ein Kanal mit Schleusen oder eine Schiffseisenbahn die Seeschiffe über die Landenge hinüberbringen soll. Durch die Umgehung des Eriesees würde allein eine Verkürzung von 500 Kilometern erreicht werden, und außerdem ersparte man das kostspielige und zeitraubende Umladen auf Seedampfer in Montreal.

So hat also die Mac Kinley-Bill eine gewaltige Aufregung nicht bloß in handelspolitischer, sondern auch in politischer Beziehung hervorgerufen. Nicht die geringste Sorge bereitet sie dem englischen Kolonialamte. Überhaupt rufen die jüngsten Erscheinungen in den Kolonien England ein ernstes Videant consules zu. England dürfte wohl besser daran thun, seine Aufgabe künftig darin zu sehen, seinen bisherigen Kolonialbesitz zu befestigen und zu erhalten, anstatt, wie bisher, unersättlich immer neue Ländermassen an sich zu ziehen.

# Die sieben Schulfragen des Kaisers

Sieben Fragen sind es, die unser Kaiser in das Berliner Schulparlament hineinwarf.*) Verglichen mit den vierzehn vom Kultusminister vorgelegten Punkten, haben sie unstreitig den Vorzug der Kürze und Treffsicherheit. Von der Voraussetzung ausgehend, daß unser höheres Erziehungsschulwesen einer Umgestaltung fähig und bedürftig sei, richten sie den Blick auf die wesentlichsten Teile der Reform und heben die Gedanken hoch, die als Richtpunkte in erster Linie stehen müssen, wenn der verfahrene Schulkarren wieder in die rechten Geleise gebracht werden soll. Dabei bilden sie unter sich ein geschlossenes Ganze pädagogischer Überlegung.

Die erste Frage geht von der Forderung aus, daß wir ein körperlich kräftiges Geschlecht haben müssen, das auch dem Vaterlande die rechten geistigen Führer und Beamten stellen kann. Mens sana in corpore sano, das ist die Grundbedingung. Was hilfts, die geistigen Kräfte bis zu einer Höhe zu spannen, die die Herrschaft über die Welt sichert, wenn der physische Träger, der doch nun einmal in der Welt der Erdgeister nicht entbehrt werden kann, unter dieser Spannung zusammenbricht? Deshalb fragt der Kaiser zuerst: Was soll außer dem rationeller zu verwendenden Turnen für die Schulhygiene geschehen?

*) Bei der außerordentlichen Wichtigkeit, die die Frage der Reform unsers höhern Schulwesens hat, und bei dem hohen Interesse, das sie in allen Kreisen des Volkes erregt, haben wir geglaubt, auch diesen Aufsatz, der die Verhandlungen der Dezemberkonferenz von einem wesentlich andern Standpunkt aus ansieht, als unser verehrter Mitarbeiter Herr Dr. O. Schröder in Berlin, unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. D. Red.

Die Fragen 2 bis 6 gehen dann auf die geistige Arbeit der Schule ein. Hier handelt sichs in erster Linie um eine richtige Lehrplantheorie. Das ist — nach einem bekannten Wort — das praktischste, was es geben kann. Frage 2 richtet den Blick auf die Lehrplanarbeit im ganzen, Frage 3 im einzelnen: erst handelt sichs um Aufstellung der Lehrziele und der davon abhängigen Auswahl des Stoffes, dann um Anwendung der grundlegenden Bestimmungen auf den Lehrplan der einzelnen Klassen. Darum heißt es: 2. Ist die Ermäßigung der Lehrziele, also die Verminderung des Lehrstoffes, scharf ins Auge gefaßt und wenigstens das Auszuscheidende genau festgestellt? 3. Sind die Lehrpläne klassenweise für die einzelnen Fächer festgelegt?

Die vierte Frage bezieht sich auf die Unterrichtsarbeit, auf die methodische Durcharbeitung der im Lehrplane bereitgestellten Unterrichtsstoffe. Sie lautet: Sind für die neue Lehrmethode wenigstens die Hauptpunkte aufgestellt? Frage 5 weist auf die Prüfungen hin, in denen die Ergebnisse der gesamten Unterrichtsarbeit zu Tage treten sollen. Der Ballast aber, den diese mitzuschleppen pflegen, führt in Frage 6 auf die vielbeklagte Überbürdung. Daher heißt es: 5. Ist der in den Prüfungen bisher zu Tage getretene Ballast für immer beseitigt und dadurch 6. auch der noch durch andre Mittel zu bekämpfenden Überbürdung für die Zukunft vorgebeugt?

Die letzte Frage aber regt den Gedanken einer eingehenden Beaufsichtigung durch die Schulbehörden an: 7. Wie ist die Kontrolle gedacht, ohne welche all das wohlmeinend geplante doch nur auf dem Papiere bleibt? Ist hinreichend auf regelmäßige und außerordentliche Revisionen durch die verschiednen Oberbehörden Bedacht genommen?

Versuchen wir die Beantwortung dieser Fragen des Kaisers, wobei wir uns möglichster Kürze und größter Offenherzigkeit befleißigen wollen. Um es rund heraus zu sagen: wir beantworten sämtliche Fragen mit Nein. Nach jeder der vom Kaiser angedeuteten Richtungen hin muß viel geschehen, wenn es besser werden soll.

Nicht am wenigsten in Bezug auf die körperliche Ausbildung und die genaue Beobachtung schulhygienischer Vorschriften. Mag auch an einzelnen Anstalten in beiden Beziehungen anerkennenswertes geleistet werden; in der Regel beruhigt man sich doch bei dem hergebrachten, also vor allem bei den herkömmlichen zwei Turnstunden in der Woche. Und man könnte das auch recht gut, wenn in unsrer Jugend selbst der Trieb nach körperlicher Bewegung, nach Schwimmen, Laufen, Klettern, Rudern, Ballspiel u. s. w. rege wäre. Dann bedürfte es keiner Anregung von außen, die sehr leicht den Charakter einer künstlichen Zucht annimmt und dann nur wenig fruchtet. Da aber im ganzen der Sinn für ein frisches, frohes Sichtummeln im Freien nicht sehr lebendig ist, weil der Gott Gambrinus die Spannkräfte unsrer Jugend zu früh zu lähmen scheint, so muß man eben auf andre Mittel sinnen. Wo die

Lehrer zugleich Erzieher sind, wird es ihnen nicht schwer fallen, die Lust an körperlicher Bewegung zu wecken und rege zu halten; wo die Gymnasien nicht zu Schulkasernen ausgeartet sind und die großen Städte nicht unüberwindlich scheinende Hindernisse in den Weg legen, wird auch die Gelegenheit leicht zu schaffen sein. Möchten nur alle Beteiligten die Mahnung des Kaisers gerne hören und beherzigen, dann wird es bald besser stehen.

Die schulhygienischen Vorschriften aber erstrecken sich teils auf die Zeit, die die Schule für Unterricht und Hausarbeit in Anspruch nimmt, teils auf die äußern und innern Bedingungen, unter denen diese Arbeit geleistet werden muß. Nach dieser Richtung hin sollte in erster Linie die Forderung durchgeführt werden, daß man die wissenschaftlichen Unterrichtsstunden beschränke und durchaus auf den Vormittag verlege. Wenn zwischen die Unterrichtsstunden die nötigen Pausen eingefügt werden und ein richtiger Wechsel in der Beschäftigung der Schüler durch einen guten Stundenplan eintritt, so können am Vormittag sehr wohl fünf Stunden angesetzt werden ohne jegliche Schädigung der Gesundheit. Die Freiheit der Nachmittage aber darf selbstverständlich nicht wieder mit häuslichen Aufgaben aufgehoben werden. Diese Gefahr rückt umso mehr in die Ferne, je mehr das Lernen wesentlich in die Unterrichtsthätigkeit selbst verlegt, die häusliche Arbeit nur als Ergänzung und Befestigung des Gelernten angesehen wird.

Unter allen Umständen muß die Erziehung des Schülers zur Selbstthätigkeit als das Höchste betrachtet werden, was der Unterricht erzielen kann. In der frei gewählten Beschäftigung bethätigt sich die geistige Kraft des Schülers am besten, da mit ihr gewisse Lustgefühle verbunden sind, wie sie auch der Gelehrte bei dem Fortschreiten seiner Arbeit kostet. Wo aber die Hausarbeit infolge ungeeigneten Schulunterrichts als eine Last empfunden wird, da wird man vergeblich eine Stärkung und Weckung der Geisteskräfte erwarten, vielmehr eine Abstumpfung bei allem Wissenszuwachs. Also vor allem: viel Bewegung im Freien und viel freie Bewegung im Innern! So lange freilich die Strafarbeiten blühen, d. h. doch wohl, so lange die Arbeit zur Strafe geworden ist, da sind die Gymnasien weit davon entfernt, Erziehungsschulen zu sein, die sie doch im höchsten Sinne sein sollten; sie sind dann in Wahrheit Strafanstalten. Als solche zeigen sie sich auch da, wo die sogenannten Nachhilfestunden zur Regel werden. Strafarbeiten und Nachhilfestunden geben gute Gradmesser für den Stand der Schule ab. Die Herren Schulräte sollten hierauf einmal ihr freundliches Augenmerk richten! Diese Übelstände sollen gar nicht selten vorkommen, ebenso wie sich auch das wöchentliche oder gar tägliche und stündliche Certiren noch vorfindet. Was hilft es aber, wenn die schulhygienische Vorschrift, daß jedem Schüler der angemessene Sitz zu teil werde, anerkannt wird und die Schüler nach dem Ausfall der Antworten oder der berüchtigten Extemporalien fortwährend in

der Klasse hin und her geworfen werden? Was helfen denn die neuesten „Subsellien," wenn sich die Lehrer nach den ältesten didaktischen Regeln richten? Vielleicht nützt es etwas, wenn die Herren genötigt werden, sich mit den wichtigsten Grundsätzen der Schulhygiene vertraut zu machen. Man schlägt dann zwei Fliegen mit einem Schlage. Stürzen sie sich recht eifrig in die Physiologie, dann dämmert ihnen vielleicht auch die Notwendigkeit auf, sich recht eingehend mit der Psychologie zu beschäftigen, um den Wegen nachspüren zu können, auf denen das Wachstum der jugendlichen Geister vor sich zu gehen pflegt.

Dies führt uns nun zur Beantwortung der Fragen 2 und 3. Mit der Verminderung der Unterrichtsstunden verbindet sich von selbst eine Herabsetzung der Lehrziele und eine Ermäßigung des Lehrstoffes, sowie die Erwägung, was für die einzelnen Klassen an Unterrichtsstoff anzusetzen sei. Der Mensch lebt bekanntlich nicht von dem, was er ißt, sondern von dem, was er verdaut. Daher die große Sorgfalt bei der Zusammenstellung der Speisezettel, die in merkwürdigem Gegensatz steht zu der großen Sorglosigkeit der Aufstellung der Lehrpläne, die das in sich fassen, was der jugendliche Geist verarbeiten soll. Nachdem der Grundsatz in unsern höhern Schulen zur Herrschaft gelangt war, daß hier das Wissen um des Wissens willen gepflegt werden muß, war für die Anhäufung der Lehrfracht eine unermeßliche Staffel eröffnet. Je mehr positives Wissen aufgehäuft ward, je mehr in Einzelheiten und Feinheiten geglänzt werden konnte, um so großartiger und dem Universitätsbetrieb näher gerückt fühlte man sich. Es ist hohe Zeit, von diesem falschen Standpunkte zurückzutreten und recht eindringlich den Satz nachzudenken, daß lernen, was Dinge bedeuten, heilsamer und notwendiger ist, als lernen, was Worte heißen. Die Überfülle des Stoffes — sie läßt sich fast in allen Fächern leicht nachweisen — führt aber mit unabweisbarer Nötigung zum Wortunterricht; denn auf die Grundlage alles gediegenen Wissens, auf die äußere und innere Anschauung der Dinge zurückzugehen, kostet Geduld und Zeit. Das pädagogische Gewissen der Gymnasiallehrer ist aber im Durchschnitt lange nicht geweckt genug, um den Lehrer mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Erkenntnis der Grundbedingungen alles gründlichen Lernens zurückzuweisen. Nur zu leicht wird über den Reiz neuer Mitteilungen die psychologisch notwendige Kettenfolge der Unterrichtsprozesse vernachlässigt und der Schüler zum Wortemachen verleitet, zu der Einbildung verführt, als wüßte er Sachen, während er doch nur Phrasen plappert, als hätte er Brot, während er doch nur Steine hat. Aus der Überfülle des Lehrstoffes, die selbst in pädagogisch gut geleiteten Schulen noch vorherrscht, weil die Macht der Gewohnheit stärker zu sein pflegt als die vernünftige Überlegung, und weil von der Theorie zur Praxis selbst für einen energischen Mann der Weg gar weit ist, geschweige denn für solche Naturen, die schön zu reden, aber schlecht zu handeln verstehen, aus dieser Überfülle geht

ferner der Übelstand hervor, daß die Schüler den Unterricht als eine Last, nicht als eine Lust empfinden. Eine Lust sollte er aber doch sein! Die Jugend ist doch nicht auf der Welt, um Strafarbeit zu leisten, und die Schulen sind doch wegen der Schüler da, nicht umgekehrt. Wollten sich nur die Eltern einmal aufraffen und ihr gutes Recht an der Schulerziehung und am Schulunterricht zurückfordern! Den Schulpäpsten gegenüber sind sie leider zu nachgiebig geworden, oft wohl aus Diplomatie, um ihren Kindern nicht zu schaden.

Und endlich müßten die Lehrpläne durchgesehen werden, um eine Masse unnötiger und gefährlicher Vorwegnahmen zu beseitigen. Unzweifelhaft herrscht das Bestreben vor, in unsrer Jugenderziehung möglichst viel zu verfrühen. Man kann die Zeit gar nicht mehr erwarten, wo die Frucht reif ist. Das Früchtchen muß vorzeitig fertig gemacht werden. Am Ende des ersten Schuljahres soll es dem Papa die Zeitung vorlesen können, am Ende des zweiten der Mama die Korrespondenz führen helfen, am Ende des dritten die Buchführung verstehen, am Ende des vierten über Theater mitreden, am Ende des fünften die Wahlen beurteilen u. s. w. Es ist das vielleicht etwas übertrieben, aber es scheint wirklich der Gedanke ganz verloren gegangen zu sein, daß es beim Unterricht allerdings darauf ankommt, daß der Schüler bestimmte Dinge kennen lernt, aber gar nichts darauf, daß er sie möglichst früh erfährt. So kann man ihm jetzt z. B. nicht zeitig genug die Anschauung von der scheinbaren Bewegung der Sonne rauben. Wozu? Nur um Worte an die Stelle zu setzen. Denn das geschieht, wenn man dem Knaben das heliozentrische System in einer Zeit nahe legen will, wo er noch gar kein Verständnis dafür haben kann. Wollte man dabei doch dem Gedanken Raum geben, daß die Geschichte einer Wissenschaft auch vorzügliche Winke für ihren Betrieb im Unterricht geben kann. Dann würde man von selbst von der unglücklichen Leitfädenmanier loskommen, die die Verfrühung begünstigt, insofern diese Schriftchen vom Allgemeinen, von Definitionen, von Überblicken ausgehend in ihrer scheinbaren Dürre eine Unsumme von Unverständlichem in sich bergen und darum für die Jugend zu wahren Leidfäden werden. Richten wir aber den Blick auf eine vernünftige Gestaltung der Lehrpläne an unsern Gymnasien, so eröffnet sich ein großes Arbeitsfeld. Denn bis jetzt ist so gut wie nichts in dieser Richtung geschehen. Was wir haben, ist, durch die Tradition geheiligt, zu einer mehr als zweifelhaften Ehrenstellung gelangt. Die Fragen des Kaisers haben diese erschüttert; der Neubau wird nicht auf sich warten lassen. Nur gebe man Freiheit für individuelle Gestaltung! Bureaukratische Bevormundung kann auch hier wieder das beste im Keime ersticken.

Freiheit auch für das, was der Kaiser in der vierten Frage fordert. Wie manche Menschen erst in die sogenannte gute Gesellschaft eintreten können,

wenn sich ihrer ein Hochgestellter erbarmt, so ergeht es auch manchen Ausdrücken. Durch den Kaiser ist das Wort „Lehrmethode“ nun auch in die Gymnasien eingeführt worden. Hier unterrichtete man bisher wissenschaftlich, nicht methodisch. Die Methode überließ man gern den diis minorum gentium. Für diese ist äußerliche Abrichtung, Routine, Schablone, Schematismus, Mechanismus, Einzwängung der individuellen Freiheit — dies alles steckt in dem verpönten Namen „Methode“ — sehr gut, sehr passend. Aber methodische Schulung für den Lehrer an den höhern Schulen, vor allem an den Gymnasien fordern, heißt ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit untergraben, sie degradiren, ihre Wirksamkeit in Frage stellen. Welche Unwissenheit und welche Thorheit! Statt sich das Wesen der Lehrmethode klar zu machen, ereifert man sich an ihren Zerrbildern. Erinnere man sich doch, daß die wahre Lehrmethode allein gegründet ist auf die stetigen, in jeder normal angelegten Menschenseele in gleicher Weise verlaufenden psychischen Vorgänge. Wie kann da von Schablone, von Fesseln u. s. w. gesprochen werden, wo sich der Lehrer nach den natürlichen Bedingungen des psychischen Geschehens richtet? Auch der pädagogische Genius verirrt sich und gerät in Willkür, wenn er sie geringschätzt; er wird wahrhaft frei, wenn er sich ihnen unterwirft.

Sind die Grundzüge dieser Lehrmethode festgesetzt? fragt der Kaiser. Gewiß, soweit die psychologischen Kenntnisse reichen, soweit man Einblick in das psychische Geschehen und in die Gesetze, die es regeln, gewonnen hat. Die neuere Didaktik hat in dieser Beziehung anerkennenswerte Ergebnisse erarbeitet. Nur müßten sich die Beteiligten darum kümmern und nicht eine so schauderhafte Unwissenheit in ethischen und psychologischen Grundfragen zur Schau tragen. Mit dem wohlfeilen Rezept, das kein Geringerer als Fr. A. Wolf empfahl: Habe Geist und wisse Geist zu wecken! kommt man heutzutage nicht mehr durch. Das ist ungefähr so, als wenn man zu einem Bettler sagen wollte: Habe eine Million und wisse Millionen zu wecken. Die in Preußen eingerichteten Gymnasialseminare werden ja mit der Zeit jene übel angebrachte Verachtung der philosophisch-didaktischen Schulung beseitigen helfen. Mögen sie selbst (wie in dieser Zeitschrift 1890, 8. Heft dargelegt wurde) an sich eine Halbheit bedeuten, das Gute werden sie haben, daß sie manchen Leiter und Lehrer aus einem Saulus in einen Paulus umwandeln.

Die vierte Frage des Kaisers aber soll diesen Prozeß beschleunigen. Die fünfte, die sich auf die Prüfungen bezieht, würden nicht wenige in einer Weise beantworten wollen, die das Übel an der Wurzel anpackt. Sie würden nämlich sagen: Der in den Abgangsprüfungen zu Tage tretende Ballast wird am besten und sichersten dadurch beseitigt, daß man die Prüfungen selbst aufhebt. Allerdings fand dieser kräftige Schnitt im Berliner Schulparlament nicht die genügende Unterstützung. Bei der Abstimmung sprachen sich alle gegen eine Stimme für Beibehaltung der Abgangsprüfung aus, allerdings einer Prüfung in

etwas erleichterter Form. Die Begründung ist aber keineswegs überzeugend. Was man für die Abgangsprüfung vorgebracht hat, bezieht sich gar nicht auf die Prüfung an sich, sondern auf den Abschluß der Schularbeit, auf dieses gewiß hochwichtige Ereignis im Leben des jungen Mannes. Dieser Schnitt wird nicht durch die Prüfung, sondern durch das Reifezeugnis markirt. Dieses kann sehr wohl ausgestellt werden vom Lehrerkollegium ohne schulrätliche Bevormundung und ohne Prüfungsformen. Letztere haben gewöhnlich nur den Erfolg, den unangenehmen Erinnerungen an die Schule noch eine weitere hinzuzufügen.

Uns aber drängt sich bei dem Gedanken an das Prüfungselend die Frage auf: Wie sind wir nur in dieses Chinesentum hineingekommen? So lange wir die Zöpfe außen trugen, glaubten wir uns gebunden, jetzt, wo wir sie innen haben, sind wir es. Eine glückliche Zeit, wo man mir nichts dir nichts den Zopf abschneiden konnte! Jetzt versucht man es zuweilen, aber die Schere versagt, der Schnitt gelingt nicht, man wird den Zopf nicht los. Wäre es denn aber wirklich gut, den Examenzopf zu beseitigen, nachdem sich eine so erlauchte Versammlung bestimmt gefühlt hat, ihn zu behalten? Warum nicht? Man würde aufatmen wie von einem Druck und würde sich freuen, eines unnötigen Aufwandes an Kraft und Zeit überhoben zu sein. Denn was der Schüler an Kenntnissen besitzt, darüber dürfte sich das Lehrerkollegium im Laufe der Zeit gewöhnlich klar geworden sein. Auch wohl über die sittliche Verfassung des Zöglings, vorausgesetzt, daß die Schulkasernen verschwinden. Wer aber glaubt, durch eine Prüfung den sittlichen Standpunkt des Schülers kennen zu lernen, befindet sich in einem verhängnisvollen Irrtum. Über Kenntnisse kann man examiniren, über Gesinnungen nicht. Deshalb ist es auch so verkehrt, ein Religionsexamen anstellen zu wollen, wenn man nicht etwa die Hauptsache beiseite lassen und sich nur den gegenwärtigen Vorrat an dogmatischen und kirchengeschichtlichen Kenntnissen vorführen lassen will.

Es ist eben gar nicht einzusehen, warum man dem Lehrerkollegium nicht das Recht zusprechen sollte, das Reifezeugnis nach Beendigung des Kursus ohne die Form der Prüfung festzustellen, es sei denn, daß man als Aufgabe der Schule hinstellt, unter staatlicher Aufsicht gewonnene Zeugnisse zu produziren und nicht frische, leistungsfähige Jünglinge, die sich mit Feuereifer in die Berufsstudien werfen. Wenn es wahr ist, daß eine gesunde Entwicklung unsers Gymnasialwesens nur zu hoffen ist unter Vermeidung alles Schablonenhaften, alles Bureaukratischen, wenn vor allem eine freiere Beweglichkeit erstrebt werden muß, dann lasse man die unnötige, lästige Abiturientenprüfung fallen, eine Errungenschaft neuerer Zeit, an der man unbegreiflicherweise so starr festhält.

Erinnere man sich doch, daß es eine Zeit gab, die nichts von Abiturientenprüfung wußte, und in der doch aus den Schulen die größten Männer der

Nation hervorgingen! ja daß es eine Zeit gab, wo der Eintritt in die Universität gar nicht von einem Reifezeugnis abhing, eine Zeit, wo man Vertrauen auf die menschliche Natur hatte, während jetzt das Vertrauen mehr auf papiernen Urkunden zu beruhen scheint. Der heutige Mensch, so meint man, käme überhaupt nicht vorwärts, wenn er nicht durch Prüfungen genötigt würde, zu lernen. Das ist ganz traurig. Sollten wir wirklich so weit heruntergekommen sein, so weit von dem Geschlecht abstehen, das von 1780 bis 1820 den Höhepunkt in der geistigen Entwicklung unsers Volkes bezeichnet und von keiner Prüfung etwas wußte? Die großen Dichter dieser Zeit, Goethe und Schiller, auch die großen Philologen Wolf und Niebuhr, die beiden Humboldt, die Gebrüder Grimm — sie alle haben kein Abiturientenexamen gemacht. Wie verächtlich vom Standpunkte des heutigen Schulpfaffentums einerseits und des jugendlichen Strebertums anderseits! Ist doch mit dem Abiturientenexamen die erste Staffel erstiegen, wodurch der junge Mann beinahe schon eine gewisse Anwartschaft auf eine Staatsanstellung erwirbt.

Fassen wir doch Mut und kehren wir zu der alten Freiheit zurück! Gönnen wir doch den einzelnen Anstalten und den einzelnen Menschen wieder mehr freie Bewegung — man wird sehen, daß die geistigen Kräfte dadurch nicht gehemmt, sondern vielmehr frei werden. Durch die Staatsaktion der Zwangsprüfungen selbst wird nur Mittelmäßigkeit gezüchtet.

Die Berliner Schulkonferenz konnte sich nicht zu diesem Standpunkte erheben. Ja sie gab sogar ihre Zustimmung zu dem unglücklichsten aller Gedanken, die in dieser Versammlung produzirt worden sind, den Prüfungsapparat noch zu vermehren und die Nation geistig noch mehr zu ruiniren, nämlich eine Prüfung nach Zurücklegung der untern Sekunda einzuschieben. Alle Freunde einer gesunden Entwicklung hatten gehofft, daß unsre höhern Schulen endlich von dem Drucke und der Last befreit würden, den die Rücksicht auf die militärische Ausbildung im einjährigen Dienste ihnen bisher auferlegt hatte. Man hatte gehofft, daß nur das Abgangszeugnis diese Berechtigung gewähren sollte, um alle diejenigen Schüler fern zu halten, die von vornherein nur darnach streben, und sie dahin zu weisen, wohin sie gehören, nämlich in die sechsklassigen Realschulen. Nun wird der bisherige traurige Zustand noch sanktionirt durch eine Prüfung! Unbegreiflich kleinlich und engherzig und wahrhaft betrübend, wenn man sich vorstellt, daß die Nation den Mut verloren hätte, die abschüssige Bahn zu verlassen und sich mit einem kräftigen Ruck in eine neue Richtung zu werfen.

Und nun bedenke man dies noch: am 18. März d. J. verkündigte der Kultusminister im Abgeordnetenhause, „es habe sich auf Grund der hochherzigen Initiative Seiner Majestät die sichere Möglichkeit ergeben, daß das ganze einjährig-freiwillige Berechtigungswesen, das das wesentlichste Hemmnis für eine gedeihliche Entwicklung des höhern Unterrichts sei, aus der ganzen

Behandlung der organisatorischen Fragen ausscheide." Welch frohe Zuversicht wurde damit erweckt! wie atmete man auf, da nun die sichere Aussicht eröffnet wurde, daß die unnatürliche Ehe zwischen unserm Bildungs- und dem einjährig-freiwilligen Berechtigungswesen aufgehoben werde, in der das erste dem zweiten geopfert wurde! Statt dessen verbleibt nicht nur die verhängnisvolle Befugnis, nach dem sechsten Jahreskursus mit der Berechtigung für den einjährigen Militärdienst zu entlassen, sondern es soll die Sache abermals zu einer Staatsaktion aufgebauscht werden, insofern an dieser Stelle ein besondres Examen eingeschoben wird. Wie ist das nur zu erklären? Wem soll man heutzutage noch Glauben schenken, wenn von hoher Stelle gerade das bestätigt wird, was vor kurzer Zeit als bereits überwunden hingestellt wurde? Sollte es wirklich so sein, was man in der Berliner Konferenz behauptete, daß Charaktere bei uns selten würden? Und das Ergebnis der Versprechungen vom 18. März? Statt — wie man hoffen durfte — den Dienst, den die Schule dem Militärwesen zu leisten hat, so einzurichten, daß der Bildung der Jugend kein Schade geschehe, zerreißt man den neunjährigen Kursus, der in sich eine geschlossene Einheit bilden sollte, und macht sechsjährige Anstalten daraus, die einen dreijährigen Oberbau haben. Was thun aber die jungen Leute mit dem bischen Latein und Griechisch, das sie aus dem sechsjährigen Kursus mit fortnehmen? Und was thun die Gymnasien mit dem Schülermaterial, das von Anfang an nur nach dem Examen der Untersekunda hinstrebt? Und wozu das alles? Etwa nur darum, daß die Militärbehörde nicht so viel zu prüfen habe? Fast scheint es so, da ein vernünftiger Grund sonst nicht zu finden sein dürfte.

Es kann nicht anders sein: das vorgeschlagene Examen ruinirt die Gymnasien vollends. Ist es nicht ein merkwürdiges Geschick, daß derselbe Kultusminister, der die Gesundheit dieser Schulen herbeiführen wollte, zuletzt noch die Hand bot, ihren Krankheitszustand zu verschärfen? Und ist es nicht ein merkwürdiges Geschick, daß das Schulparlament sich eifrig gegen bureaukratische Bevormundung wehrt und doch im Anschluß an die siebente Frage des Kaisers den Beschluß faßt, daß eine Vermehrung der Zahl der Schulräte dringend wünschenswert sei? Und doch war die Sache so einfach zu lösen. Hätte man die Abiturientenprüfung fallen lassen, so würden die vorhandenen Aufsichtsorgane vollständig genügen. Wenn man überhaupt das Schreibwerk beschränken, den Direktoren mehr Freiheit gewähren und die Schulrevision unter den Gesichtspunkt rücken wollte, daß sie als ein Freundschaftsdienst zur Förderung der persönlichen Wirksamkeit und Tüchtigkeit, zur Anfeuerung und Ausbildung eines gesunden, frischen Schullebens empfunden würde, nicht als ein peinliches Hervorsuchen aller möglichen Kleinigkeiten, dann würde man wieder etwas mehr Hoffnung fassen können. Denn was unsrer Zeit vor allem not thut, ist, ihr die geistige Gesundheit wiedergeben.

Diese wird gefährdet, je mehr man sie einzwängt in Formeln, Regeln und Vorschriften; sie wird gedeihen, wenn man dem individuellen Werden und Wachsen Luft und Licht gewährt, möglichst viel ursprüngliche Thätigkeit zu wecken sucht, weniger Gewicht auf das Anhäufen toten Wortwissens legt, als auf die Weckung einer selbständigen Gesinnung, die mit Wärme und Entschiedenheit für alle idealen Güter unsers Volkes eintritt.

Der nivellirende und mechanisirende Einfluß bureaukratischer Art ist nirgends so gefährlich als auf dem Gebiete des Bildungswesens. Was soll aus der Nation werden, wenn unter denen, die bestimmt sind ihre Führer zu sein, der geistige Schwung schon frühzeitig in eine wohlanständige Mittelmäßigkeit verwandelt wird, die durch so und so viele Examina hindurchgetrieben gar nicht anders kann, als die Form für das zu halten, was des Menschen Würde ausmacht? Ist es da zu verwundern, daß man so viel Klagen über die geistige Impotenz der jüngern Generation hört und daß das Gefühl der Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit immer weiter greift?

Ohne Zweifel gehen starke pessimistische Strömungen durch unser Volk. Das Gefühl, es gehe mit uns abwärts, breitet sich immer mehr aus. Vergeblich kämpfen die Freunde des Vaterlandes dagegen an; immer wieder erhalten die deprimirenden Eindrücke die Oberhand. Denken wir aber an des Kaisers Fragen, so vermag die Lektüre der Berliner Konferenzprotokolle diese unbehagliche Stimmung nur zu vermehren. So viele Anläufe auch unternommen worden sind, so unbefriedigend sind die Ergebnisse. Wozu so viel Pathos, so viel Gelehrsamkeit, so viel guter Wille? Wenn nicht der Kaiser sich nochmals der Beschlüsse annimmt und die Arbeit des Siebenerausschusses gründlich prüft, wenn er nicht darauf dringt, daß die Wirkung seiner Fragen zur Geltung gelangen und nicht erstickt werden von übertriebener Ängstlichkeit und einseitiger Engherzigkeit, dann weiß in der That niemand mehr, was werden soll. Dann wühlt die Unzufriedenheit weiter und frißt am Mark des Volkes. Das wärmste Wohlwollen und die beste Absicht schlägt dann ins Gegenteil um und stiftet Unheil, wo sie bessern sollte.

Auch in den Kreisen der Lehrer an höhern Schulen herrscht starke Verbitterung. Zwar ist die Aussicht auf bessere Stellung in sozialer und finanzieller Hinsicht eröffnet, aber die Hoffnung auf Erfüllung gering. Dabei schmerzen die Vorwürfe, die den Gymnasien gemacht wurden, tief, und die neuen Anforderungen, die an die Opferwilligkeit und Berufsfreudigkeit der Lehrer gestellt werden, regen auf. So macht sich auch in diesem Teile der Nation eine Unruhe geltend, der bisher als einer der festesten Stützen betrachtet wurde.

Es heftet sich ein tragisches Geschick an die Arbeit des Berliner Schulparlaments. Es verurteilt alles geistlose, mechanische Examenwerk. Trotzdem wird der widerwärtige Apparat um eine weitere Prüfung vermehrt. Es ist

ein ausgesprochener Feind alles Bureaukratismus. Trotzdem will es ihn noch ausbreiten, stärken und kräftigen. Endlich macht es einen radikalen Schnitt in die Schulorganisation und löst die Realgymnasien auf, läßt aber sofort eine Hinterthür offen, durch die das verpönte Latein in aller Gemütsruhe wieder hereinspazieren kann.

So bemerkenswerte Gedanken im einzelnen geäußert wurden, so bedeutet das Ganze doch nur eine große Halbheit. Trüben Blickes sieht der Freund einer auf freie Bewegung gegründeten Erziehung in die Zukunft.

Denn Freiheit, Spielraum für eine frohe Bethätigung der Geister ist das, was uns not thut. Das fühlten auch nicht wenige der Konferenzmitglieder, und sie sprachen es unumwunden aus. Aber die Konsequenzen scheuten sie sich zu ziehen. Wenn es zur Abstimmung kam, da legte sich die Gewohnheit, das Hergebrachte, wie ein Ring um die aufstrebenden Gedanken und schloß sie ein, drängte sie zurück. In der übertriebenen Angst, von dem Ererbten etwas zu verlieren, scheute man vor jedem kräftigen Einschnitt zurück. Daß die Realgymnasien theoretisch aufgegeben wurden, das war nicht des Schulparlaments, sondern des Kaisers Verdienst. Das Schulpfaffentum wird schon dafür sorgen, daß sie praktisch weiter leben. Es ist ja so ein süßes Gefühl, alles bevormunden zu müssen, um es vor sicherm Untergange zu bewahren; alles hübsch einzuzwängen in Formen, Grenzen und Regeln, damit niemand strauchle! Welch entzückender Anblick, wenn das ganze Bildungs- und Erziehungswesen einer wohleingerichteten Baumschule gleicht, in der alles fein beschnitten, fest angebunden, wohl gerichtet und gesichtet, durch genau bestimmte Stationen hindurch getrieben, von allen Auswüchsen befreit, unter steter Bevormundung veredelt und gehoben dasteht! Dann kann sich die Nation beglückwünschen und vor dem Schulpfaffentum den Hut abnehmen, daß es die Sache so herrlich weit geführt hat.

Die Beantwortung der sieben Kaiserfragen hat uns zu trüben Betrachtungen geführt. Aber man kann sich ihrer kaum erwehren, sie liegen in der Luft. Und doch würde man sie mit Leichtigkeit bekämpfen, wäre der Ausblick sonst erfreulich. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir an einem glücklichen Ausgang verzweifelten; das sei ferne. Aber das Geschick scheint gerade uns Deutsche dazu ausersehen zu haben, eine Illustration zu dem Satze zu liefern: die Götter setzten vor den Lohn den Schweiß.

Gewiß stehen die Ereignisse, die wir auf dem Gebiete des Bildungswesens erleben, in innerm Zusammenhange mit den geistigen Strömungen überhaupt, die die Nation bewegen. Im Erziehungswesen drängt alles auf freie Bewegung hin, aber der Staat scheint hier nicht bloß schützend, fördernd, überwachend, sondern im eigentlichen Sinne schöpferisch auftreten und seine Schöpfungen dem Volke aufzwängen zu wollen. Das kann zu keinem guten Ende führen, es sei denn, daß sich die Neuschöpfungen deckten mit dem, was

die Nation im Innersten bewegt, mit dem, was sie anstrebt, was sie für heilsam hält. Bis jetzt scheint dies nicht der Fall zu sein. Wenn sich aber die Regierung die Antworten, die das Berliner Schulparlament auf die Kaiserfragen gegeben hat, nolens volens zu eigen macht, dann wird sie Sturm ernten.

# Das mittelalterliche Sektenwesen

Eine Idee, die für sich allein bleibt, kann so wenig zur Entfaltung kommen, wie eine abgesperrte Persönlichkeit. Ideen und Personen werden wirksam, man darf vielleicht sagen wirklich, in der Reibung und Wechselwirkung mit andern Ideen und Personen. Sofern die auf einander einwirkenden Ideen und Personen im Gegensatze zu einander stehen, erscheint ihre Wechselwirkung als Kampf. Und da keine Idee wie keine Persönlichkeit es vermeiden kann, die bekämpfte Idee oder Person wenigstens teilweise in sich aufzunehmen, wird der Gegensatz in sie selbst hineinverlegt und erscheint als Widerspruch. Daher sagt Hase ganz richtig, der erste Schritt zur Verwirklichung einer Idee sei der Abfall von ihr selbst, und der christliche Ideenkreis habe sich diesem allgemeinen Gesetze nicht entziehen können. Um Kirche werden zu können, mußte der Geist des Christentums gewissermaßen von sich selber abfallen. Der Geist des Evangeliums ruft den Menschen zur Abkehr von der Welt und zur Einkehr in Gott. Aber um diesen Ruf die Jahrtausende hindurch an die Menschheit richten zu können, muß er selber in die Menschheit, in die Welt einkehren, dieser überweltliche und weltflüchtige Geist, muß er sich ein Organ schaffen, eine festgefügte Gemeinschaft, die in der Welt nicht anders bestehen kann, als nach eben jenen Gesetzen und Gewohnheiten der Welt, die zu bekämpfen er in die Welt gekommen ist.

Aus diesem Lebensgesetze begreift sichs, daß das Leben der Kirche einerseits als ein beständiger Abfall von ihrer eignen Idee erscheint, anderseits als ein beständiges Ringen gegen den Abfall in Reformbewegung und Sektenbildung. Zur Gründung neuer Kirchen oder Sekten führt die einseitige Pflege einer einzelnen christlichen Idee, die gerade im Augenblick vom Ganzen der Kirche vernachlässigt wird. Stellt die Bewegung das Gleichgewicht wieder her, indem sie jener vernachlässigten Idee zur Anerkennung oder Bestätigung verhilft, so vollzieht sich eine Reform, sei es durch Verbesserung des großen herrschenden Kirchenkörpers, sei es durch Gründung einer neuen Konfession oder bloß eines nützlichen Ordens. Sondert sich hingegen die Idee von dem

lebensvollen Ganzen ab und spinnt sie sich in sich selber ein, so entsteht zuweilen eine nützliche, zuweilen eine mehr oder weniger wertlose, unter Umständen auch eine schädliche Sekte. Es dauert bei solchen Bewegungen oft lange Zeit, ehe sich die Richtung zum Bessern oder Schlimmern entscheidet. Zuweilen geht eine an sich gute Reformgesellschaft allmählich und langsam in Verderbnis über, so allmählich, daß es schwer wird, den Augenblick des Übergangs anzugeben, wie ja auch die Blume im Augenblick ihrer größten Schönheit und ihres stärksten Duftes an der Grenze der Fäulnis steht; man denke an den Hussitismus! Gesund erweist sich eine Reformbewegung wiederum gerade dadurch, daß auch sie es versteht, zur rechten Zeit — von sich abzufallen, sodaß sich in jedem einzelnen Zweige der Gesamtkirche das Spiel des großen Ganzen wiederholt. Luther schuf, völlig im Widerspruche mit den Grundsätzen, von denen aus er Rom bekämpft hatte, eine Kirchenverfassung mit festen juristischen Formen und rettete dadurch sein Werk vor dem Schicksale des Hussitismus und der Wiedertäuferei.

Namentlich zwei Ideen sind es, die als fruchtbarer Gärungsstoff die Kirche von den ersten Zeiten an bis heute lebendig und in Atem erhalten haben: die Idee der evangelischen Armut und die der unsichtbaren Kirche. Daß Christus den Reichtum und die Reichen verwünscht und seinen Jüngern die Armut empfohlen hat, nicht etwa eine symbolische Armut, wie sich nervenschwache moderne Bibelleser gern einreden, sondern die wirkliche Armut, das unterliegt gar keinem Zweifel. Nun konnte die Kirche aber ohne Vermögen gar nicht bestehen. Je weiter sie sich ausdehnte, je mehr soziale und Kulturaufgaben ihr aus ihrem vermehrten Ansehen erwuchsen, desto mehr Vermögen brauchte sie. Und mit dem wachsenden Vertrauen der Menschen zu ihr, mit der wachsenden Frömmigkeit und dem wachsenden Aberglauben (beide sind schier unzertrennliche Geschwister und oft kaum von einander zu unterscheiden) wuchsen die Spenden der Gläubigen. Indem zugleich mehr und mehr die Geistlichen die ausschließlichen Verwalter und Nutznießer des Kirchenvermögens wurden (wie es denn in der Natur jeder Gesellschaft liegt, daß, je größer und verwickelter sie wird, ihre Verwaltung mehr und mehr in die Hände von Fachleuten und angestellten Beamten übergeht), erschien das Christentum nach dieser Seite hin in sein Gegenteil verkehrt. Da aber die Idee der Armut nicht verloren gegangen war, wurden zu ihrer Verwirklichung allerlei Klosterorden gegründet. Doch auch sie unterliegen fast alle demselben Lebensgesetze. Arm fängt ein solcher Orden an; nach und nach wird er reich, teils durch eigne Arbeit, teils durch die Gaben, die ihm das rechtschaffen verdiente Vertrauen der Gläubigen einbringt, und endlich macht er sich durch gänzlichen auch innerlichen Abfall von seiner Idee des erworbenen Vertrauens unwert und schreitet wohl bis zur cynischen Selbstverspottung fort, wie jener neapolitanische Abt in Zimmermanns „Einsamkeit,“ der berichtet, was ihm die drei

Gelübde schönes eingetragen haben. Daher denn auch jeder Orden seine eignen Reformationskämpfe mit Spaltungen und Absplitterungen, zuweilen auch Sektenbildungen und Konkurrenzgründungen erlebt. Solche Orden und Sekten, die sich an die Idee der Armut anklammern und sie, wie sie ist, nackt und körperlos verwirklichen wollen (was ein Unding ist, denn alles Wirkliche ist hienieden körperlich oder wirkt doch nur durch Körperliches), die verfallen in Schwärmerei, in eine mit der bürgerlichen Ordnung unvereinbare Lebensweise, auch wohl in kommunistische Umsturzbestrebungen. Mit der Idee der Armut findet sich meist die der Keuschheit eng verknüpft. „Eben die enorme Liederlichkeit der [dem Feudaladel angehörigen] hohen Geistlichkeit [Oberitaliens] war es, die gerade in dieser Zeit [unter Gregor VII.] die Lehre von der Keuschheit zu einem Hauptinteresse machte“ (Leo, Geschichte der italienischen Staaten I, 402).

Ähnlich ging es mit der Idee der unsichtbaren Kirche. Es ist richtig, daß Christus an die Stelle jener jüdischen Priestersynagoge, deren Mitglied man durch Geburt und durch Zeremonien wurde, eine Geistes- und Glaubensgemeinschaft, eine Gemeinschaft der Gläubigen und Heiligen gesetzt hat. Aber um auf Erden wirksam, ja auch nur wirklich zu werden, blieb dieser Gemeinschaft der Heiligen doch wiederum nichts übrig, als einerseits für ihre Mitglieder sowohl wie für ihre Vorsteher — denn solche konnten nicht entbehrt werden — äußerliche Erkennungszeichen festzusetzen, anderseits auch Unheilige in ihrem Schoße zu dulden. Ist es doch gar nicht möglich, die Heiligen von den Unheiligen mit Sicherheit zu unterscheiden. Je mehr nun die letztern überhand nahmen und sich gerade in die Vorsteherämter eindrängten, desto dringender mußte der Ruf nach Wiederherstellung der Gemeinde der Heiligen werden. Aber jede unter dieser Losung gegründete Sondergemeinschaft sah sich sehr bald vor die Wahl gestellt, ob sie sich zu den vielgeschmähten Äußerlichkeiten, zur Annahme von kirchlichen Gebräuchen und festen Verfassungsformen bequemen, oder sich auflösen, oder in einen Narrenhaufen ausarten wollte.

Zu dieser Hauptursache der Sektenbildung gesellen sich noch zwei andre. Die eine, das spekulative Bedürfnis, können wir kurz abfertigen, da sie nur im Morgenlande eine große Rolle gespielt hat, nicht aber bei uns. Der Hang der hellenistischen Welt (die von der hellenischen wohl zu unterscheiden ist) zur Dialektik und zu Wortgefechten, der so weit ging, daß sich in Alexandrien sogar die Marktweiber über ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος stritten, ist der römisch-germanischen Welt fremd. Diese ist namentlich im Mittelalter durchaus von praktischen Interessen (praktisch ist ja nicht gleichbedeutend mit materiell) bewegt worden, und der hohe Klerus war gar nicht einmal gelehrt genug, um sich auf die Erörterung theologischer Fragen verlegen zu können. Und vollends Rom war, wie es Gregorovius ausdrückt, das ganze Mittelalter hindurch der negative Mittelpunkt der Gelehrsamkeit. Auch die Mönche verstanden sich

besser darauf, einen stattlichen Kirchenbau aufzuführen, eine Musterwirtschaft einzurichten, einen feinen Wein zu ziehen und zu würdigen, als einen Trugschluß zu lösen. Die Scholastiker blieben gleich den Metaphysikern heutiger Zeit mit ihren Spitzfindigkeiten unter sich, und die häretischen unter ihnen, wie Berengarius von Tours und Abälard, brachten keine Bewegung im Volke hervor, obwohl selbstverständlich auch ihre Gedankenarbeit nicht ohne alle Einwirkung auf den Volksgeist blieb.

Desto stärker machte sich eine andre sektenbildende Kraft bemerkbar, obgleich sie eigentlich ebenfalls metaphysischer Art und noch uneuropäischer als die vorige ist. Es war dies das Grübeln nach dem Ursprunge des Übels in der Welt. Der griechische Geist war zu heiter, um die Frage anders als nur gelegentlich einmal aufzuwerfen, und der altrömische wie der echtgermanische ist immer mit Goethe der Ansicht gewesen, daß wir nicht in die Welt gesetzt worden sind, um über sie zu grübeln, sondern um in ihr zu wirken und sie zu benutzen. Die Edden lasse ich so wenig als echt deutsch gelten wie die Grübeleien unsrer heutigen Philosophen. Jene sind im nebeligen, kalten Island aufgeschrieben und noch dazu mitten in der christlichen Zeit, diese aber sind das Erzeugnis einer Überkultur, an der alle modernen Völker gleichmäßig beteiligt sind. Wer echtes Deutschtum kennen lernen will, der muß zu unsern Bauern gehen, in Gegenden, wo es noch unverfälschte giebt, oder zu Luther, nicht dem Theologen Luther, sondern dem Volksmanne Luther, oder muß die alten Chroniken lesen, deutsche wie lateinische, denn die ohne Umstände für den deutschen Hausbedarf zurecht gemachte lateinische Sprache verhüllt den deutschen Charakter nicht im mindesten. Niemals, sagt Giesebrecht von der Zeit der Ottonen, ist bei uns weniger in deutscher Sprache und mehr in deutschem Geiste geschrieben worden. Die Dichter stehen teilweise unter französischem Einfluß. Also kurz: ursprünglich war weder der Grieche noch der Römer noch der Deutsche aufgelegt, sich in Grübeleien über den Ursprung des Bösen zu verlieren, und der Romane, der sehr zur Heiterkeit und ein wenig zur Liederlichkeit neigte, ebenso wenig. Aber das Christentum leitete diese Völker dazu an.

Indem es zu einer tiefern und ernstern Auffassung des Lebens zwang, ja den Begriff des sittlichen Übels, des Bösen, eigentlich erst ins Volksleben einführte, bahnte es zugleich jener düstern Ausgeburt orientalischen Tiefsinns, dem Manichäismus, den Weg ins Abendland. Da wir hier nicht Theologie treiben, so lassen wir uns auf die Frage nicht ein, wie weit das Neue Testament selbst gnostische Elemente enthalten möge, die dem Manichäismus verschwistert sind. Aber wie gefährlich das sonst so himmlisch schöne und zugleich gewaltige vierte Evangelium in dieser Hinsicht ist, das kann keinem verständigen Bibelleser entgehen. Es ist schwierig, dualistische Folgerungen abzuwehren, wenn man hier liest, wie Christus die Juden als Teufelssöhne

bezeichnet, die gar nicht anders könnten, als die Werke ihres Vaters, des Fürsten der Finsternis thun, während er mit seinen wenigen Auserwählten im Lichte wandle.

Hatte also Gott seine Weltherrschaft mit einem bösen Geiste zu teilen, wobei für die Praxis wenig darauf ankam, ob man sich den Fürsten der Finsternis als ein abtrünniges Geschöpf des guten Gottes dachte oder als einen von Ewigkeit her unabhängig lebenden bösen Gegengott, so konnten die Grübler nicht umhin, nach der Grenzlinie zwischen beiden Gebieten zu suchen. Da lag es denn nahe, den Geist dem Himmel, das Fleisch aber der Hölle zuzuteilen, zumal da ja eine solche Teilung im Neuen Testament begründet zu sein schien. Daraus folgte dann die Verpflichtung auf eine asketische Moral von selbst, sowie die Deutung des Sündenfalls als des ersten Erwachens des Geschlechtstriebes. Auch hierfür konnten neutestamentliche Stellen angerufen werden, die in den europäischen Völkern allerlei Gewissensbedenken hervorriefen, die sie bis dahin nicht gekannt hatten. Denn sie hatten die geschlechtlichen Dinge ganz naiv als naturalia non turpia behandelt und waren nur darauf bedacht gewesen, sie in einer dem Gemeinwesen zuträglichen Weise zu ordnen. Ganz unmerklich ging nun die rechtgläubige Teufelsmystik und Askese an vielen Orten zugleich in die manichäische über. Es bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Erwähnung, daß diese Richtung bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist und gerade jetzt sogar aufs neue eine Macht werden zu wollen scheint. Calvins strenge Sittenzucht hat seinerzeit sehr heilsam gewirkt, aber philosophisch angesehen, trägt seine Prädestinationslehre einen ganz manichäischen Charakter. Nachdem die dogmatische Form bei der Einkleidung von Zeitmeinungen aus der Mode gekommen ist, hat sich der Manichäismus in die weltliche Philosophie geflüchtet. Bei Schopenhauer erscheint Ahuramazda, der Lichtgott, als Intellekt, und Angramainyus, der Fürst der Finsternis, als Wille; freilich richtet dieser blinde Hödur mehr durch Dummheit als durch Bosheit Unheil an. Über Rußland aber beziehen wir gegenwärtig den alten Manichäergeist mit wohlschmeckenden (hie und da auch übelschmeckenden und riechenden) Essenzen modernsten Fabrikats versetzt und in zierliche Flaschen verpackt, frisch von seiner orientalischen Quelle. Bei Tolstoi und Dostojewsky tritt sogar zu dieser dritten sektenbildenden Kraft auch noch die erste, das Streben nach Wiederherstellung des Urchristentums, nach Verwirklichung der reinen christlichen Idee; das Christentum der Bergpredigt zu verwirklichen, hat sich ja der edle Schwärmer Graf Tolstoi zur Lebensaufgabe erwählt.

Zwei Erscheinungen der theologischen Litteratur sind es, die uns zu diesen Betrachtungen angeregt haben: 1. Waldensertum und Inquisition im südöstlichen Deutschland von Hermann Haupt (Freiburg i. Br., C. B. Mohr, 1890); 2. Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters von Ign. von Döllinger (München, C. H. Beck, 1890). Da wir hier,

wie gesagt, nicht Theologie treiben, auch keinen Abriß der Sektengeschichte geben wollen, wie man ihn in Lehrbüchern und im Konversationslexikon findet, so entnehmen wir den beiden Werken nur soviel, als für unsern Zweck unbedingt notwendig ist. Den Lesern dürfte bereits bekannt sein, daß sich die Katharer zu manichäischen Glaubenssätzen bekannten, während die Waldenser nur evangelisches Christentum anstrebten, also Reformatoren und Protestanten waren. Daß bei dieser großen internationalen Volksbewegung die Grundsätze der beiden Hauptparteien nicht immer sauber auseinandergehalten werden konnten, daß sich ihre Anhänger oft gegen den gemeinsamen Feind, den römischen Klerus, verbanden, daß ihre Meinungen oft ineinanderflossen, daß die Bedeutung der zahlreichen Bezeichnungen für die verschiednen Sekten nicht in jedem Falle sicher festzustellen ist, und daß viele der frommen oder unfrommen Schwärmer selbst nicht genau gewußt haben mögen, was sie glaubten und was sie bestritten, das alles versteht sich von selbst. Die Schrift von Haupt liefert eine ausführliche Statistik der Verfolgungen. Man erstaunt über die große Menge der „Ketzer"; im Herzogtum Österreich allein wird ihre Zahl einmal auf 80000 angegeben, in Böhmen soll sie noch viel größer gewesen sein. Natürlich konnte nur ein kleiner Teil von ihnen gemaßregelt werden, aber die Zahl der Unglücklichen, die den Feuertod erduldeten, war doch groß genug; bei der Verfolgung des Jahres 1311 sollen in Krems 16, in St. Pölten 11, in Wien 102 Personen verbrannt worden sein. Der Verfasser sucht hauptsächlich zweierlei zu beweisen, daß die deutschen Sektirer nicht der manichäischen, sondern der waldensischen Richtung angehört hätten (was unsers Wissens auch von niemand bestritten wird), und daß die husitische Bewegung keineswegs tschechischen Ursprunges sei, daher auch nicht von Anfang an einen deutschfeindlichen Charakter getragen habe; vielmehr sei sie als Fortsetzung der waldensischen zu betrachten, die zuerst in den deutschen Bezirken Böhmens Wurzel gefaßt habe. Das Werk Döllingers besteht aus zwei Teilen. Der erste enthält eine Geschichte der gnostisch-manichäischen Sekten im Mittelalter, der zweite umfangreichere eine Sammlung von Dokumenten zur Geschichte der „Valdesier" und Katharer, die Döllinger im Laufe der Zeit aus italienischen, französischen und deutschen Archiven zusammengetragen hat. Diese Urkunden ändern das Bild, das man sich längst von jenen Sekten und von der zu ihrer Vertilgung eingesetzten Inquisition gemacht hatte, nicht wesentlich, aber sie beleben es mit manchem interessanten Zuge.

Man ersieht zunächst daraus, daß es bei der Verfolgung der Sektirer nicht durchweg auf eine so brutale Vernichtung mit Waffengewalt und Scheiterhaufen abgesehen war, wie in den Albigenserkriegen, wo ja der Volkshaß zwischen Nord- und Südfranzosen sowie die Eroberungslust und Habsucht des Franzosenkönigs und seiner Barone wesentlich mitwirkten. Nach den bei Döllinger mitgeteilten Inquisitionsakten und Widerlegungsschriften zu urteilen,

haben sich die Inquisitoren viel Mühe gegeben, die Sektirer von der Falschheit ihrer Glaubensmeinungen zu überzeugen. In manchen Stücken steht der Streit zwischen den Katholiken und ihren Gegnern heute noch genau auf dem nämlichen Fleck wie vor sechshundert Jahren. So z. B. läßt eine Widerlegungsschrift (Liber supra stella betitelt) den Häretiker zum Katholiken sagen: „Wenn du vor dem Kreuze, das einhergetragen wird, und das doch nur ein Stück Holz ist, schleunig aufstehst und tiefe Verbeugungen machst und Gebete hersagst, so kannst du doch gar nicht in Abrede stellen, daß du ein Götzendiener bist." Worauf der Katholik antwortet: „O Häretiker, wenn ich beim Herannahen des Kreuzes aufstehe, so stehe ich doch nicht vor dem Kreuze auf, sondern vor meinem Heiland Jesus Christus, der daran gestorben ist." Weiter sagt der Häretiker u. a.: „Nun sehen wir uns einmal die Prälaten des Tieres an. (Die Häretiker nannten die römische Kirche gern nach der Apokalypse „das Tier," oder „die babylonische Hure," die auf dem Tiere sitzend eingeführt wird.) Die haben tausend Mark Einkommen und darüber, und worauf verwenden sie das? Auf Unzucht und Völlerei, sodaß der Gestank dieses Schlangennestes bis zu Gott und seinen Heiligen empordringt; Gott bewahre mich, daß ich jemals darein zurückkehre!" Darauf sagt der Katholik: „Merke, daß es auch unter den Bekennern des römischen Glaubens rechtschaffene Heilige giebt! Wo fände man wohl so strenge Fasten, so viel Almosen, so viel Brücken und Hospitäler [das Brückenbauen galt als ein gutes Werk und wurde nicht selten durch Ablässe gefördert], solche Enthaltsamkeit bei Jungfrauen und Eheleuten, wie in der römischen Kirche? Was läßt du dich also durch die Bösen irre machen? Die Bösen fallen der Verdammnis anheim, und die am höchsten stehenden Prälaten werden, wenn sie schlecht gelebt haben, die schwersten Strafen erleiden." Ja daß es auch schlechte Katholiken giebt, spreche gerade für die katholische Kirche, denn Christus habe vorausgesagt, daß sich auf seinem Acker bis zum Ende der Welt stets Unkraut unter dem Weizen finden werde; wenn sich also die Häretiker einbildeten, allesamt Heilige zu sein, so bewiesen sie schon dadurch, daß sie nicht die wahre Kirche sein könnten. Worauf der Gegner antwortet: Du dummer Katholik, der Acker ist ja gar nicht die Kirche, sondern, wie Christus ausdrücklich gesagt hat, die Welt, die Welt aber ist des Teufels, und die Kirche besteht nur aus uns Heiligen, die wir von Gott in diese schlechte Welt gesäet sind.

Fragen wir nun nach dem Maße der Schuld, die sich der Klerus durch die Verfolgung der Sekten zugezogen hat, so müßte er freilich auf dem Standpunkte des reinen Evangeliums schlechthin und ohne Zubilligung mildernder Umstände verurteilt werden. Haben wir aber die Unvermeidlichkeit jenes Selbstwiderspruches, durch den die Kirche ein weltliches Reich geworden ist, zugegeben, so wird unser Urteil milder ausfallen. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit die Anklage begründet ist, die Sektirer hätten in ihren

heimlichen Versammlungen ekelhafte Gebräuche beobachtet und allerlei Schändliches verübt. In den Akten kommt diese Anklage viel seltener vor, als sie im Volke erhoben worden sein mag, und einmal wird ausdrücklich bemerkt, daß sich nicht die Waldenser, sondern nur einzelne manichäische Sekten solches Unfugs schuldig machten. Daß die Beschuldigung ganz unbegründet gewesen sein sollte, ist kaum glaublich. Vielmehr wäre es im höchsten Grade wunderbar, wenn bei den heimlichen Zusammenkünften schwärmerischer Menschen nicht hie und da grobe Unordnungen vorgefallen wären. Die Gefahr lag umso näher, da die übertriebene Askese der Katharer so gut wie die mancher strengen Mönchs- und Nonnenorden manchmal ins Gegenteil umgeschlagen sein mag, und da die Lehre, daß der Geist von Gott, der Leib aber vom Teufel stamme, folgerichtig angewandt die Verantwortung des Geistes für die Handlungen des Leibes aufhebt, ja die Beherrschung des Leibes durch den Geist als unmöglich erscheinen läßt. Die später noch zu erwähnenden Brüder und Schwestern des freien Geistes gelangten auf anderm Wege zu solchen Grundsätzen; sie erklärten den Menschen für einen Teil Gottes und alle seine Handlungen für notwendig. Es ist richtig, daß die meisten Katharer solche Folgerungen ausdrücklich ablehnten. Wer durch die Handauflegung (consolamentum genannt) den heiligen Geist empfing und in den Stand der Vollkommenen versetzt wurde, der durfte zeitlebens kein Weib mehr berühren, kein Fleisch genießen und kein Eigentum besitzen. Aber eben aus Furcht vor diesen harten Verpflichtungen verschoben die meisten den Empfang des großen Sakraments bis in die Stunde des Todes. Und wurden sie wider Erwarten noch einmal gesund, so hungerten sie sich wohl, um der Gefahr der Untreue zu entgehen, zu Tode (unterwarfen sich der Endura, wie man das nannte) oder wurden geradezu umgebracht. Die meisten verblieben also im Stande der einfachen Gläubigen und nahmen es da mit der Sünde nicht genau, weil sie vom Konsolamentum die Tilgung aller Sündenschuld erwarteten. In dieser Praxis ist wohl die Erklärung dafür zu suchen, wie es möglich war, daß die Heimat der gaya scienza und der cours d'amour die Abkehr von der Kirche und die Rückkehr zum Heidentum in der Form des Anschlusses an eine düstere und asketische Sekte zu vollziehen suchte.

Wie könnte man überhaupt bei heißblütigen, leidenschaftlichen, in ewige Kämpfe verwickelten, von den entgegengesetztesten Kräften bewegten, keiner planmäßigen Schulung unterworfenen Völkern irgend welche Folgerichtigkeit erwarten! Jeder half sich eben, wie er konnte, und war zu Kompromissen stets bereit. So sagten z. B. einige aus, daß die Häretiker im ganzen einen rechtschaffenen Wandel führten, andre, daß sie zwar leichtfertig lebten (es handelt sich jedesmal um einen andern Ort und um andre Personen), daß aber daran ihre Vorsteher nicht schuld wären, die sie vielmehr zum Gegenteil anhielten. Einer sagte aus, daß zwar nach der Lehre seiner Sekte jeder ge-

schlechtliche Verkehr sündhaft sei, gleichviel ob die Verkehrenden verheiratet wären oder nicht, daß er aber trotzdem, der bessern Ordnung wegen und aus wirtschaftlichen Gründen, die Einehe für das beste hielte. Ebenso erachte er zwar auch mit seiner Sekte die Vergießung von Menschenblut unter allen Umständen für unerlaubt, halte aber trotzdem die Hinrichtung der Verbrecher für nützlich.

Wäre auch der Lebenswandel dieser Leute ganz exemplarisch gewesen, so würden doch die zuletzt angedeuteten Grundsätze die Einmischung der Obrigkeit herausgefordert haben. Sowohl die Katharer wie die Waldenser erklärten den Eidschwur, den Kriegsdienst und die Verhängung von Todesurteilen für unerlaubt. Zwischen beiden bestand nur der Unterschied, daß die Manichäer das Alte Testament, in dem die Todesstrafe und überhaupt allerlei Zwangsgesetze verordnet würden, für ein Werk des Teufels, und die Fürsten dieser Welt für Werkzeuge des Fürsten dieser Welt erklärten, während die Waldenser sagten, im Alten Testament seien jene Vorschriften gut und erlaubt gewesen, Christus aber habe sie verboten, und seitdem seien sie unerlaubt. Sie wollten, wie gesagt, gleich dem Grafen Tolstoi das bürgerliche Leben nach der Bergpredigt einrichten, was auch keine der heutigen Obrigkeiten gestatten würde. Die Hierarchie versah also das Amt der bürgerlichen Obrigkeit im Kampfe gegen die, wie man heute zu sagen pflegt, staatsfeindlichen Elemente, und wo sie feste bürgerliche Gewalten vorfand, da wirkte sie Hand in Hand mit ihnen, sofern sie nicht durch Konkurrenzneid in Widerspruch mit ihnen verwickelt wurde. Alle Achtung vor der Gelehrsamkeit Haupts und Hases, aber wenn beide meinen, Kaiser Friedrich II. habe, bloß um sich mit dem Scheine der Rechtgläubigkeit zu umgeben, seine Gesetze gegen die Ketzer erlassen, so stellen sie diesen großen Mann tiefer, als er es verdient. In seinem Gesetzbuch für Sizilien bilden sie einen unentbehrlichen Bestandteil, denn es ist ganz undenkbar, daß in dem absoluten Polizeistaate, den er einrichtete, Leute hätten geduldet werden können, die jeder Obrigkeit die Existenzberechtigung absprachen. Natürlich mußte er solche Gesetze, sobald er Zeit hatte, sich ein wenig um Deutschland zu kümmern, auch hier einführen. Sie sind ein Ausfluß desselben Geistes, dem das Verbot der städtischen Korporationen in Deutschland und der Kampf gegen die italienischen Städterepubliken entsprangen. Daß damit der Hierarchie ein Dienst geleistet, oder dem Volke die Rechtgläubigkeit des Kaisers empfohlen werden könnte, ist vielleicht als Nebenerfolg in Betracht gezogen worden.

(Schluß folgt)

# Zur neuen Faustphilologie

Faustphilologie — das prächtige Wort kommt eben aus Berlin, also aus der Höhengegend des deutschen Lebens, aus der ja nun für allen Fortschritt die Quellen in die Niederungen fließen sollen. Der Vorstand der Philologenversammlung, die im Herbst in München stattfinden wird, kündigt unter andern Vorträgen auch einen an über die Ziele und Wege der Faustphilologie. Na endlich! rief es in mir, als ich das las, Gott sei Dank! die fehlte uns wirklich gerade nur noch, nachdem wir es vor nicht langer Zeit zu einer „Goethephilologie" gebracht haben. Wenn diese sich ausnimmt wie ein Dach über die ganze deutsche Geisteswelt, so weit sie den höhern Dingen zugewendet ist — denn Goethe und kein Ende ist das Stichwort des höhern Zeitgeistes —, so ist die Faustphilologie nun wie ein krönender Turm, der aus dem Dache emporsteigt, eine alles überhöhende Stelle, von wo man Erde und Himmel besser übersehen kann als irgendwo. Aber halt, ist das auch faustphilologisch gedacht? In dem Turme ist ja neben Faust auch Mephisto zu Hause, ja oft wie der eigentliche Hausherr, und er mag stehen, wo er will, er sieht doch keine Höhe, sondern vom Hohen, ja vom Lebendigen überhaupt allemal die Kehrseite, die nach unten hängt. Doch gerade das erhöht ihn jetzt vielfach in Augen und Sinn des Zeitgeistes, der klug genug lieber kriecht als fliegt, ja vor allem Aufschwung wie vor einem sturzdrohenden Aufflug eine heilige Scheu hat. Mephistos geistreiches Neinsagen gilt vielfach als der lebendige Brennpunkt von Goethes Faustwelt, wohl als die überhaupt erreichbare geistreiche Höhe. So wird denn wohl die Faustphilologie von selbst zugleich zu einer Mephistophelesphilologie werden oder auch Mephistophilosophie oder, wenn mans noch bequemer und einfacher haben will, zu einer Mephistosophie. Auch Faustologie wäre doch bequemer, wie auch Goethologie schon gesagt worden ist, und eine Faustosophie wäre schon auch brauchbar, ja die ganze Faustphilologie läuft wohl endlich darauf hinaus.

Schöne, reiche, unerschöpfliche Arbeit in Aussicht, und für die Universitäten insbesondre Aussicht auf Arbeitsfutter für die armen Doktoranden deutscher Philologie, die Doktoren der Philosophie werden müssen, und wenn sie sich

nach einem Stoff für gelehrte Arbeit umsehen, die besten Stücke im Walde schon abgeholzt finden, es ist manchmal ein wahres Elend! Hier thut sich nun ein neuer Urwald auf. Zum gedeihlichen Ausbau der neuen Wissenschaft — und das scheint in dem neuen Namen wie stillschweigend inbegriffen — wird es aber auch gehören, daß sich frische Geister als Faustphilologen habilitiren, daß also dann auch Lehrstühle für die Faustphilologie gegründet werden, denn die Arbeit wird bald eine ungeteilte Kraft fordern. Aber die Arbeit wird am Ende selber eine Teilung nötig machen, auch wenn wir uns auf Goethes Faust beschränken, der doch immer der Mittelpunkt bleibt für weitauslaufende Studien vor ihm und neben ihm — der erste und zweite Teil sind in sich so unterschieden, daß jeder wie ein Arbeitsfeld für sich erscheint, ähnlich in der Bibel, der Teilung in Altes und Neues Testament, die ja in der theologischen Wissenschaft auch längst schon gesonderte Fächer mit besondern Vertretern darstellen. Goethes Faust ist schon oft genug wie eine weltliche Bibel behandelt worden und ist es vielen, auch ohne daß sie es wissen.

Wie dem aber auch sei, und wie es auch kommen möge — man müßte wohl in das neue Jahrhundert hineinblicken können, um von den schönen Samenkörnern etwas Rechtes gewachsen zu sehen —, wir möchten an unserm Teil in geduldiger und gespannter Erwartung dessen, was in München zu Tage treten wird, doch gleich etwas beitragen zu den Aufgaben und Zielen der neuen Wissenschaft.

Es wird Kleines und Großes viel zu thun geben. Jenes z. B. im Metrischen, denn wo eine Faustphilologie ist, gehört sich auch eine Faustmetrik. Es trifft sich eigen, daß Goethes Faust mit einer schweren Frage an die deutsche Metrik beginnt und auch mit einer schließt. Wie soll man in Fausts Monolog die erste Zeile betonen? es ist mir lange eine stille Plage, und doch hört man öffentlich nichts davon. Ist zu sprechen (ich bezeichne von den vier Hebungen die zwei Nebenhebungen mit dem Gravis):

Hábe nun àch! Philósophìe — oder
Hábe nùn ach! Philosophíe u. s. w.

Soll also ach oder n u n die zweite Hebung erhalten? Davon hängt die Betonung von Philosophie ab, dem man zwar im Leben den ersten Ton auf die erste Silbe legt, aber gleich in der dritten Zeile hat Theologie den ersten Ton auf der zweiten Silbe, als ob französische Silbenzählung waltete:

Und leider auch Theólogie u. s. w.

Es ist ein wahres künstlerisches Leidwesen, daß unser großes Hauptdichtwerk gleich mit einem solchen Schwanken anfängt, wie es in griechischer und lateinischer Dichtung nicht möglich wäre. Ja, aber was thun, daß der neuen Wissenschaft und der nationalen Kunstlehre Genüge geschehe? Ja, wenns etwa mit der vierten Dimension, die vor etwa zehn Jahren auch in hohen Köpfen

spukte oder arbeitete, etwas wäre, könnte man vielleicht jetzt noch Goethen selber fragen. Schade! Freilich, seine Antwort wäre vielleicht eine herbe Enttäuschung, ein lachendes „Ach, das ist ja ganz einerlei, seid doch nicht solche Schneefieber!“ Ja, so könnte wohl Goethe die Frage schließen, aber quod licet Jovi, non licet bovi, die Faustphilologie kann die Frage nicht so von der Hand schnicken. Sehe sie also, wie sie damit zurecht kommt. Und eignerweise schließt auch das ganze Werk mit einer metrischen Schwierigkeit, die an die Wissenschaft eine harte Frage stellt. Ist in den Schlußzeilen: Das Ewig-Weibliche u. s. w. der erste und Hauptton auf Das zu legen? Kann den der Artikel tragen? Die Frage liegt auch für die zwei Zeilen: Das Unzulängliche und Das Unbeschreibliche vor und ist eigentlich aufgegeben durch die erste Zeile des ganzen chorus mysticus: Alles Vergängliche u. s. w., wo der Rhythmus außer Zweifel ist. Es ist wirklich verdrießlich, daß das einzigartige Werk uns so mit einer mißlichen Frage der Kunstform entläßt, wie es uns damit empfängt. Es wird eben eine Faustmetrik nötig sein, die auch sonst noch genug zu thun fände.

Aber gerade die Schlußworte geben eine noch weit wichtigere Frage auf:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan —

die berühmten hohen, wundersamen Worte, die gewissermaßen als letztes Vermächtnis des Dichters an die Menschheit erklingen, zugleich als die Summe seines eignen Lebens, diese Worte, die wie aus dem Munde eines gottgeweihten Weisen die Vollendung alles Lebens in seinem Ziele aussprechen — sie lassen doch die Frage übrig: Uns, die Männer — was wird denn da mit den Frauen? Hat denn nicht schon einmal wenigstens eine Frau gefragt: Wer zieht denn uns hinan? Denn daß alle Frauen uns voraus schon oben wären, um den Zug für uns Männer zu bewerkstelligen, denke man sich nun den Vorgang im Jenseits oder schon, mehr goethisch, im Diesseits, das wird auch von ihnen keine behaupten, ja wohl keine Einzelne von sich selbst. Das zu empfinden und auszusprechen bleibt dem Manne vorbehalten, wie es denn Goethe oft gethan hat in seinen Frauengestalten, wie Iphigenie, Eugenie, Makarie, die allerdings wie nach oben ziehende Gestirne glänzen. Wie dem aber auch sei, und was für Geheimnisse der Weltordnung da auch ins Spiel kommen mögen, denen der Dichter leichter auf die Spur kommen wird, als der Denker vom Fach: im Schlußergebnisse von Goethes Weltgedicht kommen die Frauen zu kurz weg, als wären sie selbst vergessen über dem Ewig-Weiblichen, das ja das über die Einzelnen hinaussteigende Absolute ist, gleichsam die Weibheit an sich, die reine Weibheit. Also? Auch die Frauen brauchten einen Faust, der so ausliefe:

Das Ewig-Männliche
Zieht uns hinan.

Denn auf Gegenseitigkeit und Wechselwirkung läuft dies wichtige Kapitel in unserm Welthaushalt hinaus, das ist von den berührten Geheimnissen dasjenige, das sich am sichersten erkennen läßt.

Sieh da, welche Aufgabe für einen Faustphilologen! d. h. einen, der sich nicht bloß mit Philologie sättigen und übersättigen will, sondern für die Welt lebendiges Kapital daraus schlagen, und die müssen sich doch finden unter dem großen Nachwuchs, der nun in Aussicht steht. Oder — für eine Faustphilologin? Wirds die aber auch geben? Warum nicht, was leistet jetzt nicht unsre Frauenwelt im Hochschwung, auch über den Mann hinaus! Das Natürlichste wenigstens wäre es. Hoffen wir auf die Faustphilologie der Zukunft. Freilich — wenn man sich von jenem Schluß des Frauenfaustes aus die Entwicklung und Gestaltung rückwärts denkt, wenn sie dem neuen Standpunkt entsprechen müßte, da schreckt man doch zurück, und ich mag mich nicht einmal auf Andeutungen einlassen, also meinerseits kein Wort weiter davon.

Um aber zu etwas Bescheidnerem und Sichrerem zu kommen: mich beschäftigt seit Jahren der Gedanke angenehm, daß es möglich ist, beim wissenschaftlichen Litteraturbetrieb sich nicht bloß die Werke, also die Bücher selbst, sondern auch die Wirkung vorzustellen, die von ihnen ausgegangen ist in die Geister und den Geist der Zeitgenossen hinein. Man kann dann ein Buch, wie es so auf dem Bücherbrett steht, zugleich wie einen Luft- und Lichtkreis ausstrahlend sehen im stillen innern Schauen zu guter Stunde, der denn bei den verschiednen Werken sehr verschieden aussieht. Das zeigt sich aber auch dem äußern Auge zu jeder Stunde in Spuren der Wirkung, die am Buche selbst zurückbleiben. Ich habe eine in Wittemberg gedruckte Flugschrift Luthers aus der ersten Zeit seines Auftretens, die schmutzig aussieht bis zum Abschrecken; namentlich auf dem untern Ende jedes Blattes liegt eine kreisförmige Schicht von Schmutz — aber es ist Schmutz aus der Zeit der Wirkung, deren Größe und Weite man daran nach viertehalb Jahrhunderten noch sehen kann, denn er kommt vom Umwenden, und es müssen rechte Arbeitshände gewesen sein, nicht von Gelehrten, sondern von Schuhmachern, Schlossern u. s. w., die da solche Spuren geistiger Wirkung hinterlassen haben, ich kann sie nur mit nachdenklicher Achtung ansehen. Eine Ausgabe von den Gedichten des Andreas Gryphius, auch viel gebraucht, trägt doch an einer Stelle am Schnitt die Spur von stärkstem Gebrauch, es ist der Peter Squenz. Ebenso eine erste Ausgabe von Bürgers Gedichten, stark gebraucht bis zum Abnutzen, an einer Stelle aber der Schnitt ordentlich mit kraus zerfasertem Rande: die verrät, was da steht, die Lenore. Auch Schnupftabak ist oft in Büchern so zurückgeblieben als Spur des geistigen Lebens, und auch das wäre schon zu verwerten, denn der Schnupfer nimmt seine Prise entweder wenn er sich langweilt oder wenn er ergriffen ist, was sich dann als Wirkung an den zwischen den Blättern

gebliebenen Körnchen müßte erkennen lassen, von denen auch farbige Male glücklich zurückbleiben, wo sie selbst entfernt sind.

So erzählen die Bücher wie mit Zeichensprache selber, wie und womit sie am meisten und weitesten gewirkt haben, und es wäre schon den Versuch wert, in einer Bibliothek in dieser Richtung statistische Aufnahmen zu machen, besonders in Leihbibliotheken, als lebendige Ergänzung des Bildes in den Litteraturgeschichten; wie leicht wäre da durch Nachbildung in Lichtdruck mit einem Blick erzielt, wozu Beschreibung umständlich und doch unzureichend wäre. Wie wärs denn, wenn die junge frische Faustphilologie mit dem schönen Unternehmen den Anfang machte? Goethes Faust ist nun seit Menschenaltern so oft gedruckt, daß er neben der Bibel zu den verbreitetsten Büchern gehören wird, und so wird er viel schöne Gelegenheit zu der gewünschten Beobachtung geben, die über die litterarisch nachweisbare Einwirkung weit hinaus gehen würde, da sie die Weiterwirkung auch in sonst unerreichbare Kreise der Nation aufzeigen würde. Das sei denn auch den zukünftigen Doktoren der Faustphilologie empfohlen. Denn der Doktor Faust wird ja nun auch Faustdoktoren genug machen.

# Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)

Kaum war die letzte Fortsetzung dieser Aufsätze gedruckt, so liefen mir wieder eine Menge Beispiele für das herrliche bezw. in den Weg. Ich will noch ein paar davon hier festnageln, weil man sie ja mit aller Mühe nicht so schön erfinden kann, wie sie der Zeitungsschreiber und der Subalterne in ihrem dunkeln Drange nach Klarheit spielend schaffen: ein Haus an der Beethoven- bezw. Rhodestraße — K. und T. wurden zu viermonatiger bezw. zweimonatiger Gefängnisstrafe verurteilt — die Abzeichen eines Stabsoffiziers, Epauletten mit Fransen, bezw. geflochtene Achselstücke — später verfaßte er pädagogische bezw. Schulbücher — die Brutanstalten würden wesentlich bessere bezw. in allen Jahren sichere Ergebnisse liefern.

Aber der große Logiker, der sich so ausdrückt, richtet noch so manches andre Unheil in der Sprache an. Unsre Sprachdummheiten haben, wie der aufmerksame Leser schon bemerkt haben wird, die mannichfachsten Quellen. Es lohnte der Mühe, sie einmal darnach zu ordnen. Man würde dabei seltsame

Widersprüche, wunderbare Gegenströmungen bemerken. Die einen entstehen aus dem Streben nach Kürze, dem übertriebenen Streben natürlich, die andern aus dem Streben nach Wichtigkeit und Breite; die einen stammen daher, daß beim Unterricht in den fremden Sprachen zu wenig die Übereinstimmung des Deutschen, die andern daher, daß zu wenig die Abweichung des Deutschen beachtet wird; die einen sind die Folge einer schauderhaften Abstumpfung des Sprachgefühls, vollständigen Sprachstumpfsinnes, in andern kann sich der logische Scharfsinn nicht genug thun; hier werden zwei Erscheinungen plötzlich verwechselt, vermengt, zusammengeworfen, die bisher jedermann streng unterschieden hatte, dort wird plötzlich etwas differenzirt ohne das geringste Bedürfnis. So gewiß Klarheit und Deutlichkeit das oberste Gesetz der Sprache ist, die Schönheit erst an zweiter Stelle in Frage kommt, so gewiß ist es doch auch, daß das Streben nach Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks zum Nachteil der Schönheit übertrieben werden kann. Das geschieht unzweifelhaft mit dem häßlichen, breitspurigen Kanzleiwort bezw. Und wenn nur wirklich größere Deutlichkeit damit erreicht würde! Sollte es aber wirklich einen Menschen geben, der es nicht verstünde, wenn man ihm sagt, ein Eckhaus liege an der Beethoven- und Rhodestraße?*) Es geschieht aber auch dann, wenn vor lauter Logik die einfache, natürliche Wortstellung zerstört wird. Diesen Fall will ich zunächst besprechen.

Wortstellung — das ist auch ein trauriges Kapitel unsrer Sprachlehre. Zu den mancherlei Dummheiten, die unsre Jungen im deutschen Unterricht lernen müssen, und die man natürlich auch dem Ausländer wieder weismacht, der Deutsch lernen möchte, gehört auch die, daß es im Deutschen keine bestimmten Regeln über die Wortstellung gebe; auch da soll überall die „größte Freiheit" herrschen. Wer unser elendes heutiges Papierdeutsch ansieht, kann wohl auf solche Gedanken kommen; wer aber die Ohren aufmacht und hört, wie gesprochen wird, von Hoch und Niedrig gesprochen wird, der müßte doch wahrhaftig einmal andrer Meinung werden.

Durch alle gebildeten Sprachen geht das Gesetz, daß die Präpositionen (an, bei, nach, für, in, vor, mit u. s. w.) unmittelbar vor dem Worte

*) Auf dem bairischen Bahnhofe in Leipzig wird, ehe der Zug abgeht, in den Wartesälen vom Portier abgerufen: Abfahrt in der Richtung nach Kieritzsch, Borna, Rochlitz, Penig u. s. w. Dieses in der Richtung hat mir und andern schon oft großes Vergnügen gemacht. Früher hieß es einfach: Abfahrt nach Kieritzsch, Borna, Rochlitz, Penig. Da mag sich nun wohl ein großer Logiker einmal gesagt haben: der Zug geht doch nicht bloß nach diesen Hauptstationen, sondern auch nach den dazwischen liegenden kleinern, die man aber doch unmöglich alle herzählen kann. Wer weiß: vielleicht hat sich auch einer, der nach Lobstädt wollte und sitzen geblieben war, weil Lobstädt nicht mit abgerufen wurde, beschwert, und die Direktion hat dann zu dem Auskunftsmittel gegriffen, statt nach rufen zu lassen: in der Richtung nach. Nun kann sich niemand mehr beschweren. Ja ja, es geht nichts über den großen Logiker!

stehen müssen, das sie regieren. Das ist so natürlich und selbstverständlich wie irgend etwas, es kann gar nicht anders sein. Im griechischen Unterricht wird der Junge, und zwar auf der untersten Stufe schon, mit dem geheimnisvollen Begriff der „Proclitica" geängstigt. Ich will für solche, die bloß „realistisch" gebildet sind, bemerken, daß man „Procliticae" (d. h. vorn angelehnte) in der griechischen Grammatik gewisse einsilbige Wörtchen nennt, die, weil sie eben einsilbig sind und für sich allein noch nichts bedeuten, auch keinen eignen Ton haben, sondern — wie mit magnetischer Kraft — an das Wort, das ihnen folgt, hinangezogen werden. Dazu gehören auch einige einsilbige Präpositionen. Ich entsinne mich nun aus meiner Schulzeit deutlich, daß mich dieser Begriff der Proclitica (und der seines Gegenstücks, der Enclitica) jahrelang geängstigt hat. Diese Wörtchen „werfen," hieß es, „ihren Accent auf das folgende Wort" — das war mir lange Zeit etwas ganz Unheimliches. Wäre der Lehrer einmal auf den klugen Gedanken gekommen, zu sagen: Kinder, laßt euch nicht bange machen durch die fürchterlichen Wörter Proclitica und Enclitica, es sind das Kunstausdrücke aus der griechischen Accentlehre, die stehen nun einmal in der Grammatik, ich kann sie euch nicht ersparen, aber die Sache selbst ist überaus einfach, sie findet sich in allen Sprachen, sie findet sich vor allem auch in unsrer Muttersprache, wo ihr ja auch sagt: mit Gótt, zu mír, nach Haúse u. s. w., so wäre uns alle Angst und Not erspart geblieben. Aber der Lehrer fing natürlich so an: Procliticae nennt man diejenigen Wörter, welche u. s. w. Da dauerte es freilich lange, bis wir dahinterkamen; ich selbst bin erst spät und eigentlich ganz zufällig durch Vergleichung mit dem Deutschen dahintergekommen. Weil nun aber die Präpositionen solche Procliticae sind, die innig mit dem Worte, das von ihnen abhängt, verwachsen, deshalb ist es ganz unmöglich, irgend etwas einzuschieben zwischen die Präposition und das abhängige Wort. Auch das wurde uns später wieder merkwürdigerweise besonders im Griechischen eingeschärft; es dürfe sich, hieß es, niemals ein Adverbium zwischen die Präposition und das abhängige Wort drängen, es dürfe also niemals heißen ἐπὶ μόνον τῷ, sondern immer μόνον ἐπὶ τῷ u. s. w. Aber auch da wieder sagte uns merkwürdigerweise niemand, daß es in unsrer Muttersprache genau so ist, ja in allen Sprachen so sein muß, eben vermöge der Natur der Präpositionen.

Da ist nun neuerdings der große Logiker auch drüber gekommen und hat sich überlegt: fast in allen Fällen — das kann doch nicht richtig sein! Das fast gehört doch nicht zu in, es gehört ja zu allen! Also muß es heißen: in fast allen Fällen. Und so wird denn wirklich seit einiger Zeit immer massenhafter geschrieben: die von fast allen Grammatikern gerügte Gewohnheit — es geht eine Bewegung durch fast sämtliche Kulturstaaten — mit fast gar keinen Vorkenntnissen — mit nur echten Spitzen — das Stück

besteht aus nur drei Szenen — wir haben es mit nur wenigen Lehrstunden zu thun — wir fuhren durch meist anmutige Gegend — die Kritik, die in meist schlechten Händen ist — es waren gegen etwa vierzig Mann — in bald einfachern, bald prächtigern Ausstattungen — eine gedrungene Gestalt von kaum Mittelgröße — dies Buch ist in wohl sämtliche europäische Sprachen übersetzt — andre Kritiker, von freilich geringerer Autorität — nach genau einem Jahrhundert — mit genau derselben Geschwindigkeit — nach längstens zwei Jahren — für wenigstens ein paar Wochen — Unterricht in wenigstens einer zweiten lebenden Sprache — die ordnungsliebendern Elemente sehen sich zu wenigstens thatsächlicher Achtung vor dem Gesetze gezwungen — fünf Präpositionen mit jedesmal verschiedner Funktion — überall ist die Technik auf annähernd gleicher Höhe — mit sozusagen absolutem Maßstabe — mit allerdings nur geringer Hoffnung auf Erfolg — Japan war mit alles in allem vier Artikeln vertreten u. s. w.

Ich kann mir nicht helfen, ich halte es geradezu für eine Barbarei, so zu schreiben. Ich habe das Gefühl, als wollte mir einer in den Ellbogen oder zwischen zwei Fingerglieder einen Holzkeil treiben, wenn ich so etwas lese, ja es ist mir, als müßte es der Präposition selber wehthun, wenn sie in so roher Weise von dem Worte, mit dem sie doch zusammenwachsen möchte, abgerissen wird. Der Teufel hole solche Logik! Es ist die greulichste Unnatur, so zu schreiben. Man versuche es einmal, man setze in all den angeführten Beispielen das Adverbium an die richtige Stelle, nämlich dahin, wo man es früher hinsetzte, vor die Präposition: meist durch anmutige Gegend — kaum von Mittelgröße — wohl in sämtliche Sprachen — wenigstens für ein paar Wochen — annähernd auf gleicher Höhe u. s. w., empfindet wohl jemand die geringste logische Störung? Als besten Beweis dafür, daß das nicht der Fall ist, will ich einmal etwas verraten. Ich habe im Laufe der Jahre aus Tausenden von Manuskripten, die ich für den Druck zuzustutzen hatte, tausendmal diese greuliche Wortstellung beseitigt, und niemals haben die Verfasser, wenn sie ihre Druckkorrektur erhielten, von meiner Änderung etwas gemerkt, immer haben sie ohne Anstoß drüber weggelesen, sie haben also offenbar geglaubt, sie hätten selber so geschrieben! Nun, wenn das Einschieben des Adverbs wirklich ein so starkes logisches Bedürfnis wäre, so hätte doch einmal einer Anstoß nehmen und seine ursprüngliche Fassung wieder herstellen müssen! Das ist aber nie geschehen, und es ist deshalb nie geschehen, weil das Voranstellen des Adverbs eben das Natürliche und Selbstverständliche ist.*)

*) Ganz ähnlich verhält sichs übrigens bisweilen beim unbestimmten Artikel, beim Pronomen indefinitum was (etwas) und bei den Partikeln als und für; auch da heißt es in der lebendigen Sprache: so ein süßes Gefühl — gar ein feines Buch — ganz was andres — ich halte das durchaus für nötig u. s. w.

Ich will nicht verschweigen, daß es Ausnahmen giebt; die Adverbia, die zur Steigerung der Adjektiva dienen: so, sehr, viel, weit, dürfen nicht bloß, sondern müssen hinter der Präposition stehen: mit so großem Erfolg — in sehr vielen Fällen — mit viel geringern Mitteln — nach weit gründlichern Vorbereitungen u. s. w. Diese Adverbia scheint das Sprachgefühl nicht als besondre Wörter zu empfinden, es zieht sie daher mit den Adjektiven in eins zusammen. Bei allen Adverbien aber, die den Adjektivbegriff einschränken, herabsetzen oder sonstwie modifiziren, ist die Stellung hinter der Präposition ganz unerträglich.

Doppelt greulich wird das Wegzerren der Präposition vor ihrem abhängigen Worte dann, wenn das Einschiebsel nicht ein einfaches Adverbium, sondern ein Satzglied ist, das selber wieder aus einer Präposition und einem davon abhängigen Worte besteht. Dann entsteht nämlich der Fall, daß zwei Präpositionen unmittelbar neben einander geraten — für mein Gefühl eine der beleidigendsten Spracherscheinungen. Und doch wird auch so jetzt massenhaft geschrieben! Da heißt es: in über vierzig Städten — in im Ratsdepositorium befindlichen Dokumenten — durch vom Kriege unberührtes Land — durch von beiden Teilen erwählte Schiedsrichter — durch für ein weiches Gemüt empfindlichen Tadel — mit vor Freude strahlendem Gesicht — mit in Thränen erstickender Stimme — mit auf die Wand aufgelegtem Papier — mit für die Umgebung störendem Geräusch — mit nach außen kräftigen Institutionen — mit über die ganze Provinz verteilten Zweigvereinen — das Sammeln von an sich wertlosen Dingen — die Frucht von durch Jahrtausende fortgesetzten Erfahrungen — eine große Anzahl von in einzelnen Fächern weiter ausgebildeten jungen Männern u. s. w. Man kann diesen Zusammenstoß so leicht vermeiden, und auf die verschiedenste Weise; entweder durch einen kurzen Nebensatz: durch Land, das vom Kriege noch unberührt geblieben war — oder durch ein zusammengesetztes Wort: mit freudestrahlendem Gesicht — oder durch einen Genetiv: das Sammeln an sich wertloser Dinge — oder durch irgend eine Wendung, die dasselbe sagt wie die Präposition: in mehr als vierzig Städten (statt in über) u. s. w. Aber alle diese naheliegenden Auskunftsmittel werden verschmäht, lieber versetzt man dem Leser den stilistischen Rippenstoß, unmittelbar hinter einer Präposition noch eine zweite zu bringen!*)

Da ich einmal bei der Wortstellung bin, so will ich gleich noch einen

*) Derselbe Zusammenstoß zweier Präpositionen entsteht übrigens auch, wenn vor einen adlichen Namen oder vor einen der jetzt bis zum Überdruß gebildeten geschmacklosen adverbialen Buch- und Zeitungstitel eine Präposition tritt, z. B. in von Holsteins Oper Der Heideschacht — in Vom Fels zum Meer u. s. w. In dem zweiten Falle ist nur dadurch zu helfen, daß man schreibt: in der Zeitschrift Vom Fels zum Meer, und in dem ersten — na du lieber Gott! da kann man sich doch das von einmal verkneifen.

andern hierhergehörigen Fall besprechen, nämlich die unnatürliche Stellung, die man jetzt den persönlichen Fürwörtern giebt. Wieder handelt sichs um eine Erscheinung, die unsäglich häßlich ist, und doch jetzt die größte Verbreitung hat, also offenbar allgemein für eine besondre Schönheit gehalten wird. Um die Sache recht deutlich zu machen, will ich zunächst den häufigsten und auffälligsten Fall vornehmen.

Wenn das Verbum eines Satzes ein Reflexivum ist, gleichviel ob das reflexive Verhältnis den Dativ oder den Akkusativ hat (sich entschließen, sich einbilden), so erscheint in der lebendigen Sprache das reflexive Pronomen sich stets so zeitig als möglich im Satze. In Nebensätzen wird es stets unmittelbar hinter das erste Wort gestellt, hinter das Relativum, hinter die Konjunktion u. s. w. (der sich, wo sich, wobei sich, da sich, obgleich sich, als sich, daß sich, wenn sich, wie sich, als ob sich u. s. w.); erst dann folgt das Subjekt des Satzes. Nur wenn das Subjekt selber ein persönliches Fürwort ist, geht dieses dem sich noch voran (da er sich, wenn sie sich, die es sich.*) In Hauptsätzen steht das sich stets unmittelbar hinter dem Verbum (hat sich, zeigt sich, wird sich finden), bei abhängigen Infinitiven steht es an der Spitze der Infinitivkonstruktion, mag das Verbum noch so reich mit Objekten, adverbialen Bestimmungen u. dergl. bekleidet sein. Man beobachte sich selbst, man beobachte andre, wie sie im natürlichen Gespräch reden, man wird nicht einer einzigen Abweichung von diesem Gesetze begegnen.

Nun vergleiche man einmal damit, wie jetzt geschrieben wird, ganz allgemein geschrieben wird, und sehe, wo da das sich hingesetzt wird; ich will die Stelle, wohin es wirklich gehört, jedesmal durch leere Klammern bezeichnen. Da heißt es in Hauptsätzen: selten hat [] eine Darstellung so rasch in der Litteratur sich eingebürgert — diese hielten [] ohne Erlaubnis der Regierung in diesen Gegenden sich auf — der heftige Seelenschmerz löste [] in ein krampfhaftes Schluchzen sich auf u. s. w.; beim Infinitiv: die Photographie scheint [] in Rom wirklich bis an die Grenze echter Kunst sich zu erheben — bald begannen [] Menschen in dem Walde sich anzusammeln — der Name dürfte [] auf den ganzen Gebirgszug sich beziehen — mit dieser Verteilung können [] nur diejenigen sich zufrieden erklären — man mußte [] in entsetzlichen Postkarren, von Ungeziefer halb verzehrt, unter Hunger und Durst, in jene allerschönsten Gegenden sich durcharbeiten — es ist leicht, [] diese Kenntnis sich anzueignen — das Recht, [] an der friedlichen Kulturarbeit frei sich zu beteiligen u. s. w.; in Neben-

*) Die Stellung es sich ist freilich auch wieder häßlich; die lebendige Sprache kennt nur sichs: schwer begreift sichs (nicht: schwer begreift es sich) — eine dritte Gruppe, um die sichs hier handelt (nicht: um die es sich hier handelt).

sätzen endlich: die Verdienste, welche [] Eure Durchlaucht um das deutsche Vaterland sich erworben haben — es ist das eine der schwierigsten Aufgaben, die [] der menschliche Geist sich stellen kann — aus dieser Lage der Dinge, die [] binnen wenigen Monaten zu einer ganz unerträglichen sich ausbildete — der geistige Zustand, in dem [] die deutsche Jugend in der Zeit der französischen Invasion sich befand — der Modegeschmack, der [] namentlich auf dem Gebiete des Romans so rasch sich ändert — die Philosophie, die [] doch nur dem an das Denken gewöhnten Höhergebildeten sich erschließt — ein Mann, der [] bei allem Eifer für die katholische Sache doch einen warmen Patriotismus sich bewahrt hatte — in Fällen, wo [] das Bedürfnis dazu sich herausstellt — der erste Akt versetzt uns in die Welt des Waldes, wo [] Roseggers Phantasie am meisten sich heimisch fühlt — die vier Verbrecher treiben allerlei Ulk, wobei [] ihre wahre Natur sich äußert — unter der Bedingung, daß er [] auf eine bestimmte Probezeit des Wilderns sich enthalte — die Gegenwart beweist, daß [] der kleine Betrieb dem Großkapital gegenüber sich nicht halten kann — der einzelne darf nicht verkennen, daß er [] unter solchen Umständen zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen eine Selbstbeschränkung sich auferlegen muß — als [] fast sämtliche Klöster wieder mit den geistlichen Orden sich gefüllt hatten — es wird noch geraume Zeit vergehen, ehe [] ihr Ideal vollständig sich verwirklichen kann — seitdem [] das große, für die Kultur so folgenreiche Weltereignis der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus sich begab — die Aufhebung des Gesetzes können wir nicht beklagen, da es [] im Laufe der Jahre immer mehr als unbrauchbar sich erwiesen hat — da er [] gerade jetzt in der Lage sich befinde, Zahlung leisten zu können — weil er [] diese Eigenschaften bis in sein hohes Alter sich bewahrt hat — nachdem [] die ursprüngliche Bedeutung im Sprachbewußtsein sich verdunkelt hatte — wenn er [] zuweilen zu religiösem Pathos sich erhob — ich würde untröstlich sein, wenn Sie [] durch mich in Ihrer alten Ordnung sich stören ließen — wenn [] neuerdings die Unternehmer und Arbeitgeber zur Wahrung ihrer gerechten Interessen sich zusammenschließen — die Namen der Künstler sind so bezeichnet, wie sie [] auf den Blättern sich finden — wie [] die kaiserfreundliche Partei sich nannte — als ob er [] die größten Verdienste um das deutsche Vaterland sich erworben hätte u. s. w.

Da stehen wir wieder vor einer Erscheinung, die recht eigentlich in das Kapitel vom papiernen Stil gehört. Der lebendigen Sprache gänzlich fremd, stellt sie sich immer nur ein, wenn jemand die Feder in die Hand nimmt, aber auch da nicht sofort, sondern erst dann, wenn er anfängt, zu künsteln. Hier habe ich sogar einen doppelten Beweis dafür, daß dieses Verschieben des sich bis unmittelbar vor das Verbum die bare Unnatur ist. Der erste ist wieder der schon vorhin bei der Stellung der Präpositionen angeführte: ich habe

tausendmal bei der Durcharbeitung von Manuskripten das sich heraufgeholt an die richtige Stelle, und niemals haben die Verfasser, wenn sie die Druckkorrektur bekamen, etwas davon gemerkt; alle haben sie drüber weggelesen, als ob sie selber so geschrieben hätten. Der andre Beweis ist der: hundertmal ist mir in Manuskripten der Fall begegnet, daß der Verfasser bei der ersten Niederschrift das sich an die richtige Stelle gesetzt, beim Wiederdurchlesen aber es dort ausgestrichen und dann hinten, unmittelbar vor dem Verbum, hineingeflickt hatte — niemals das Umgekehrte! Damit ist doch schlagend bewiesen, daß die Voranstellung des sich das Natürliche ist und das, was jedem, der unbefangen schreibt, aus der lebendigen Sprache zunächst in die Feder läuft; erst wenn das Feilen und Drechseln beginnt, dann kommt die Unnatur. Es liegt aber auch ein Beweis in der Sache selbst. Man könnte zwar meinen, es sei doch im Gegenteil unnatürlich, das reflexive Fürwort von seinem Verbum zu trennen und so weit vor, an den Anfang des Satzes zu rücken. Aber diese Trennung ist der Sprache offenbar etwas unwesentliches. Das Wesentliche ist ihr die enge Verbindung, die erst infolge dieser Trennung eingegangen werden kann: die Verbindung nämlich mit dem voranstehenden andern Pronomen oder mit der Konjunktion (der sich, wenn sich u. s. w.). Diese Verbindung ist der lebendigen Sprache offenbar wichtiger, als die mit dem Verbum, denn durch sie wird der Satz wie mit eisernen Klammern umschlossen, während er auf die andre Weise auseinanderzufallen droht. Wenn ich das sich unmittelbar nach da, wo, wenn bringe, so weiß der Hörer schon, daß am Ende des Satzes ein reflexives Verbum folgen wird, die Hälfte des Verbalbegriffs klingt ihm gleichsam schon im Ohre. Daß sich auf diese Weise der Satz fester zusammenschließt, als auf die andre, liegt doch auf der Hand. Wenn einer mit wenn oder daß anfängt und erst, nachdem er zwanzig oder dreißig Worte dazwischen geschoben hat, endlich mit sich begab oder sich befindet schließt, so möchte ich ihn immer fragen: So viel Zeit hast du gebraucht, dich auf das Verbum zu besinnen? dich zu besinnen, daß du ein Verbum reflexivum brauchen willst?

Es ist aber, wie gesagt, keineswegs bloß das sich, das jetzt in dieser Weise verstellt wird, es geschieht das mit dem reflexiven Fürwort überhaupt. Man schreibt auch: darüber gedenke ich [] später einmal in diesen Blättern mich auszulassen — daß wir [] in unsern nationalen Lebensformen ungehindert uns entwickeln können u. s. w.; ja die Krankheit hat sich noch viel weiter verbreitet, sie hat schon das ganze persönliche Fürwort angesteckt! Auch da heißt es: wenn auch der Zar den Frieden will, so will [] doch sein Volk ihn nicht — er würde [] gewiß auch diesmal nicht ohne Not sie warten lassen — er berichtete gewissenhaft die Geschichte, wie [] sein alter Schulkamerad sie ihm erzählt hatte — auf keinem andern Gebiete findet man so erbitterte gegenseitige Verlästerung, wie [] die verschiednen stenographischen

Systeme gegen einander sie ausüben — unter diesem Feldgeschrei hatte man [] in den katholisch-deutschen Ländern es dahin gebracht — es genügt uns nicht, [] bei dieser allgemeinen Schilderung seines Wesens es bewenden zu lassen — wer [] in unsern Tagen noch es wagt — wie [] der Drang seines Herzens es gebot — wenn [] die Gegner des Sozialistengesetzes es als einen Vorteil preisen — die praktische Aufgabe, die [] unsre religiöse Gefahr uns stellt — wir halten das für die einzig mögliche Erklärung, weil [] keine andre uns begreiflich ist — nun galt es, [] mit Rat und That ihnen beizustehen u. s. w. Überall das manierirte Aufsparen des Fürwortes bis unmittelbar vor das Verbum! In einem Roman las ich neulich: während die Stämme ihre kahlen Äste uns entgegenstreckten, als wollten sie mit ihren Armen unserer (!) sich erwehren. Das sollte heißen: während uns die Stämme ihre kahlen Äste entgegenstreckten, als wollten sie sich unser mit ihren Armen erwehren! Ist das nicht greulich?

Ich habe schon so oft in diesen Aufsätzen der Schule Vorwürfe gemacht, daß es mir fast anfängt leid zu thun. Aber kann man denn anders? Ist nicht auch hieran wieder die Schule schuld? In jeder fremden Sprache, im Lateinischen, im Griechischen, im Französischen, im Englischen wird den Jungen vorgekaut, daß, wenn in einem Satze mehrere persönliche Fürwörter vorkommen, diese nicht getrennt werden dürfen, sondern immer unmittelbar nebeneinander stehen, eine kleine Wortgruppe für sich bilden müssen. Aber der französische Lehrer paukt das als eine Eigentümlichkeit des Französischen, der griechische als eine Eigentümlichkeit des Griechischen, keiner weiß etwas vom andern, und keiner sieht, daß — es in unsrer Muttersprache, natürlich nur im lebendigen Ohrendeutsch, nicht in dem Tintendeutsch, das heute alle Welt schreibt, genau so ist, daß sichs doch also um ein Gesetz handeln muß, das tief in der Natur der Sache begründet ist!

O doch — um nicht ungerecht zu sein: einer hats doch gesehen: Otto Schroeder in seiner trefflichen Schrift Vom papiernen Stil, die vor wenigen Wochen in zweiter, vermehrter Auflage erschienen ist (Berlin, Walter und Apolant, 1891) und die ich bei dieser Gelegenheit nochmals angelegentlich empfehlen möchte.*) Schroeders Schrift ist freilich kein Lehrbuch, keine Anweisung zur Vermeidung von Fehlern, es ist eine geistvoll spottende Kampfschrift, die eine Menge von Dingen nur im Fluge streift. Manche Leser (auch unter den Lehrern!) werden gar nicht immer merken, was er meint. Er teilt

*) Auch Andresen streift die Erscheinung wenigstens in seinem Buche über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit (6. Aufl., S. 357), freilich ohne ihren Umfang und ihre Häßlichkeit auch nur entfernt zu ahnen. Schreibt er doch selbst z. B. S. 8: obgleich [] der Begriff der Sprachrichtigkeit sich über das gesamte Gebiet der Sprache erstreckt, pflegt man [] doch im gewöhnlichen Sinne sich auf die Prosa zu beschränken. Wir sind eben alle von dieser papiernen Ziererei etwas angesteckt.

oft ganz beiläufig nach rechts und links Hiebe aus, die nur der versteht und zu würdigen weiß, der sich selber schon jahrelang über die davon getroffenen Dummheiten geärgert hat. Aber sie enthält doch auch so viel Ausgeführtes und dabei Aufrüttelndes, Packendes, Überzeugendes, Beschämendes, daß man nur wünschen kann, jeder Lehrer des Deutschen hätte sich den Inhalt dieser Schrift ganz zu eigen gemacht. Unter Lehrer des Deutschen aber verstehe ich und wird man hoffentlich in Zukunft immer mehr verstehen jeden — deutschen Lehrer.

(Fortsetzung folgt)

# Unheimlich

Dieser Ausdruck, mit dem der Reichskanzler vor einiger Zeit seine Empfindung bei dem freundlichen Entgegenkommen der freisinnigen Partei bezeichnete, war außerordentlich treffend. Ein Wandersmann hat im Waldesdickicht einen Pfad eingeschlagen, auf dem er rascher zum Ziel zu kommen hofft; plötzlich tritt eine Gestalt von wenig vertrauenerweckendem Äußern an ihn heran und sagt ungefragt mit zweideutigem Lächeln: „Immer nur so vorwärts, das ist der rechte Weg!" Betroffen hemmt der Wandrer seinen Schritt und fragt sich, ob er denn irregegangen sei, ob ihn ein Sumpf oder ein Hinterhalt erwarte? Es wird ihm unheimlich zu Mute. In diese Lage und Stimmung kann man sich hineindenken, auch ohne Staatsmann zu sein.

Aber das Wort ist ebenso für die allgemeine Lage charakteristisch. Selbst der Amtsvorgänger des Herrn von Caprivi dürfte geneigt sein, es sich anzueignen, wenn er beobachtet, wie sich ihm Elemente zu nähern suchen, um im Schatten seiner großen Persönlichkeit — Opposition zu machen, Elemente, auf die sich anwenden ließe, was er selbst einst von den Polen sagte: daß sie überall dabeisein müssen, wo einer Regierung Schwierigkeiten bereitet werden. Und nun die Wahl in Geestemünde! Welches endliche Ergebnis sie haben möge, das fällt kaum noch ins Gewicht, die Thatsache, daß in einem nur von Deutschen bewohnten Bezirke dem Manne, der den Namen Otto von Bismarck führt, ein Abgeordnetenmandat mit Erfolg streitig gemacht werden konnte, ist nicht aus der Welt zu schaffen, der Fleck nicht auszutilgen. „Ja, die Deutschen!" sagte, als die Berichte über den ersten Wahlgang einliefen, eine Dame französischer Abstammung. Ja, die Deutschen! Zu den Irrtümern in

seinem Leben mag Bismarck wohl schon mehr als einmal den Satz gerechnet haben, Deutschland werde, einmal in den Sattel gesetzt, schon reiten können. Die Freisinnigen in ihrer Todesangst vor dem großen Manne boten ja ein ergötzliches Schauspiel. Aber daß ihre Commis-Voyageurs, die mit derselben zähen Aufdringlichkeit, wie manche ihrer Kollegen Zigarren oder Weine, so ihre abgetragenen politischen Redensarten an den Mann zu bringen suchten, nicht überall die gebührende Abfertigung erhielten wie in Heidelberg, ist schon jammervoll genug. Selbst Herrn Eugen Richter, von dem uns sonst nichts überraschen kann (hoffentlich machen wir uns mit dieser Bemerkung keiner „Richter-Beleidigung" schuldig?), scheint die Erkenntnis aufgedämmert zu sein, welche traurige Rolle seine Unteroffiziere spielten, da er sich beeilte, zu versichern, er freue sich auf den parlamentarischen Kampf mit Bismarck, ihm fehle etwas, wenn er sich dem nicht gegenübersehe. Das glauben wir ihm aufs Wort. „Es will der Spitz aus unserm Stall uns überall begleiten, doch seiner Stimme lauter Schall beweist nur, daß wir reiten."

„Bildungsphilister" ist ein gutes Wort, nur wende man es nicht auf Leute an, denen damit zu viel Ehre erwiesen würde, auf die Halbbildungsphilister, die modernen Spießbürger oder Bürgergardisten, die immer bereit sind, zu paradiren und zu demonstriren, sei es mit Waffen, sei es mit großen Redensarten, aber mit aller Entschiedenheit die Zumutung von sich abwehren, mit den einen oder den andern Ernst zu machen; die großen Demokraten, die immer über den Mangel an Freiheit schimpfen und im Augenblicke der Gefahr am lautesten nach der Polizei schreien. Wie tapfer rückten die wieder an, Mann für Mann, um an der Wahlurne gegen Bismarck zu kämpfen! Das sei unziemlich, sagte man ihnen. Warum? Weil er Deutschland geeint habe? Lächerlich! Haben sie nicht von Deutschlands Einheit geredet und auf sie angestoßen lange vor ihm? Haben sie nicht auf allen Festen das Lied vom deutschen Vaterlande gesungen und nach der Scheibe Deutschland geschossen? Der Mann hat ja nur gethan, was sie ihm geheißen hatten, und was sie — ganz anders gemacht haben würden, wenn sie so glücklich gewesen wären, im hohen Rate zu sitzen. Was haben sie ihm zu danken? Anhaben kann er ihnen ja nichts mehr!

Sehr im rechten Augenblick ist nun das zwölfte Bändchen der von W. Böhm begonnenen, von A. Dove fortgesetzten Sammlung der Reden Bismarcks („Kollektion Spemann") erschienen, das die Zeit von 1881/82 umfaßt. Da finden wir den Streit um den Anschluß Hamburgs an den Zollverein, die Bemerkung des Kanzlers, er glaube für sein Bemühen, diesen Anschluß zu Stande zu bringen, Anerkennung, nicht Tadel verdient zu haben. Im weitern Verlaufe der Rede sagte er: „Ich habe nie in meinem Leben auf Dank Anspruch gemacht, ich habe ihn nie erwartet, ich habe ihn auch nie verdient, denn ich habe niemals um Dank gehandelt, sondern habe einfach meine Schuldigkeit

gethan, niemand zuliebe, nichts weiter; und wer seine Pflicht thut, ist ein getreuer Knecht, hat aber keinen Anspruch auf Dank. Ein solcher Anspruch liegt mir außerordentlich fern. Ich habe gelernt, ohne den Dank der Welt zu leben, ich habe ihn erworben und verloren, ich habe ihn wieder gewonnen, ich habe ihn wieder verloren — ich mache mir gar nichts daraus, ich thue einfach meine Pflicht." Hieran anknüpfend hielt ihm Lasker eine seiner Vorlesungen, um zunächst „festzustellen," daß er „keinen lebenden Staatsmann kenne und vielleicht auch in der Geschichte keinen andern Staatsmann wisse, der so mit Dankbarkeit überhäuft" worden sei, wie Bismarck. Die Frage, ob ein andrer lebender Staatsmann sich um seine Nation so großen Anspruch auf Dank erworben habe, stellte sich der Redner nicht. Werfen wir diese Frage auf, so müssen wir aufs neue bedauern, daß Graf Cavour so früh vom Schauplatze abgerufen worden ist, bedauern auch deshalb, weil die Italiener dadurch verhindert worden sind, der Welt und vor allen den Deutschen zu zeigen, wie eine Nation zu danken weiß und zu danken verpflichtet ist. Auch er würde viele Kämpfe durchzumachen gehabt, leidenschaftliche Angriffe erfahren haben; auch ihm würden durch Rechthaberei, Parteihader, Neid u. s. w. ernste Hindernisse bereitet worden sein; aber daß die Italiener uns nie ein solches Schauspiel gewähren würden, wie es jetzt in Deutschland aufgeführt worden ist, das darf man ruhig behaupten. Es genügt, auf Crispi hinzuweisen, der persönliche Feinde genug hat, den die besoldeten und die freiwilligen Anhänger Frankreichs verfolgen, den aber aus der Vertretung des Landes verdrängen zu wollen auch diesen nicht in den Sinn käme.

Der altberühmte Berliner Moniteur der Halbbildungsphilister hat in diesen Tagen die große Wahrheit ausgesprochen, es gebe zu denken, daß der berühmteste Staatsmann unsrer Zeit mit einem gänzlich unbekannten Zigarrendreher um ein Abgeordnetenmandat ringen muß. Ja, die gute Tante weiß doch besser als irgend jemand, daß für so viele Leute das Denken eine höchst lästige Beschäftigung ist. Wäre das nicht der Fall, so könnte es um vieles besser bestellt sein — um ihre Abonnentenzahl allerdings nicht. Das Verhalten der Welfen hat nichts überraschendes. Unter den mancherlei Beweggründen dieser Partei lassen sich auch ganz ehrenwerte oder doch entschuldbare vermuten, wie Rechtsgefühl, Anhänglichkeit an das alte Herrscherhaus, an die Selbständigkeit des Landes. Solche Gefühle treiben manchmal ein wunderliches Spiel mit den Menschen; wir haben ja gelesen, daß ein treuer Knappe des letzten Kurfürsten von Hessen jetzt in den Reihen der klerikalen Partei in Wien steht. Ob viele Verfechter der alten Zustände in Deutschland für dessen abermalige Zerreißung stimmen würden, ist gleichwohl zweifelhaft, und nach und nach wächst ein neues Geschlecht heran. Aber die Menschen, die von Bismarcks Lebensarbeit nur Vorteil gehabt haben, die auf die Frage, was sie ihm vorwerfen, nur mit den Phrasen zu antworten wüßten, welche ihnen ihre Zeitung täglich vorkaut,

denen es nur einen Kitzel bereitet, den großen Mann das Gewicht ihrer Stimme fühlen zu lassen, und die nicht einmal an den Hohn der grimmigsten, unversöhnlichen Feinde des deutschen Reiches denken! Daß es deren eine solche Menge giebt, muß in uns wohl ein unheimliches Gefühl hervorrufen. Was sie wollen? Ja, wenn sie das wüßten! Die Halbbildungsphilister wissen es offenbar noch weniger, als die Massen der sozialdemokratischen Partei.

Mit der Losung: „Rechte so viel als möglich, Pflichten so wenig als möglich, am liebsten gar keine" große Massen zu gewinnen, das ist am Ende kein Kunststück, und die Führer im Reichstage sind übertrieben bescheiden, wenn sie bald Bismarck, bald Puttkamer, bald den Getreidezöllen das Verdienst zuschreiben, daß sie über immer größere gedankenlose Scharen gebieten. Sie selbst bringen uns fortwährend in die Verlegenheit, entweder an ihrem gesunden Menschenverstande oder an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln zu müssen. Daran ändert es auch nichts, daß sie in den Verhandlungen über das Gewerbegesetz so offenkundig machten, wie sehr ihnen vor Einrichtungen bangt, die den wirklichen Arbeiter befriedigen könnten, denn das geschah nur in der Hitze des Gefechtes. Der Arbeiter darf sich nicht in seine Verhältnisse einleben, er darf nicht seßhaft werden, nicht Interesse an der Erhaltung des ihn beschäftigenden Unternehmens gewinnen; er soll der Enterbte und Verlassene und Unstäte bleiben, damit es den Nichtarbeitern nie an Rekruten gebreche. Herr Bebel leugnet schlechthin, daß es überhaupt noch ein persönliches Verhältnis zwischen Fabrikherren und Arbeitern gebe, und zum Beweise, daß dies gar nicht mehr möglich sei, erinnerte er daran, daß ein Mitglied des Hauses Tausende beschäftige. Und einem Menschen mit solcher Logik und einem „Confektionär a. D." folgen die Arbeiter, von ihnen erwarten sie das goldne Zeitalter! Wem soll dabei nicht unheimlich werden?

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Ausland und die Wahl von Geestemünde. Auffallenderweise hat das Ausland dem 15. April mit größerer Spannung entgegengesehen, als das deutsche Volk. Wir wußten ungefähr, was zu erwarten war, und wußten uns auch ohne Schwierigkeit zu erklären, warum die Dinge ungefähr so kommen würden. Das Ausland, dem Deutschland ein unbekanntes Land ist und noch lange bleiben wird, erwartete von dem Wahltag in Geestemünde etwas wie eine Entscheidung zwischen dem Fürsten Bismarck und seinen Gegnern, oder zwischen ihm und seinen Nachfolgern, oder gar zwischen ihm und seinem Monarchen. Als nun der vorläufige Ausfall der Wahl bekannt wurde, die ja noch zu keinem endgiltigen Ergebnis geführt hat, da drangen überallher Stimmen der Verwunderung und des

Staunens: aus Rußland, aus England, aus Frankreich, aus Italien, aus Österreich. Wollte man die verschiednen Chöre auf ihre Antriebe und auf ihre Gerechtigkeit gegen Deutschland prüfen, man würde eine lehrreiche Studie erhalten. Wir wollen uns hier mit wenigen Bemerkungen über die sonderbarsten unter diesen Stimmen begnügen.

Die russischen und die französischen Stimmen thun sich natürlich hervor. Die russischen Zeitungen vermögen nur eines zu sehen, nämlich daß die Rückkehr des Fürsten Bismarck auf die politische Bühne der jetzigen Regierung sehr unangenehm sein müsse, daß diese aber nicht wage, offen gegen die Rückkehr aufzutreten, und daher im Stillen dagegen arbeite. Wie man sieht, ein reines Phantasiestück russischer Einbildungskraft. Gewöhnlich aber ist das, was sich die Leute einbilden, das Ziel ihrer Wünsche oder der Gegenstand ihrer Furcht. Welchem Wunsch russischer Gefühle entspricht also diese Darstellung? Sie entspricht dem Wunsche, die deutschen Dinge möglichst im Lichte der Verwirrung, der Schwäche und der gegenseitigen Paralysirung zu sehen. Gönnen wir den Herren im jugendfrischen Osten diese Einbildung, die sie so glücklich macht!

Unter allen Stimmen aber, die sich über die Wahl in Geestemünde haben vernehmen lassen, schallt keine so rauh und widerlich, gleich der eines heisern Trunkenboldes, wie die des Herrn Paul de Cassagnac. Von dem Herrn, den der verstorbene Prinz Napoleon als einen päpstlichen Zuaven charakterisirt hat, wird niemand den Ernst eines gebildeten Mannes erwarten. Wenn wir uns einen Augenblick mit ihm beschäftigen, so geschieht es, weil er in die prahlerische Roheit seiner Verurteilung einen Gedanken eingewebt hat, der vielleicht vielfach in Frankreich wiederkehrt. Auch das wollen wir nicht verschweigen, daß es einen Punkt giebt, wo Herr Paul de Cassagnac die Wahrheit getroffen hat. Er sagt: „Deutschland verdankt alles, alles diesem Manne, der mehr für Deutschland gethan hat, als Cromwell für England, als Richelieu für Frankreich, ebenso viel als Peter I. für Rußland.“ Und nun ergeht er sich mit dem unvergleichlichen Cynismus, der nur ihm zu Gebote steht, in Schmähungen des deutschen Undankes. Er zieht natürlich den Schluß, der richtig wäre, wenn die Voraussetzung zuträfe, daß ein undankbares Volk kein großes Volk sei, und daß die Franzosen, die natürlich immer groß sind, einen Bismarck ganz anders behandeln würden, daß folglich eines Tages die Franzosen wieder die Oberhand über die Deutschen gewinnen werden, weil — wir wollen diese Worte französisch hierher setzen — quand l'âme d'un peuple l'emporte sur l'âme d'un autre peuple, le bras suit tôt ou tard.

Sehr richtig in der That! Aber wie ist uns denn? Hat dieser Prahler alles und jedes vergessen, was, wie man annehmen sollte, den Inhalt seines geistigen Lebens bilden muß? Er hat sich wohl gehütet, bei seiner Aufzählung zu sagen, daß Bismarck mehr für die Deutschen gethan hat, als Napoleon für die Franzosen. Er ist also offenbar nicht dieser Meinung. Wie haben nun die Franzosen, deren Seele, wie Herr de Cassagnac meint, so viel schöner, so viel edler, so viel ritterlicher ist als die deutsche, diesen Napoleon behandelt? Gab es nicht einen Senat, der ihn absetzte, nicht Marschälle und Staatsdiener, die ihn verließen, gab es nicht einen Volkshaufen, der noch 1871 die Vendômesäule umstürzte? Außer Herrn de Cassagnac ist wohl jeder Franzose verständig genug, ohne Widerrede einzugestehen, daß im Punkte der Dankbarkeit die Franzosen den Deutschen nichts vorzuwerfen haben.

Ist denn aber die Wahl von Geestemünde in den Augen verständiger Männer ein Beweis des Undankes? Sie könnte es doch nur in den Augen solcher Männer

sein, die an irgend eine Beziehung glauben zwischen dem allgemeinen Stimmrecht und dem Sinn eines Volkes. In der traurigen Lage, sich stellen zu müssen, als glaubte er an eine solche Beziehung, ist allerdings Herr de Cassagnac. Seine Politik ist ja gebaut auf das widersinnigste der Dogmen, auf das Dogma der untrüglichen Weisheit und Macht des allgemeinen Stimmrechts. Unbefangene Köpfe, die nicht in der Lage sind, mit dem allgemeinen Stimmrecht ein trügerisches Manöver vornehmen zu wollen, von dem sie die Erreichung ihres Zieles erwarten, wissen, daß das allgemeine Stimmrecht, zumal wenn es sich unter der Decke des Geheimnisses abspielen darf, der Freiboden aller kleinen und albernen Leidenschaften ist. Der Geist eines Volkes ist allein in seinen erleuchteten Köpfen, von denen eine elektrische, allerdings, je weiter sie sich von ihrem Herde entfernt, desto schwächer wirkende Kette bis zu den fernsten Enden ausgeht. Das allgemeine geheime Stimmrecht ist nichts als die Absperrung dieses Stromes von der Masse des Volkes, ist nichts als die Befreiung aller kurzsichtigen Instinkte, aller niedrigen Begierden. Nur in den seltensten Fällen kann es vorkommen, daß eine edle Leidenschaft sogar den Damm hinwegreißt, den das Geheimnis vor das niedrige Getümmel des allgemeinen Stimmrechts zieht. Ein Staatsmann, dessen gewaltige Hand ganz neue Zustände schafft, hat alle Anhänger des Alten zu Feinden. In Deutschland hat jedermann gewußt, daß der Eigennutz, der sich früher innerhalb der Karikatur des Privatstaatentums gütlich that, den Zertrümmerer dieser Mißwirtschaft haßt, ebenso wie ihn der Radikalismus haßt, für den Herr de Cassagnac das prächtig Wort Radicaille erfunden hat. Wer aber will diese Elemente vom allgemeinen Stimmrecht ausschließen? Ein solches Rezept hat nicht einmal Herr de Cassagnac erfunden, und da wundert er sich, daß auf dem Boden des geheimen allgemeinen Wahlrechts mindestens ebenso viel Ungeziefer herumkrabbelt, als sich gesunde Wesen da bewegen können!

## Litteratur

**Gedichte von Paul Kunad.** Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Aus der Flut immer neuer lyrischer Sammlungen, die in den seltensten Fällen auch nur ein schönes, warmempfundenes und eigentümliches Gedicht enthalten, taucht dies schlichte Heftchen bemerkenswert hervor. Die Gedichte von Paul Kunad sind Zeugnisse eines echten lyrischen Talents, das sich freilich des modischen Pessimismus nicht völlig zu erwehren vermocht hat, aber seine trübe Grundempfindung wenigstens in wohltönenden und nicht schrillen Lauten ausspricht. Gedichte wie „Mondnacht,“ „Mittagsstimmung,“ das Ritornell „Bräutlicher Schleier,“ „In der Haide,“ „Das Volkslied,“ „Irrtum“ und einige andre sind nicht bloß formell vortrefflich, sondern bergen innere Musik. Wir wünschen dem Dichter gedeihliche Entwicklung und Überwindung jedes unechten Pathos.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten

19

# Leben und Sitten im Lande der deutschen Barbaren

Bisher sind manche Leute noch geneigt gewesen, die Revue des deux mondes, ein Blatt, das sich rühmt, in allen Erdteilen verbreitet zu sein, ernsthaft zu nehmen und ihren wissenschaftlichen, besonders ihren geschichtlichen Artikeln manche Anregung abzugewinnen. Vor einigen Wochen (in der Nummer vom 15. März) ist aber ein Aufsatz darin erschienen: La vie et les mœurs dans l'Allemagne d'aujourd'hui, der ihnen ihre Einbildung wohl gründlich zerstört haben wird. Dieser Aufsatz, der sich Tissots Voyage au pays des milliards würdig zur Seite stellt und seinem Inhalte nach passender Voyage au pays des barbares überschrieben sein sollte, zeigt uns wieder einmal, wie tief die Revue gesunken sein muß, um Albernheiten und Lügen thörichtster Art abzudrucken, und wie weit die „obern Zehntausend" der französischen Nation, die den Leserkreis jener Zeitschrift ausmachen, geistig herabgekommen sein müssen, um Bedürfnis nach derartiger Lektüre zu fühlen, wie wir sie hier vor uns haben, und sich solch dummes Zeug aufbinden zu lassen. Diese Schilderung deutscher Sitten und deutschen Lebens ist für uns so belustigend und, wenn man daraus einen Schluß auf den geistigen Zustand des heutigen Frankreichs zieht, zugleich so belehrend, daß sie verdient, etwas tiefer gehängt zu werden. Eine Angabe des Inhaltes, möglichst in den Worten des Franzosen, mag auch einem weitern Kreise, der sich nicht regelmäßig mit dem Studium der Revue des deux mondes befaßt, einen Begriff davon geben, wie man heute in Frankreich über Deutschland denkt, und wie man dort Sittengeschichte zu schreiben beliebt.

Der Verfasser, ein Herr T. de Wyzewa — dessen Vorfahren, wie der Name zeigt, sicherlich nicht in Frankreich ansässig waren, vielleicht schachernd

dort eingewandert sind —, hatte sich vorgenommen, deutsche Sitten und deutsches Leben gründlich kennen zu lernen, und hat zu diesem Zwecke die Urteile französischer Schriftsteller über Deutschland studirt. Was Voltaire, Madame de Staël, H. Heine, „ein befreiter Preuße, der überall zeigt, daß er sich schämt, in Deutschland geboren zu sein," was Michelet hierüber geschrieben haben, hat er mit Interesse gelesen, ebenso einzelne Charakterzüge, die Renan, Balzac, Taine in Bezug auf deutsches Wesen liefern. In die Schule dieser Schriftsteller war er gegangen, und der Typus des Deutschtums, den sie ihm darboten, hatte ihm gefallen. Auch war er oft in Deutschland gewesen, um das Ideal von dem „deutschen Michel," wie er sichs an der Hand jener Schriftsteller zurecht gelegt hatte, zu beobachten. Leider vergebens. Über der Betrachtung der alten Kirchen, Bilder, Museen, bei der Vertiefung in die deutsche Dichtung, Philosophie und Musik war er, wie er gesteht, nie dazu gekommen, sich ein rechtes Bild von dem heutigen Leben in Deutschland zu machen. Zwar hatte er bemerkt, „daß Rechtschaffenheit und linkisches Wesen, Unbefangenheit und Schwerfälligkeit, Zärtlichkeit und Roheit, Kraft des Denkens und Einfalt, Schwäche der Sinneswahrnehmungen und Stärke der Empfindung" bezeichnende Merkmale der deutschen Natur seien, doch sind ihm im allgemeinen die Deutschen mehr als Museumswächter vorgekommen, und er ist ihnen dankbar gewesen, daß sie die kostbaren Sammlungen in so guter Ordnung gehalten und die ihnen anvertrauten Erinnerungen an ihre Vergangenheit so gut bewahrt haben. Kurz, er hatte sich nie ein rechtes Bild über deutsches Wesen machen können. Das sollte anders werden, und er nahm sich vor, nochmals und ohne Vorurteil seine Beobachtungen anzustellen.

Schnell kaufte er sich eine Fahrkarte von Paris nach Köln, um seine kulturgeschichtlichen Studien sofort zu beginnen. Lange sollte er nicht zu warten brauchen. Im Eisenbahnwagen sieht er zwei in mächtige Rauchwolken gehüllte Herren, die sich einander mit den Worten vorstellen: „Mein Name ist Musikdirektor L. aus Hamburg — Mein Name ist Weinhändler B. aus Dresden," sich sogleich von der „Riesenstadt" unterhalten, die sie soeben verlassen haben, und einander die Geschenke zeigen, die sie ihren Angehörigen mitbringen wollen. Freilich ist es nur Schundware, die unser liebenswürdiger Franzose sonst nur in Deutschland gesehen hat. Ihre Bewunderung der schönen Sachen unterbrechen sie jeden Augenblick mit „der in ihrem Lande sprichwörtlichen Redensart: Ach Gott, es ist doch nur ein Paris!" Alles, was sie in Paris gesehen haben, ist „herrlich, famos, wunderbar," und Frankreich erscheint ihnen als die „Verkörperung der Eleganz, des Reichtums und der Majestät." Und dabei haben die Leute eigentlich nur einige Tingeltangel und Kneipen, wo es gutes Bier gab, gesehen! Während sie sich so unterhalten und dazwischen essen, ohne natürlich einander etwas anzubieten, sehen sie „mit ihren guten, einfältigen Augen" den eleganten Franzosen in der Ecke an, „als wollten

sie seine Sympathie für ihr Behagen erflehen.“ Schließlich läßt sich dieser gnädigst in ein Gespräch mit dem Musikdirektor ein, der ihm nun die Schönheiten Deutschlands preist und ganz erstaunt ist, daß sich der Franzose herabläßt, auch manches schön zu finden. „Wir Deutschen, scheint der gute Mann sagen zu wollen, müssen unser Land bewundern, aber ihr Franzosen würdet doch sehr thöricht sein, euch diese Pflicht aufzuerlegen.“

Unser Sittenforscher bereist nun Deutschland nach allen Gegenden hin, und wir finden ihn in Berlin wieder, wie er im einsamen Zimmer sitzt und tiefsinnige Betrachtungen anstellt. „Doch ist es vielleicht nur das eintönige Geräusch des an die Fensterscheiben klatschenden Regens, das ihn mit einer unbestimmten Traurigkeit erfüllt, als er sich anschickt, das Deutschland, das er gesehen, mit dem, das er geträumt hat, zu vergleichen?“ Und welche Beobachtungen haben das Mitgefühl des wackern Franzosen so sehr erregt?

Zunächst wird festgestellt, daß die Deutschen linkisch, schwerfällig, daß sie ein ungeschliffenes, rohes Volk sind, womit er meint, daß ihre fünf Sinne noch im urwüchsigsten Zustande sind, daß sie noch nicht gelernt haben, sich ihrer zu bedienen. Die Beweisführung ist nicht schwer. Nehmen wir zum Beispiel den Geschmacksinn an: die deutsche Küche ist abscheulich, der Deutsche kann überhaupt noch nicht essen. Auch ißt er überall. Im Kaffeehaus, im Theater, im Museum, selbst auf der Straße kann man ihn eine Scheibe Roastbeef verzehren sehen. Viele Familien essen gar nicht zu Hause, sondern im Wirtshaus, wo man sich stets an die vollsten Tische setzt. Die Kellner im fettigen Frack haben niemals Eile, ihre Gäste zu bedienen. Niemand unterhält sich, sondern „die Männer rauchen ihre Zigarren, die Frauen sitzen unbeweglich mit gekreuzten Armen vor den schmutzigen Tellern und leeren Gläsern, und die Kinder schlafen mit dem Kopfe auf dem Tische; um zehn Uhr wird bezahlt, und man geht nach Hause.“ Die Teller der besten Restaurants sind selten rein, der Gebrauch von Tischtüchern und Servietten ist eine Ausnahme. „Sich des Messers zu bedienen, um damit die Speisen an den Mund zu bringen, ist dagegen in Deutschland fast allgemein Gebrauch.“ „Der gleiche Mangel an Geschmack zeigt sich in ihren Getränken.“ Der Deutsche thut überhaupt nichts als Bier trinken. In Kassel beobachtet der Franzose, wie einer vergebens zehn Mark für eine Flasche Bier bietet und doch gezwungen wird, zum Mittagessen Wein zu trinken. Die Zusammenkünfte der Studentenverbindungen haben keinen andern Zweck als Biertrinken, und „das Bier ist dabei die einzige Form der Strafe, da jedes Vergehen die Verpflichtung nach sich zieht, eine gewisse Anzahl Schoppen zu leeren.“ Der Geruchsinn ist bei den Deutschen ausgeprägter, besonders Patchouli und Moschus sind beliebt. „Mit besondrer Vorliebe stecken schon kleine zerlumpte Jungen ihre zehn Pfennige in den Verkaufsautomaten, um sich Eau de Cologne zu verschaffen und damit Kopf und Hände einzureiben.“ Wie steht es aber mit dem Gehör? Nun,

der Deutsche liebt es zwar, Musik zu hören, und kann darüber sogar das Biertrinken vergessen, und doch ist er nicht fähig, feinere musikalische Unterschiede zu machen. Kann man doch in den besten Konzerten auf den Programmen neben Symphonien von Beethoven und Schumann Walzer von Suppé sehen, die mit gleichem Beifall belohnt werden. Auch die Ausführung der Konzerte ist mittelmäßig; „der Deutsche liebt eben die Musik, aber ohne Verständnis dafür zu haben.“ Am geringsten ist aber der Gesichtsinn ausgebildet. Gebäude, Läden, Kleidung, alles hat das geschulte Auge des Franzosen beleidigt. Die Kleidung zumal wird in geradezu unerhörter Weise vernachlässigt. Feine Damen lassen zwar ihre Kleider in Paris anfertigen, doch merkwürdig, sobald sie nach Deutschland kommen, „sehen sie ganz anders aus, als in Paris.“ Auch der Gang der Deutschen gefällt dem Franzosen nicht. „Er ist schwerfällig, ungeschickt, verlegen.“ Sogar im Tanzen hat sich ihr Ruf nicht bewährt, und „französische Herzoginnen können trotz Musset doch anmutiger tanzen, als die deutschen Ochsenknechte.“

Diesem Mangel an Feinheit der Sinneswerkzeuge, den unser Psycholog in so schlagender Weise nachgewiesen hat, entspringt der hervorragendste Zug deutscher Ungeschliffenheit und Roheit: „die tiefe, anhaltende, unveränderliche Mißachtung der Frau von seiten des Mannes.“ „Die Frau ist dem Deutschen ein untergeordnetes Wesen und wird im Zustande vollkommner Unterwürfigkeit gehalten.“ Verschiedene Beispiele der lächerlichsten Art sollen auch das beweisen.

Nach diesen hervorragenden psychologischen Entdeckungen kommt er „auf jenen poetischen Charakterzug zu sprechen, den die Deutschen Gemüt nennen.“ Sehen wir, was er darunter versteht. An einem schönen Sommerabend fährt er bei Mondenschein auf einer Fähre über den Rhein nach Bonn und beobachtet ein junges Liebespaar, das Hand in Hand, ohne ein Wort zu sagen, bald einander in die Augen, bald in die vom bleichen Licht des Mondes übergossenen Wellen des Flusses sieht. „Sicherlich hatten sie vorher in einem Wirtshaus der Umgegend reichlich gegessen und getrunken und ließen nun, nachdem sie den Magen gesättigt hatten, der Seele ihren wöchentlichen Anteil an Träumen und Poesie zukommen.“ Das ist Gemüt. Auch in der Sprache und vielen Sitten und Gebräuchen giebt sich das Gemüt der Deutschen kund. „Merkwürdig ist es, daß selbst ungebildete Bauern bei jeder Gelegenheit von den Vögeln, Blumen und Sternen sprechen.“ Vielfach haben sich alte Sitten erhalten, z. B. die, daß zwei junge Leute, wenn sie verlobt sind, vor ihrer Hochzeit eine gewisse Anzahl Mondscheinspaziergänge machen müssen! Junge Mädchen schwärmen fast nur für Offiziere. Da jedoch wegen der vom Militärgesetz verlangten hohen Mitgift eine Heirat zwischen einer Bürgerstochter und einem Offizier nur selten sein soll, so ziehen die Professoren ihren Nutzen daraus; es soll vorgekommen sein, daß „Professoren hübsche junge Mädchen geheiratet haben, die sich, ohne sie gesehen zu haben, in sie verliebten.“

Nachdem so Herr von Wyzewa das deutsche Gemüt hinlänglich erklärt zu haben glaubt, erstreckt er seine Untersuchungen auf ein, wie er selbst gesteht, unendlich schwierigeres Gebiet: die Willensthätigkeit der Deutschen. „So viel steht fest, der Deutsche hat keinen Willen, er hat nur das Bedürfnis, zu gehorchen." „Vor nicht allzulanger Zeit hatte es genügt, daß einige Berliner Blätter Frankreich kriegerische Absichten unterschoben, um ganz Deutschland in Haß gegen Frankreich zu entflammen. Sechs Monate lang gab es keinen Deutschen, der die Franzosen nicht verabscheut hatte, und ein halbes Jahr später, als bewiesen war, daß Frankreich den Krieg nicht wollte, gab es keinen Deutschen, der sie nicht wieder achtete." Überall zeigt sich dieselbe Unterordnung. Die Studenten auf der Universität führen genau dasselbe gebundene Leben wie die Soldaten in den Kasernen. Alles geschieht auf Befehl: Biertrinken, Essen, Singen, sogar das, worüber der Student sprechen darf, ist ihm genau vorgeschrieben. Religion und Politik sind überhaupt von ihren Gesprächen ausgeschlossen. Auch würden sie darüber wohl gar nicht sprechen können, da der Deutsche kein persönliches Urteil hat. Jedes Urteil muß vielmehr dem der Allgemeinheit untergeordnet werden. Daher kommt auch die allgemeine Bewunderung der Franzosen, die wohl schon das Sprichwort „Sich so wohl befinden wie der liebe Gott in Frankreich" erkennen lassen dürfte. Aus eben diesem Mangel an persönlichem Urteil läßt sich übrigens auch die allgemeine Berühmtheit der großen Männer Deutschlands erklären. „Niemand würde es wagen, das Genie eines Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven anzuzweifeln. Bei solchen berühmten Namen kann die Kritik nur zum Kommentar werden." Aber ist denn Deutschland nicht das Land der kühnsten Denker? Mag sein; doch ist alle Anregung erst vom Auslande, von Frankreich und England gekommen, und die deutsche Philosophie hat nur das Verdienst, überlieferte Prinzipien weiter ausgebildet zu haben. So herrschen z. B. heute auf allen deutschen Universitäten die Psychophysik eines Wundt und die Entwicklungslehre eines Häckel vor, beides Lehren englischen Ursprungs. Ebenso kommt auch in Kunst und Litteratur jeder Anstoß von außen, da der Deutsche niemals aus sich selbst heraus ein Kunstwerk zu schaffen vermag.

In sittlicher Hinsicht ist dieser Mangel an Initiative und der Geist der Unterwürfigkeit für die Deutschen heilbringend gewesen, denn ihre Moral liegt in jenem Mangel begründet und ist gewissermaßen eine süße Gewohnheit. Doch der Augenblick ist nahe, wo die moralische Gesinnung auch in Deutschland verschwinden wird. „Von Berlin geht die moralische Zersetzung des deutschen Reiches wie eine Epidemie aus, und über Nacht hat es die Sitten, die Jahrhunderte nicht ändern konnten, verdorben." Zur Zeit der Madame de Staël konnte es, wie sie selbst erzählt, noch vorkommen, daß man von einem Apfelbaum in Leipzig keine Früchte stahl, nur weil eine Tafel daran den Diebstahl untersagte. Und wie ergeht es heutzutage diesem berühmten Baum,

von dem übrigens kein Mensch in Leipzig etwas weiß? „Ich wünschte in Leipzig den berühmten Apfelbaum zu sehen, von dem Madame de Staël spricht. Man hat ihn mit einem sorgfältig verschlossenen Eisengitter umgeben, und sobald sich die Polizisten weggewandt haben, erklettert jeder das Gitter, um Äpfel zu stehlen. Und doch ist der Besitzer dieses denkwürdigen Baumes nicht so frech bestohlen worden, wie ich von dem Kutscher, der mich dahin fuhr, trotzdem daß der gedruckte offizielle Tarif in seinem Wagen ihm schon das Anrecht auf einen mehr als genügenden Fahrpreis gab."

Doch es ist des Tollen schon zu viel. Der Artikel der Revue des deux mondes könnte dem zukünftigen Geschichtschreiber als Beitrag zur Kennzeichnung der geistigen Verschlämmung der grande nation dienen, die mit Behagen die Lügen und einfältigen Geschichten genießt, die man ihr zur Abwechslung auftischt. Wir aber, die wir uns als Deutsche fühlen und stolz darauf sind, könnten für solch alberne Ausbrüche gallischer Bosheit nur ein mitleidiges Lächeln haben, wenn wir uns nicht sagen müßten, daß wir zum Teil selbst daran schuld sind, daß sich diese Narrengesellschaft über uns erheben zu dürfen glaubt. Unsre kindische Verehrung alles Ausländischen rächt sich hier. Warum giebt man nicht der Revue des deux mondes ganz allgemein in Deutschland die einzig gebührende Antwort auf einen solchen Artikel dadurch, daß man sie abbestellt? Ein großer Teil ihres Leserkreises ist in Deutschland zu suchen, wie überhaupt der deutsche Markt einem ganz beträchtlichen Teil der französischen Bücherproduktion Absatz verschafft; man kaufe einmal ein Jahr lang keine französische Ware, dann wird in einem ganz andern Tone gesungen werden. Wir haben es selbst jeder einzelne in der Hand, uns jenseits der Vogesen Respekt zu verschaffen.

## Ein Höhlenprozeß

### Alte und neue Rechtsanschauungen

In der Sauerngurkenzeit des vorigen Jahres lieferten den württembergischen Zeitungen die Nachrichten „vom Höhlenprozeß" einen willkommnen Stoff zur Ausfüllung ihrer Spalten. Das war allerdings ein Prozeß, wie er in vielen andern deutschen Gauen nicht vorkommen kann. In der norddeutschen Tiefebene so gut wie im süddeutschen Gebirgsland mag man Räuber- und Diebshöhlen finden, die zu Kriminalprozessen Anlaß gegeben haben; aber Tropfsteinhöhlen kommen dort

nicht vor, und darum auch keine Zivilprozesse darüber. Um einen solchen Zivilprozeß aber handelte sichs beim „Höhlenprozeß“; und wenn auch Zivilprozesse beim Publikum im Rufe der Langweiligkeit stehen, so dürfte doch vielleicht der absonderliche Gegenstand dieses Prozesses die Teilnahme des einen und des andern Lesers wachrufen.

Der Fall war folgender. Zuoberst in dem durch seine Kirschenblüte und seinen „Kirschengeist“ berühmten Lauinger Thal liegt in einem von Felsen und waldigen Bergen umschlossenen Kessel das Dorf Gutenberg, einige hundert Fuß höher am Rande der Hochebene der Schwäbischen Alp das Dorf Schopfloch. Hoch oben an dem steilen, waldigen Hang, der sich im Osten von Gutenberg gegen Schopfloch hinaufzieht, gähnt — auf Gutenberger Markung und Gemeindeeigentum — ein Felsspalt, der, unter dem Namen „Heppenloch“ bekannt, den Arbeitern in Feld und Wald wohl schon seit Jahrhunderten Schutz gegen plötzliches Unwetter geboten hatte, sich aber sonst keiner Berühmtheit erfreute. Im Frühling des Jahres 1890 stieg nun einmal der Pfarrer von Gutenberg in Begleitung eines naturkundigen Stuttgarter Arztes an dem Berge hinauf, um sich das Heppenloch genauer anzusehen. Mit Fackeln drangen sie in dem Felsspalt vor, und nach wenigen Schritten sahen sie ihre Mühe glänzend belohnt, denn über ihnen wölbte sich eine mächtige Höhle mit den schönsten Tropfsteingebilden; dazu ergab die Untersuchung des Bodens der Höhle allerhand „prähistorische“ Fundstücke: Wolfszähne, Bärenknochen und dergleichen. Uneigennützig, ohne einen „Fundlohn“ zu verlangen, überließ der Pfarrer der Gemeinde Gutenberg die finanzielle Ausbeutung der Entdeckung; der Aufstieg und der Eingang zur Höhle wurden in bessern Stand gesetzt, auch für schöne Beleuchtung wurde gesorgt, und im Mai erging in den Zeitungen die Einladung zur feierlichen Eröffnung des zur „Gutenberger Höhle“ umgetauften Heppenlochs. In hellen Haufen kamen nun die Besucher, die den Ruhm der Höhle dann weiter trugen, und je mehr sich dieser ausbreitete, um so reicherer Segen floß in die Gemeindekasse von Gutenberg, auch die Wirte des Dörfleins und wer sonst Gelegenheit hatte, sich den Fremden nützlich zu erweisen, machten gute Geschäfte.

„Darob entbrennt in Schopflochs Brust, des Nachbars, giftger Groll“; und bald ergiebt sich Gelegenheit, dieses Gefühl in Thaten umzusetzen. In den öffentlichen Blättern erscheinen Beschreibungen der Höhle nach Höhe, Breite und Tiefe: sie erweist sich immer tiefer, die Tiefe ist gar nicht zu ermessen, unterirdisch zieht sich der schwarze Schlund vielleicht unter manchem ahnungslosen Dorfe fort bis zum „Sibyllenloch“ in der Teck. Solche Kunde dringt auch nach Schopfloch; die Schopflocher spitzen die Ohren: wenn die Höhle so weit in den Berg hineingeht, da muß sie ja zunächst unter unsern Feldern hinlaufen, und dann — die Bürger von Schopfloch sind rechtskundige Männer — gehört ein Teil, wohl gar der größere Teil der Höhle uns. Der

nächste oberirdische Schopflocher Angrenzer von Gutenberg ist ein ehrsamer Schuster, der zwar wenig Sinn für Tropfsteine und Bärenknochen, um so mehr aber für die reichen Eintrittsgelder hat, die die Höhle abwirft. Ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben seines Schultheißen begiebt er sich nach Gutenberg und stellt an dessen Schultheißen und Rat das Begehren, daß sie ihm einen Teil ihres Gewinns überlassen sollen. Er erhält eine höfliche, aber ausweichende Antwort. Gegen die Gemeinde, die aus ihrem Höhleneinnehmen leicht die Mittel zu langem Kampfe zieht, den Kriegspfad oder Rechtsweg zu betreten, fühlt sich der Schuster zu schwach, er tritt darum alle seine Rechte und Klagen an die Gemeinde Schopfloch ab, diese wiederholt das Teilungsbegehren, Gutenberg giebt abermals eine ausweichende Antwort: es sei ganz ungewiß, ob ein Teil der Höhle unter der Markung Schopfloch liege u. s. w. Nun verlangt Schopfloch, Gutenberg solle ihm die Ausmessung der Höhle gestatten; dessen weigert sich Gutenberg. Nach einem mit zunehmender Leidenschaft und abnehmender Höflichkeit noch einige Wochen hindurch fortgeführten Schriftenwechsel bricht Schopfloch den Versuch der gütlichen Verständigung ab und trifft Anstalten, sich von oben herab auf seiner Markung einen Zugang zu seinem Anteil an der Höhle zu eröffnen. Darob großer Schrecken in Gutenberg. Durch Vermittlung des „Schwäbischen-Alpvereins," der sich die Erhaltung und Eröffnung aller Schönheiten und Merkwürdigkeiten des vaterländischen Gebirges zum löblichen Ziele gesetzt hat, wird die Sache an den Minister des Innern gebracht, der das den beiden Gemeinden vorgesetzte Oberamt anweist, „seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, daß die dem Vernehmen nach prachtvolle und einzigartige Naturmerkwürdigkeit nicht zerstört oder beschädigt werde." Das Oberamt bietet seinen ganzen Einfluß auf und veranlaßt Schopfloch, von dem geplanten Stollenbau einstweilen abzustehen; allein der weitere vom Oberamtmann unter dem Beistande des Landtagsabgeordneten für den Bezirk gemachte Versuch einer gütlichen Beilegung des Streites mißlingt, und Schopfloch erhebt gegen Gutenberg gerichtliche Klage auf Anerkennung seines Eigentums an einem Teil der Höhle, auf Feststellung der Grenze und auf Gestattung des Zugangs durch den Gutenberger Höhleneingang. Zunächst beantragt der Anwalt Schopflochs eine „einstweilige Verfügung" dahin: es sei durch gerichtlichen Augenschein mit Hilfe eines Geometers die unterirdische Markungsgrenze zu ermitteln und den Schopflochern zu gestatten, daß sie bis zum Austrag des Streites unter Benutzung des Gutenberger Eingangs auf der unterirdischen Grenzlinie eine Mauer oder einen Zaun errichten. Es kommt zur gerichtlichen Verhandlung. Gutenberg, vertrauend auf den Schutz des Ministers, versteht sich zu keinerlei Einräumung; daß die Höhle teilweise inner- oder unterhalb der Schopflocher Markung liege, „wolle nicht bestritten werden" (eine Lieblingswendung in dem scheußlichen Kanzleideutsch); aber ein Recht Schopflochs auf Benützung des Gutenberger Eingangs

sei „unerfindlich,“ die Schopflocher könnten ja versuchen, vom eignen Grund und Boden aus in ihren Höhlenteil zu gelangen. Eine Ausmessung sei unnötig, die Grenze sei jetzt schon gewiß; man brauche sich nur die oberirdisch vermarkte Grenze senkrecht vertieft zu denken.

Das Gericht aber entschied: da zugestandenermaßen ein Teil der Höhle unter Schopflocher Markung liege, Gutenberg aber die Fremden in der ganzen Höhle herumführe, die ganze Höhle beleuchte und in der ganzen Höhle Bärenknochen u. s. w. suche, so liege eine Störung des Schopflocher Besitzes vor, Schopfloch sei also zu dem Verlangen der einstweiligen Verfügung in Gestalt der Errichtung eines Zaunes oder einer Mauer berechtigt. Und da es von Gutenberg nicht schön sei, den Schopflochern erst durch das Ministerium den Stollenbau verwehren zu lassen und sie hinterher auf den verbotenen Stollenweg zu verweisen, so habe Gutenberg der Klägerin behufs Errichtung des Zaunes den Notweg durch seinen Höhleneingang zu gestatten; die Linie des Zaunes solle in den nächsten Tagen durch gerichtlichen Augenschein festgestellt werden.

Nun herrschte Trauer in Gutenberg. Zunächst zwar machte man den Versuch, die Vollziehung der angeordneten Maßregel durch Berufung zu hintertreiben; allein die Berufung gegen eine einstweilige Verfügung hat keine aufschiebende Wirkung, und so blieb es bei der Anordnung des Augenscheins. Da in elfter oder eigentlich in zwölfter Stunde — denn schon hatten Richter und Anwälte die Reise angetreten — entschlossen sich die streitenden Gemeinden, ihrem Vaterlande den unfeinen Ruhm eines großen Schwabenstreichs in Form des Höhlenmauerbaus zu ersparen, sie zeigten an, daß sie sich auf gleiche Teilung der Höhlengelder verglichen hätten, Gerichte und Anwälte wurden telegraphisch zurückberufen, nur den Gerichtsschreiber ereilte das Telegramm nicht, er wanderte das ganze Thal hinauf und genoß fröhlich und arbeitslos den Anblick der zur Feier des Vergleichs festlich beleuchteten Höhle.

Jedermann wird die Erledigung des Streites befriedigend, den Vergleich verständig und billig finden. Wäre es nicht dazu gekommen, so konnte das Gericht nach bestehendem Recht nicht anders, als im Endurteil der Gemeinde Schopfloch das Eigentum an dem unter ihrer Markungsoberfläche gelegenen Teil der Höhle zusprechen. Auf die Gestattung des Eingangs für die Schopflocher durch die Gutenberger Höhlenmündung hätte es dagegen in diesem Urteil schwerlich erkennen können, denn der Anspruch auf einen Notweg setzt voraus, daß jemand keinen eignen Zugang zu seinem Eigentum hat; einen solchen konnte sich aber Schopfloch jederzeit durch Anlegung eines Stollens verschaffen, der Minister hatte in berechtigter Zurückhaltung kein förmliches Verbot ausgesprochen, denn er konnte es nicht aussprechen, da zur Zeit kein Gesetz den Eigentümer eines sei es von Menschenhand oder von der Natur geschaffenen Kunstwerkes an dessen Beschädigung oder Zerstörung hindert.

Erhielten aber die Schopflocher den Notweg nicht, so hätten sie ohne Zweifel den Stollen gebaut, und ohne Beschädigung der Höhle wäre es dabei natürlich nicht abgegangen. Indem also der Vergleich diese Schädigung ausschloß, erscheint er verständig. Er entsprach auch der Billigkeit, da es an einem Maßstab für eine andre als die gleiche Verteilung der Einkünfte fehlte; konnte Schopfloch geltend machen, daß der größere Teil der Höhle auf seinem Gebiet liege, so fiel für Gutenberg der Umstand ins Gewicht, daß es den Eingang zu ihr besaß.

Allein diese Art der Teilung war wesentlich dadurch ermöglicht, daß die Gemeinde Schopfloch als einzige Klägerin aufgetreten war. Nun haben wir aber gesehen, daß sie nicht aus eignem Recht, sondern aus dem ihr abgetretenen Recht des Schusters geklagt hatte; und wenn wir das Verhältnis betrachten, wie es sich gestaltet hätte, wenn der Schuster selbst als Kläger aufgetreten wäre, so werden wir finden, daß der Rechtsstreit, auch wenn er durch Vergleich erledigt worden wäre, nicht zu einem das Rechtsgefühl in gleicher Weise befriedigenden Ergebnis geführt hätte. Dem Schuster stand das „Eigentum an der Höhle“ nur in der Tiefe und Breite zu, in der sein Grundstück sich darüber erstreckte. Hinter ihm kamen ein dritter, vierter u. s. w. Schopflocher Ackerbürger, vielleicht auch einmal deren zwei neben einander; sie alle waren Eigentümer der ihrem oberirdischen Grundbesitz entsprechenden Höhlenteile. Durch Richterspruch hätte jedem sein Höhlenstück zuerkannt werden müssen, nebst dem Recht, es durch eine Mauer, einen Zaun oder einen Bretterverschlag von den Stücken der Nachbarn abzugrenzen, jeder Teileigentümer hätte, um seines Besitzes froh werden zu können, einen eignen Stollen anlegen müssen. Diese Zerstörung der Höhle hätte allerdings auch durch einen Vergleich abgewendet werden können; aber wie hätten hier die Einkünfte verteilt werden sollen? Es wäre wohl nichts übrig geblieben als eine rein mechanische Verteilung nach Verhältnis der einem jeden zustehenden Zahl von Quadratmetern Bodenfläche oder Kubikmetern Höhlenraum; hätte aber irgend jemand dieses Ergebnis befriedigend genannt?

Gewiß; dieses Ergebnis befriedigt unser Rechtsgefühl nicht. Aber worin liegt der Grund hierfür? Mancher ist vielleicht gleich bei der Hand mit der Antwort: er liege in dem überspannten romanistischen Eigentumsbegriff, der dem Eigentümer eines Grundstücks das Eigentum an einem bis zum Mittelpunkt der Erde reichenden Ausschnitt der Erdkugel und an einer bis zum Mond oder darüber hinausreichenden Luftsäule zuschreibe. Allein mit diesem Vorwurf gegen das römische Recht ist für unsre Frage nichts gewonnen. Unter Eigentum verstehen wir, so gut wie die alten Römer, die volle Herrschaft über eine Sache bis zu der Befugnis, sie zu vernichten. Ist daher jemand Eigentümer eines Grundstücks, so ist er auch befugt, abwärts und aufwärts darauf zu thun, was er will, und andern jeden Eingriff in sein Herrschaftsgebiet zu verwehren;

dafür, daß er den Mittelpunkt der Erde nicht verrückt oder den Mond nicht beschädigt, ist schon durch eine höhere Macht gesorgt. Die Herrschaft des Grundeigentümers reicht nach oben und nach unten so weit, als er hinauf- und hinabzusteigen vermag; welche andre Grenze soll ihr denn gezogen sein? Soll sie sich fünf oder zehn oder hundert oder wie viel Fuß in der einen oder der andern Richtung erstrecken? Diese Frage braucht man nur aufzustellen, um die Verkehrtheit jedes in der Art beschränkten Eigentumsbegriffs einzusehen; Zahlen, d. h. die Begriffe „groß“ und „klein,“ vertragen sich mit einem Rechtsbegriff nicht.

Liegt also der Grund, warum wir von dem angenommenen Ergebnis unsers Höhlenprozesses unbefriedigt sind, nicht in einer Unvollkommenheit des geltenden Eigentumsbegriffs, so kann er nur darin gefunden werden, daß der Begriff des Sonder-(Privat-)Eigentums auf Grund und Boden angewendet wird.

Ein Glück für uns, daß das Sozialistengesetz nicht mehr in Kraft ist, wir würden uns sonst wohl gar durch diesen Satz einer Verfolgung wegen Beförderung kommunistischer Bestrebungen aussetzen! Beruhige dich, lieber Leser! So schlimm, wie er aussieht, ist der Satz nicht gemeint, wir denken nicht daran, das Sonderrecht von Grund und Boden aufheben zu wollen, nur die Anwendung des strengen Eigentumsbegriffs auf den Privatgrundbesitz bekämpfen wir, und es wird nicht allzu schwer halten, zu beweisen, daß wir uns damit nicht im Widerspruch, sondern in Übereinstimmung mit der modernen Entwicklung des positiven Rechts befinden, wenn sich auch die Gesetzgeber vielleicht über die Tendenz dieser Entwicklung nicht immer klar sind. Was aus unserm Satz folgt, das ist höchstens eine Beseitigung des Gebrauchs von Grund und Boden als einer Handelsware, eines Spekulationsobjekts, und die Beseitigung dieses Gebrauchs wäre nur die Aufhebung eines Mißbrauchs.

Die Gesellschaftsordnung, wie sie Bebel in seinem Buch „Die Frau“ an die Stelle des Staates setzen will, ist eine Utopie: sie kann nicht verwirklicht werden, ohne daß unsre ganze Kultur zertrümmert wird — das ist allerdings in den Augen Bebels kein Einwand, da für ihn alles Bestehende nur „wert ist, daß es zu Grunde geht“ —, und sie kann bestehen nur unter der Voraussetzung, daß alle Menschen künftig körperlich und geistig vollkommen, gleich stark, tüchtig, verständig und gut sein werden, einer Voraussetzung, die Bebel leichten Herzens bejaht, die aber aller Erfahrung widerspricht, und deren Verwirklichung in der Zukunft dadurch nicht wahrscheinlicher wird, daß zunächst bei der Zertrümmerung alles Bestehenden die Bestialität in der Menschennatur in einem bisher unerhörten Umfange entfesselt werden würde. So unausführbar aber auch die Vorschläge Bebels hinsichtlich der künftigen Ordnung der Dinge sind, so berechtigt ist in vielem seine Kritik der bestehenden Ordnung, und wer eine vernünftige Entwicklung von Staat und Gesellschaft will, darf vor den Mängeln des Bestehenden nicht die Augen verschließen, sondern muß

nach Kräften auf Abhilfe bedacht sein, wenn er sich auch bewußt ist, daß er so wenig wie Bebel ein Paradies auf Erden schaffen kann.

Die Entwicklung des Rechtes an Grund und Boden ist wohl bei allen Kulturvölkern im großen und ganzen dieselbe. In ihrem Beginn, bei dem Jäger- und Hirtenvolke, hat der Boden nur Wert als Jagd- und Weidegrund, jeder Stamm hat seine eignen Gründe, wenn auch mit ziemlich unsichern Grenzen, von einem Sonderrecht der einzelnen Stammesgenossen ist hier noch keine Rede. Erst wenn der Stamm oder das Volk seßhaft wird und zum Ackerbau übergeht, gelangt Grund und Boden zu höherer Schätzung, es bildet sich die festbegrenzte Mark als Gemein- oder Gemeindeeigentum. Hiermit ist die Möglichkeit, aber noch nicht notwendig die Wirklichkeit von Sonderrechten der Einzelnen innerhalb der Mark gegeben, die sich nun in verschiedner Weise gestalten: dem Einzelnen kann sein Ackerlos auf Zeit oder auf Lebenszeit oder — für sich und sein Geschlecht — über die Lebenszeit hinaus, als Erbgut, zugemessen werden; das Recht des Einzelnen ist ursprünglich ein Recht an fremder Sache, nämlich ein (mehr oder weniger umfassendes) Recht an einem Stück der Gemeindemarkung, des der Gemeinde gehörigen Grundes und Bodens, der Eigennutz, der „Individualismus," trachtet aber darnach, das Recht der Gemeinde immer mehr zurückzudrängen und das eigne Recht zum vollen Eigentums- oder Herrschaftsrecht zu erheben in der Art, daß der Grund und Boden räumlich zwar zur Gemeindemarkung, rechtlich aber nicht mehr der Gemeinde gehört. Es ist dies dasselbe Streben auf privatrechtlichem Gebiet, dem wir in der Geschichte vielfach auf staatsrechtlichem Gebiet begegnen; man denke nur an die Entwicklung der Territorialsouveränität in Deutschland, die scheinbar zum vollen Triumph des Individualismus führte, bis sie vor zwanzig Jahren eine gesunde Rückbildung erfuhr. Eine solche Rückbildung (nicht Aufhebung) wünschen wir auch dem Recht an Grund und Boden.

Im alten Rom hat jener Individualismus vollständig gesiegt — es sei nur an die Kämpfe um den ager Romanus erinnert —, das Eigentum an Grund und Boden steht nach römischem Recht dem Eigentum an beweglichen Sachen ganz gleich. Dem deutschen Recht ist diese Gleichheit fremd; auf der einen Seite genießt das Recht am Grundbesitz einen stärkern Schutz als das Recht an der fahrenden Habe, auf der andern Seite aber ist jenes Recht inhaltlich nicht so umfassend wie dieses, und die Verschiedenheit beider Arten von Rechten hat sich trotz der Aufnahme des römischen Rechts in vielen Beziehungen erhalten, der römischrechtliche Eigentumsbegriff ist in seiner ganzen Strenge in der Anwendung auf Grund und Boden in Deutschland wohl nie zu voller Herrschaft gelangt (das beweist schon die Geschichte der sogenannten Regalien), und soweit er dazu gelangt ist, hat er in neuerer Zeit mannichfache Abschwächungen erfahren, die sich freilich, weil es der Gesetzgebung an einem klaren Grundsatz über das fragliche Recht gebrach und gebricht, äußerlich als

mehr oder weniger willkürliche Eingriffe in die Sonderrechte der Bürger darstellen, unvermittelt stehen sich vielfach öffentliches Recht und Privatrecht gegenüber. Berg-, Weide-, Jagd- und Bauordnungen oder -Gesetze sind dem römischen Recht fremd, in Deutschland haben wir sie aus alter und neuer Zeit in verschiedener Güte, fast überall aber stellen sie mehr oder weniger eingreifende Beschränkungen des „Grundeigentums" dar, die namentlich da, wo sie den einen und den andern Bürger mit verschiedener Härte treffen, als Ungerechtigkeiten empfunden werden. Das Erz, die Kohle, das Salz, die unter der Oberfläche meines Grundstücks im Gestein gelagert sind, gehören nach römischem Recht, nach dem auf den Privatgrundbesitz angewendeten Eigentumsbegriff mir; das moderne Berggesetz aber schließt sie nicht nur von dem Verfügungsrechte des Grundeigentümers aus, sondern verpflichtet diesen sogar, einem andern das Schürfen auf seinem Grund und Boden (gegen Entschädigung) zu gestatten. Die Gräser und Kräuter, die auf meinem Brach- oder Stoppelfeld wachsen, gehören nach römischem Recht ebenso mir, wie die aus meiner Aussaat erwachsenen Fruchthalme. In weiten Gebieten Deutschlands steht aber nach altem Gewohnheitsrecht der Gemeinde der Weidegang auf ihrer Markung zu. Hirsche, Rehe, Hasen u. s. w. sind nach römischem Recht niemandes Eigentum, jeder kann sie fangen, aber er darf zu diesem Zweck fremden Grund und Boden ohne Erlaubnis des Eigentümers nicht betreten. Moderne Jagdgesetze bekennen sich zwar mit dem Mund auch zu diesem Grundsatz, in der That aber statuiren sie — mit Ausnahme zu Gunsten der Großgrundbesitzer — eine Art Jagdrecht der Gemeinde, indem das Recht der Jagd auf der Gemeindemarkung, von dem das Recht, die Grundstücke der Markung zu betreten, unzertrennlich ist, von der Gemeinde ohne oder gegen den Willen der beteiligten Grundbesitzer, wenn auch für deren Rechnung, verpachtet wird. In dem Eigentumsrecht an einem Grundstücke liegt von selbst auch das Recht, dieses beliebig zu überbauen. Die modernen Bauordnungen aber beschränken dieses Recht einfach, sie lassen namentlich Ortsstatuten zu, wonach bei Feststellung von Straßenlinien die darein fallenden Grundstücke, und zwar ohne Entschädigung, mit einem Bauverbot belegt werden. So kann es geschehen, daß von zwei Eigentümern zweier neben einander gelegenen, an sich gleichwertigen Grundstücke der eine das seinige als Bauplatz um schweres Geld verkauft, während der andre sein Besitztum vielleicht jahrelang ungenützt liegen lassen muß, bis es der Gemeinde gefällt, es ihm um geringen Preis als Straßenareal abzunehmen. Wer durch einen glücklichen Zufall mit seinem Grundstück nicht in, sondern an die Baulinie zu liegen kommt, kann im Schlaf ein reicher Mann werden; Gemeinde- und Staatsbeamte kommen zuweilen dem Glück noch zu Hilfe, indem sie — ihre Kenntnis von einem in Vorbereitung begriffenen Ortsbauplan benützend — hie und da günstig gelegene Grundstücke billig kaufen, um sie dann nach Genehmigung des Plans teuer wieder zu verkaufen.

Wir sehen: es ist kein Mangel an gesetzlichen Beschränkungen des Grundeigentums, denen sämtliche Grundbesitzer, wenn auch in ungleichem Maße, unterliegen. Sofern die Beschränkungen dem Grundeigentum von Rechts wegen anhaften, nicht bloß, wie Dienstbarkeiten, durch die Willkür der Eigentümer ihm auferlegt sind, stehen sie mit dem Begriff des Eigentums als der vom Recht anerkannten und geschützten vollständigen Herrschaft über die Sache im Widerspruch. Dieser verschwindet, sobald sich die Gesetzgebung entschließt, das Sonderrecht an Grund und Boden auch formell als das zu bezeichnen, was es thatsächlich in gewissen Beziehungen schon ist: nicht als Eigentum, sondern als umfassendes Recht an fremder Sache, sobald sie, um einen Ausdruck des Lehnrechts zu gebrauchen, (dem Staat oder) der Gemeinde das Obereigentum (die Herrschaft, dominium) an den zu ihrer Markung gehörigen Grundstücken, den Sonderberechtigten nur die Nutzung, das Nutzeigentum zuschreibt. Das entspräche auf der einen Seite der natürlichen Anschauung der Dinge und wäre anderseits teilweise eine Rückkehr zu einer ältern, an sich gesunden Rechtsanschauung, unter Wahrung der zweifellosen wirtschaftlichen Vorteile, die die Anerkennung eines Sonderrechts an Grund und Boden gewährt, und unter Ermöglichung des Abschneidens der ungesunden Auswüchse des zum dominium gesteigerten Sonderrechts.

Die Sprache, die uns oft über das Recht belehrt, bezeichnet das gesamte Vermögen eines Menschen als „Hab" und „Gut"; unter einem Gut schlechtweg verstehen wir einen Grundbesitz, Habe ist das, was der Mensch als eigen mit sich trägt — omnia mea mecum porto — oder mit sich tragen und nach sich ziehen kann. In diesem Sinne ist Grund und Boden nicht ebenso Eigentum wie Fahrnis — die Habe tragen wir, das Gut trägt uns —, nur das Recht daran, nicht die Sache selbst kann übertragen werden, und überall, wo eine Grundsteuer als Staats- oder Gemeindesteuer besteht, wird sie von und zu dem Staate oder der Gemeinde erhoben, in deren Gebiet oder Markung das Grundstück liegt, ohne Rücksicht auf den Wohnsitz des steuerpflichtigen Eigentümers.

Mit dem bloßen Nutzeigentum des Grundbesitzers sind alle die oben angeführten, aus Berg-, Weide-, Jagd- und Baugesetzen entspringenden Beschränkungen durchaus vereinbar, denn der Obereigentümmer, der Grundherr, kann sich bei Begebung des Nutzeigentums beliebig viele Rechte an der verliehenen Sache vorbehalten; auch fallen damit die Schwierigkeiten weg, die das Privateigentum an Grund und Boden den Telegraphen- und Telephonanlagen, den Drahtseilbahnen und dergleichen bereitet. Das alte deutsche Recht bezeichnete den Grundbesitz als „Erbe," und dieses Wort hängt ohne Zweifel zusammen mit Arbeit, „Erbet": das Eigentum an Grund und Boden erwuchs aus der Anschauung, daß die Früchte des Ackers und weiterhin — allerdings nicht ganz folgerichtig: vollständige Konsequenz ist der Anfang

der praktischen Unvernunft — der Acker selbst dem gehören, der durch seine Arbeit jene gezogen, diesen urbar gemacht hat, und wenn unser Recht dieses ursprünglichen Zusammenhanges zwischen Eigentum und Arbeit wieder etwas mehr eingedenk werden wollte, so wäre das kein Schaden. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Das Erbrecht an Grund und Boden wollen wir — freilich nicht, wie der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches, in Ausdehnung auf alle Vettern von Adam oder Noah her — erhalten, ebenso wie das Sonderrecht daran, aber der Erbe soll es nicht als Ruhekissen für seine Faulheit benutzen, sondern soll es durch eine dem Gemeinwohl förderliche Arbeit und Bebauung immer von neuem erwerben. Das gerade Gegenteil ist der Fall bei der staats- und volksverderbenden Latifundienwirtschaft; diesem Unfug kann und soll der Staat kraft des ihm zustehenden Obereigentums an allem Grund und Boden wirksam entgegentreten, indem er bei dem Vorhandensein einer Mehrzahl von Erben eines Großgrundbesitzers der Vererbung des gesamten Besitzes auf einen Erben bestimmte Schranken setzt, wie er umgekehrt im wirtschaftlichen Interesse gesetzliche Vorkehrungen gegen allzu große Zersplitterung zu treffen befugt ist.

Das Eigentum als volle Herrschaft über eine Sache umfaßt auch das Recht der Veräußerung. Im bloßen Nutzeigentum ist dieses nicht notwendig begriffen, der Lehnsträger durfte das Lehngut nicht ohne Zustimmung des Lehnsherrn veräußern; that er es, so war das Gut dem Lehnsherrn verfallen. Wie soll es in dieser Beziehung mit dem Recht (des Staates oder) der Gemeinde als Obereigentümerin der Markung gehalten werden? Ihr schlechthin das Recht zur Verweigerung der Zustimmung einzuräumen, dürfte sich schwerlich empfehlen, dieses Recht wäre zu sehr dem Mißbrauch ausgesetzt. Anderseits sollte der Nutzeigentümer nicht befugt sein, dem Obereigentümer gegen dessen Willen einen andern „Markgenossen“ an seiner Stelle aufzudrängen. Beiden Teilen würde man gerecht, wenn man dem Obereigentümer ein Vorkaufsrecht einräumte in der Art, daß er die Wahl hat, ob er die Veräußerung genehmigen oder das Gut gegen Zahlung des dem Nutzeigentümer gebotenen Preises selbst an sich ziehen will. Hier aber wäre aus sozialpolitischen Gründen eine wichtige Einschränkung zu machen: dem Obereigentümer wäre neben dem Vorkaufsrecht das Recht einzuräumen, wesentliche Kulturveränderungen zu verbieten, namentlich also die Umwandlung eines fruchttragenden Grundstückes in einen Bauplatz zu untersagen. Damit wäre dem Gewerbe der Boden- und Bauspekulanten der Todesstoß gegeben, und seinen Untergang würde wohl kein Redlichdenkender beklagen. Der Spekulant will ohne Arbeit reich werden, will — wie unser Schopflocher Schuster — ernten, wo er nicht gesät hat. Das ist ein unsittlicher Erwerb, und so gut der Staat berechtigt ist, aus diesem Grunde den Forderungen aus Spiel und Wette die Klagbarkeit zu versagen (darunter fallen auch die Forderungen aus Börsenspiel, aus sogenannten Differenz-

geschäften, Geschäften, die sich scheinbar als Kauf oder Verkauf darstellen, in Wirklichkeit aber nur Wetten über Steigen und Fallen des Kurses gewisser Papiere oder Waren sind; wenn die Forderung aus Wette unklagbar ist, so ist es auch eine solche Forderung, sobald feststeht, daß das scheinbare Kaufgeschäft als Wette gemeint war), so gut muß ihm auch das Recht zustehen, dem weit unsittlichern Treiben der Bodenspekulanten entgegenzutreten, die im Grunde nichts andres sind als eine Art von Wucherern, der Grund und Boden, der allen zur Nahrung und Wohnung dienen soll, darf am wenigsten zum Schachergeschäft, zur Ausbeutung der Notlage andrer mißbraucht werden. Dem Grundbesitzer, insbesondre dem neuen Erwerber die Bauerlaubnis verweigern, wäre allerdings thatsächlich gleichbedeutend mit dem Verbot der Veräußerung, und darum wäre dem Nutzeigentümer im Falle der Versagung das Recht einzuräumen, vom Obereigentümer die Übernahme des Grundstückes um einen Preis zu verlangen, der dem kapitalisirten seitherigen Reinertrag gleichkommt.

Kein Recht ohne Pflicht: so lange Staat und Gesellschaft diesen Satz nicht rückhaltlos anerkennen, so lange wird der Kampf gegen die Sozialdemokratie vergeblich sein. Würde dagegen mit dem Satz ernst gemacht, so wäre er eine mächtige Waffe in der Hand des Staates gegen die Sozialdemokratie. Dem Menschen ist das Gewissen, das Pflichtbewußtsein als ein zarter, entwicklungsfähiger, aber auch pflegebedürftiger Keim angeboren; im Katechismus des echten Sozialdemokraten kommt das Wort Pflicht nicht vor, seine Gesellschaftsordnung (einen Staat, der die Erfüllung der Pflicht im Notfall erzwingt, giebt es ja für ihn nicht!) beruht nicht auf der Pflicht, sondern auf dem Neid, und nur darum findet die Sozialdemokratie in so vielen Kreisen Anhänger, weil das Prinzip des Neides dadurch eine scheinbare Rechtfertigung erhält, daß die bestehende Gesellschaft vielfach Rechte ohne Pflichten für sich beansprucht und der Staat diesen Anspruch schützt. Auch für das Recht am Grundeigentum muß der Satz zur Geltung gebracht werden: dem Recht, den Grund und Boden zu nutzen, entspricht die Pflicht, ihn zu bauen; wer sich weigert, diese Pflicht zu erfüllen, verwirkt auch jenes Recht. Jeder Grundbesitzer mag sein Nutzeigentum preisgeben, wenn er es nicht pflegen will; dann kehrt es — in Ermanglung eines natürlichen Erben — von selbst zur Gemeinde als Obereigentümerin oder Grundherrin zurück, die es für sich behalten oder an einen andern vergeben mag. Das scheint uns eine ebenso einfache wie natürliche Lösung der Frage, wie mit einem vom Eigentümer preisgegebenen Grundstück zu verfahren sei, viel einfacher und natürlicher jedenfalls, als die hinter dem grünen Tisch ausgeheckten holzpapiernen Bestimmungen des Entwurfs des bürgerlichen Gesetzbuches, wonach das Eigentum an einem Grundstück nicht durch die Preisgebung, sondern durch die vor dem Grundbuchamt abgegebene Erklärung des (vielleicht nach Amerika oder Australien durchgegangenen!) Eigen-

tümers, daß er das Eigentum an dem Grundstück aufgebe, und durch den Eintrag dieser Erklärung im Grundbuch erlischt, worauf es „von demjenigen, welcher (!) nach den Landesgesetzen (!) zu der Zueignung (?) des Grundstücks befugt ist, dadurch erworben wird, daß derselbe (!) auf seinen Antrag als Eigentümer in das Grundbuch eingetragen wird" — armes deutsches Recht, arme deutsche Sprache!

Wir sind von kleinem auf großes, von dem Streit um ein Erdloch auf ein wichtiges Stück der sozialen Frage, zu dem Versuch einer einheitlichen Gestaltung des allgemeinen („öffentlichen") Rechts und des Sonder-(Privat-)Rechts an Grund und Boden gelangt. Den Übergang hat die Frage gebildet, warum die Art, wie jener Streit erledigt wurde, unser Rechtsgefühl befriedige, und warum bei andrer Gestaltung des Streites eine solche befriedigende Erledigung nicht möglich gewesen wäre. Die Antwort auf die Doppelfrage lautet: weil zufällig, aber nur zufällig, die Verhältnisse so lagen, wie sie bei der von uns befürworteten Gestaltung des Rechts an Grund und Boden immer liegen müßten, d. h. weil zufällig nicht einzelne Staats- oder Gemeindebürger, sondern zwei Gemeinden Ansprüche auf die Höhle verfolgten. Aus dem vollen Eigentum, dem dominium, an den Grundstücken, unter oder in denen die Höhle liegt, folgt mit Notwendigkeit auch das Eigentum an dem Höhlenraum, das ausschließliche Verfügungs- und Aneignungsrecht in Bezug auf die diesen Raum umgebenden Tropfsteingebilde und auf die im Boden der Höhle lagernden Fundstücke. In dem bloßen Nutzeigentum, in dem Recht, die Erträgnisse des Acker- oder Waldbodens als Entgelt für dessen Pflege ausschließlich zu beziehen, ist ein solches Recht keineswegs begriffen, so wenig wie das Recht auf die im Boden verborgenen Erze, Salze und Mineralquellen. Diese Rechte gebühren dem Obereigentümer, dem „Lehnsherrn," d. h. dem, der den Grund und Boden an die Einzelnen zur Nutzung verliehen hat. In Bezug auf die zu einer Markung gehörigen Grundstücke nimmt diese Stellung die Gemeinde ein; sie ist aber von Rechtswegen in ihrer Verfügung darüber nicht unbeschränkt, über ihr steht als Oberlehnsherr, als höchster Eigentümer der Staat. Das Staatsgebiet gehört dem Staate, ihm steht daran oder darüber das Eigentum, die Herrschaft zu; sein Obereigentum ist unveräußerlich, dieses kann er, ohne seine „Souveränität," d. h. sich selbst aufzugeben, nicht weggeben, die einzelnen daraus abzuleitenden Rechte mag er in verschiedenster Weise an seine mittelbaren und unmittelbaren Glieder, an Personen oder Gemeinden verleihen. Dem Wesen nach bleibt sein Eigentum immer dasselbe, und nur die in halbverstandenem Pandektenrecht wurzelnde geistige Beschränktheit kann von verschiedenen Arten des Staatseigentums, von „öffentlichem" und von „Privateigentum" des Staats reden. Was dem „gemeinen Wesen" (der res publica) gehört, ist eben darum niemals Privateigentum; im Feudalstaat wurde allerdings das Staatsgebiet als Privateigentum, Domäne des Staatsoberhauptes angesehen, dieses und nicht wie wir es —

wenn auch unter Entlehnung eines lehnrechtlichen Ausdrucks — verlangen, der Staat, die Gesamtheit, war Obereigentümer von allem Grund und Boden.

In unserm Höhlenprozeß, haben wir gesehen, war es nahe daran, daß die beiden streitenden Gemeinden zwischen ihren Höhlenanteilen eine Mauer aufgerichtet und damit das Kunstwerk der Natur zerstört, verhunzt hätten. Nach geltendem Recht hätte der Staat hiergegen so wenig einschreiten können, wie gegen den von den Schopflochern geplanten Stollenbau. Nach dem von uns gehofften einheitlichen Recht der Zukunft wäre er befugt, in solchem Fall ein Verbot auszusprechen, weil auch die Gemeinde nicht vollständige, oberste (souveräne) Herrin über ihre Markung ist, ihr Grundeigentum nicht zum Schaden der Wirtschaft oder der Wissenschaft oder der Kunst willkürlich und mutwillig vernichten darf. Wird unsre Hoffnung auf ein solches Recht in Erfüllung gehen? Das hängt von den Entschlüssen des deutschen Volkes und seiner Vertreter ab: sie werden zu wählen haben zwischen diesem künftigen Recht des Staates und einer längern oder kürzern Probe der rechts- und staatslosen Glückseligkeit der sozialdemokratischen Gesellschaftsordnung. Mögen sie die rechte Wahl treffen, ehe es zu spät ist.

# Das mittelalterliche Sektenwesen

(Schluß)

Nimmt man die Hierarchie als eine geschichtlich gewordene Körperschaft, die mit Reichtümern, Machtmitteln und Machtbefugnissen ausgerüstet und mit obrigkeitlichen Verpflichtungen belastet war, so wird man es selbstverständlich finden, daß sie die Sekten auszurotten suchte, und nur die grausamen Mittel und das rohe Verfahren verurteilen, die dabei angewendet wurden. Die Grausamkeit der kirchlichen und weltlichen Polizei- und Strafrechtspflege im Mittelalter, die übrigens in Deutschland erst gegen das Jahr 1700 ihren Höhepunkt erreichte, erklärt sich auf dieselbe Weise, wie die Grausamkeit unfähiger Schulmeister, die sich aus Feigheit oder Ungeschicklichkeit oder übel angebrachter Güte eine Zeit lang auf der Nase herumspielen lassen und dann, nachdem die Unordnung zu groß geworden ist, sich nicht anders zu helfen wissen, als indem sie die Kinder braun und blau schlagen oder wie der kluge und weise Bürgermeister van Bett schreien: Ja ja, das wird das beste sein, ja ja, ich

sperr euch alle ein! Diese Unfähigkeit war aber weniger ein Fehler der Personen als eine Wirkung der Verhältnisse, der unendlichen Teilung der Macht unter zahllose sich kreuzende Jurisdiktionen. Die Toskaner z. B. waren gar nicht grausam. Trotzdem waren ihre Stadtobrigkeiten bei jeder Gelegenheit gleich mit den furchtbarsten Strafandrohungen bei der Hand. Aus kleinern Androhungen machte sich niemand etwas, weil es ungemein leicht war, sich durch die Flucht auf ein benachbartes Gebiet der Vollstreckung zu entziehen, und kam man nach einigen Monaten wieder heim, so fand man nicht allein andre Obrigkeiten, sondern auch andre Gesetze. Da that sich denn der Zorn der gebietenden Herren wenigstens in furchtbaren Drohungen Genüge, und man schwur, daß man den Schuldigen die Hände abhacken, die Nasen abschneiden oder daß man sie lebendig verbrennen werde, wenn man sie — erwischte. Die Strafvollstreckung vermochten auch die Kirchenfürsten und Inquisitoren gewöhnlich nur dann durchzusetzen, wenn sie einen Fürsten durch den vorgehaltenen Köder eines Länderraubes gewonnen oder einen fanatisirten Volkshaufen auf ihre Seite gebracht hatten, und dann arteten die Handhabung der Polizei wie die Strafvollziehung in Metzeleien aus. Das Verfahren der Kirche gab dann den Verfolgten wieder neue Waffen in die Hand. Nachdem Gregor VII. die Völker aufgefordert hatte, beweibte und simonistische Priester nicht zu dulden und ihren sakrilegischen Gottesdienst zu meiden, konnten sich seine Nachfolger (darauf weist Döllinger hin) eigentlich nicht darüber wundern, wenn die Sekten den Gottesdienst der meist sehr unerbaulich lebenden rechtgläubigen Priester für sakrilegisch erklärten und lehrten, Männer, die selbst so augenscheinlich vom heiligen Geiste verlassen wären, könnten diesen Geist unmöglich spenden. In unsrer Zeit der straffen Zentralisation, der Auslieferungsverträge und einer Staatsgewalt, die stark genug ist, jeden Widerstand zu zermalmen, in einer Zeit, wo sich der Druck auf einen Berliner Telegraphenknopf in Greifbewegungen Newyorker Polizistenhände umsetzt, würden Grausamkeiten ein ebenso unanständiger als überflüssiger Luxus sein. In Südfrankreich, wo der Katholizismus beinahe verschwunden und der römische Klerus zum Gespött des Volkes wie der Großen geworden war, handelte es sich für die Hierarchie um Sein oder Nichtsein. Ein Ruhmestitel ist es nun freilich nicht für den großen Innozenz III., daß er den Katholizismus auf keine andre Weise wiederherzustellen verstand, als durch einen grausamen Vertilgungskrieg gegen die Albigenser.

Am abstoßendsten erscheint uns das Verfahren der Kirche den Waldensern gegenüber, die größtenteils wirklich nur gegen den Abfall der Kirche von den Ideen des Christentums protestirten und Reformirte vor der Reformation waren. Sie verwarfen das Fegefeuer, die Heiligenanrufung und legten geringes Gewicht auf die Sakramente. Geld zu nehmen unter dem Vorwande der Fürbitte für die Verstorbenen erklärten sie für sündhaft. Über die Heiligen-

verehrung heißt es in einer Augsburger Anklageschrift: „Auch sprechen sye, daz unser lieben fraw noch alle zwelf poten noch all hailigen mit an ander dem menschen nichtz erwerben mugen umb Gott.“ Die Sünden bekannten sie einander gegenseitig. Damit verwarfen sie doch nur Meinungen und Gebräuche, die allenfalls, wo das Volk daran hing, hätten geduldet werden können, die aber der ganzen Christenheit zwangsweise aufzuerlegen weder der altkirchliche Glauben noch die bürgerliche Ordnung forderte. Anderseits ist zu bedenken, daß die Sektirer bei diesem innerlich berechtigten Widerstande gegen Auswüchse nirgends stehen blieben, sondern jene schon angeführten weitergehenden Forderungen erhoben, durch die sie sich ungefähr mit den spätern Wiedertäufern auf eine Stufe stellten. „Auch gelauben sye nit an den heiligen Tauff, heißt es in jener Augsburger Urkunde, und sprechen, ez say ein wasser als ein anders wasser, wann si unverstenlich sind gewesen do man sye getauft hab.“ Das heißt also, die Kindertaufe ist ungiltig, weil die Kinder ja nicht verstehen, was mit ihnen vorgeht, oder mit andern Worten, wer das opus operatum (die Gnadenwirkung Gottes ohne Mitwirkung des Menschen) wirklich verwirft, für den ist die Kindertaufe kein Sakrament mehr, sondern nur noch eine Zeremonie. Auch die französischen Katharer fanden es ungereimt, daß die Paten an Stelle unmündiger Kinder Versprechungen ablegten; wir, sagten sie, warten, bis die jungen Leute achtzehn Jahre alt sind, dann versprechen sie selbst, wohl wissend, was sie versprechen. Ferner ist zu bedenken, daß die Sektirer durch beleidigenden Hochmut reizten, indem sie sich selbst als die Gott bekannten, die Katholiken aber als Gott unbekannt bezeichneten. Und endlich, wenn die „Heiligen der Thäler“ bis auf den heutigen Tag den Ruhm ihrer reinen Lehre und ihres reinen Wandels bewahrt haben und bei ihrem Fest im September 1889*) mit Stolz auf ihre fleckenlose Geschichte zurückblicken durften, so haben sie das doch dem Umstande zu danken, daß sie stets eine kleine Schar von Verfolgten geblieben sind. Gelänge es ihnen, das ganze italienische Volk zu ihrem reinen Evangelium zu bekehren — keine äußere Gewalt hindert sie daran, im Gegenteil erfreuen sie sich der Gunst der königlichen Behörden —, so würde es mit der Reinheit ihres Evangeliums wie mit der ihres Wandels bald aus sein.

---

*) Nachdem sich die Waldenser der Alpenthäler offen der Reformation angeschlossen hatten, brach die Verfolgung gegen sie aufs neue los und erreichte gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ihren Höhepunkt. 1686 wurden sie vom Herzog von Savoyen aus ihren Thälern vertrieben, kehrten aber schon 1689 zurück unter der Führung ihres heldenmütigen Predigers Arnaud, dessen militärisches Genie Napoleon I. bewundert hat; Comba vergleicht diese Rückkehr dem Rückzuge der Zehntausend, nur sei sie kein Rückzug, sondern ein Sieg gewesen. Der Jubelfeier der Glorieuse rentrée wohnten Brüder aus allen Erdteilen bei; König Humbert ließ sich durch den Präfekten vertreten und schenkte eine Geldsumme für kirchliche Zwecke.

Der herrschenden Kirche blieben übrigens die Widersprüche, in die sie sich verwickelt hatte, keineswegs verborgen. Man sieht das unter anderm aus einem Pönitentiale des vierzehnten Jahrhunderts. Darin wird de histrionibus et officiis inutilibus gehandelt. Es gebe, heißt es da, einige Erwerbszweige, die ohne Sünde schlechterdings nicht ausgeübt werden könnten, wie die der Histrionen, der öffentlichen Dirnen und der Wucherer. (Die Histrionen teilt der Verfasser in drei Klassen: erstens solche Leute, die etwa unsern heutigen Schauspielern und Artisten entsprechen, zweitens wandernde Geschichtenerzähler, mit denen wohl fahrende Sänger gemeint sind, drittens Musikanten, unter denen jedoch eine ehrbare Klasse von den übrigen ausgeschieden wird.) Die einem solchen Erwerb nachgehen, können nur unter der Bedingung losgesprochen werden, daß sie ihm entsagen. Dann giebt es Leute, die ganz unnütze Dinge treiben, wie Kränze flechten und Spielwürfel anfertigen. Endlich solche, die nicht zu entbehren sind, deren Beruf aber kaum ohne Sünde ausgeübt werden kann, wie die Kaufleute und die Söldner. Der Verfasser wirft nun die Frage auf, wie es komme, daß die Dirnen nicht, gleich den Wucherern, exkommunizirt, sondern in der Kirche geduldet würden, da doch Gott im Alten Testament befohlen habe, derlei Leute aus seinem Volke auszurotten. Die Antwort lautet, weil die Tugend der Enthaltsamkeit weder durch Lehre noch durch Zwang durchgesetzt werden könne, daher zur Verhütung schlimmerer Dinge auf die Ausrottung der Buhlerinnen verzichtet werden müsse. Man sieht, die Hierarchie ist sich dessen wohl bewußt, daß es nur zwei Erwerbsarten giebt, die dem Christen ziemen, Ackerbau und Handwerk, daß in einer vollkommen christlichen Gesellschaft keine andern betrieben werden, und lasterhafte Menschen überhaupt nicht vorkommen würden. Aber vor die Frage gestellt, ob die katholische Kirche unter Verzichtleistung auf die strenge Durchführung der christlichen Grundsätze Volkskirche bleiben oder zur Sekte zusammenschrumpfen solle, hat sie sich für das erstere entschieden. Und war das zunächst bestimmende dabei der Selbsterhaltungstrieb, das Hängen an den fetten Pfründen und an der weltbeherrschenden Stellung, so hat in ihren edlern Mitgliedern doch gewiß auch das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Volksscharen mitgewirkt. Ist doch Luther, der gleich den mittelalterlichen Reformatoren von der Idee einer bloß innerlich vom heiligen Geiste geleiteten, durch keine Menschensatzungen äußerlich zusammengehaltenen Gemeinde der Heiligen ausgegangen war, späterhin, durch die Erfahrung belehrt und durch die unerbittlichen Thatsachen bezwungen, halb gebrochnen Herzens und verbitterten Gemütes denselben Weg gewandelt. Nur mit den härtesten Mitteln und unter fortwährenden furchtbaren Kämpfen mit dem widerstrebenden Teile der Bevölkerung gelang es Calvin, die christliche Kirchenzucht in seiner Stadt Genf durchzusetzen. Strafen wurden über die verhängt, die getanzt, die Karten gespielt, die in Calvins Predigt gelacht hatten, die länger als drei Tage krank zu Bett lagen, ohne

den Geistlichen holen zu lassen. Jede Versäumnis des Gottesdienstes wurde mit Geld gestraft. Ein Kind, das seine Hand gegen Vater und Mutter erhoben hatte, wurde enthauptet. Bei Erwähnung der Hinrichtung Servets sagt Herzog in der Realencyklopädie für protestantische Theologie: „Calvin hat das compelle intrare [nötige sie, einzutreten] Lukas 14, 23 ganz ebenso verstanden, wie die französischen Theologen zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes es verstanden. Doch verwendete er sich dafür, daß die zum Scheiterhaufen verurteilten zuvor erdrosselt wurden."

Wie die kirchliche Praxis selbst überall zur Sektenbildung führt, wo sich starrsinnige, enthusiastische oder fanatische Köpfe der Folgerichtigkeit befleißigen, dafür ist oben schon ein Beispiel angeführt worden. Die Pataria zu Mailand, jenes Lumpengesindel (stolz auf ihre evangelische Armut, nannten sie sich selbst so), das durch Vertreibung und Mißhandlung der vornehmen üppigen Prälaten dem Papste Gregor VII. geholfen hatte, den Cölibatszwang durchzuführen, schlug sehr bald in eine manichäische Sekte um, die mit den Katharern verschmolz. Ein noch auffälligeres Beispiel bietet die Geschichte des Franziskanerordens. Die Söhne des Pater Seraphicus hatten gezeigt, daß man auch innerhalb der römischen Kirche der apostolischen Armut treu bleiben könne, und hatten hierdurch in einer Zeit des Massenabfalls das Vertrauen zur Hierarchie in die Seelen vieler zurückgeführt. Aber zwischen den Eifrigern unter ihnen (Spiritualen nannten sie sich), die das unirdische und ekstatische Leben des Stifters fortsetzen wollten, und den übrigen, die sich in der Welt einrichteten und mit den Forderungen der schwachen Menschennatur so manchen Kompromiß schlossen, herrschte beständiger Streit, und schließlich kam es so weit, daß ihre Lehren von Johann XXII., dem freilich als dem Begründer des päpstlichen Finanzwesens die Forderung der apostolischen Armut höchst unbequem sein mußte, als häretisch verurteilt wurden. Und so erlebte denn die Welt das erstaunliche Schauspiel, daß eine Menge Männer bloß darum lebendig verbrannt wurden, weil sie sich weigerten, Eigentum anzunehmen. Sie behaupteten nämlich, daß sie nicht nur kein privates, sondern auch nicht einmal genossenschaftliches Eigentum haben dürften, und daß selbst die geschenkte Kutte, mit der sie ihre Blöße bedeckten, nicht ihr Eigentum sei. Für die Verfolgung rächten sie sich dadurch, daß sie jenen Papst und seine Nachfolger für Ketzer erklärten und allen die Seligkeit absprachen, die nicht die gleiche Meinung von diesen Kirchenhäuptern hegten. Allmählich verschmolzen sie mit den übrigen Sekten und verlegten sich aufs Prophezeien. In dem siebenten, dem vollkommenen Zustande der Kirche, so behaupten u. a. einige ihrer Schwärmer in Übereinstimmung mit andern ältern Sektirern, werde sich das Menschengeschlecht auf sündlose Weise, d. h. ohne Begattung fortpflanzen.

Auch der dritte Orden des Franziskus von Assisi, d. h. die Gesellschaft jener Personen beiderlei Geschlechts, die gewisse asketische Verpflichtungen über-

nahmen, ohne die Welt zu verlassen und ins Kloster zu gehen, gebar eine Sektirerei. Beghinen und Begarden nannten sich fromme Personen, die teils einzeln für sich, teils gemeinsam, aber nicht in Klöstern, nach der Franziskanerregel lebten und sich mit nützlichen Arbeiten beschäftigten. Einige davon thaten nichts Exzentrisches und wurden auch von der Kirche nicht behelligt. Andre dagegen gerieten auf die Wege der Schwärmer und Sektirer. Haupt will gar nicht zugeben, daß bei den Beghinen irgend etwas Ungehöriges vorgekommen sei; auch ist es erwiesen, daß gerade die nützlichsten unter ihnen, nämlich solche, die Weberei und andre Gewerbe gemeinsam und fleißig betrieben, lediglich aus Konkurrenzneid unter dem Vorwande der Ketzerei verfolgt worden sind. Aber er scheint mit seiner gar zu guten Meinung ziemlich allein zu stehen. Im Jahrgang 1888 des Archivio Storico Italiano hat Felice Tocco ein paar kleine Aktenstücke aus dem Florentiner Staatsarchiv veröffentlicht und dabei folgende Ansicht aufgestellt. Die Beghinen zerfallen in zwei Klassen, die Beghinen der Armut und die Begarden. Die Beghinen der Armut waren Tertiarier des Franziskanerordens und behaupteten, das Gesetz des Evangeliums schreibe Armut, Keuschheit und Gehorsam vor. Kein Papst oder Konzil dürfe dieses Gesetz ändern oder mildern; deshalb seien Papst Johann XXII. und alle, die ihm anhingen, Häretiker. Diese Anhänger des häretisch gewordenen Papsttums bildeten zusammen die fleischliche Kirche, jenes Weib der Apokalypse, das auf dem Tiere sitzt, nach Gold dürstend und trunken vom Blute der Heiligen. Im siebenten Zustande der Menschheit werde diese Kirche zerstört werden und der wahren Kirche Platz machen. Einige erwarteten, der Hohenstaufe Friedrich II. werde wieder auferstehen und die römische Kirche vernichten, und als im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wieder ein Friedrich, der Aragonier, über Sizilien herrschte, da glaubten die Schwärmer, der andre sizilianische Friedrich sei schon in ihm wiedererstanden. Die Beghinen des freien Geistes hingegen lehnten sich an die pantheistischen Sekten der Zeit an. Sie lehrten, daß der Vollkommene ein wesentlicher Teil Gottes sei und nicht mehr sündigen könne. Er brauche weder zu fasten noch zu beten, noch sei er überhaupt an ein Gesetz gebunden, in völliger Freiheit genieße er schon diesseits das Glück der Seligen. Beide Sekten sind einander demnach gerade entgegengesetzt. Während die Franziskanerbeghinen im letzten Zustande der Menschheit, dem Zeitalter des heiligen Geistes, den vollkommnen Triumph der mönchischen Askese erwarten, malen sich ihn die Begarden als ein Leben in ungezügelter Sinnenlust aus, das von keinem Priester mehr durch Erweckung der Furcht vor der Sünde gestört werden werde. Und während jene behaupten, es sei besser, die Menschheit aussterben zu lassen, als das Keuschheitsgebot zu brechen, erklären diese den geschlechtlichen Verkehr nur in den Fällen für Sünde, wo die Neigung fehlt. (Die Urkunden bei Döllinger enthalten sehr drastische Beschreibungen von den Dingen, die der „fry Geist“ getrieben haben soll;

manches davon mag wohl Verleumdung sein.) Eine gelehrte Engländerin, Frau Darmesteter, die 1889 ein Buch unter dem Titel The End of the Middle Ages herausgegeben hat, beschäftigt sich auch mit diesen Sekten. Sie findet, daß deren Mystizismus in dem Satze gipfele: Alles ist Gott, und Gott ist — nichts. Die Einteilung Toccos wird im ganzen richtig sein, nur sind gewiß nicht alle, die sich Begarden nannten, solche Freigeister gewesen, auch hat er unterlassen, hervorzuheben, daß es nicht wenige ganz harmlose Beghinen gab.

Freilich scheint eine der beiden von ihm mitgeteilten Urkunden das Gegenteil zu beweisen. Als Johann XXII. in Ungewißheit schwebte, wie weit die Franziskaner in Ketzerei verfallen wären, und wie weit er seine Unterdrückungsmaßregeln ausdehnen sollte, da reichten italienische Bischöfe und Stadtobrigkeiten zahlreiche Gutachten bei ihm ein, in denen nachgewiesen wurde, daß die in ihrem Bereich wohnenden Franziskaner mit der französischen Ketzerei nichts zu schaffen hätten. Eins dieser Schreiben veröffentlicht nun Tocco. Es ist vom Podestà der Stadt Massa am 23. Februar 1322 ausgefertigt. Der Podestà giebt den Männern und Frauen des dritten Orden des heiligen Franziskus das Zeugnis, daß sie sich in Massa und Umgegend eines ehrbaren Wandels befleißigten, bei Volk und Klerus eines guten Rufes genössen und sich in allem als gläubige und fromme katholische Christen zeigten, durch deren exemplarisches Leben Gott geehrt und das Volk zum Eifer fürs Gute entflammt würde. Er erstatte diesen Bericht, weil er vernommen habe, daß einige es versucht hätten, die Tertiarier beim Papste anzuschwärzen. Mit jenen Beghinen in Narbonne, Carcassonne, Toulouse, Aragonien, die sich widerrechtlich den Namen von Tertiariern beilegten, hätten die echten Tertiarier nichts zu schaffen. Jene Beghinen nähmen keinen in ihre Sekte auf, der nicht allem Eigentum gänzlich entsagte und betteln ginge; das treffe bei den wirklichen Tertiariern nicht zu. Aus dem Bericht geht, außer dem Wohlwollen des Volkes und der Behörden für die Tertiarier, zweierlei hervor. Erstens, daß in Oberitalien alle Beghinen für Ketzer gehalten wurden, zweitens, daß die südfranzösische Sektirerei, die man durch die Albigenserkriege ausgerottet zu haben glaubte, hundert Jahre später unter anderm Namen wieder auflebte. Wahrscheinlich war es nur Widerwille gegen die Hierarchie, revolutionärer Geist, was sich in das Gewand einer oft abgeschmackten Sektirerei hüllte; sind doch auch in der Revolution und bis heute die Radikalsten der Pariser Radikalen aus dem Süden gekommen.

Man sieht, die Lehre Wiclifs und der Husitismus waren nur neue Namen für eine alte Sache, und die Lehre Luthers war den Bewohnern der deutschen Alpenländer ein Sang von gutem altem Klang; es ist nicht zu verwundern, daß sie sozusagen im Handumdrehen protestantisch wurden. Wird doch in einer von Haupt angeführten Quelle aus dem dreizehnten

Jahrhundert berichtet, unter den österreichischen Ketzern finde sich selten jemand, der nicht das neue Testament auswendig wisse. Was wir Heutigen vor den Menschen der frühern christlichen Jahrhunderte voraushaben, unsre Nüchternheit und Duldsamkeit, das ist weniger persönliches Verdienst, als die Frucht bitterer Erfahrung und harter Notwendigkeit. Die Konfessionen haben einander gegenseitig nicht ausrotten können, so vertragen sie sich denn mit einander. Und daß die einseitige und folgerichtige Durchführung einer Idee oder einiger Ideen die Welt in ein Tollhaus verwandle, davon hat die französische Revolution alle Verständigen gründlich überzeugt. So sind wir denn zu der Überzeugung gelangt, daß der Kampf zwischen Menschen, Körperschaften und Ideen nicht die Vernichtung des Gegners, sondern nur die Selbsterhaltung und die Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts zum Zwecke haben dürfe. An Schwärmern fehlt es auch heute nicht auf religiösem, kirchlichem, politischem, nationalem und sozialem Gebiete. Darum gilt es, immer den Kopf oben zu behalten und in keinem noch so hitzigen Parteikampfe jene mühsam errungenen Güter der Nüchternheit und Verträglichkeit preiszugeben.

# Robert Hamerling

Es ist auffallend, daß bis jetzt keine eingehendere Arbeit über den seit zwei Jahren (seit dem 13. Juli 1889) verstorbenen Dichter Robert Hamerling erschienen ist. Unmittelbar nach seinem Tode haben zwei Schriftsteller aus seiner nächsten Umgebung in Graz allerdings sehr rasch zwei biographische Hefte über ihn veröffentlicht, Karl Erasmus Kleinert und Aurelius Polzer; aber da sie dilettantisch und kritiklos die Selbstbiographie Hamerlings und seine Dichtungen in aller Eile ausgezogen hatten, so sind diese Zitatensammlungen mit verbindendem Text ohne Wert und scheinen viel mehr den litterarischen Markt verdorben, als der Sache des Dichters irgendwie genutzt zu haben. Vergangenen Winter hat ein andrer seiner Freunde, Albert Möser, in schlichter Weise seine „Beziehungen zu Robert Hamerling“ erzählt und die von Hamerling an ihn geschriebenen Briefe (aus den sechziger Jahren) in seinen Text verflochten. Dieses Büchlein ist ein hübscher Beitrag zur Kenntnis Hamerlings als Menschen, aber auch keine kritische Würdigung des Dichters. Merkwürdigerweise herrscht in allen diesen Schriften ein superlativischer Ton der Begeisterung, der eben

darum seine Wirkung verfehlt. Er ist auch gar nicht im Geschmack des Dichters selbst; denn wenn man es nicht schon früher aus seiner „Prosa" wüßte, so muß man es jetzt aus seiner „Atomistik des Willens" wissen, daß Hamerling ein sehr kritischer Kopf war, der die hocherregte Stimmung seiner Lyrik und Epik nicht in die wissenschaftliche Betrachtung herübernahm. Der Ton, in dem die Freunde von Hamerling sprechen, erinnert vielfach an den der Wagnerianer: sie verehren in ihm nicht bloß den Künstler, sondern auch den Weisen, den Führer, den zündenden nationalen Sänger in den heimischen Kämpfen ums Deutschtum. In dieser Hitze seiner Verehrer ist wohl der Grund dafür zu suchen, daß Hamerling noch immer keine nüchtern wissenschaftliche Würdigung gefunden hat, die er doch jedenfalls verdient, und die weit mehr zur Erhaltung seines Andenkens beitragen würde, als sämtliche Schriften von Kleinert und Polzer. Aber man scheint sich vor einer kühlern Betrachtung Hamerlings zur Zeit noch zu scheuen, er hat auch nach seinem Tode kein Glück mit den Rezensenten, über die er sich Zeit seines Lebens so viel geärgert hat. Seine Einsamkeit und sein infolge seiner außerordentlichen Empfindlichkeit sehr sparsamer Verkehr mit gelehrten Zeitgenossen scheint auch jetzt für sein Andenken nachteilig zu sein.

Da gewinnen die soeben erschienenen Persönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling von P. K. Rosegger (Wien, A. Hartleben, 1891) einen besondern Wert. Rosegger war sein bester, intimster Freund während der letzten fünfzehn Jahre seines Lebens. Aus einem ursprünglich schülerhaften Verhältnis des um mehr als zwölf Jahre jüngern Volksdichters zu dem berühmten Epiker hatte sich rasch ein kollegial freundschaftlicher Verkehr entwickelt. Im Januar 1868 hatten sie sich zum erstenmale gesehen, und ein Jahr darauf hatte Hamerling Roseggers erstes Buch „Zither und Hackbrett," Gedichte in der steirischen Mundart, mit einer Vorrede versehen, die dem jungen Dichter als glänzende Empfehlung diente. Im September 1874 hatte sich Hamerling schon von Rosegger die Anrede mit „Herr Professor" dringlichst verbeten. Schließlich ward Rosegger ausdrücklich von ihm dazu berufen, für sein gutes Andenken in der Welt zu sorgen. Im Frühjahre 1889, als es mit Hamerlings Gesundheit schon sehr schlecht stand und sein langer, trauriger Todeskampf begann, bat er Rosegger, wenn er später einmal unrichtig beurteilt werden sollte, dies zu berichtigen. Und Rosegger fügt hinzu: „So weit es in meiner Macht steht, will ich seinen Wunsch erfüllen." Das also ist der Zweck der „Erinnerungen."

Sie sind auch nichts weniger als eine kritische Würdigung des Dichters. Auch Rosegger spricht nur in enthusiastischer Weise von seinem „großen Freunde," den die Welt nicht gekannt, ja verkannt haben soll. Zwei Urteile Roseggers über Hamerlings Selbstbiographie mögen beweisen, daß er zu einer litterarischen Beurteilung Hamerlings auch kaum berufen ist. Von den

„Stationen“ sagt er: „Sie sind das wertvollste Dokument seines Lebens und Strebens und der Schlüssel zu seinen Werken.“ Das wird wohl kaum ein Kenner der Werke Hamerlings unterschreiben. Denn wenn bei irgend einem Dichter die Kenntnis seines Lebensganges entbehrlich ist, so ist es bei diesem. Er hat ja meist historische Stoffe behandelt; er war z. B. stolz darauf, daß die Westfalen die Wahrheit seiner Schilderung des Landes der roten Erde im „König von Sion“ bewunderten, ohne daß er jemals selbst Münster und dessen Umgebung mit eignen Augen gesehen hätte. Hamerling ist allerdings nur im Zusammenhange mit seiner Zeit und Heimat richtig zu beurteilen, aber er gehört nicht in die Reihe der Dichter, für die die Biographie der „Schlüssel“ zu ihren Werken ist. Vermutlich würde er selbst hiergegen protestirt haben. Ebenso wenig aber wird man Roseggers Werturteil über die „Stationen“ unterschreiben können, das lautet: „Nichts schwereres giebt es für einen Dichter, als sein eignes Leben rein sachlich und mit Verzichtleistung auf alle Effekte und poetische Zieraten zu beschreiben. Etwas, das selbst Goethe nicht gethan [hat], hat Hamerling vollbracht. Goethe schrieb »Wahrheit und Dichtung,« Hamerling bloß »Wahrheit«.“ Dieses Urteil ist mindestens naiv; aber es ist bezeichnend für die riesige Überschätzung des Dichters Hamerling, die in seinen nächsten Kreisen beliebt ist. Goethes Selbstbiographie ist zum Vorbild für alle litterarische Geschichtschreibung geworden; aus ihr haben die deutschen Litterarhistoriker zu allererst an einem großen Beispiel gelernt, wie man einen Dichter aus seiner Zeit herauswachsend anschauen und darstellen soll; so schön die dichterischen Teile darin sind (das Märchen vom Prinzen, die Sesenheimer Episode), so stehen sie doch hinter der Charakteristik des achtzehnten Jahrhunderts und hinter der Darstellung des Werdens der Dichterseele zurück. Als Hamerling seine Selbstbiographie schrieb, stand ihm der Verfall der deutschen Litteraturgeschichte vor Augen, die Zettelforschung, die philiströse Kleinkrämerei; nicht ein Kunstwerk hat er geschrieben, sondern nur ein ziemlich trocknes, aber auf seine eigne Autorität hin zuverlässiges Verzeichnis seiner wichtigsten Lebensthatsachen, ausgeschmückt mit einigen Erinnerungen und Schilderungen aus dem Jugendleben und dem Jahre 1848 in Wien. Die Charakterbilder von Zeitgenossen, die eine solche Selbstbiographie erst bedeutend machen, spielen in Hamerlings „Stationen“ eine geringe Rolle.

Zum Glück sind diese zwei Stellen die einzigen in Roseggers „Erinnerungen,“ die litterarische Urteile im eigentlichen Sinne aussprechen. Sie verfolgen ausschließlich den Zweck, Hamerling als Menschen, im Verkehr mit dem Freunde, im vertraulichen Gedankenaustausch, gleichsam im Schlafrock zu schildern, und darum verdienen sie alle Achtung. Solch ein Gedenkbuch zu schreiben, kann ja auch keiner berufener sein, als ein Freund, der selbst ein Dichter ist, d. h. ein Mensch, der zu der Liebe auch noch die Fähigkeit zu beobachten, mitzufühlen, sich in andre Gemüter hineinzuversetzen mitbringt,

und diese Erinnerungen sind umso interessanter, als Rosegger eine von Hamerling grundverschiedne Dichternatur ist, die ganz anders sieht und schreibt und bei aller Gemeinsamkeit der Ideale und der Gesinnung eine andre Art, das Leben zu nehmen, besitzt. Von diesem Gesichtspunkte sind Roseggers „Erinnerungen“ sogar ein merkwürdiges Buch. Indem Rosegger die Gespräche mit Hamerling verzeichnet, charakterisirt er sich unwillkürlich selbst, und da tritt der bekannte Kontrast zwischen naiver und sentimentaler Poesie zu Tage, wie man sich ihn anschaulicher und drastischer gar nicht wünschen kann. Der echtere Dichter ist für uns ohne Zweifel Rosegger, weil er in diesem Freundschaftsbunde, der im Kleinen an das Verhältnis Goethes zu Schiller erinnert, der naive Dichter ist; nur daß hier die Rollen derart vertauscht sind, daß der naive Dichter nicht zugleich auch im übrigen der reichere Genius ist, sondern daß Hamerling mit seiner ganz ungewöhnlichen Belesenheit Zeit seines Lebens ein mächtiges Übergewicht über den spät in die Litteratur getretenen Bauernsohn Rosegger behält, der immer staunend vor dem Geistesreichtum seines gelehrten Bruders in Apoll steht.

Dies tritt drastisch in einem Gespräch der zwei Freunde über den Wert der Bücher hervor. Hamerling liebte seine reiche, aus Werken aller Wissenschaften zusammengesetzte Bibliothek geradezu zärtlich. Ihm war die Büchersammlung „eine seiner wenigen irdischen Freuden.“ Gelegentlich einer Äußerung Roseggers über die „Bücherkalamität“ fragte er ihn: „Ist es Ihr Ernst, daß Sie die Bücher nicht mögen?“ Rosegger erwiderte: „Ich habe nur wenige Lieblingsbücher, die ich immer wieder lese. Im übrigen haben mich Bücher weder in meiner geistigen Entwicklung, noch in meinen litterarischen Arbeiten wesentlich gefördert. Mir fehlt die Gabe, aus Büchern zu lernen, muß mich mehr an Leben und Erfahrung halten.“ Hamerling antwortete: „Ist keine schlechte Schule, allein zu eng begrenzt“ u. s. w. Nach einiger Zeit kam er jedoch in seiner zartfühlenden Weise auf den Gegenstand zurück und sagte: „Zu Ihrem Troste muß ich Ihnen einen Ausspruch Theodor Storms mitteilen. Da haben Sie die Stelle aus einem Briefe von Storm. Gelernt aus Büchern, heißt es hier, habe ich niemals etwas Ordentliches. Auch das Arbeiten habe ich erst als Poet gelernt. Das Talent des Lernens fehlt mir gänzlich, das ist buchstäblich wahr. — Storm ist ja doch kein Taugenichts, sondern gegenwärtig (1885) der vielleicht am meisten anerkannte deutsche Dichter. Sind Sie zufrieden?“ Damit fühlte sich Rosegger in der That beruhigt und knüpfte daran weitere Mitteilungen über sein Verhältnis zu Büchern. Schließlich läßt er jedoch Hamerling das Wort, der verständig spricht: „Warum wollen Sie sich das nicht zu nutze machen, was andre vorgearbeitet haben? Wollen wir in die Höhe kommen, so müssen wir unsern Vormännern auf die Achsel steigen. Nicht einer neben dem andern, sondern einer über dem andern, so gehts. Glauben Sie, daß unsre größten Dichter

und Denker alles aus sich selbst geschöpft haben? Sie haben es verstanden, frühere Geistesarbeiten in sich zu konzentriren, ihnen die passendste und ihrer Zeit mundgerechteste Form zu geben. Ich stehe nicht an, viele Gedanken meiner besten Gedichte als von andern stammend zu bezeichnen, und glaube dadurch den Wert der Gedichte nicht zu schmälern."

Dieses Gespräch beleuchtet am besten die Verschiedenheit der beiden Freunde, erklärt aber auch die Liebe, die sie zu einander hegten. Durch die Begeisterung für die Poesie, durch Gemeinsamkeit ihrer idealistischen Weltanschauung, ihres sittlichen Pathos fanden sie sich; weil aber jeder von ihnen in ganz andrer Weise künstlerisch begabt war, blieben sie sich täglich neu, interessant, einer dem andern ein unerschöpfliches Wunder, und darum bewunderten sie sich gegenseitig. Es ist durchaus stilgerecht, wenn Rosegger das reiche Lob, das ihm der „große und hochverehrte" Freund zu erteilen pflegte, ebenso offenherzig mitteilt, wie die gelegentliche Kritik, die Hamerling an seiner Sprache übte, deren Austriazismen besonders seinen Tadel herausforderten. Nicht Eitelkeit, über die schließlich der vielgefeierte und über seine Lobredner gelegentlich auch spottende „liebenswürdige" Volksdichter doch hinaus ist, sondern künstlerischer Sinn hat ihn da richtig geleitet, und nur für jene Philister, die auch Hamerling so gründlich haßte, hat Rosegger die gegen den Vorwurf der Eitelkeit sich verwahrende Vorrede geschrieben. Sie hätte wegbleiben können.

Das Bild, das Rosegger mit seinen Mitteilungen von mündlichen und schriftlichen Äußerungen Hamerlings, von seiner Lebensweise, von der Art seines Verkehrs u. dergl. m. in uns hinterläßt, ist reich an lichten wie an dunkeln Stellen, so liebevoll, ja zärtlich und vorsichtig auch Rosegger seinen Pinsel führen mag. Schon äußerlich machte Hamerling den Eindruck eines ungewöhnlichen Menschen. In seinen jüngern Jahren war er mit seinem stolz und hoch getragenen Römerkopf und den langen nach rückwärts gekämmten Haaren ein auffallend schöner Mann, in dessen Auftreten sich ein gewisses Selbstgefühl offenbarte. In der That war sich Hamerling stets seines Dichterberufes bewußt, und das Gefühl eines tiefen Unterschiedes von den „Philistern" kam in seinen vertraulichen Äußerungen oft zum Durchbruch. Aber dieses Gefühl lagerte sich wie eine Art von priesterlicher Weihe über seine Erscheinung, es raubte ihr die Gemütlichkeit, die Natürlichkeit; es dauerte lange, bis sich Rosegger in seinem Umgang heimisch fühlen konnte. Hamerling war es mit diesem Hochgefühl von seinem Beruf ernst; fehlte ihm die unbefangene Einfalt, so nahm er es mit den sittlichen Ansprüchen an sich selbst umso strenger, und er hat sich während seiner mehr als dreißigjährigen Krankheit als ein wahrer Held im Leiden erwiesen. Es verband sich mit seinem Hochgefühl doch auch menschliche Güte, die er auch in der großen Liebe für den jungen Rosegger bekundete, den er ununterbrochen neidlos förderte. Aber sie äußerte sich auch in andrer Form: er hing mit rührender Treue an seinen Eltern,

blutarmen Menschen — sein Vater war Diener, seine Mutter, die noch jetzt hochbetagt lebt, Wäscherin; beide lebten beim Dichter, sobald es ihm die Geldmittel erlaubten, sie zu beherbergen. Der berühmte Mann schämte sich durchaus nicht seiner Eltern. Freilich wurde seine Güte infolge seines durch und durch reflektirenden Wesens öfter zur Weichheit, zur Unentschlossenheit. Hamerling, — so sagte ihm Rosegger einmal ins Gesicht — gehörte zu jenen Männern, die geheiratet werden müssen. Er war ein Zauderer, und wenn man seine gedruckten Liebesbriefe gelesen hat (in den „Lehrjahren der Liebe"), so begreift man, warum seine Liebesverhältnisse zu keinem dauernden Abschluß, zu keinem Ehebunde geführt haben. Er grübelte, er zersetzte seine Gefühle zu sehr, und dieser Mangel an Natur konnte kein starkes Weib fesseln. Er war eine richtige Gelehrtennatur, die sich empfindsam vor jeder Berührung mit der thätigen Welt zurückzog. Als Gymnasiallehrer war er, wie wir von andrer Seite wissen, nicht fähig gewesen, in der Schule Disziplin zu halten. Aus dieser Empfindlichkeit, die sich schon frühzeitig zur Hypochondrie steigerte, erklärt sich Hamerlings Ärger über die Rezensenten, die er, wie es scheint, alle gleich wichtig nahm. Sie scheinen denn auch instinktiv den reizbaren Mann verfolgt zu haben, und sie haben allerdings oft genug erbärmlich über ihn geschrieben. Es wird dies noch einmal ein interessantes Kapitel zur Geschichte des inneröſterreichischen Geisteslebens geben, denn im Laufe der Zeit hat sich zwischen Graz und Wien ein Gegensatz ausgebildet, der nun auch politisch seinen Ausdruck gefunden hat. Die deutschen Abgeordneten der Steiermark bilden im österreichischen Parlament eine eigne Gruppe neben den Deutschen der andern Kronländer (Steinwender gegen Plener); das ist mit andern Motiven auf das Verhalten der Wiener Presse gegen Hamerling zurückzuführen! Ein Zeichen seiner gar nicht zu leugnenden Größe ist es, daß Hamerling sich nicht in den Tageskampf der politischen Parteien hineinziehen ließ. Er machte seinem starken Nationalgefühl gelegentlich dichterisch Luft und zündete dann gerade mit solchen Versen, auf Straßburg z. B. 1884, als zu Paris vor dem Standbilde der Stadt Straßburg die deutsche Fahne verbrannt wurde, oder mit dem Gedichte: „Ich liebe mein Österreich," das das geflügelte Wort enthält: „Deutschland ist mein Vaterland und Österreich mein Mutterland." Aber eine ausschließliche Verherrlichung als politischer Sänger war gar nicht nach seinem Sinn; die Chauvinisten, die aus der nationalen Begeisterung einen einträglichen Beruf in der Litteratur und Politik machen, haßte er. Ihm stand der Dichter über den Parteien, er fühlte sich als Träger des rein menschlichen Ideals der Schönheit und Sittlichkeit. In diesem Geiste erzog er den jungen Rosegger, dem er schon 1870 gelegentlich auf einem Spaziergange sagte: „Die Achtung, die man mir zollt, bedeutet doch nur den Achtungserfolg, den ich errungen habe, während Sie bereits der Liebling der Leute geworden sind. Ich beglückwünsche Sie von Herzen, sehe ich doch, daß Sie klug genug sind,

sich nicht bethören zu lassen. Nur auf eines will ich, wenn Sie es mir gestatten, aufmerksam machen. Ihre heutigen Erfolge stammen nicht von dem, was wirklich an Ihnen Dichter ist, sondern vielmehr von dem Lokalton, den Sie so glücklich treffen, von alltäglichen Volkstümlichkeiten, die Sie mit der den Leuten mundgerechten Schalkheit behandeln. Heute sind Sie Volksdichter im landläufigen Sinne, den ich auch nicht unterschätzen möchte; eines Tages sollen Sie Volksdichter in edelm Sinne sein. Sie mögen im Lokalton oder im Hochdeutsch dichten, Schwänke schreiben, Gelegenheitsverse machen, Dorfgeschichten erzählen, Romane verfassen, immer werden Sie einen sittlichen Grundgedanken haben, immer auf ein Großes, Ewiges hinweisen und hinter heiterm Lachen sich den ernsten Blick bewahren. Vielleicht wird man Sie dann einmal nicht so brüderlich grüßen auf der Gasse wie heute, vielleicht gar nicht. Denken Sie daran, daß der Poet nicht allzu gemein werden darf mit den Philistern. Die Philister haben allerhand Schmerzen, für die sie Verse haben möchten, ihr Trinken und Tanzen und Keilen und Balgen wollen sie besungen wissen, und weiß Gott für jede Todsünde möchten sie ihr Schnaderhüpfl haben. Wenn der Dichter nicht nach dem wahren Menschentume weist, wer soll es dann thun? Wir sind der Kompaß, der in der Welt den Magnet des Göttlichen spürt, und stets nach dem ewig Guten und Schönen zeigt. Also kenne ich Sie schon heute, mögen Sie sich nur darauf einrichten, auch einmal recht kühl gegrüßt zu werden." Solche Gespräche erklären die tiefe Liebe Roseggers zu Hamerling. Man liebt ja keinen Menschen mehr, als den, der uns im geistigen Streben mit der Reife und Überlegenheit des ältern Mannes unterstützt. Übrigens war Hamerling als Lehrer und Kritiker immer von feinstem Zartgefühl beseelt; er war ja ein Selbstquäler, und glaubte er, der Empfindlichkeit des Freundes irgendwie zu nahe getreten zu sein, so folgte alsbald ein entschuldigender Brief nach, der den Angegriffenen versöhnen sollte. Solche Äußerungen fast krankhafter Schwäche teilt Rosegger einige mit, die Mehrzahl hat er mit Recht unterdrückt. Er selbst hat sich vor dem Leiden glücklich bewahrt und ist ein tapfrer Kämpe geblieben.

Die Häuslichkeit Hamerlings war auf dem bescheidensten Fuße gehalten. Seine Kränklichkeit verbot ihm, an den irdischen Freuden einer guten Tafel und eines guten Kellers teilzunehmen, er zechte nie, weil er nichts vertrug, sondern in der peinlichsten Diät leben mußte. Seine Wohnung war so bescheiden als möglich eingerichtet; die neuen Möbelstücke des Freundes betrachtete Hamerling schon als Luxus. Rosegger bemerkt, daß er, obgleich er als „Dichter der Schönheit" auftrat, doch keine starke Sinnlichkeit gehabt habe. Um eine etwas künstlerische Ausschmückung der Wohnräume war er gar nicht bemüht, obgleich ihm doch seine Wohnung mehr als irgend einem andern Menschen wichtig sein mußte: er mußte ja meist das Zimmer oder gar das Bett hüten. In seiner Selbstbiographie hat Hamerling das Zeichentalent

Roseggers hervorgehoben. Er selbst bemühte sich auch, im Bilde allerlei Anschauungen festzuhalten; aber die Unbeholfenheit dieser mit großer Sorgfalt gemachten Zeichnungen kann Rosegger nur mit den aus den „Fliegenden Blättern“ berühmten Übungen des Knaben Moritz von Oberländer vergleichen. Dagegen war der musikalische Sinn Hamerlings stark entwickelt, er konnte frei und schön auf dem Klavier phantasiren. Aber ohne Zuhörer. Fühlte er solche in der Nähe, so klappte er den Kasten zu. Er war auch sehr eigensinnig. Er ließ sich von keinem raten, von keinem trösten, Ärzte ließ er auch auf seinem Sterbebett nicht an sich heran. Er behauptete, selber soviel Medizin studirt zu haben, um sein Leiden und dessen Behandlung zu kennen (es war ein chronisches Darmleiden). Auch einige Pedanterie war ihm eigentümlich. Alle seine Schriften und Bücher hielt er in strengster Ordnung. Bücher, die er sich geliehen hatte, versah er mit einem Umschlag, um sie sauber zu erhalten, und schrieb den Namen des Eigentümers darauf. Die illustrirten Ausgaben seiner eignen Bücher waren ihm gleichgiltig, was wir ihm nicht verargen, man sehe sich nur die Prachtausgabe des „Ahasver“ an; dagegen gefielen ihm Paul Thumanns Bilder zu seinem Märchen „Amor und Psyche“ sehr gut. Seine eignen Exemplare dieser Prachtausgaben schickte er zum Antiquar. Er wurde, namentlich von Verehrerinnen, mit Liebesgaben überschüttet. So qualvoll ihm solche Zusendungen auch waren, so sorgfältig hob er sie doch auf; sein Wohnzimmer war dermaßen mit solchen Reliquien angefüllt, daß Rosegger sagen kann: Hamerling war förmlich eingemauert in Liebe. Ebenso hatte er alle Aktenstücke, alle Briefwechsel, die zu seiner Biographie gehören, alle Tagebücher, die er geführt hat, sorgfältig geordnet hinterlassen; das ist die Philisterei des Gelehrten, der die Philister haßte. Wir haben eben alle unsre Schwächen. Aber rührend ist es doch, den Mann auf dem letzten Krankenlager von keiner größern Sorge erfüllt zu sehen, als die um seine „Atomistik,“ an der er jahrzehntelang gearbeitet hatte, und die er doch nicht ganz ausfeilen konnte.

Bei aller durch seine Erziehung, seine Kränklichkeit, seine Einsamkeit, sein Leben in der Provinz, seinen ersten Beruf als Lehrer begründeten äußerlichen Unfreiheit (bezeichnend ist auch sein Verhältnis zum Gelde, das er stets wie einer behandelte, der von armen Leuten stammt) ist doch der Zug wahrer menschlicher Größe in ihm vorherrschend, und es ist der schönste Dank, den Rosegger seinem Lehrer, Führer und Freunde abstatten konnte, daß er seine „persönlichen Erinnerungen“ niederschrieb.*) M N

*) Nach Schluß dieses Aufsatzes kommt uns eine litterarische Studie zu: Über Hamerlings Lyrik von Dr. Ernst Gnad (Graz, Verlag von Leuschner und Lubensky, 1891), die uns deswegen beachtenswert erscheint, weil sie endlich mit einer nüchternen Beurteilung Hamerlings den Anfang macht und, wenn auch ohne die Sache zu erschöpfen, doch von wissen-

# Gymnasiallehrer und Gymnasialnovellen

Es wäre in kulturgeschichtlicher Beziehung eine interessante Arbeit, einmal zu untersuchen, wie sich in unsrer Romandichtung die Gesellschaftskreise und Berufsstände ändern, aus denen die Schriftsteller mit Vorliebe ihre Helden zu nehmen pflegen. Natürlich könnte sich eine derartige Untersuchung nur auf die sogenannten sozialen Romane und Novellen beziehen, denn bei geschichtlichen Romanen kann von einer freien Wahl des Schriftstellers in dieser Hinsicht kaum die Rede sein, da der Charakter dieser Gattung einer Vorliebe für bestimmte Berufsstände nicht viel Raum läßt. Im sozialen Roman dagegen, insbesondre bei denen zweiter und dritter Ordnung, die auf den Beifall der an Äußerlichkeiten klebenden schönen Leserinnen berechnet sind, läßt sich eine derartige Bevorzugung durch alle Perioden der Litteraturgeschichte verfolgen. In den dreißiger Jahren und noch früher sind die Aristokraten, die Barone und die Grafen die Hauptträger der Handlung; dann tauchen abwechselnd die ideal angehauchten jungen Rittergutsbesitzer auf, die hochgebildeten Kaufherren mit ihren Säcken voll Geld und ihren Herzen voll Menschenliebe, die Industriehelden mit veilchenblauen Augen und langen blonden Vollbärten, und die nervösen Staatsmänner, deren diplomatische Berechnungen an dem Venusberge zu schanden werden; dann erscheinen die menschenfreundlichen Ärzte, deren Kunst eine Gräfin oder Prinzessin von langer Krankheit und sie selbst von einem lästigen Junggesellentum befreit; und weiter die mähnenschüttelnden Künstler, in deren Augen süßer Wahnsinn glüht, und die formgewandten, ritterlichen, liebeschmachtenden Assessoren, die allemal schon das Ministerportefeuille, selbst für Landwirtschaft und Viehzucht, in der Tasche tragen.

---

schaftlichem Geiste erfüllt ist. Gnad weist nach, was wir vor zwei Jahren bei Besprechung der „Stationen“ hier ebenfalls gethan haben, daß Hamerling kein naiver Lyriker war, wie er selbst meinte; auch auf ihren abstrakten Charakter weist Gnad treffend hin und zeigt ferner, daß einunddieselbe Idee, die Idee der Liebe, in allen Werken des Dichters gefeiert wird. Die Studie ist vor dem Erscheinen der „Atomistik“ geschrieben worden. Durch dieses Werk hat die ganze Hamerling-Kritik eine neue Grundlage gewonnen; man kann nicht mehr über ihn schreiben, ohne mit seiner Ethik vertraut zu sein.

Man kann sagen, daß heutzutage alle Berufsstände ihre Vertreter in der epischen Dichtung gefunden haben; nur ein Beruf scheint aus dem Kreise der Romanhelden ausgeschlossen zu sein, das ist der der Gymnasiallehrer. Es ist auffallend, mit welcher Scheu und Hast die Schriftsteller an dieser Gesellschaftsklasse vorübergehen. Mit dem nomadisirenden Hauslehrer, an dem man die Schulstubenluft, den stupor scholasticus noch nicht zu spüren glaubt, war noch etwas anzufangen, und Spielhagens „Problematische Naturen" haben mehr als einen rätselhaften und interessanten Hauslehrerroman gezeitigt; aber mit dem wohlbestallten „ordentlichen" Lehrer, der sein trocknes Amt und sein trocknes Brot hat, mochte sich kein Dichter, schon wegen der unpoetischen und wenig genialen Ordentlichkeit abgeben. Und wenn es trotzdem geschah und in Erzählungen und Bühnenstücken noch weiter geschieht, so pflegt man ihn lediglich als dunkle Folie für andre, in der höhern Gunst der Leser stehende Persönlichkeiten zu gebrauchen und ihn, wenn er jung ist, als den schwerfälligen, ungehobelten, von der ganzen Unterordnung seiner Thätigkeit überzeugten, gutmütigen Gesellen darzustellen, der mit dem Augenaufschlag eines sterbenden Huhns zu dem Helden der Geschichte emporblickt; ist er aber bejahrt, so macht man aus ihm einen alten, griesgrämigen, unter dem Pantoffel eines kinderreichen Hausdrachens stehenden Narren. Daß sich ein Gymnasiallehrer mit einem andern Wesen als einem Schneidermädchen verheiraten könnte, liegt, nach unsern Romanen zu urteilen, völlig außerhalb aller gesellschaftlichen Anschauung und Gepflogenheit, höchstens gönnt man ihnen noch eine arme Klavierlehrerin oder eine elternlose Erzieherin. So ist die Auffassung von der gesellschaftlichen Stellung der Gymnasiallehrer nicht allein in den Familienblättern; man findet sie auch bei den sogenannten Trägern unsrer Litteratur, bei Ernst Wichert, bei Paul Lindau, Ernst Eckstein, Sudermann und andern; und wer die litterarischen Erzeugnisse der letzten Jahre aufmerksam verfolgt hat, der wird für das gesagte Beispiele in Hülle und Fülle finden. Ist es durch den Gang der Geschichte geboten, irgend einem akademisch gebildeten Lehrer doch einmal eine ernsthafte Rolle zuzuerteilen oder ihn in höhere Gesellschaftskreise als Gleichberechtigten zu versetzen, so wissen die Dichter keinen andern Ausweg, als daß sie ihn schnell zum Reserveoffizier machen; dann haben sie ihn mit einem Schlage in eine „Sphäre" gehoben, wo die untergeordnete Stellung des Schulmeisters nicht mehr zu wittern ist und nur noch der Gentleman gilt.

Man fragt sich unwillkürlich nach den Gründen dieser seltsamen Erscheinung, dieser unverkennbaren Antipathie, die der Stand der Gymnasiallehrer trotz aller schönen Redensarten nicht nur in den höchsten Kreisen, sondern auch in allen Schichten des deutschen Volkes findet. Und da müssen wir doch sagen, daß die akademisch gebildeten Lehrer an diesen unerquicklichen Verhältnissen zum größten Teil selbst schuld sind; denn nirgends herrscht ein solcher Mangel an echtem Standesbewußtsein, eine solche, oben nicht ungern gesehene

Uneinigkeit, Gespreiztheit, Wichtigthuerei und kleinliche Gesinnung, als unter ihnen: der königliche Gymnasiallehrer dünkt sich höher, besser als der im städtischen Dienste stehende; der Gymnasiallehrer wieder macht keine gemeinsame Sache mit dem Amtsgenossen am Realgymnasium und an der Realschule, und so geht es weiter, des wunderlichen, oft hochmütigen Verhaltens mancher Schulräte und Direktoren ihren Untergebenen gegenüber gar nicht zu gedenken. Von einem einheitlichen Zusammenhalten und natürlichem Korpsgeist ist bei dem demoralisirenden Warten auf den Tod oder Abgang des ältern Kollegen und bei dem widerwärtigen Personenkultus, der mit gewissen Schulräten und Direktoren getrieben wird, gar keine Rede. Deshalb haben sie seit dem deutsch-französischen Kriege nichts erreicht und werden auch unter solchen Umständen nichts erreichen. Statt vereint ihre gemeinsamen Ziele zu verfolgen, haben sie einander im Gegenteil um Hirngespinste, pädagogische Schnurrpfeifereien und akademische Fragen angegriffen, heruntergerissen und zerfleischt und so ihr bischen überschüssige Kraft nutzlos verpufft. Die Volksschullehrer sind klüger gewesen; sie haben durch ihr geschlossenes Vorgehen, durch ihr selbstbewußtes Auftreten und durch ihre hartnäckige Ausdauer alle ihre Ziele erreicht, oft mehr, als sie wollten. Sie haben es wirklich dahin gebracht, daß sie, selbst wenn sie nur im Singen und Schreiben Unterricht zu geben vermögen, in den „Metropolen des geistigen Lebens" oft besser gestellt sind, als die akademisch gebildeten Lehrer. Diese Thatsache ist ein Skandal, denn sie ist ebenso bezeichnend für die — gelinde gesagt — maßlose Gutmütigkeit der Zurückgesetzten, wie für die Willkür und Ungerechtigkeit der Gemeinden; daß sich die akademisch gebildeten Lehrer eine derartige Behandlung bieten lassen, ohne immer wieder dagegen laut und öffentlich Einspruch zu erheben, ist ein Zeichen ganz trostloser Schwäche. Es ist wirklich rührend, wie der Regierungsvertreter bei der Berliner Schulkonferenz die Mitglieder freundlich ermahnt: „Die pessimistische Stimmung der Lehrer einigermaßen (!) zu mildern und zu zerstreuen und deren Freudigkeit im Berufe durch die Hoffnung (!) auf eine bessere Zukunft (im Jenseits?) zu erhalten."

Es ist denn auch durch diese kindliche Zukunftsmusik in allen Gauen Deutschlands eine gährende Unzufriedenheit entstanden; Unzufriedenheit der Lehrer aber ist schleichendes Gift für die Jugend, und Ungerechtigkeit treibt sie alle mit einander in das Lager der Sozialdemokraten — und es wäre wunderbar, wenn es nicht geschähe —, zum mindesten in das der Antisemiten oder in das der begeisterungslosen Pessimisten.

Wenn solche unerhörten Zustände, wie die vorhin erwähnten, in großen und reichen Städten herrschen, wie mag es dann erst in den armen und kleinen Gemeinden aussehen, in die uns Hans Hoffmann mit seiner soeben erschienenen, Moritz Necker gewidmeten Novellensammlung Das Gymnasium zu Stolpenburg (Berlin, Gebrüder Paetel, 1891) einführt?

Hoffmann kennt die wenig rosigen Gymnasialzustände, wenigstens in der Gegend Deutschlands, die der Schauplatz seiner Geschichten ist, aus eigner Erfahrung; er hat selbst diese Bürde, die die alten Griechen nur den Sklaven aufzulegen für richtig hielten und die sich heutzutage bei den meisten Lehrern aus Undankbarkeit, Enttäuschung und Sorgen zusammensetzt, ein paar Jahre getragen und dann die ganze Schulmeisterei in die Ecke geworfen. Er kennt jene Orte, wo ein Stadtverordneter den andern auf die neuen Beinkleider eines Gymnasiallehrers mit den Worten aufmerksam macht: „Die Kerls fressen uns die Haare vom Kopf,“ und wo jene Sorte von Männern wohnt, die für die höhern Schulen nicht eher etwas bewilligen, als bis — nach dem weltbekannten Ausspruch des Landrats von Steinhöfel — eine verhungerte Lehrerswitwe auf den Tisch des Hauses niedergelegt wird.

Hoffmann hat die Gestalten, die er uns aus dem Gymnasium zu Stolpenburg in Hinterpommern vorführt, alle nach dem Leben gezeichnet. Seine Vorbilder sind echt: der Schulamtskandidat und ewige Hilfslehrer Christian Dinse mit seiner unglücklichen Liebe und seinem noch unglücklichern Staatsexamen; der Gymnasialoberlehrer Martin Löwe mit seinem niederschmetternden Wahlspruche: Philologus sum, humana omnia a me abesse puto; der alte Junggeselle Kanold, um den seine drei habgierigen und selbstsüchtigen Schwestern wie die Parzen sitzen; die beiden durchtriebenen jungen Lehrer Hophni und Pinehas (die Hofmann so nach den verruchten Söhnen des Hohenpriesters Eli benannt hat), und der alte Röber (für den wohl ein Danziger Original Modell gesessen hat), der unglückliche Schulmeister, der erst bei seiner Pensionirung merkt, daß er seinen Beruf wirklich verfehlt habe, weil er fünfundvierzig Jahre lang umsonst nach der richtigen Erziehungsmethode gesucht habe. Es weht ein köstlicher Humor durch alle diese Erzählungen; nicht jener plumpe, herzlose, kindische Gymnasialulk, den Ernst Ecksteins Phantasie mit kaninchenartiger Fruchtbarkeit zum Entzücken und Verderben unsrer Sekundaner und Primaner jahrelang hervorgebracht hat, sondern ein heiterer, freundlicher, gemütvoller Geist, der wiederholt an Dickens erinnert. Zuweilen merkt man aber doch in diesen Lebensbildern einen bittern, ironischen Zug, so wenn Hoffmann den Direktor eine schöne Ansprache an den scheidenden alten Röber halten läßt „mit jenen, in jahrhundertlanger Ausnutzung nie veralteten Kernworten von der Erhabenheit des Lehrberufes, der Schwere seiner Pflichten und der stärkenden Kraft des innern Lohnes.“

Die den alten Oberlehrer Röber behandelnde Novelle „Erfüllter Beruf“ ist geradezu ein psychologisches Meisterwerk und übertrifft an Feinheit der Durchführung noch seine erste Erzählung „Die Handschrift A.“ Mit welchem tiefen Verständnis hat sich der Schriftsteller in die Seelenqualen dieses Mannes versenkt, der alle Gaben des Himmels besitzt, schlichte Kraft der Beredsamkeit, mühelose Anmut des Witzes, tiefe Gelehrsamkeit und ein

edles warmes Herz, außer der Kunst der Selbstdarstellung, außer Selbstbewußtsein, außer aller Würde, und der daher trotz aller Versuche und unzähliger Methoden niemals dazu gelangt ist, eine erträgliche Disziplin zu halten, am wenigsten in seiner Tertia, „der Maienblüte aller Flegelhaftigkeit." Röber wird endlich pensionirt und zieht sich auf ein stilles Dorf zurück, um seine verdiente Ruhe zu genießen. Aber in seinem Herzen ist der Stachel zurückgeblieben, nie seinen Lebensberuf ganz ausgefüllt zu haben. Ein unwiderstehlicher Hang treibt ihn nach der Dorfschule, wo er das große Rätsel der Disziplin immer wieder anstaunt, wie „das kümmerliche Huhn von Dorfschulmeister den wirr herwimmelnden Schwarm ungeleckter germanischer Bärenkinder unverzüglich in eine mild lagernde Lämmerherde zu verwandeln" versteht. Diesen Dorfschulmeister in seiner Haltung vor der Klasse hat Hoffmann dem Leser trefflich vor Augen gezaubert: „Hoch aufgereckt pflegte er dazustehen, freudigen Trotzes, von Würde gesättigt: das Standbein starr, lotrecht, mächtig wider den Boden gestemmt, das Spielbein steif vorgestreckt, die rechte Hand breit in den Busen geschoben, die linke ruhig, sieghaft sich hebend, als zauderte sie sorglos nur noch einen Augenblick, den Dreizack zu zucken oder die Ägis zu schütteln." Röbers ganzer pädagogischer Ehrgeiz flammt beim Anblick dieses mimischen und plastischen Meisterstückes und seiner Wirkung auf die Jugend noch einmal in heller Glut auf. Der Schulmeister wird krank, und der gelehrte Philologe übernimmt zum Erstaunen aller Welt den Unterricht der Dorfjugend. Aber kaum erscheint er, so geht auch hier der Lärm, die Flegelhaftigkeit, die Qual, der Ärger und ein hilfloser Kampf los. Der Greis stirbt verzweifelt und tot geärgert in der Klasse, nachdem er am Dorfschulmeister die Wahrheit erkannt hat: man muß selbst von Herzen glauben an seine Würde und Höhe — dann erst glauben daran auch die andern; nur der vermag die Menschen zu täuschen, der sich zuvor selber täuscht! Halte du dich für einen Propheten, und du bist einer; zweifle an dir und kein Zeichen noch Wunder wird dir helfen, nicht einmal gläubige Kinder wird deine Predigt finden.

Eine Gestalt, die an den unglücklichen Schulamtskandidaten in „Sodoms Ende" erinnert, ist Christian Dinse in der Novelle „Die Handschrift A." Wer derartige Menschen noch nicht kennen gelernt hat, und sie sind ja scheu wie die Nachteulen, der könnte glauben, Hoffmann habe bei dieser Zeichnung zu starke Lichter aufgesetzt und den Charakter dieses „ewigen Hilfslehrers" durch grotesk-komische Beimischungen zu stark verzerrt. Und doch ist auch hier jeder Zug nach der Natur gezeichnet und paßt vortrefflich zu dem närrischen Wesen des einseitigen Germanisten, der die ganze Litteratur vom Nibelungenliede bis zum Kutschkelied philologisch studirt hat, aber dafür auf dem Gymnasium keine rechte Verwendung findet, weil sich nach seiner Ansicht auf einem ordentlichen Gymnasium niemand ums Deutsche

kümmre. Nichts hat er von seinem Professor auf der Universität besser gelernt, als das Niederschimpfen des Gegners. So unbeholfen, schüchtern und ängstlich der junge Nibelungenforscher sonst ist, so wild und roh wird er, wenn er auf eine andre Ansicht stößt, als die Lachmannsche, daß nämlich A und nicht C die älteste Handschrift des Nibelungenliedes sei. Da perlt es nur so aus seinem Munde von anmutigen Ausdrücken wie Verbohrtheit, hirnverbrannter Dünkelhaftigkeit, frevelhafter Blödsinnigkeit, nackter Frechheit, schwindelndem Größenwahn, dilettantischer Kinderfaselei, denkunfähigen und sittlich unzurechnungsfähigen Subjekten u. s. w. Hans Hoffmann hat hier eine sehr wunde Stelle in unsrer wissenschaftlichen Kritik berührt. Es ist leider wahr: nirgends finden wir eine solche Sprache, ein so unerhörtes Deutsch, einen so flegelhaften Ton wie in unsern fachwissenschaftlichen Zeitschriften, insbesondre da, wo eine „Autorität" ihren Gegner niederschmettert und sich vor ihren Jüngern in ganzer Größe aufbläht. In diesen ungehörigen Ton fällt denn nun auch der Kandidat Dinse, als er in dem prüfenden Professor Klickmann einen wütenden Verteidiger der verpönten Handschrift C erkennt. Klickmann bleibt ihm an Grobheit nichts schuldig und läßt den unverschämten Widersacher cum infamia durchfallen. Wer sich selbst einmal einer derartigen Prüfung unterzogen hat, der wird die Schilderung dieser Szene mit innigem Vergnügen lesen. Für Dinse hat der Vorgang trübe Folgen. Seine Braut, Anna Gebhart, sagt sich von ihm los, und mit Thränen in den Augen liest der Ärmste die von ihm für unecht erklärte Strophe aus dem alten Liede:

Mit leide was verendet des küniges hôhzît,
Als ie die liebe leide ze aller jungiste gît.

Wie sich nun Anna selbst als junge Lehrerin ans Nibelungenlied macht und als „Studiosus Geiseler" mit Christian Dinse in gelehrten Briefverkehr tritt, wie sich beide endlich doch noch wiederfinden und sich nach fünfundzwanzig Jahren heiraten, nachdem Christian endlich seinen höchsten Gehalt von sechshundert Thalern erreicht hat, wie das Pärchen Hand in Hand auf den Wällen spazieren geht, sie verblüht und vertrocknet, er mit seinem alten verblichnen Flügelmantel, der ihm den Beinamen „Archäopteryx" eingebracht hat, das alles ist überaus rührend und humorvoll geschildert.

Den wunderlichen, an Ruhmsucht und Größenwahn leidenden Zeichenlehrer Spilling vom Stolpenburger Gymnasium hat Hans Hoffmann zum Helden einer als selbständiger Band in demselben Verlage erschienenen Novelle: Ruhm gemacht. Seine Kunst, auf einem ernsten, fast tragischen Hintergrunde heitere und schalkhafte Szenen zu entwerfen und selbst die abgeschmacktesten, lächerlichsten Menschen unserm Herzen näher zu bringen, ist in dieser Novelle geradezu erstaunlich. Spilling, an dem seine Mutter schon in seiner Kindheit einen Narren gefressen hat, gilt in dem entlegenen elsässischen Städtchen

Thannweier als ein Wunder. Er selbst hat seine eitle Mutter in dem Wahne gelassen und sie durch alle möglichen Vorspiegelungen immer mehr in der Überzeugung bestärkt, daß er der größte Baumeister Deutschlands sei und vom Kaiser von Rußland einen Ruf nach Petersburg erhalten habe, um dort einen Dom zu bauen. Ein guter Freund in Petersburg besorgt ahnungslos alle diese, aus Spillings zweiter Gedankenwelt stammenden Briefe Spillings an die Mutter und befördert alle aus Thannweier an Spilling einlaufenden Sendungen nach Hinterpommern. Alle Jahre, wenn die Sommerferien da sind, erscheint der Stolpenburger Zeichenlehrer als russischer Baurat in Thannweier und wird vom ganzen Städtchen jubelnd begrüßt und gefeiert. Was er sich in Stolpenburg abgedarbt hat, das geht in Thannweier in großen, von Spilling bezahlten Volkslustbarkeiten drauf. Endlich zerrinnt der ganze russische Spuk; Spilling schnappt in Stolpenburg über, und ein junger Gymnasiallehrer, Dr. Wiegand, der im Begriff ist, eine Schweizerreise anzutreten, übernimmt es, die Mutter von der Erkrankung des Sohnes in Kenntnis zu setzen. Die durch Wiegand in Thannweier verursachten Verwirrungen und Mißverständnisse sind sehr ergötzlich geschildert. In Wiegand finden wir endlich einen vernünftigen und umgänglichen Vertreter der Philologie, „von Manieren und einer heitern Weltläufigkeit, wie sie in seinem Stande nicht alle Tage angetroffen werden.“

# Das Zukunftsreich Zambesia und dessen Begründer*)

Ein bisher meines Wissens unerklärtes Kunststück indischer Magier besteht darin, daß sie ein Samenkorn in die Erde stecken und vor den Augen der Herumstehenden in unglaublich kurzer Zeit eine ganz regelrecht sich entwickelnde Pflanze mit Zweigen und Blättern hervorzaubern. Ich erinnere mich nicht, ob die Augenzeugen, die mir das erzählten, hinzugefügt haben, daß es dieses botanische Wunder bei derselben Gelegenheit auch zu Blüten und Früchten gebracht habe.

Unter demselben Vorbehalte der Blüten (Gold) und Früchte (Dividenden) vollzieht sich vor den Augen der staunenden Welt, die durch Zeitungen und Telegraphen auf dem Laufenden erhalten wird, ein politisch-wirtschaftliches Wunder im Innern Afrikas. Auf einem Flächenraume, so groß etwa wie

*) Die nachfolgende höchst interessante und lehrreiche Betrachtung stammt aus der Feder eines Landsmannes, der kürzlich aus Kapstadt heimgekehrt ist. D. Red

Deutschland und Österreich-Ungarn zusammengenommen, im Herzen Afrikas, in den Tropen, ohne Eisenbahnen, ohne Straßen, ohne (soviel bekannt) schiffbare Flüsse, ohne die geringste weiße Bevölkerung erhebt sich seit einem halben Jahre ein großes binnenländisches, nach den Regeln moderner Zivilisation zu verwaltendes Reich, das von der See, dem Atlantischen wie dem Indischen Ozean, durch mindestens mehrere hundert englische Meilen breite fremde, nebenbuhlerische, feindliche Gebiete abgeschnitten schien, das von der Nord- und der Südküste Afrikas durch schier unüberwindliche Entfernungen getrennt ist.

Der Staaten-Homunculus auf Aktien ist noch nicht fertig und ausgestaltet, aber seine Umrisse sind bereits erkennbar, er krystallisirt sich aus dem umgebenden Chaos, er reckt und streckt sich zu einem Organismus, er ist noch nicht völlig erstanden, aber er entsteht.

Dieses Zukunftsreich heißt Zambesia, der Prophet und Schöpfer zugleich, in dessen Kopf der Gedanke keimte, unter dessen Zauberstab das Samenkorn, weltgeschichtlich betrachtet, mit verblüffender Schnelligkeit zu einem Staatswesen erwächst, Cecil Rhodes.

Die Grenzen des neuen Reiches sind im Süden Transvaal und Britisch-Betschuanaland, im Norden der Kongostaat und Deutschostafrika, im Osten und Westen die portugiesischen Küstenbesitzungen, gegen Deutschsüdwestafrika der 20. und (nördlich vom 22. Grad südlicher Breite) der 21. Meridian, der durch das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 als Demarkationslinie festgestellt ist.

Noch vor wenigen Jahren hätte man sich kein tolleres Hirngespinst denken können, als in diesem dunkelsten, unerforschten und unzugänglichen Teile des dunkeln Kontinents ein großes modernes Reich zu gründen. Es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß, abgesehen von einigen unruhigen Betschuanastämmen, namentlich die militärisch organisirten Matabeles, sowie weiter nördlich die Barotse, Muschukulumbe u. s. w. äußerst kriegerisch und unbändig sind. Ihre Unterjochung schien bei der Entfernung und bei der Schwierigkeit des Transports und Unterhalts geordneter Truppen kaum ausführbar. Eine Tonne Kohlen kostet in Kapstadt für regelmäßige Abnehmer, die sie aufstapeln und die Konjunkturen mitnehmen können, ungefähr 2 Pfund Sterling (40 Schilling = 40 Mark); die deutsche Marineverwaltung, die das nicht kann, muß vertragsmäßig 54 und mehr Schillinge zahlen. Die billigste Eisenbahnfracht nach Kimberley beträgt von Port Elizabeth, dem nächsten, etwa 500 englische Meilen entfernten Hafen, gegen 6 Pfund Sterling pro Tonne. Herr Rhodes hat selbst in einer bekannten Rede hervorgehoben, daß in Kimberley die Tonne Kohlen nicht unter 8 bis 9 Pfund Sterling zu haben ist. Von Kimberley nach dem Sitz des neuen Reiches in Maschonaland sind noch über 1000 Meilen, davon etwa 900 ohne Schienenweg, ohne gebahnte Straßen, über brückenlose Flüsse, die in der Regenzeit angeschwollen und unpassirbar sind. Die Kosten

einer Tonne Kohlen an Ort und Stelle müßten geradezu unerschwinglich werden. Dasselbe wie für Kohlen gilt für Mundvorrat, Futter, Provisionen der Truppen, für Geräte und Maschinen jeder Art, für alle Bedürfnisse des Gewerbebetriebes und der Zivilisation. Unter solchen Verhältnissen schien selbst ein Reich wie Großbritannien nicht reich genug, sich den Luxus einer so liegenden Kolonie zu gestatten.

Indessen ist die Idee, die Vision des Sehers nicht neuesten Datums. Cecil Rhodes hat das seinige gethan, um die mit einer Million Pfund Sterling gebuchte Warrensche Expedition von 1884 herbeizuführen, durch welche die als Flibustier und Freibeuter verschrieenen Buren aus Goschen und Stellaland, wo sie sich festgesetzt hatten, vertrieben wurden, und hat den den Annexionen sowie einer burenfeindlichen Politik abgeneigten Gouverneur und High Commissioner Sir Hercules Robinson für die Annexion von Britisch-Betschuanaland gewonnen. Es galt, den Flaschenhals frei zu halten, der den Zugang zu dem weiten Innern eröffnete.

Zu demselben Zweck wurde 1885 das übrige Betschuanaland bis westlich zum 20. Meridian und nördlich zum 22. Parallelkreis, d. h. nördlicher als die nördlichste Spitze von Transvaal, unter britischen Schutz gestellt.

Man sollte meinen, daß Rhodes in den nächsten Jahren mit der Amalgamation aller Diamantminen Kimberleys, einem Riesenunternehmen, das er glücklich durchführte, alle Hände voll zu thun gehabt hätte. Gleichwohl behielt er seinen Plan einer Ausbreitung nordwärts unablässig im Auge. Hauptsächlich auf sein Betreiben bei Sir Hercules Robinson wurde 1888 das Land zwischen Transvaal und dem Sambesi für ausschließlich britisches Einflußgebiet erklärt und dadurch der Anwartschaft der südafrikanischen Republik auf eine Ausdehnung nach Norden, die ihr durch den Londoner Vertrag von 1884 offen gehalten war, der Todesstoß versetzt.

Inzwischen hatte Rhodes durch einen Mr. Rudd für diesen, Herrn Beit (einen Deutschen) und sich von dem Matabelehäuptling Lobengula eine — angeblich ausschließliche — Erlaubnis zum Goldsuchen erwirkt. Dies war keine außergewöhnliche Leistung. Denn vor ihm, gleichzeitig mit ihm und nach ihm haben andre bei Lobengula und sonstigen Häuptlingen des weiten Einflußgebietes ähnliches erreicht. Es kam darauf an, diese andern auszustechen, sich vorzugsweise Freundschaft, Wohlwollen und Gunst Lobengulas zu sichern und zu erhalten. Daher wurde denn für die Ruddsche Konzession ein verhältnismäßig hoher Preis gewährt. Zwar wurde Lobengula, als er von der Proklamation hörte, die auch seine Weideplätze, Jagdgründe und Raubgebiete ausschließlich britischer Einwirkung vorbehielt, mißtrauisch und lehnte die Annahme der 1000 Henri-Martini-Gewehre nebst Munition, deren Durchführung nach dem Innern 1889 im Kapparlament und in der englischen Presse so viel Staub aufwirbelte, fortgesetzt bis auf den heutigen Tag ab, damit aus

solcher Handlungsweise kein Aufgeben von Hoheitsrechten gegen ihn hergeleitet werden könnte. Dagegen konnte er den ferner ausbedungenen 100 Pfund Sterling monatlich nicht widerstehen. Es zeugt von viel Verständnis für den Charakter der Wilden, daß diese Jahresabgabe von 1200 Pfund Sterling in monatlichen Raten vereinbart wurde und pünktlich gezahlt wird. Hat Lobengula ein Gelüste, zu Gewaltthätigkeiten überzugehen, und ist die Hälfte des Monats verstrichen, so wartet er lieber noch den nächsten Ersten ab, um vorher die 100 Pfund oder deren Gegenwert in Waren einzustreichen. Inzwischen wird Zeit gewonnen, ihn zu besänftigen und auf andre Gedanken zu bringen.

Doch droht von Lobengula selbst kaum eine ernstliche Gefahr. Er ist nicht mehr jung, ist sehr schwer und schwerfällig und klug genug, um einzusehen, daß sich die einmal entfachte Goldgier der Weißen nicht mehr völlig zurückdrängen läßt, daß dagegen durch vorsichtiges Kompromittiren der Betrag der Abgaben, Geschenke und dergleichen nicht nur erhalten, sondern vermehrt, und der Strom der eindringenden Goldgräber von seinem eigentlichen Umkreis auf fremde Gebiete abgelenkt werden kann. Für solche, namentlich das sogenannte Maschonaland — ein willkürlicher und zur Zeit noch ziemlich unbegrenzter Begriff —, mag er denn bereitwillig auch ausgedehntere Vollmachten erteilt haben. In seinem eignen Herrschaftsbereich ist das Goldsuchen nach wie vor untersagt, und wehe dem, der das Verbot zu übertreten wagte!

Die Lobengulaschen Regimenter dagegen, ungefähr 15000 Mann, von denen jedoch kaum ein Drittel vollblütige Matabeles sind, die fast durch ausschließliche Fleischnahrung, Waffenspiele, Raub- und Mordzüge zur Blutgier erzogen sind, könnten, wenn man ihnen nicht sehr weit aus dem Wege geht, sich bei Gelegenheit fortreißen lassen; und wenn einmal Blut geflossen ist, muß der Vernichtungskrieg durchgeführt werden.

Im April, wenn der Regen nachgelassen hat, und die Vegetation üppig sprießt, pflegen die Matabeles Vieh- und Sklavenjagden zu unternehmen. Sie dürften dann auch an einzelnen Stellen des sogenannten Maschonalandes, d. h. in der Nähe der Rhodesschen Goldgräber, auftauchen und diese, die sämtlich wehrpflichtig sind, sowie die eigentlichen Militärposten vor das üble Dilemma stellen, entweder Gewehr beim Fuß unter ihren Augen Weiber, Kinder und Herden rauben und die Männer totschlagen zu lassen, woraus ihnen ein empfindlicher moralischer und materieller Nachteil erwüchse, oder sich dem zu widersetzen und damit das Signal zum Kampf zu geben. Die Verbindung nach Betschuanaland wird nur durch zwei oder drei schwach besetzte Forts aufrecht erhalten und dürfte dann als abgebrochen zu betrachten sein.

Es ist hier als bekannt vorausgesetzt, daß im Mai vorigen Jahres eine mit größter Umsicht umfassend vorbereitete pioneer-expedition von einigen hundert Weißen aus Betschuanaland mit weiter östlicher Umgehung der Matabeles nach Maschonaland entsandt und wider allgemeines Erwarten ohne

Unfall und ohne den geringsten feindlichen Zusammenstoß im September angelangt ist und unweit des Mount Hampden ein Fort Salisbury und in diesem die Regierung des neuen Reiches errichtet hat.

Geraume Zeit vorher, noch in der Amtszeit des im Mai 1889 ausgeschiedenen Sir Hercules Robinson und auf dessen Befürwortung, war dem Rhodes ein Charter, ein königlicher Freibrief mit ausgedehnten Hoheitsrechten für seine neu gegründete British South Africa Company zugesagt worden. Dieser Charter ist im Oktober 1889 schließlich ausgefertigt worden. Als nächstes und hauptsächlichstes Operationsfeld wird der Gesellschaft darin das Gebiet „unmittelbar" nördlich von „Britisch"-Betschuanaland, westlich und nördlich von der südafrikanischen Republik, sowie westlich von den portugiesischen Besitzungen zugewiesen — mithin das Betschuana-„Schutzgebiet," Matabeleland sowie etwa noch die Einöden, die die Matabeles in weitem Umkreise um sich geschaffen haben.

Rhodes hat Betschuanaland und Matabeleland vor der Hand beiseite gelassen und seinen Schwerpunkt sofort in eine Gegend verlegt, die bis vor wenigen Jahren allgemein als unter portugiesischer Hoheit stehend angesehen wurde, in die des neuen Fort Salisbury.

Er handelt nach der probaten Maxime des commencer à prendre et disputer après, ohne sich durch das qui trop embrasse, mal étreint abschrecken zu lassen, hat seine hand in every pie, behält aber das Ziel unverrückt im Auge, versöhnlich, gewinnend, das Geld mit vollen Händen ausstreuend, aber auch, wo diese Mittel nicht verfangen oder zu teuer kommen würden, unerbittlich, rücksichtslos, raubgierig. Die eine Behandlung läßt er den Portugiesen im Osten wie im Westen zu teil werden, die andre fast allen übrigen, mit denen er in Berührung kommt. Nach Rhodes kommt die Zeit, wo jede Quadratrute der Erdoberfläche ihren Wert haben wird. Sein Grundsatz ist, „die Zukunft nicht zu opfern," während der zaghafte Zuschauer fast bei jedem neuen Schritt zu der Befürchtung neigte, daß ihm bei der Jagd nach der Taube auf dem Dache der Sperling in der Hand entschlüpfen könnte. Rhodes spielt ein hohes, gefährliches Spiel, bei dem in erster Linie sein und seiner Hintermänner Vermögen, Ruhm, Ehre und Ansehen den Einsatz bilden; aber er führt es mit außerordentlichem Geschick und bisher mit beispiellosem Glück. Wenigstens liebt der Uneingeweihte Glück zu nennen, was bei Rhodes zum großen Teile Berechnung, umsichtigste Vorbereitung, genaue Abwägung aller Chancen sein mag.

Die weitesten Flächen seines großen Reiches hat er zunächst nur auf dem Papiere und mittels Papier erworben.

Als die vornehmsten dieser Papiere erscheinen das papierne Völkerrecht, insbesondre Staatsverträge. Auf beide beruft er sich wohl gelegentlich, aber den Portugiesen gegenüber zerreißt er sie gern, um durch neue Verträge seine

Grenzen nach der Küste weiter vorzuschieben oder, nachdem er inzwischen Zeit gewonnen und sich dem Schauplatz der Thaten genähert hat, durch einen Gewaltstreich das beati possidentes, das possession vaut titre geltend zu machen. Zur Vorbereitung dieses Verfahrens dienen und gehören hierher einseitige Proklamationen über Wirkungskreise, Einflußgebiete u. s. w., wodurch des Nachbars Weinberg vor der Wegnahme zunächst „streitig" gemacht wird.

Als Unterlage für hoheitsrechtliche Proklamationen und internationale Vereinbarungen bestehen sodann, zum Teil noch ohne diesen Aufbau, Urkunden, die dadurch ihre Weihe erhalten, daß ein eingeborner Gewalthaber mit seinem Daumen darunter einen Tintenkleds macht. Meistens sind das Konzessionen an Händler, die für Rhodes erworben oder nachträglich an ihn oder die Chartered Company abgetreten worden sind. Vor allen Dingen richtete Rhodes sein Augenmerk auf Gebiete, die auch von andern begehrt oder bereits in Anspruch genommen waren, auf die Grenzen des beabsichtigten Reiches. Im Innern ist er nach Erlaß des Charters und kraft dessen gegen störende Einmischung, insbesondre gegen die lästige und kostspielige Konkurrenz andrer englischer Konzessionssucher gesichert.

Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang noch der seinem Wortlaut nach unbekannte Vertrag mit einem Barotsehäuptling, auf Grund dessen im vorigen Jahre ungefähr 225000 englische Quadratmeilen nördlich und westlich des Sambesi unter den Schutz der Chartergesellschaft gestellt worden sind. Die Genehmigung der britischen Regierung ist, so viel bekannt, zu dieser Schutzerklärung noch nicht erteilt worden, durch die auf Gebiete westlich hinübergegriffen wird, die bisher von Portugal beansprucht wurden.

Eine dritte Art von Papieren, wodurch Mr. Rhodes sein Reich abrundet, sind Aktien. So hat er Nord-Zambesia, d. h. das kürzlich dem Herrn H. H. Johnston als britischem Kommissar unterstellte Seengebiet westlich von der portugiesischen Provinz Mozambique, südlich von Deutschostafrika und nördlich von Sambesi, das Thätigkeitsfeld der African Lakes Company dadurch für seine Chartergesellschaft gewonnen, daß er sämtliche Aktien jener Kompagnie gegen solche der letztern zu Pari eingetauscht hat. Formell besteht die African Lakes Company noch fort, thatsächlich aber ist sie von der British South African Company aufgesogen worden, und es wäre zu verwundern, wenn nicht auch hier sehr bald den Portugiesen nach der Politik der freien Hand, wozu sich Mr. Rhodes berechtigt glaubt, unangenehme Überraschungen bereitet würden.

Mit dem Kongostaat ist nach den Zeitungen eine freundschaftliche Grenzverständigung eingeleitet worden.

Die Chartered Company beschränkt sich jedoch nicht auf legale Mittel. Ganz reinlich geht es bei solchen Reichsgründungen, wie der Vorgang Ostindiens lehrt, nicht immer zu. Überfall und Aufhebung des portugiesischen Obersten Paiva d'Andrade und seiner Begleiter, die sich kurz vorher Vertretern

der Chartergesellschaft gefällig erwiesen hatten und in friedlicher Ausübung ihrer Funktionen in Manica anwesend waren, sowie ihre Fortschleppung in die Berge, wodurch sie für eine wichtige Reihe von Wochen unschädlich und mundtot gemacht wurden, haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Vorgehen griechischer Briganten, nur daß es sich hier nicht bloß um einen privaten, sondern gleichzeitig um einen völkerrechtlichen Raub handelt.

Die heimliche Einführung von tausend Gewehren und Munition im Auftrage der Chartered Company durch die nach Port Beira ausklarirte „Counteß of Carnarvon" den Limpopo aufwärts, dessen Mündung und Unterlauf bisher unbestritten portugiesisch waren, um den Häuptling von Gazaland (gegen die Portugiesen) zu bewaffnen, ist gleichfalls ein völkerrechtswidriger Akt gegen ein Mitglied der europäischen Staatenfamilie, mit dem England sich nicht im Kriege befindet. Was würden die Engländer sagen und thun, wenn die Portugiesen etwa eine gleiche Menge von Gewehren und Schießbedarf den Umzimoubo (St. John's River) aufwärts nach Pondoland einschmuggeln wollten? Pondoland ist sicher nicht mehr englisch, als Gazaland portugiesisch.

Es macht den Eindruck, als ob die Chartered Company die Portugiesen auf jede Weise reizte und zu Feindseligkeiten zu verleiten suchte, die sie in kriegerische Verwicklung mit England bringen müssen, deren Beilegung dann die Portugiesen durch größere Abtretungen zu erkaufen hätten.

In der That ist eine rasche, wohlfeile und sichere Verbindung mit der See, wie aus den Bemerkungen am Eingange dieser Darstellung hervorgeht, für die Chartergesellschaft und deren Zukunftsreich unerläßliche Vorbedingung und Lebensfrage. Rhodes hat die Portugiesen vom 31. auf den 32. Meridian zurückgedrängt und besteht jetzt bereits mit größter Festigkeit auf dem 33. Meridian als Grenzlinie, sodaß die reichen Goldgruben von Manica in sein Gebiet eingeschlossen und die Entfernung von den Mündungen des Pungwa- und des Busiflusses (westlich vom 35. Meridian) auf weniger als zwei Grade zurückgebracht würde. Er wird schwerlich eher ruhen, als bis er mindestens einen freien Zugang zum Meere zwischen und auf diesen Flüssen durchgesetzt hat. Seine Herolde verkünden bereits, daß den Portugiesen demnächst bewiesen werden solle, daß auch der — wie sich jetzt herausgestellt hat, bei Hochwasser eine gute Strecke aufwärts schiffbare — Limpopo nicht ihnen, sondern der Chartered Company gehöre.

Das Zauberwort, mit dem Rhodes alle Weißen Südafrikas entflammte, alle feindlichen Parteien der Kapkolonie vereinigte und unter seiner Fahne sammelte, die Freistaaten versöhnte, selbst Natal beschwichtigte, war: Südafrika bis zum Sambesi für die Südafrikaner, d. h. für den Süden. Als er die Kimberley-Verlängerung nach Vryburg in Betschuanaland ausführte, sahen Enthusiasten bereits die Bahn „vom Kap bis Kairo." Das war ein frommer Wahn. Ost-Zambesia ist schon zu nahe dem Indischen Ozean,

als daß der geringste Zweifel sein könnte, welchen Weg Handel und Verkehr in Zukunft nehmen werden. Ebenso dürfte Mr. Rhodes mit der Zeit im Westen nach dem Atlantischen Ozean durchbrechen. Die Betschuanalandbahn ist eine Sackgasse, die sich nicht bezahlt macht, und schon bereuen einzelne das darauf verschwendete Geld, das im Innern besser hätte verwendet werden können. Doch wird zur Besänftigung der Gemüter neuerdings von einer „leichten" Eisenbahn über Mafeking nach Tati, einem vom Charter ausgenommenen Goldbezirk am Eingang von Matabeleland, gesprochen.

Die öffentliche Meinung der Kapkolonie ist durch die stark beeinflußte Presse in eine selbstmörderische Wut gegen die Portugiesen hineingearbeitet worden: wäre der portugiesische Wall im Osten und Westen stark genug, den Rhodesschen Mauerbrechern Stand zu halten, so hätte der Süden die Basis bleiben müssen. Diese Seifenblase ist zerplatzt, das Kapland wird sich in Zukunft mit dem ihm geographisch zugewiesenen Absatzfelde begnügen müssen, d. h. im wesentlichen mit dem, was es bereits hat. Zunächst zieht es zwar noch erheblichen Vorteil von der Chartered Company, viele seiner Söhne finden guten Erwerb, Anstellung, Beschäftigung. Aber wenn sich erst die Verhältnisse geklärt haben, dürfte gerade der Abzug an tüchtigen Menschenkräften, dem wesentlichsten hier fehlenden Kapital, empfindlich werden.

Rhodes hat ferner Paul Krüger, den Präsidenten der südafrikanischen Republik, von seinem Prophetenstuhl gestürzt. Bevor Rhodes aufstand, war Krüger das Orakel für Südafrika. Eine gesuchte Verständigung mißlang, da die Imperialisten in England den verhaßten Buren keine nennenswerten Zugeständnisse machen wollten. So mußte Rhodes, gewiß gegen seinen Wunsch, allein vorgehen, und Krüger hielt sich grollend zurück. Aber die von Rhodes entfesselten Wogen fluten an ihm vorüber, nagen an seiner Macht und drohen ihn samt seiner Bauernrepublik hinwegzuspülen.

Anderseits ist die Verstimmung Krügers auch eine Gefahr für die Chartered Company. Neuerdings wird wieder, wie alljährlich, aber mit größerer Bestimmtheit ein großer Treckzug für den Juni angekündigt. Darnach würden tausend waffenfähige Buren mit ihren Familien über den Limpopo nordöstlich in das Banjailand bis gegen den Sabiafluß auswandern und einen eignen Staat gründen. Dies will die Chartered Company nicht dulden, und Krüger ist auch durch die Swasikonvention vom vorigen Jahre verpflichtet, dem entgegenzutreten. Immerhin werden durch solche Angelegenheiten Kräfte absorbirt.

Zur Charakteristik von Rhodes ist es bezeichnend, daß er nach seiner neulichen Ankunft in England sich offen auf Parnells Seite stellte, des Mannes, der von der öffentlichen Meinung, von der Mehrzahl seiner bisherigen Anhänger, von sämtlichen Parteien des britischen Parlaments, von der katholischen Geistlichkeit, der größten Macht in Irland, verlassen und gewissermaßen in die Acht erklärt ist. Es wäre wohl spitzfindig, anzunehmen, daß er

dies gethan habe, um die Spaltung unter den Iren und den britischen Liberalen aufrecht zu erhalten, dadurch den Tories, die an und für sich nicht die Mehrheit haben, bei den nächsten Wahlen zum Sieg und zu einer weitern siebenjährigen Herrschaft zu verhelfen, die die Fortführung der bisherigen starken Kolonialpolitik zu verbürgen schiene. Einfacher und würdiger ist die Erklärung, daß er dem ihm befreundeten Manne, für dessen Zwecke er erst vor wenig Jahren 10000 Pfund Sterling gespendet hatte, nicht gerade im Unglück den Rücken kehren wollte. Aber merkwürdig ist es, daß er kein Bedenken trägt, der öffentlichen Meinung und allen bestehenden Gewalten ohne Nötigung zu widersprechen, noch merkwürdiger, daß er durch solches Verhalten weder das Einvernehmen mit seinen herzoglichen Kollegen im Direktorium der Chartered Company trübt, noch die Gunst einer der Parteien im britischen Parlament und Volk verscherzt, noch selbst durch sein Eintreten für den gerichtlich überführten Ehebrecher sich um eine Einladung zur königlichen Tafel in Windsor bringt.

Seiner politischen Überzeugung nach ist Rhodes Föderalist, Homeruler erst in zweiter Linie, weil er annimmt, daß die Herbeiführung einer großen britischen Reichsföderation dadurch gefördert werde, daß zunächst Irland eine entsprechende Stellung im Reichsorganismus erhält. Die Schwierigkeit und anscheinende Unausführbarkeit des Föderativgedankens reizt einen Mann wie Rhodes mehr, als sie ihn abschreckt.

Das Grundkapital der British South Africa Company besteht in einer Million Aktien zu einem Pfund Sterling, deren Kurs gegenwärtig doppelt so hoch oder noch etwas höher ist. Die Aktionäre haben aber nur Anspruch auf die Hälfte des Reingewinns. Die andre Hälfte gehört der United Concessions Company, den vereinigten Gründern und ursprünglichen Konzessionären, die ihre Hälfte in vier Millionen Aktien zu nominell einem Pfund Sterling zerlegt haben. Diese Bewertung beruht natürlich auf einer willkürlichen Schätzung: vier Aktien der Gesellschaft sind nicht mehr wert als eine der Chartered Company.

Die Anwerbung, Ausrüstung und Ausführung der Pionierexpedition im vorigen Jahre hat ungefähr 200000 Pfund Sterling gekostet, der jährliche Unterhalt der Truppe mit allem, was dazu gehört, wird auf 100000 Pfund Sterling berechnet. Dem britischen Kommissar für Nord-Zambesia zahlt die Chartered Company jährlich eine Summe von 10000 Pfund Sterling. Eine große Anzahl von Aktien ist, wie oben erwähnt, gegen solche der African Lakes Company vertauscht werden. Auch sonst sind Aktien, wie man hört, um Stimmung zu machen, weggegeben worden. Die Vermutung liegt nahe, daß nur noch der kleinere Teil des Grundkapitals vorhanden sei.

Die Einnahmen der Gesellschaft bestehen bisher in Registrirungs- und andern geringfügigen Gebühren der Goldsucher und in Postmarken.

Zwar sollen bereits gegen tausend kräftige Männer an Ort und Stelle sein; ein weiterer starker Zuzug wird in den nächsten Monaten erwartet. Aber die Pungwaroute ist, so lange die gegenwärtigen Schwierigkeiten mit Portugal andauern, nicht wohl verwendbar. Von den Portugiesen im Osten, von den Matabeles im Westen, vielleicht auch von den Eingebornen an Ort und Stelle, von dem Treck der Buren nach Banjailand, vom Fieber drohen Gefahren.

Wenn nicht sowohl in Maschonaland als auch in dem — zur Zeit doch noch von Portugal nicht aufgegebnen — Manica ungewöhnlich reiche Goldschätze gefunden werden, kann man sich einen finanziellen Erfolg der Gesellschaft nicht denken. Zambesia freilich mag für Großbritannien erhalten bleiben, wenn auch die jetzige Gesellschaft Bankerott macht.

Rhodes wird in den englischen Zeitungen als der „große Amalgamator“ gefeiert. Er hat die bestehenden Diamantminen Kimberleys amalgamirt (doch wird neuerdings verdrießlicherweise von außerhalb liegenden neuen Fundstätten gesprochen). Er hat die Konzessionäre, Konkurrenten und Interessenten Zambesias in der United Concessions Company unter einen Hut gebracht. Er hat sämtliche Parteien der Kapkolonie unter seinem Banner geeinigt. Bis zu einem gewissen Grade ist ihm dasselbe mit den verschiednen Staatswesen Südafrikas gelungen, ja sogar mit den Parteien des britischen Parlaments; denn die Führer der Tories nicht nur, sondern auch der Whigs sollen sich verbindlich gemacht haben, sein Unternehmen zu unterstützen. Er hat, was niemand für möglich hielt, nun schon Jahr und Tag mit den wilden Matabeles sowie allen sonstigen Eingebornen den Frieden aufrecht erhalten, die Portugiesen ohne Schwertstreich ihres wertvollsten Besitzes entsetzt, überhaupt binnen weniger als Jahresfrist ohne den geringsten Fehlschlag erstaunliche, vorher ungeahnte Fortschritte zur Aufrichtung seines neuen Reiches gemacht.

Wenn er scheitert, so wird das ein Zusammenbruch sein so jäh, wie ihn Südafrika noch nicht erlebt hat. Aber man ist gewöhnt, bei ihm an nichts zu verzweifeln, sondern zu glauben: Das Unzulängliche und Unzugängliche — hier wirds Ereignis.

Druckfehlerberichtigung. In dem Aufsatze „Ein Höhlenprozeß“ sind infolge verspäteten Eintreffens der Korrektur einige Fehler stehen geblieben. Wir bitten zu lesen S. 259 Lenninger Thal — S. 260 aus ihren Höhleneinnahmen und Schwäbischen Albvereins — S. 265 mit Ausnahmen und beschränken vielfach.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Der Gedanke einer deutschen Sprachakademie
## in der Geschichte und in der Gegenwart

Von Arnold Berger

Wir alle preisen heute den preußischen Staat als den wirksamsten Förderer unsrer nationalen Einigung. Es kann diesem Verdienste Preußens nichts von seiner Größe rauben, wenn wir aus der Geschichte erfahren, daß seine politische Thatkraft vorwiegend die Form und die natürlichen Voraussetzungen geschaffen hat, die den Zusammenschluß der Nation ermöglichten, daß der Gedanke eines einigen Deutschlands aber nicht von Preußen ausgegangen, ja sogar erst sehr spät von ihm wirklich erfaßt worden ist. Dieser Gedanke ist älter als der preußische Staat, und die Kraft, die ihm innewohnte und die Politik Preußens schließlich in seine Dienste zwang, war darum von so durchgreifender Unwiderstehlichkeit, weil sich um diesen Gedanken seit Jahrhunderten alles gesammelt hatte, was an unerfüllter Sehnsucht in den Besten des Volkes lag. Seit dem sechzehnten Jahrhundert gab es in Deutschland keinen einheitlichen Staat und keine einheitliche Kirche mehr; es gab somit keine einheitliche Entwicklung des Lebens überhaupt, denn überall mußte man auf diese Schranken stoßen. Was im Leben unwiederbringlich verloren schien, rettete sich in die Zurückgezogenheit der geistigen Welt, und an der Einheit Deutschlands zu arbeiten wurde fortan die höchste Aufgabe unsrer aufstrebenden Litteratur. Mit dem sechzehnten Jahrhundert hatte der Stand der Gelehrten die geistige Führung der Nation an sich genommen; auch die Dichtung, von Gelehrten geübt, ordnete sich dem wissenschaftlichen Ganzen ein: noch bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein ist die Dichtkunst die „schöne Wissenschaft“ und Litteraturgeschichte

„Gelehrtengeschichte.“ Noch Leibniz erwartete die geistige und damit die politische Wiedergeburt der Nation von einer großartig entworfenen Vereinigung der gesamten wissenschaftlichen Arbeit um einen schöpferischen Mittelpunkt: die Berliner Akademie, in der der deutschen Sprache und Litteratur keine vornehmere Stelle zugewiesen war, als allen übrigen Teilen der Wissenschaften auch. Aber Schritt für Schritt vollzog sich seitdem die Ablösung der Dichtung von der Wissenschaft; sie war vollendet, als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Stand der Gelehrten seine führende Stellung im Geistesleben an die freien Schriftsteller abgab. Die von Leibniz erstrebte realwissenschaftliche Nationalkultur war mehr und mehr zurückgetreten hinter einer rein ästhetischen Individualkultur. Der Weg war also verändert, aber das Ziel blieb bestehen, und keiner unsrer großen Schriftsteller verlor es aus dem Auge: die Einigung Deutschlands. Erst an unsern Klassikern hat sich die Nation als Eins fühlen lernen; erst die von ihnen geschaffene Gemeinschaft der sittlichen und ästhetischen Bildung, der Ideale und der Entschließungen vermochte sich jener ehernen Form zu bemächtigen, die inzwischen Preußen zubereitet hatte, und ihr jenen alles umschließenden Inhalt einzuschaffen, in dem ein Jahrhunderte gehegter Traum beglückende Gestalt gewann.

Weil eine Litteratur, die zur ganzen Nation reden konnte, erst möglich geworden war, seitdem wir eine einheitliche Schriftsprache besaßen, deshalb ist unsre neuhochdeutsche Schriftsprache die älteste Säule der deutschen Einheit und Luthers Bibel die Grundlage einer deutschen Nationallitteratur im eigentlichen Sinne. Zu einer Zeit, wo es in Deutschland weder im Staat noch in der Kirche, weder in der Rechtsprechung noch in der Gesellschaft eine wirkliche Gemeinschaft des Lebens gab, war unsre Schriftsprache fast das einzige Band, das die deutschen Stämme zusammenschloß. Kein Wunder, daß man es mit ängstlicher Sorgfalt zu hüten suchte, daß man die Schriftsprache in Zucht und Pflege nahm, um sie mehr und mehr zu einem Hort des Nationalstolzes und zu dem edelgestalteten Gefäße zu bilden, worin die teuersten Schätze deutscher Geistesarbeit würdig dargeboten werden durften.

Diese Versuche, die deutsche Sprache zu der Wertschätzung und dem Range eines kostbaren Nationalgutes zu erheben, konnten nicht vereinzelten Bemühungen gelingen, sondern nur einer Gemeinschaft sprachkundiger Männer, die, geleitet von einmütigen Grundsätzen und ausgerüstet mit der idealen Vollmacht eines anerkannten sprachlichen Gerichtshofs, in allen Teilen des Vaterlandes den Sinn für die eingeborne Schönheit und die Veredlung der Muttersprache zu wecken und zu verbreiten trachteten. Seitdem der Sieg der neuhochdeutschen Schriftsprache über die Mundarten entschieden war, nahmen ihren Ausbau und ihre Pflege Gesellschaften in die Hand, die nicht nur Einfluß auf die litterarischen Hervorbringungen in ganz Deutschland zu gewinnen suchten, sondern zum Teil auch, um diesem Einfluß größern Nachdruck zu sichern, den Schutz

der Höfe anriefen und sich zu der maßgebenden Gewalt einer fürstlich bestätigten Akademie zu erhöhen strebten. Wie der Allgemeine deutsche Sprachverein jene gesellschaftlichen Bemühungen um Hebung der deutschen Sprache in unsern Tagen wieder aufgenommen hat, so hat sich auch im Zusammenhange mit seiner Begründung das alte Streben nach einer Akademie der deutschen Sprache neue Geltung zu schaffen gewußt und ist zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden, zu der man Stellung nehmen muß. Die Männer, die für eine deutsche Akademie eingetreten sind, unter ihnen der Begründer und Leiter des Sprachvereins selbst, sind ausgegangen von dem Standpunkte der Nützlichkeit, von der Überzeugung, daß unsre Muttersprache nicht nur schwere Schäden, wie etwa das Fremdwörterwesen, aufweise, sondern vor allem eines einheitlich geregelten Sprachgebrauchs und einer einheitlich geregelten Rechtschreibung ermangle, deren Schwankungen zu beseitigen am besten den Feststellungen einer Akademie aufbehalten bleibe, die mit allen Verwaltungs- und Berufszweigen amtliche Fühlung hätte, den sprachlichen Ausdruck auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens überwachte und durch Herausgabe von Sprachlehren, Wörterbüchern, litterarischen Denkmälern, durch Forschungen zur Geschichte der Sprache und ihrer Mundarten u. s. w. der Fortbildung der Sprache neue Quellen öffnete, ihre gründliche Kenntnis und Pflege zu einer staatlich anerkannten Nationalsache erklärte und damit auch an ihrem Teil ein Stück deutscher Einheit verkörperte. Nach der geschichtlichen Berechtigung eines solchen Verlangens hat man dabei wenig gefragt; wenn wir den Gedanken einer Akademie der deutschen Sprache in seiner geschichtlichen Entwicklung verfolgt haben werden, wird sich auch die Frage, ob wir heute einer derartigen Anstalt bedürfen oder nicht, vermutlich mit gewichtigeren Gründen, als denen der scheinbaren Nützlichkeit, entscheiden lassen.

Gesellschaften zur Pflege der Sprache und Litteratur hat schon das Mittelalter gekannt; man braucht nur an die gelehrte Vereinigung am Hofe Karls des Großen zu erinnern, deren Mittelpunkt Alcuin war, an die deutschen Sängergenossenschaften, aus denen sich die Meistersingerschulen entwickelten, an die Dichterschule am sizilischen Hofe zu Palermo oder an das Collège du Gay-Sçavoir, das im vierzehnten Jahrhundert zu Toulouse zusammentrat und seit 1694 Académie des jeux floraux heißt. Der Name Akademie war jedoch dem Mittelalter fremd, erst der Humanismus schuf ihm ein neues Ansehen, und er ward fortan, wenigstens nach dem überwiegenden Sprachgebrauche, für gelehrte Gesellschaften üblich, die im Gegensatz zu den Universitäten der Pflege der Wissenschaft an sich, ohne die Absicht lehrmäßiger Übertragung, gewidmet waren.

Die ersten gelehrten Gesellschaften, die sich mit dem klassischen Namen schmückten, waren die in Neapel 1433 gestiftete Academia Pontaniana und die von den Mediceern unterstützte Academia Platonica, die seit 1474 zu Florenz

bestand. Stand hier die Pflege der Sprache neben der der Philosophie, so gewann sie eine ausschließliche Geltung in der berühmten, 1582 zu Florenz gestifteten Accademia della Crusca, die in ihrer Vereinigung philologischer und schönwissenschaftlicher Thätigkeit auch für andre Länder von vorbildlicher Bedeutung wurde. Da die italienische Litteratur in ihren Anfängen nur eine Nachbildung der provençalischen war, so war ihr damit ein rein gelehrtes Gepräge verliehen, und indem die Aneignung dieser fremden dichterischen Welt auch die Aneignung ihrer zwar verwandt, aber doch fremdartig anmutenden Sprache nötig machte, in der man mit den Provençalen sogar zu wetteifern strebte, wurde die Fähigkeit, eine fremde Sprache grammatisch aufzufassen und ihren Bau mit der eignen zu vergleichen, in Italien früher geübt und rascher entwickelt, als irgendwo sonst. Von Anbeginn gingen Dichtung und philologische Untersuchung in Italien Hand in Hand, und Dante war Dichter, Ausleger der eignen Dichtung und Sprachforscher zugleich. Diese gelehrte Beschäftigung mit der Sprache wurde durch den Humanismus auf neue Grundlagen gestellt: mit Hilfe der lateinischen Grammatik suchte man sich auch in der Muttersprache zurechtzufinden. Zwar schienen die Mundarten zunächst aller Regeln zu spotten, aber die Dichtersprache des vierzehnten Jahrhunderts wurde nun die Grundlage für den Ausbau der Grammatik und Wortforschung, und einen ersten Abschluß gewannen solche Arbeiten durch das große Wörterbuch der Crusca, das zum erstenmale 1612 herauskam. Crusca bedeutet Kleie: diese Männer wollten das Mehl der italienischen Sprache von der Kleie sondern; sie gingen also nicht auf eine erschöpfende Darstellung des Sprachschatzes aus, sondern sie wollten den Wortvorrat der besten Schriftsteller geben. Die erste Ausgabe war lediglich ein Wörterbuch des vierzehnten Jahrhunderts, das sechzehnte Jahrhundert war nur so weit durch Belege vertreten, als es mit der Sprache Boccaccios im Einklang war, und alle Einwendungen der Kritik haben in den folgenden Ausgaben diesen Mangel nicht tilgen helfen.

Ein deutscher Fürst, Ludwig von Anhalt-Köthen, hatte als junger Mann auf einer Reise nach Italien auch in Florenz verweilt; er hatte sich dort mit der Einrichtung der Crusca vertraut gemacht und ließ sich im Jahre 1600 in ihre Mitte aufnehmen. Er trug sich seitdem mit dem Gedanken, auch auf deutschem Boden etwas ähnliches zu versuchen, und am 14. August 1617 fand dieser Gedanke seine Verwirklichung in der Stiftung der Fruchtbringenden Gesellschaft im Schlosse Hornstein bei Weimar. Wenn diese Gesellschaft, wie ihr italienisches Vorbild auch, mit allerlei wunderlichen Namen, gestickten Wappen, Sinnbildern und Sprüchen, die mit dem Begriff des Wachstums und der Fruchtbarkeit bisweilen kaum in kenntlicher Beziehung standen, ein seltsam feierliches Spiel trieb, so wird man darüber nicht lachen dürfen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese sorgsame Wertschätzung äußerer Abzeichen nicht nur in jedem Einzelnen das Bewußtsein der Gemeinschaft lebendig erhielt,

der er angehörte, und deren Grundsätzen er verpflichtet war, sondern daß dadurch auch innerhalb dieser Gemeinschaft die Standesschranken für aufgehoben erklärt wurden und der Fürst mit dem bürgerlichen Gelehrten von gleich zu gleich verkehren durfte. In der That wollten auch die Bestrebungen der Gesellschaft ernster genommen sein, als ihre spielenden Formen zunächst vermuten lassen. Ihre Hauptsatzung lautete, daß die hochdeutsche Sprache in ihrem angestammten Wesen, ohne Einmischung ausländischer Wörter, sowohl im Reden wie im Schreiben rein, zierlich und deutlich zu erhalten und auszuüben sei.

Die Sprache als ein Nationalgut zu verehren war dem Mittelalter fremd gewesen. Wie das Rittertum stolz auf seine französische Bildung gewesen war, so auch die höfische Dichtung auf die welsche Färbung ihrer Sprache; und wenn sich Thomasin von Zirclaria gelegentlich gegen die Sprachmengerei wendet, wenn sich der Tannhäuser in einigen parodistischen Versen über das Schönthun mit Fremdwörtern lustig macht, oder Niklas von Wyle für die Reinhaltung der Dichtersprache eintritt, so kommt dabei der nationale Gesichtspunkt gar nicht in Frage, nur der des äußern Wohlstands; bei Niklas von Wyle (1478) klingt allerdings schon eine Ehrfurcht vor unsern Altvordern durch, die allen modischen Neuerungen abhold ist. Der nationale Gesichtspunkt erlangte aber mit dem sechzehnten Jahrhundert fast ausschließliche Geltung. Die Kirchenspaltung zwang den katholischen Süden, mit Italien und Spanien Fühlung zu suchen, die Calvinisten suchten Verbindungen mit ihren Glaubensgenossen in Frankreich und den Niederlanden; vertriebene Hugenotten, die sich massenhaft nach Deutschland wandten, Eheverbindungen regierender Fürsten mit ausländischen Prinzessinnen, der vermehrte Besuch französischer Universitäten, besonders durch junge Rechtsbeflissene, die immer mehr aufkommenden Reisen ins Ausland, das stetig wachsende Lesebedürfnis, das sich am liebsten an den Übersetzungen ausländischer Unterhaltungsschriften befriedigte, alles das beförderte mehr und mehr das Eindringen fremder Bestandteile in die deutsche Sprache. War die Sprache der Gebildeten vorwiegend durch französisches Flickwerk entstellt, so wurde die Sprache des Rechts, so weit sie nicht selbst lateinisch war, doch über die lateinische Drehbank gezogen, die Kanzleisprache hatte sich aus diesen beiden ein widerwärtiges Gemisch zurechtgemacht, über das schon Aventin und Tschudi ihren Unwillen laut werden ließen. Die Schuljugend erhielt nicht nur keinen deutschen Unterricht, sondern durfte sich sogar im Gespräch nur des Lateinischen bedienen; erst am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gelang es dem entschiedenen Vorgehen Wolfgang Ratkes, den deutschen Sprachunterricht in die Schule einzuführen. Ungefähr gleichzeitig erschienen die ersten regelmäßigen Zeitungen, die der Sprachmengerei neuen Vorschub leisteten. Die Sprache des Handels und der Musik strotzte von italienischen Wörtern, die des Kriegshandwerks von französischen, und die gelehrten Dichter prunkten mit einer nationalität-

losen Buntscheckigkeit des Ausdrucks. Das erste deutsche Fremdwörterbuch von Simon Rothe (1572) enthielt bereits gegen 3000 Fremdwörter. Und der Kampf gegen diese Eindringlinge wurde jetzt zu einer nationalen Sache.

Wenn es noch heute viele Leute giebt, die den Kampf gegen die Fremdwörter nach der Weise des siebzehnten Jahrhunderts nicht für eine ästhetische, sondern für eine nationale Notwendigkeit erklären möchten, so muß denen wohl entgegengehalten werden, welchen Ursachen der leidenschaftliche Kampf von damals eigentlich entsprang. An der Sprache hing eben damals allein die große Frage der Einigung Deutschlands: die unselige Zersplitterung und das fremde Joch, die aus dem öffentlichen Leben nicht wegzuschaffen waren, sollten wenigstens in der Sprache der Einheit und Selbstherrlichkeit weichen. Man schlug auf die Fremdwörter los, aber man meinte die fremden Unterdrücker, die am deutschen Marke zehrten, die mit dem Auslande buhlenden Höfe und alles, was sich einem aus der Tiefe des Volkes zornig sich aufringenden Nationalbewußtsein in den Weg zu stellen schien. Nur daraus ist es zu verstehen, wenn man in den Fremdwörtern geradezu die Ursache des Unglücks der Nation suchen möchte, indem Haß und Feindschaft durch sie gefördert würden, wenn man die deutsche Sprache als eine keusche und mächtige Königin feiert, die niemand zu gehorchen habe, wenn man sie in patriotischer Überhebung sogar für älter erklärt als das Griechische und Lateinische, die aus ihr entlehnt hätten, und vollends als die romanischen Bastardsprachen, die doch nichts als Mischungen von Latein und Deutsch seien, wenn man mit gehobener Stimme zurückweist auf die von dem Römer Tacitus gepriesene Hoheit der ehrwürdigen „teutschen Haupt- und Heldensprache," und wenn man sich an dem Studium mittelalterlicher Sprachdenkmäler die Erinnerung einer ruhmreichen Vergangenheit wehmütig zurückzurufen sucht. Wie gerade die Fruchtbringende Gesellschaft die Sprache als ein Panier der deutschen Einheit angesehen wissen wollte, lehrt deutlich die Thatsache, daß die Kirchenspaltung in ihrer Mitte aufgehoben war: für sie gab es keine Katholiken, keine Lutheraner, keine Calvinisten, nur gute Christen und gute Deutsche. Die Gesellschaft zählte im Todesjahre des Fürsten Ludwig (1650) 527 Mitglieder; sie bestand noch bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, lange im Wachsen begriffen, aber ihre Bedeutung ließ seit dem Jahre 1650 nach. Nicht nur hervorragende Schriftsteller wie Opitz, Rist, Moscherosch, Logau, Neumark und Andreas Gryphius haben ihr angehört, sondern auch treffliche Sprachgelehrte wie Gueinz, Buchner, Harsdörffer, Schottel und Kaspar Stieler; wichtiger war aber die große Menge begeisterter und thätiger Laien. Man begann zunächst durch zahlreiche Übersetzungen die Ausdrucksfähigkeit der Sprache nachzuweisen und den Sinn für ihre Eigenart zu schärfen. Allen voran ging hier Fürst Ludwig selbst, der durch seine rege Übersetzerthätigkeit, durch die Sorgfalt, mit der er die schriftstellerischen Arbeiten und den brieflichen Verkehr seiner

Genossen überwachte, sich nicht geringere Verdienste um die Hebung und Wertschätzung des Deutschen erwarb, als durch die sprachlichen und metrischen Untersuchungen, die er anregte. Von Anfang an war aber das Absehen der Gesellschaft gerichtet auf eine Sprachlehre, ein Wörterbuch, eine Rechtschreibung und eine Poetik. Die „Deutsche Rechtschreibung" von Christian Gueinz (1645) wurde nicht nur von den meisten Gelehrten, sondern auch von den Kanzleien angenommen. Die Sprachlehre desselben Verfassers, deren Entwurf von dem Fürsten selbst, von Schottel, Buchner und Dietrich von dem Werder begutachtet worden war, ging 1641 in Druck. Gleichzeitig kam Schottels „Teutsche Sprachkunst" heraus, aus der sein großes sprachwissenschaftliches Werk von 1663 hervorwuchs, das erste, worin die Behandlung der Sprache Selbstzweck geworden ist, denn was an grammatischen Arbeiten vorausliegt, war im wesentlichen für die Bedürfnisse des Lese- und Schreibunterrichts oder für Ausländer bestimmt gewesen. In diesem Werke war, wie schon vorher von Gueinz, der Plan eines deutschen Wörterbuches erörtert, das von dem Zusammenwirken mehrerer Gelehrten erwartet wurde. Die Aufgabe wurde 1691 durch Kaspar Stielers Teutschen Sprachschatz nicht unrühmlich erfüllt; derselbe hatte schon 1673 einen mehrfach aufgelegten deutschen Briefsteller herausgegeben. Über metrische und prosodische Fragen wurden in dem Briefwechsel der Gesellschaft ernste Erörterungen gepflogen, beinahe alle Gesichtspunkte, die heute gegen die Fremdwörter vorgebracht werden, wurden hier bereits festgestellt, schon hier trat man für die Wiederbelebung veralteter und die Aufnahme mundartlicher Wörter ein, man erwog die Frage, ob der Sprachgebrauch oder die Regel des Grammatikers maßgebend sein solle, und man bereicherte unsern Wortschatz durch eine große Menge glücklicher Neuprägungen auf dem Wege der Ableitung und Zusammensetzung, besonders die Ausdrucksweise der Grammatik (Abhandlung, Beugung, Beiwort, Beispiel, Endung, Lehrsatz, Mitlauter, Selbstlauter, Nennwort, Verskunst, Wortforschung, Zahlwort u. s. w.).

Die Gesellschaft war bald eine geistige Macht in Deutschland geworden. Die Dichter glaubten ihre Werke zu ehren, wenn sie sich auf dem Titelblatte als ihre Mitglieder bezeichnen durften. Ein Mann wie Moscherosch stellte das „hochweiseste Urteil" der „hochlöblichen" Fruchtbringenden „nächst Gott und dem Vaterland" am höchsten, und Philipp von Zesen ist voll Bewunderung, wie diese Gesellschaft „die edle deutsche Muttersprache aus dem Schlamm des Verderbens und der Vergeßlichkeit" emporgehoben. Freilich blieben auch Anfeindungen nicht aus: gleich nach der Begründung der Fruchtbringenden stiftete die Gattin Christians I. von Bernburg einen Ordre de la Palme d'or, eine Art von parodistischem Gegenstück, um französische Sprache und Bildung zu fördern; dieser Orden hatte ebenso wenig ein langes Leben wie die schäferliche Académie des vrais amants, an der sogar Mitglieder der Fruchtbringenden beteiligt waren.

Dagegen trat die Bedeutung der Gesellschaft schlagender in einer Reihe von Nachahmungen hervor, zu denen sie an verschiednen Orten Deutschlands Anlaß gab, von denen aber keine eine ähnliche Wirksamkeit zu entfalten vermochte. Im Jahre 1633 wurde zu Straßburg die Aufrichtige Gesellschaft von der Tannen gestiftet, in der besonders Rompler von Löwenhalt, Schneuber und Weckherlin hervortreten. Das wichtigste Werk, womit diese Gesellschaft in die Sprachbewegung eingriff, war Schills „Ehrenkranz der deutschen Sprache" (1644); ihr Andenken war noch 1680 lebendig. 1643 gründete Philipp von Zesen in Hamburg die Deutschgesinnte Genossenschaft, auch Rosengesellschaft benannt; neben Schriftstellern wie Moscherosch, Harsdörfer, Klai, Birken, Rompler von Löwenhalt und Schwieger nahm sie auch Frauen, wie die Dichterin Katharina von Greiffenberg, auf. Die Seele der Gesellschaft war Zesen, der für den Ausbau einer deutschen Prosa auch durch zahlreiche Übersetzungen unterhaltender, erbaulicher, sprachwissenschaftlicher und geschichtlicher Arbeiten thätig war. Zesen war eine sprachbildende Kraft ersten Ranges; ihm verdanken wir eine große Zahl trefflicher Neubildungen, wie Abstand, Augenblick, Brettspiel, Ebenbild, Erörterung, Gegenfüßler, Gotteshaus (für Tempel), Handschrift, Höfling, leutselig, lustwandeln, Ratschluß, Scheelsucht, Sinngedicht, Spitzfindigkeit, Wechselgesang u. a. Wenn ihn sein schöpferischer Sprachtrieb zuweilen ins Grenzenlose riß und sogar Lehnwörter und Namen verdeutschen wollte, so geschah dies ausdrücklich ohne den Anspruch, solche Neubildungen andern aufzudrängen, sondern lediglich in der jugendlich ungestümen Freude an der immer überraschender sich offenbarenden und zu immer neuen Versuchen einladenden Bildsamkeit der geliebten Muttersprache. Dennoch gab diese im Grunde gesunde, aber ungezügelte Neigung ebenso viel Ärgernis, wie seine Bemühung, die undeutschen Buchstaben unsers Alphabets auszumerzen und in der Rechtschreibung die Aussprache getreu nachzubilden. Die Fruchtbringende Gesellschaft nahm ihn in ihre Mitte auf, aber nicht ohne sich gegen seine Neuerungen gelegentlich sehr entschieden zu wehren. Auch die Deutschgesinnte Genossenschaft bestand bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, aber die von ihr ausgegangenen grammatischen Schriften sind ohne Bedeutung geblieben. Mehr eine Dichter- als eine Sprachgesellschaft war der 1644 begründete und noch heute bestehende Blumenorden der Pegnitzschäfer zu Nürnberg; was in ihm Harsdörffer, Klai und Siegmund von Birken für die Reinheit der Sprache wirkten, haben sie eben als Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft und der Deutschgesinnten Genossenschaft geleistet. Nur zehn Jahre bestand der 1656 von Johann Rist gestiftete, im ganzen wirkungslose Elbschwanenorden. Wenig unterrichtet sind wir über den Belorbeerten Taubenorden, die Teutschliebende Gesellschaft, die sich in der Hauptsache geschichtliche Erforschung der Sprache zur Aufgabe stellte, und den Leopoldsorden.

In allen diesen Gesellschaften kommt das Gefühl zum Ausdruck, daß man nicht nur einer nationalen Wiedergeburt der Sprache und Litteratur, sondern überhaupt höhern sittlichen Zuständen entgegengehe; daher in allen die schöne Betonung religiöser Duldsamkeit, christlicher Frömmigkeit, deutscher Treue und aller sittlichen Tugenden. Eben darin spricht sich wieder die Sehnsucht nach einem friedlich geeinigten Deutschland aus, wie besonders in einem höchst beachtenswerten Seitenschößling der Fruchtbringenden Gesellschaft hervortritt: in der seit 1619 bestehenden, von einer Schwester des Fürsten Ludwig geleiteten Tugendlichen Gesellschaft, einer Vereinigung gekrönter und adlicher Frauen, die in ihrem Kreise eine einträchtige Glaubensfreiheit, die Pflege aller christlichen, häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden anstrebten, für die Muttersprache als Grundlage des Schulwesens eintraten, in ihren Kundgebungen sich eines edeln, unvermischten deutschen Ausdruckes befleißigten, ja sogar eine sittliche Wirkung auf die Nation durch die Macht der Weiblichkeit ins Auge faßten.

Fehlte es dem nationalen Streben dieser Gesellschaften nicht an mancherlei rühriger Gegnerschaft, so offenbarte sich die Echtheit seines Gehaltes in der stetig wachsenden und immer durchgreifender sich gestaltenden Wirksamkeit ihrer Fortsetzer, von denen zunächst Leibniz und Gottsched zu nennen sind.

Leibniz führte die Spracharbeit Schottels weiter. In seiner erst seit 1846 bekannt gewordenen „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben" dringt er auf die Ausbildung einer wissenschaftlichen Prosa, auf die Vervollkommnung der Sprache durch das Streben nach Reinheit und Gesetzmäßigkeit und ihre Anwendung auf allen Gebieten des Lebens; insbesondre sollten die Gelehrten nicht für Gelehrte, sondern für die Nation schreiben: nur dadurch sei die Ehre der deutschen Sprache bei den Ausländern zu retten und ihr Ansehen bei den undeutsch gesinnten Deutschen festzustellen. Und zu diesem Zweck plant er die Aufrichtung einer unter höherm Schutze stehenden Teutschgesinnten Gesellschaft, deren Absehen auf alles das gerichtet sein solle, was den deutschen Ruhm erhalten oder wieder aufrichten könne, und dazu müsse ihr vornehmstes Werkzeug die deutsche Sprache sein, für deren Würde und hingebende Pflege die „Unvorgreiflichen Gedanken" mit patriotischem Eifer eintreten. Leibniz verlangt, wie Schottel, eine vollständige Sammlung des deutschen Sprachschatzes nach drei Richtungen: ein Wörterbuch der Schrift- und Verkehrssprache, eins der Kunstworte (also ein technisches Wörterbuch im weitesten Sinne) und ein etymologisches, das er „Sprachquell" nannte, und von dem er Bereicherungen des Wortschatzes aus ältern Sprachstufen und aus den Mundarten erhoffte. Diese Leistung müsse von einer Vereinigung gelehrter Männer ausgehen, deren Aufgabe nicht nur die Bereicherung und Reinigung der Muttersprache sein müsse, nicht nur die grammatische Festigung des Hochdeutschen gegenüber den Mundarten, sondern auch

die Eröffnung neuer Quellen, an denen sich die Sprache verjüngen und Reichtum und Fülle ohne die besonders bei den deutschen Übersetzungen hervortretende schwerfällige Weitschweifigkeit gewinnen könnte. Von der in Berlin im Jahre 1700 eröffneten Akademie der Wissenschaften sollte auch diese nationale Aufgabe übernommen werden, aber der Bericht über ihre Thätigkeit aus dem Jahre 1702 rückte deren Verwirklichung nicht in nahe Aussicht. König Friedrich I. und Sophie Charlotte schätzten die Akademie, sofern sie den Glanz des jungen Königreichs und seiner Hauptstadt erhöhte; aber am Hofe zu Charlottenburg verstand man wenig Deutsch, und so wurde gerade für die Sprache von der neuen Akademie nicht viel geleistet. Die Sparsamkeit Friedrich Wilhelms I. hatte vollends für die Akademie nichts übrig, und Friedrich der Große erneuerte zwar ihr Ansehen, aber nicht den Geist ihres Stifters, vielmehr hatte sie sich in ihren Schriften seit 1744 der französischen Sprache zu bedienen. Was Leibniz von der Akademie erwartet hatte, wurde in beschränkterem Sinne durch Sprachgelehrte wie Eckhart, Schilter, Scherz, Wachter, Frisch und Haltaus geleistet. Friedrich Wilhelm I. hatte sich geschmeichelt, in der Berliner Akademie ein weit umfassender entworfenes Gegenstück zu der 1635 gestifteten Académie Française zu besitzen, aber Leibniz verdankte eine Anregung höchstens der seit 1663 bestehenden, ebenfalls auf eine Vereinigung der Wissenschaften gerichteten Londoner Akademie, während er die Académie Française, ebenso wie die Crusca, tadelte, weil sie nicht nur ihre Aufgabe allzu eng begrenze, sondern auch ihre einzige Pflegebefohlene, die Sprache, geradezu ärmer mache.

In der That hatte dieser Vorwurf Recht. Wie die Crusca, so schuf auch die französische Akademie ein Wörterbuch nicht der lebenden Sprache, sondern des sogenannten beau français, das auch in seinen neuen Bearbeitungen im wesentlichen ein Wörterbuch des siebzehnten Jahrhunderts geblieben ist und kaum zwei Fünftel des französischen Sprachschatzes enthält. Noch übler gelang ihr der Versuch, eine maßgebende Sprachlehre auszuarbeiten, die man, ohne sich über ihre Grundsätze einigen zu können, schließlich Regnier-Desmarets übergab, der sie nur zum Teil fertig brachte. Eine doktrinär ausgedifteIte französische Synonymik gab in ihrem Auftrage 1718 Girard heraus. Die beabsichtigte Rhetorik und Poetik blieben unausgeführt, und somit waren die wissenschaftlichen Leistungen der Akademie nur dürftig. Um so eingreifender gestaltete sich ihre praktische Bedeutung. Als eine strenge Hüterin der von Vaugelas eingeleiteten kritischen Erziehung des sprachlichen Ausdrucks hat sie vor allem jene Vorzüge des Französischen ausbilden helfen, denen es einen Teil seiner Weltgiltigkeit verdankt: die vornehme Gewähltheit, die klare Schärfe und eindeutige Bestimmtheit, die Durchsichtigkeit des Satzbaues, den Wohlklang des Tonfalles und die anregende rednerische Haltung. Es sind das Tugenden, wie sie auf dem Boden der Gesellschaft erwachsen, die jeder fran-

zösische Schriftsteller unsichtbar neben sich fühlt, und diese gesellschaftliche Haltung erleichterte auch das einheitliche Durchdringen der von dem Wörterbuche festgesetzten Formen der Rechtschreibung. Das Französische des siebzehnten Jahrhunderts ist nach der Versicherung von Vaugelas das geworden, was die Sprache der Römer zur Zeit des Cicero gewesen war, und wie diese werde es das Vorbild der künftigen Jahrhunderte bleiben. Diese stolze Versicherung hat Recht behalten: die Akademie hat politische Stürme und litterarische Bewegungen überdauert, und bei allen berechtigten Anfeindungen, die ihr seit ihrer Begründung nicht erspart worden sind, ist sie selbst heute noch das Ziel des Ehrgeizes der meisten Schriftsteller, auch derer, die sich über sie lustig machten. Die Akademie ist eins der beredtesten Zeugnisse der nationalen Eitelkeit, des Autoritätsbedürfnisses und der Vergötterung der schönen Form bei unsern französischen Nachbarn, daher ihre Volkstümlichkeit, obwohl sie im eigentlichen Sinne ohne jede Volkstümlichkeit ist. Denn sie ist der Ausdruck eines mit vollem Standesbewußtsein sich abhebenden Gegensatzes der doctes von den vulgaires — le peuple n'est le maître que du mauvais usage, sagt Vaugelas —, sie ist der Ausdruck einer kleinen Klasse der höhern Gesellschaft, die sich anmaßt, das geistige Leben der Nation zu vertreten. Aber sie hat wesentlich mitgewirkt, der französischen Hauptstadt jene ausschließliche Stellung in der französischen Bildungsgeschichte zu sichern, die sie wie eine Erbschaft des kaiserlichen Rom überkommen hat. Und wenn die Akademie durch ihr Gutachten über den „Cid“ die Entwicklung der Tragödie in falsche Bahnen lenkte, so hat sie anderseits den Zusammenhang der modernen Bildung mit der des klassischen Altertums zu einem freilich einseitig festgehaltenen Glaubenssatz erhoben, und durch die Verbreitung der allerdings ungeschichtlichen Überzeugung, daß es nur einen vernünftigen Geschmack gebe, dem bis dahin das perikleische, das augusteische und das mediceische Zeitalter am nächsten gekommen seien, hat sie die Verallgemeinerung und die Leistungsfähigkeit der ästhetischen Bildung Frankreichs wesentlich fördern helfen; und diese hat sich in der Sprache ihr vornehmstes Werkzeug gebildet. Wenn es uns auch bei den besten französischen Schriftstellern zu Mute sein mag, als hätten sie ihr Bestes eigentlich für sich behalten, als wäre nun doch in der Gleichförmigkeit der stilistischen Prägung das Tiefste und Mitteilenswerteste, was jene Männer empfunden und gedacht, verloren gegangen oder doch ärmer geworden — so wie man etwa in der guten Gesellschaft das Beste, was man zu sagen hat, nur andeuten und das Besondere der Persönlichkeit womöglich verleugnen soll —, so ist doch anderseits das Durchschnittsmaß sprachlicher Fähigkeit und Wohlgeübtheit in Frankreich unvergleichlich höher als bei uns. Und wenn die französische Sprache wie ihre Litteratur niemals eigentlich jung gewesen ist, so entschädigte sie von jeher für den mangelnden schöpferischen Reichtum der Jugend durch die Vorzüge des wohlgebildeten Alters und die vornehme

Formsicherheit eines gesammelten Selbstgefühls, das auf den Überlieferungen einer ehrwürdigen Kultur ruht.

Alle Vorteile einer ähnlichen sprachlichen und ästhetischen Erziehung suchte Gottsched seinem deutschen Vaterlande zu sichern, als er es unternahm, aus einer litterarischen Privatgesellschaft, die er in dem sächsischen Kleinparis vorfand, eine Akademie nach dem Muster der französischen zu gestalten, deren Wirksamkeit er unter einer königlichen oder kurfürstlichen Bestätigung über das ganze Reich auszubreiten strebte. Aber wenn man ihm auch an einer Reihe von kleinen Höfen vorübergehend wohlwollende Beachtung schenkte, so gelang es ihm weder in Berlin, noch in Dresden, noch in Wien,*) mit seinen Akademieversuchen durchzudringen: er sah sich ganz auf private Thätigkeit angewiesen. Seine grammatischen Arbeiten haben die Einheit unsrer Schriftsprache nicht unbedeutend gefördert, Poetik und Rhetorik hat er in Lehrgebäude gefaßt und durch Erneuerung litterarischer Schätze des Mittelalters auch seinerseits zur Kräftigung des Nationalbewußtseins beigetragen; das von ihm geplante Wörterbuch wurde von Adelung ausgeführt. Zahlreiche Tochtergesellschaften standen mehr oder minder unter der Botmäßigkeit der Leipziger: in Königsberg, Göttingen, Helmstedt, Wittenberg, Altorf, Jena, Halle, Frankfurt, Duisburg, Bremen, Kiel, Greifswald und Bernburg. Manche von ihnen haben noch in unserm Jahrhundert lange bestanden. Jede dieser Gesellschaften gab eigne Abhandlungen, Dichtungen oder Zeitschriften heraus, die Jenaer machte den Entwurf zu einem von allen gemeinsam auszuarbeitenden Wörterbuche, und die Bremische gab ein sehr verdienstliches Bremisch-Niedersächsisches Wörterbuch heraus. Kam auch die gehoffte Akademie nicht zu stande, so war hier doch zum erstenmale gezeigt, wie man durch entschiedene Zusammenfassung geteilter Bestrebungen einen Einfluß auf die Gesamtbewegung der litterarischen Arbeit gewinnen könne; die Teilnahme eines großen Publikums war gewonnen, und es stand nunmehr fest, daß die schöne Litteratur zur wirksamsten Vermittlerin des geistigen Fortschritts, der sogenannten Aufklärung, berufen sei.

Der Gedanke, für die litterarische Bewegung einen maßgebenden Mittelpunkt in einer deutschen Hauptstadt zu schaffen, gewann einen neuen Schwung, als Friedrich II. 1740 den preußischen Thron bestieg. Berlin begann auf junge Talente mehr und mehr Anziehung zu üben, und um 1750 finden wir hier Lessing, Mendelssohn, Nicolai, Kleist, Sulzer, Ramler, Mylius, Sack, Spalding u. a. zusammen, man macht einen vergeblichen Versuch, auch Klopstock

*) In Wien hatte Gottscheds Akademieversuch nicht nur an dem von Leibniz einen vergeblichen Vorläufer, sondern auch an einem von Karl Gustav Heräus am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eingereichten Entwurfe zur Errichtung einer Karolinischen Akademie, den Gottsched 1732 in seinen Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache (S. 269) zum Abdruck brachte („Karl Gustav Heräi Unvorgreifliche Gedanken über die Auf- und Einrichtung einer Deutschen Sprachgesellschaft, wie solche einem vornehmen Minister sind überreichet worden").

für Berlin zu gewinnen. Die geistige Thatkraft, die der siebenjährige Krieg entfesselte, hoffte von der großen Zeit auch eine neue Blüte der Wissenschaften, aber das Gerücht, das sich im Jahre 1760 verbreitete, der König wolle eine deutsche Akademie unter dem Vorsitze des Pastor Lange gründen, erwies sich als irrig: es geschah nichts, als daß Lessing zum auswärtigen Mitgliede der 1744 erneuerten Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Als es sich einige Jahre später darum handelte, für die königliche Bibliothek einen neuen Leiter zu ernennen, schöpfte man noch einmal weitreichende Hoffnungen: man schlug erst Winckelmann, dann Lessing vor. Als aber diese beiden größten deutschen Schriftsteller der Zeit von dem Könige kurzer Hand zurückgewiesen wurden, entsagte man unwillig allen den lockenden Aussichten auf eine deutsche Akademie zu Berlin, und Lessing wandte sich in grollender Bitterkeit. Was hier nicht gelungen war, sollte jetzt noch einmal in der Kaiserstadt versucht werden: dem jungen Joseph II. brachte man seit 1765 alle jene hochfliegenden Hoffnungen entgegen, die in Preußen so schmerzlich enttäuscht worden waren, Wien sollte die litterarische Hauptstadt Deutschlands werden. Die eifrigsten Vertreter dieses Gedankens wurden Klopstock, Lessing, Wieland und Herder. Klopstock arbeitete einen umfassenden Entwurf zur Gründung einer Akademie der schönen, der philosophischen und der geschichtlichen Wissenschaften aus, den er zugleich mit der Widmung seiner „Hermannsschlacht" dem Kaiser im Frühjahr 1768 überreichen ließ. Der Kaiser nahm die Widmung gnädig an, aber die Akademiepläne fanden keinerlei Berücksichtigung. Klopstock rächte sich in einer grollenden Ode. Viel leidenschaftlicher nahm Lessing die Sache. Mit einem merkwürdigen Eigensinn hielt er jahrelang an der einmal erfaßten Hoffnung fest, bis ihn ein Aufenthalt in Wien 1775 von ihrer völligen Aussichtslosigkeit überzeugte. Wieland hegte den Traum einer Wiener Akademie sogar bis in das Jahr 1786 und sprach mit Begeisterung von dem großen „Brennpunkt," in dem sich die größten Geisteskräfte vereinigen würden, um selbst das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten zu verdunkeln. Wir wissen heute, daß der Gedanke einer deutschen Akademie in Wien und eines mit ihr anbrechenden goldnen Zeitalters der Litteratur, so sehr er ein Jahrzehnt hindurch das nördliche Deutschland in Atem hielt, lediglich von kunstsinnigen Privatleuten ausging und von oben her niemals ernstlich erwogen wurde. Herder, der 1780 mit einer schwungvollen Ode an Joseph II. an solchen Hoffnungen teil genommen hatte, hatte doch schon in seinen „Fragmenten," im Gegensatz zu den Litteraturbriefen, die Überzeugung verkündet, daß eine Zentralisirung unsers litterarischen Lebens in einer maßgebenden Hauptstadt sowohl unsrer eigentümlichen Geistesanlage, wie unsern geschichtlichen Voraussetzungen widerstreite. In der That sehen wir um das Jahr 1770 die litterarische Bedeutung von Leipzig und Berlin völlig zurücktreten hinter einer Vielheit geistiger Mittelpunkte, die sich zu rühmlichem Wetteifer rüsten: Darm-

stadt, Frankfurt, Straßburg, Zürich, Mannheim (seit 1775 die Kurfürstliche Deutsche Gesellschaft), Mainz, Karlsruhe, Dessau, Bückeburg, Braunschweig, Gotha, Weimar, Erfurt, Göttingen, Halberstadt, Düsseldorf, Hamburg und Königsberg. Der demokratische Zug der Geniezeit will weder von einem regierenden Hof- und Akademiegeschmack noch von fürstlichem Mäcenatentum wissen; nicht von oben und von außen, sondern von innen heraus hofft man eine Verjüngung des geistigen Lebens, durch herzliche Einkehr in deutsches Wesen. Das merkwürdigste Denkmal dieser von dem erstarkten Selbstgefühl des bürgerlichen Geistes geleiteten Einheitsbewegung ist Klopstocks „Deutsche Gelehrtenrepublik“ (1774), ein Buch, dessen wunderlich altfränkische Form den großen Grundgedanken birgt, daß eine nationale Wiedergeburt Deutschlands ausgehen müsse von einem idealen Bund unabhängiger Gelehrten, die die Pflege des deutschen Geistes auf allen Gebieten der Wissenschaft zur Aufgabe ihres Lebens machten. Neben der Geschichte und der Naturwissenschaft soll diesem Bunde unsre herrliche Muttersprache obenan stehen. Klopstock fordert eine Geschichte der deutschen Sprache und ein Wörterbuch; er denkt hoch von der grammatischen Forschung, er verlangt Feststellung des Sprachgebrauchs und der Wortbedeutung, aber auch metrische, prosodische und rhythmische Untersuchungen. Als das Werkzeug, womit Klopstock seine patriotischen Pläne auszurichten dachte, bot sich ihm der Göttinger Dichterbund, der unter seiner Leitung über ganz Deutschland sich ausbreitend die hervorragendsten Vertreter des geistigen Fortschritts in einer Art idealen Gemeinwesens unter selbstgegebenen Gesetzen vereinigen, in dem Bundesbuche ein Sinnbild seiner Gemeinschaft besitzen und als Reformator des Geschmackes und Verbanner des französischen Geistes dem Vaterlande die Einheit schaffen sollte. Ein solcher Bund konnte unmöglich auf die Genialsten unter der damaligen Jugend verzichten: es galt vor allem, Goethe und seinen Kreis zu gewinnen. Klopstocks Stolz ging mit Widerstreben daran, aber er ließ es sich nicht nehmen, Goethe selbst seinen Besuch zu machen, auch andre Mitglieder des Bundes fanden sich bei Goethe ein. Zu einer klaren Aussprache kam es zwar nicht, aber man gab die Hoffnung auf Goethe nicht auf. Da wandte sich dieser nach Weimar, er einigte sich nicht nur herzlich mit dem verhaßten, undeutschen Wieland, er zog auch Herder, Stolberg u. a. nach sich. Aufs neue schien sich ein Hof der Litteraturbewegung zu bemächtigen, und empörende Gerüchte verbreiteten sich über eine tolle Geniewirtschaft, der sich Goethe mit seinem jungen Herzog zügellos ergeben haben sollte. Klopstock als das Haupt des künftigen „Deutschen Bundes“ entschloß sich, gegen diese vermeintliche Ehrvergessenheit eines hervorragenden deutschen Schriftstellers, der damit die Würde seines ganzen Standes herabsetze, einzuschreiten. Auf sein halb drohendes halb liebevoll mahnendes Schreiben antwortete Goethe ehrerbietig, aber kurz und scharf zurückweisend. Klopstock blieb nichts übrig, als mit Goethe förmlich zu

brechen, aber von dem Bunde, dessen wenige Mitglieder sich inzwischen zerstreut hatten, ist fortan nicht mehr die Rede.

Sein Gedanke blieb jedoch unverloren, und ein Verehrer Klopstocks, Markgraf Karl Friedrich von Baden, nahm ihn im Zusammenhange mit der Errichtung des von allen Patrioten warm begrüßten Fürstenbundes im Jahre 1787 wieder auf, indem er Herder aufforderte, einen Plan zu der Gründung eines umfassenden Gelehrtenvereins zu entwerfen, der auf die Erhaltung und Beförderung eines nationalen Gemeingeistes gerichtet sein sollte. Herder schrieb seinen Aufsatz „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands," worin er drei Gebiete der Pflege einer deutschen Akademie überwies: die deutsche Sprache und Litteratur, die deutsche Geschichte und die praktische Philosophie. Ihre Mitglieder sollten über ganz Deutschland zerstreut sein, nach ihren Arbeiten besoldet werden und einen Präsidenten, sowie einen Sekretär an ihrer Spitze haben; sie sollten ihre öffentlichen Versammlungen in einer Stadt halten, die nicht unter dem Einfluß eines Hofes stünde, und ihre Veröffentlichungen zu einem Jahrbuche des deutschen Nationalgeistes vereinigen. Schlosser, Dalberg und Johannes von Müller äußerten Zweifel an der Durchführbarkeit des patriotischen Gedankens, der Fürstenbund verfiel und mit ihm der Traum eines nationalen Gelehrtenbundes. Die französische Revolution brach herein, und der hochherzige Karl Friedrich mußte sogar noch den unseligen Rheinbund erleben. Aber das Vertrauen, das die politische Einigung Deutschlands von einer nationalen Verbrüderung im Geiste hoffte, war echt; und daß eine solche auch ohne Akademien möglich sei, hat niemand schöner ausgesprochen, als Herder in den Humanitätsbriefen. Gleichwohl ist der Gedanke einer deutschen Akademie lebendig geblieben, bald als ein privater bald als ein staatlich geförderter Verein ist sie gedacht worden.

Kochs Kompendium der deutschen Litteraturgeschichte (1790) bezeichnete sich als die erste gemeinschaftliche Leistung einer 1788 begründeten Deutschen Gesellschaft zu Berlin, von der aber nach dem Jahre 1794 nichts weiter verlautete. Als der preußische Minister von Herzberg, eingedenk des Leibnizschen Vermächtnisses, im Jahre 1792 an der Berliner Akademie einen besondern Ausschuß für deutsche Sprache bestellte, der fünf Preisaufgaben ausschrieb, wurde auch die Schrift Joachim Heinrich Campes über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache gekrönt. Campe bildete alsbald eine „Gesellschaft von Sprachfreunden," mit der er von 1795 bis 1797 seine berüchtigten „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache" herausgab, eine Zeitschrift, die unsre ersten Schriftsteller kleinlich zu schulmeistern wagte und dafür den Spott der Xenien erntete. Campes Genossen waren u. a. Eschenburg, Gedike, Rüdiger und der fleißige Kinderling (Über die Reinigkeit der deutschen Sprache, 1793. Geschichte der niedersächsischen Sprache, 1800). Er selbst hat sich durch seine beiden reichhaltigen Wörterbücher trotz auffallend

mangelhafter Kenntnisse und eines von Wieland ihm mit Recht vorgeworfenen sprachlichen Jakobinertums unbestreitbare Verdienste erworben und unsrer Sprache eine stattliche Reihe neuer Wortbildungen zugeführt (altertümlich, Beweggrund, Brüderlichkeit, Eigenname, sich eignen, Fallbeil, Feingefühl, Flugschrift, folgerichtig, handlich, herkömmlich, Kerbtier, Lehrgang, Öffentlichkeit, Stelldichein, Tondichter, vaterländisch, verwirklichen, Zerrbild u. a.). In den Jahren 1810 bis 1812 bestand in Berlin als eine Fortsetzung des erloschenen Königsberger Tugendbundes der Deutsche Bund, der im Sinne Fichtes eine sittliche Erhebung der Nation anzubahnen und nach Art der olympischen Spiele körperliche Tüchtigkeit mit höchster geistiger Ausbildung vereinigend an einer Erneuerung des Volkstums zu arbeiten suchte. Seine Stifter waren der Turnvater Jahn, der Schöpfer des Wortes „Volkstum," und der Professor August Zeune, die das mit planloser Begeisterung ergriffene Studium des Altdeutschen zu einem Hort des nationalen Gedankens erheben wollten. Ihrer Anregung entsprang auch die Gründung der 1814 errichteten Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache, deren patriotische Absicht Uhland 1817 in der schönen Ode „An die deutsche Sprachgesellschaft" feierte, und die bald durch den Beitritt v. d. Hagens, Docens und Büschings ein Mittelpunkt altdeutscher Forschungen wurde, u. a. auch ein germanistisches Jahrbuch herausgab. Von Berlin ging gleichzeitig die von dem Freiherrn von Stein unterstützte Anregung aus, eine unter Mitwirkung sämtlicher Fürsten über ganz Deutschland verbreitete Deutsche Gesellschaft für Geschichte und Sprache zu gründen, wie sie ähnlich von Herder gedacht worden war. Goethe nahm 1816 die Sache in die Hand und hat mit den Brüdern Grimm eingehend über diesen Plan verhandelt, doch scheiterte er an den Schwierigkeiten der Ausführung und trat erst 1819 in der „Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde" zu einem Teile ins Leben.

Unter den mancherlei Privatgesellschaften, die sich in der Folge die Pflege der Sprache im Sinne einer Nationalaufgabe angelegen sein ließen, nenne ich nur noch den von dem wohlmeinenden, aber querköpfigen „Wißmeister" Brugger in Heidelberg 1848 ins Leben gerufenen Verein für deutsche Reinsprache, der in zwei Jahrzehnten auf mehrere tausend Mitglieder anwuchs und neben zahlreichen Schriften auch ein Fremdwörterbuch (1855) zu Tage förderte; ferner den gleichzeitig von Keil gegründeten Potsdamer Verein für deutsche Sprache, dessen Leistungen sich in der Veröffentlichung eines Deutschen Vaterlandsbuches erschöpften, und die 1859 in Nürnberg ans Licht tretende Junggermanische Gesellschaft des Hamburgers F. J. Kruger, die ein Jahrbuch „Teut" begann, sich aber schon nach zwei Jahren auflöste. Jeder dieser Vereine bezeichnete es als seine Aufgabe, unter der Fahne der Spracharbeit alle vaterländischen Bestrebungen zusammenzuleiten, die auf eine Einigung Deutschlands hinzielten. Einen zusammenfassenden Ausdruck gewann verwandtes Streben in der 1859

erfolgten Aufrichtung des Freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M., das auf die Herstellung einer einheitlichen deutschen Geistesmacht und die Belebung des Selbstgefühls im Volke auch durch Pflege eines edeln, reinen und unvermischten Deutsch hinzuarbeiten versprach. Ich rede nicht von den Leistungen dieser Vereinigungen, ich nenne sie nur als die jüngsten Symptome einer fast seit drei Jahrhunderten andauernden Bewegung.

Diese Bewegung hat nun seit zwanzig Jahren eine entscheidende Wendung genommen. Mit der Neuschöpfung des deutschen Reiches sahen die Sprachgesellschaften den wichtigsten Teil ihrer Aufgabe erfüllt. War die Sprache der älteste und auf lange hinaus der einzige Hort des nationalen Hoffens gewesen, so trat diese ihre Bedeutung jetzt hinter greifbareren und unmittelbarer von der ganzen Masse des Volkes empfundenen Verkörperungen des Einheitsgedankens zurück. Fortan war es nicht mehr nötig, die Sprache mit eifersüchtiger Liebe wie ein beständig bedrohtes Nationalheiligtum zu bewachen oder sie mit den wuchtigen Keulenschlägen einer unduldsamen Teutschtümelei zu schützen, wie damals, wo an ihr fast allein die patriotischen Hoffnungen hingen, sondern die Entwicklung unsrer nationalen Wohlfahrt war nun in eine so ruhige, fest umschriebene Bahn geleitet, daß wir jetzt endlich die volle Möglichkeit und die leidenschaftslose Stimmung gewinnen konnten, unsre Sprache nicht mehr bloß als schwärmende Anbeter, nicht mehr bloß als nüchterne Forscher, sondern noch mehr auch als Künstler zu betrachten, sie in rein ästhetischem Sinne zu behandeln, die Reichtümer, die ihr unsre klassischen Schriftsteller mühsam abgerungen hatten, deren Ausdrucksweise von diesem Ringen noch die deutlichen Spuren trägt, diese Reichtümer zu sichten, zu veredeln, zu mehren und solche ästhetische Behandlung der Sprache immer weitern Kreisen unsers Volkes zur Pflicht zu machen, damit auch bei uns endlich Sinn und Gefühl der schönen Form, wie bei den Romanen, nicht nur in einzelnen Auserwählten, sondern in allen, die sich öffentlich der Sprache bedienen, lebendig würde und in durchgeistigten Prägungen zu Tage träte. Eine ästhetische Frage ist zunächst die Fremdwörterfrage, denn jedes Fremdwort, das dem Geiste unsrer Sprache widerstrebt und ihren Gesetzen zum Trotz sein ausländisches Gewand zur Schau tragen will, ist eine Stilwidrigkeit, eine Entstellung des sprachlichen Wohlstandes. Aber nicht minder sind ästhetische Fragen die Übereinstimmung von Gedanke und Ausdruck, die logische Ordnung, die Gliederung des Satzbaues, die Zweckmäßigkeit der Wortfügung, die Triftigkeit der Bilder, der Tonfall der Rede, die Gleichartigkeit der Schreibung, die Planmäßigkeit der Interpunktion. Man ist heute wieder geneigt, die Belebung und Leitung des ästhetischen Sprachsinns, vielleicht gar eine alsbaldige Erfüllung solcher ästhetischen Forderungen von einer Akademie der deutschen Sprache zu erwarten. In glänzender Rede ist Emil Du Bois-Reymond am 26. März 1874 in einer öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie für diesen Gedanken ein-

getreten,*) der bei der Gründung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins einen kräftigen Wiederhall weckte. Unbewußt sprach dabei etwas von den Gleichmachergelüsten des sogenannten Berlinertums mit: jene bekannte Neigung, unsre Reichshauptstadt nach Art der französischen zum ausschließlich maßgebenden Mittelpunkte unsers Lebens zu machen, auch in sprachlichen Dingen. Wie sehr das unsrer Geschichte zuwiderläuft, muß immer wieder betont werden. Auch die Geschichte unsrer Sprachgesellschaften — um diese weitere Lehre aus ihr zu entnehmen — hat uns ja ein Bild entrollt von jener Mannichfaltigkeit des Eingreifens, in der die deutschen Stämme von jeher gewetteifert haben.

Die Aufgabe der Sprachakademie soll nach dem Wunsche ihrer Fürsprecher eine doppelte sein. Einmal: wissenschaftliche Erforschung der Sprache und ihrer Geschichte. Darauf ist zu antworten, daß für eine solche Akademie keinerlei Bedürfnis vorliegt. Wir haben an den vorhandenen Akademien der Wissenschaften, an zahlreichen Zeitschriften und periodischen Unternehmungen Sammelpunkte der Forschung genug. Die Zeiten, wo sich der Fortschritt der Wissenschaften beinahe allein durch Akademien vollzog, sind längst vorbei, ein großer, ja der größere Teil der wissenschaftlichen Arbeit wird außerhalb der Akademien geleistet. Die Akademien sind notwendig, weil durch ihr Dasein vor allem der Staat Zeugnis ablegt, welche Stellung er der Wissenschaft in der Bewegung des Ganzen zuerkennt, und weil weiterhin durch den in gemeinsamen Sitzungen hergestellten Austausch die einzelnen Fachgelehrten in der beständig erhaltenen Fühlung mit den Nachbargebieten vor der Gefahr der Vereinseitigung bewahrt bleiben. Eine Akademie, die lediglich der Erforschung der deutschen Sprache diente, würde sogar des zuletzt genannten Vorteils verlustig gehen.

Die zweite Aufgabe einer solchen Anstalt soll praktischer Art sein: Feststellung des schwankenden Sprachgebrauchs und der Rechtschreibung, sowie Pflege des reinen und guten Deutsch überhaupt. Die Akademie soll schließlich als eine Art sprachlichen Gerichtshofs dienen, bei dem sich alle öffentlichen Behörden, Verwaltungen u. dgl. Rats zu erholen hätten, was in sprachlichen Dingen Rechtens sei; angehören müßten ihr die bewährtesten Kenner der Sprache, Schriftsteller und Forscher, ihnen zur Seite müßten Geschäftskundige stehen, die zwischen der akademischen Körperschaft und den einzelnen von ihr sprachlich beaufsichtigten Berufszweigen die Vermittlung herstellten.

Dem allem gegenüber ist zunächst die Frage berechtigt: Ist denn ein derartiges Eingreifen Einzelner in den Gang der Sprache mit dem Anspruche der Gemeinverbindlichkeit erlaubt?

*) Die königlich preußische Regierung erklärte damals ihre Bereitwilligkeit, den Vorschlag zu prüfen, aber das von der Berliner Akademie geforderte Gutachten fiel in ablehnendem Sinne aus. Daß ähnliche Verhandlungen schon früher zu keinem Ziele geführt hatten, lehrt jetzt Leopold von Rankes Aufsatz „Idee einer Akademie für deutsche Geschichte und Sprache“ (Sämtliche Werke Bd. 54, S. 696 ff.).

Allerdings ist unsre Schriftsprache in gewissem Sinne ein künstliches Gewächs: abgehoben von dem Mutterboden, an dem die Mundarten unmittelbar festhalten, sind ihr gleichsam die Wurzeln des natürlichen Wachstums abhanden gekommen; sie bedarf also zu ihrer Entwicklung der sorgfältigen Pflege des Gärtners. Aber sollte eine solche Pflege wohl darin bestehen, daß man die Schwankungen des Sprachgebrauchs festzulegen sucht, indem man etwa in einem Falle, wo einem Worte ein mehrfaches Geschlecht zukommt, z. B. nur das männliche für zulässig erklärte, oder wo ein Zeitwort gleichzeitig stark und schwach gebraucht wird, nur für eins von beiden entschiede, oder wo eine Anzahl verschiedener Wortformen und Wortfügungen üblich sind, nur die eine gelten ließe, die man für die beste zu erkennen glaubt? Oder wollte man gar versuchen, die Mannichfaltigkeit der Wortbedeutungen einzuschränken, indem man etwa ein Wörterbuch zusammenstellte, worin jedem Worte eine ganz bestimmte Begriffsfärbung zugewiesen wäre, in der es allein gebraucht werden dürfte? Es ist überflüssig, sich, etwa hinblickend auf Frankreich, dies und ähnliches auszumalen, denn es leuchtet ein, daß dergleichen in unserm heutigen Deutschland durchaus undurchführbar ist, und wir wollen dankbar sein, daß uns die Ungunst und Zerrissenheit unsrer ehemaligen politischen Zustände vor der Aufrichtung einer solchen Akademie bewahrt hat. Akademien, die nicht der Pflege der Wissenschaft als solcher dienen, sondern sich ein thätliches Eingreifen in den Lebensgang der Sprache zur Aufgabe stellen, sind überwundene Veranstaltungen eines ungeschichtlich denkenden Zeitalters, denn sie ruhen auf dem Grundirrtum, daß man Entwicklungen künstlich „machen" könne. Und weiter: eine derartige Einwirkung auf den Sprachgebrauch könnte doch wohl nur von Fachleuten ausgehend gedacht werden; aber wo will man denn die Fachleute finden, die solchem Ansinnen die Hand bieten möchten? Allerdings haben uns unsre Grammatiker Regeln gegeben, aber doch nur die haben eine Wirkung geübt, die sich an dem Sprachgebrauch ohne engherzige Strenge behutsam nachhelfend angeschlossen und taktvoll herausgefühlt haben, nach welcher Richtung er sich bewegte. Und zudem hatten ihre Regeln keine Verbindlichkeit, wo man sie nicht billigte: Goethes Sprache ist doch eine Hauptgrundlage unsrer Wörterbucharbeit geworden, wenngleich Adelung nie zugegeben hat, daß sie ein gutes Deutsch sei. Die langsam sich vollziehende Einigung und Festigung unsrer Schriftsprache hat nie des amtlichen Nachdrucks einer Akademie bedurft, sie wird auch weiterhin, gefördert durch die Bildungsmächte der Schule, der Bühne und der Kanzel, der öffentlichen Beredsamkeit und der schriftstellerischen Arbeit, ihren natürlichen Weg gehen müssen. Eine Akademie, die volle Einigung und zweifellose Regelrechtigkeit — und die hat nicht einmal das Französische erreicht — auf künstlichem Wege durchsetzen wollte, würde viel mehr Widerspruch als Nachfolge finden. Wollte sie aber bei Schwankungen des Sprachgebrauchs, wie vielleicht andre wünschen, nur empfehlen, was nach

ihrer Meinung vorzuziehen ist, und auf etwaige Anfragen ihren Rat erteilen, so möchte es dazu schwerlich einer so kostspieligen Körperschaft bedürfen; vielmehr würde der Allgemeine deutsche Sprachverein durch Zeitschriften und sonstige Veröffentlichungen der Allgemeinheit dieselben Dienste leisten können, wie es denn seine Vorgängerinnen, die deutschen Sprachgesellschaften, auch gethan haben.

Aber die ängstliche Umschränkung der Wortbedeutung, die Feststellung maßgebender Regeln der Satzfügung und des Sprachgebrauchs wäre tote Willkür, die den Lebenstrieb der Sprache hemmt, weil auch die sorgfältigste und planvollste Erwägung der Ausdrucksmittel doch immer nur mit einem abgezogenen Phantom von Sprache arbeiten, aber niemals die Fülle der Möglichkeiten erschöpfen kann, die nur dem Künstler aufgehen, hervorspringend durch die lebendige Macht des sprachschaffenden Gedankens. Und will man dem Fremdwörterunwesen durch Verdeutschungsbücher abhelfen, so ist das ein Mißgriff. Solche Hilfsmittel sind für die Geistigarmen, deren ganzes Denken an Worten hängt, und die eben darum, sobald sie in ihrem schmalen Sprachvorrat auf den bequemen Schlendrian alteingenisteter Fremdwörter stoßen, sich nur durch Übersetzen zu helfen wissen und damit einer völligen Ratlosigkeit preisgegeben sind. Wenn sie in solcher Not zu einem Verdeutschungswörterbuch greifen, werden sie auch dort wenig Trost finden, denn wer will denn sagen, was das Fremdwort an sich, herausgerissen aus dem lebendigen Zusammenhang der Rede auf Deutsch wirklich bedeute? Gerade die Färbung, die man in einem ganz bestimmten Zusammenhang braucht, wird man in den seltensten Fällen verzeichnet finden.

Von all solchen schulmeisterlichen Notbrücken ist ein frischlebiges Gedeihen unsrer Schriftsprache wahrlich nicht zu hoffen.

Unsre Schriftsprache ist wie eine Pflanze, die den Zusammenhang mit ihrem natürlichen Erdreich verloren hat; daher verläßt uns im Gebrauche der Schriftsprache so leicht jener dunkle, aber untrügliche Instinkt, der jedem beim Gebrauch seiner Mundart zu Hilfe kommt. Diese Sicherheit des Sprachbewußtseins kann aber auch bei der Schriftsprache mehr und mehr erworben werden, man muß ihr nur ein Erdreich schaffen, worin sie zu eigner Triebkraft erwachsen kann. Das vermögen allerdings nicht die abgezogenen Regeln einer Akademie, aber die Schule vermag es. Die Verwahrlosung der Schriftsprache ruht im letzten Grunde auf der Anschauungslosigkeit eines Denkens, das zu unlebendig ist, als daß es den Sprachstoff frei nach sich selbst zu gestalten vermöchte. Dagegen liegt eine Menge geprägter Formeln, Wortverbindungen und Satzfügungen bereit, in denen der Sprachstoff für alle möglichen Bedürfnisse schon landläufig zugerichtet ist. Mit diesem abgegriffenen Formelwerk und den bloß mechanischen Wandlungen, die es zuläßt, bestreiten die meisten ihre Ausdrucksweise; was thut es, wenn das, was sie eigentlich

meinen, sich mit jenem nur notdürftig deckt? Es ist jedenfalls bequemer, etwas von seinen Gedanken zu opfern, als sich zu bemühen, der Sprache eine neue Färbung abzugewinnen. So verarmt mit der Sprache das Denken zugleich, und durch die Fremdwörter ganz besonders, weil diese, ohne sichere Stütze in unserm Sprachbewußtsein, Denkträgheit und Denkfehler vor allem andern begünstigen. Die Aufgabe der Schule muß es sein, dem Denken jene Anschaulichkeit des Inhalts zu geben, die der schattenhaften, unsinnlichen Begriffe und des daran klebenden Phrasenwerkes, dieser bloßen Hülsen ohne Kern, entraten kann, die, ganz Erlebnis und unmittelbares Gefühl von den Dingen, damit auch die sprachbildende Kraft hat, durch die uns zuweilen ein Kind in Erstaunen setzt, und die den Mundarten noch unverloren ist. Der Schulunterricht muß von der Mundart aufsteigen zur Schriftsprache; man muß erst der Sprache fürs Ohr mächtig werden, ehe man sich derer bedienen lernt, die zunächst fürs Auge gemacht ist. Wer das lebendige Bild der Welt in sich aufgenommen hat, wie es in den Mundarten gefaßt liegt, der hat gleichsam am Quell der Sprachschöpfung gesessen, und dem wird auch die Schriftsprache zum künstlerischen Stoffe, worin er solche Bilder nachprägt, ohne der längst verblichenen Prägungen zu achten, unter denen die gemeine Sprachmünze von Hand zu Hand geht. Der Schulunterricht hätte somit nur im Kleinen und verkürzt jenen großen und mühsamen Gang nachzubilden, auf dem sich Goethe und andre unsrer größten Schriftsteller ihre bewunderte Sprachgewalt erworben haben.

An einer solchen Pflege des schöpferischen Sprachsinns ist aber heute auch der Allgemeine deutsche Sprachverein mitzuarbeiten berufen. Wer möchte die unvermeidlichen Ausschreitungen einzelner verteidigen oder nicht zugeben, daß er manches anders wünschte? Aber kleinlich ist es wahrlich, über dergleichen die Achseln zu zucken und sich durch vergängliche Nichtigkeiten den freien Blick sperren zu lassen auf den großen, gesunden Grundzug einer Bewegung, in der wir doch alle helfend mitten innen stehen, wir mögen wollen oder nicht, unter dem Zwange der Geschichte. Der Allgemeine deutsche Sprachverein ist in wenigen Jahren zu einer Macht erwachsen. Man mag ihm angehören oder nicht, gleichviel: er stellt heute doch die öffentliche Meinung in Sprachsachen vor, das gleichsam Person gewordene Sprachgewissen der Nation, dessen Stimme sich nicht mehr überhören läßt, sich vielmehr geltend macht bei allem, was wir reden, lesen und schreiben. Sein Dasein sei uns eine fortdauernde Mahnung, nicht nur Hüter, sondern auch Mehrer der Muttersprache zu sein, nicht nur von ihrer Oberfläche zu schöpfen, sondern in ihre Tiefen zu tauchen und das echte Sprachgold heraufzuholen, dessen noch viel in ihr zu heben ist. Dazu kann uns aber keine Akademie helfen, sondern nur der in jedem Einzelnen lebendige, lernende und nachschaffende Sinn, der sich im Wesen der Muttersprache eingewohnt und sich aus ihren reinsten Quellen Gesundheit, Fülle der Jugend und Bildkraft getrunken hat.

# Robert Schumanns schriftstellerische Thätigkeit

## Nebst neuen Mitteilungen zu seinem Leben

Von F. G. Jansen

Um Schumanns schriftstellerische Thätigkeit von ihren ersten Anfängen an überblicken zu können, muß man bis auf seine Schuljahre zurückgehen. Dieser früher so gut wie unbekannte Lebensabschnitt Schumanns bis zu seinem Abgange nach der Universität steht uns jetzt klarer als vorher vor Augen, nachdem ihn Max Kalbeck zum Gegenstand einer biographischen Studie*) gemacht hat, die sich auf den handschriftlichen Nachlaß Schumanns stützt und eine Fülle neuen Stoffes enthält.

Nachdem Schumann zuerst in der Privatschule des Archidiakonus Dr. Döhner in Zwickau eine ausgezeichnete Vorbildung in den Elementarwissenschaften empfangen hatte, kam er Ostern 1820, nicht ganz zehn Jahre alt, aufs Gymnasium. Hielt er auch, da er in der normalen Dauer von acht Jahren das Gymnasium durchmachte, mit seinen Schulkameraden im Durchgang durch die Klassen so ziemlich gleichen Schritt, so war er ihnen doch in vielen Dingen von Anfang an weit voraus.**) Auch in der Wissenschaft ging der frühreife,

---

*) Aus Robert Schumanns Jugendzeit. Ein biographisches Blatt von Max Kalbeck (in A. Edlingers Österreichischer Rundschau von 1883).

**) Das älteste Schriftstück von Schumanns Hand, das wohl überhaupt erhalten geblieben ist, ist ein Stammbuchsblatt des elfjährigen Quartaners, geschrieben für seinen Schulfreund, den nachherigen Kaufmann C. F. L. Köhler in Zwickau. Es kam nach dem Tode desselben (1877) in den Besitz seines Schwiegersohnes, des Musikdirektors P. Fischer in Zittau, und lautet:

Alles, alles kann man kaufen,
Freunde nur und Freude nicht.

Wenn Du diese wenigen Zeilen
ließt, so gedenke Deines aufrichtigen Freunds

Zwickau
den 14 May
1821.

Robert Schumann.

Ein andres Albumblatt stammt aus seiner Tertianerzeit und ist an Emil Herzog (später Dr. med. in Zwickau) gerichtet. Es lautet:

mit ungewöhnlichen Fähigkeiten ausgestattete Knabe seinen eignen Weg. Wo andre der gründlichsten Unterweisung und der angestrengtesten Vorstudien bedurft hätten, da genügte ihm eine Andeutung, ein Wink, ein Versuch, um Außerordentliches zu leisten. Neben dem musikalischen hatte sich frühzeitig ein sehr bemerkenswertes Sprachtalent und zugleich mit diesem ein feines Gefühl für metrische Formen geltend gemacht; das erstere war ein Erbteil der Mutter, das letztere hatte er vom Vater ererbt.

Die Mutter, eine grundmusikalische Natur, obwohl sie keine Note lesen konnte, gab hauptsächlich die Veranlassung, daß Robert mit sieben Jahren dem Organisten Bacc. Kuntsch zum Klavierunterricht übergeben wurde. Der Unterricht hörte 1825 auf, da Robert seinem Lehrmeister (der seinen Schüler übrigens sehr liebte) über den Kopf gewachsen war und auf eigne Hand Klavier spielte, phantasirte und komponirte. Während die Mutter die Beschäftigung des Knaben mit Musik rein als dilettantische Liebhaberei ansah und sich entschieden dagegen erklärte, daß er darin seine Lebensaufgabe finden solle, glaubte der weiter und freier denkende Vater seinen Sohn der Künstlerlaufbahn zuführen zu müssen. Er hatte sogar schon Unterhandlungen deswegen mit C. M. von Weber angeknüpft, die aber durch Webers Abreise nach London ins Stocken gerieten. Der Plan wird alsdann in den Hintergrund getreten, der Vater wohl auch an dem eigentlichen Beruf des Sohnes irre geworden sein, da sich dieser inzwischen von der Musik zur Poesie abzuwenden schien. Das sah der Vater, der die eignen schriftstellerischen Neigungen seinem buchhändlerischen Berufe hatte unterordnen müssen, jedenfalls nicht ungern. Er nährte den für alles Schöne empfänglichen Sinn des Sohnes mit klassischer Lektüre und zog ihn auch zur Mitarbeit an eignen litterarischen Arbeiten heran. Seine Buchhandlung bot Bildungsmittel in verschwenderischer Fülle und Auswahl, die der geweckte und wißbegierige Knabe mit Leidenschaft ergriff, sodaß er sich binnen kurzer Zeit im Zusammenhange aneignete, was sonst nur langsam und bruchstückweise erworben zu werden pflegt.

An teilnehmenden Genossen fehlte es ihm bei seinen poetischen Bestrebungen nicht. Wie er der Leiter eines aus seinen Kameraden gebildeten Orchesters

---

Solem e mundo tollere videntur, qui amicitiam e vita tollunt, qua a Diis immortalibus nihil amabilius nihil jucundius.

Cic. Laelius

Zwickau
am 20. Januar 1823 — Sansouci vivat!

Bei dießen wenigen Zeilen denke
an Deinen treuen Freund u. Mitschüler
Rob Alex. Schumann.
Discp: classis tertiae Lycei Zwickaviensis.

Mit Sanssouci bezeichneten die Schulkameraden eine Höhle außerhalb der Stadt, wo sie ihre „Robinsonaden" aufführten. Das Blatt enthält auch die Zeichnung einer Wage, deren Bedeutung aber Dr. Herzog nicht mehr anzugeben wußte.

war, so stand er auch schon als Fünfzehnjähriger an der Spitze eines litterarischen Vereins. Daß zu dieser Zeit seine dichterische Thätigkeit vor der musikalischen die Oberhand gewonnen hatte, bestätigt der Umstand, daß von den ersten Kompositionen nichts erhalten ist (Schumann selbst weiß nicht einmal genau die Zeit ihres Entstehens anzugeben), während eine beträchtliche Sammlung poetischer Versuche vorliegt mit einem sorgfältig geführten Protokoll und einem Verzeichnis der Mitglieder des litterarischen Vereins.

Dieser Verein bestand drei Jahre hindurch und hielt dreißig Sitzungen ab, von denen die erste am 12. Dezember 1825, die letzte im Februar 1828, also kurz vor Schumanns Abgange nach der Universität, stattfand. In den von Schumann entworfenen Vereinssatzungen heißt es: „Ist es jedes gebildeten Menschen Pflicht, die Litteratur seines Vaterlandes zu kennen, so ist es ebenso die unsrige, die wir doch schon auf höhere Bildung Ansprüche machen wollen und müssen, die deutsche nicht zu vernachlässigen und mit allem Eifer zu streben, sie kennen zu lernen. Der Zweck dieses Vereins soll daher sein eine Einweihung in die deutsche Litteratur." Diesen Zweck zu erreichen, werden, wie es weiter heißt, „nach der Reihe die Meisterstücke unsrer Dichter und Prosaiker vorgelesen, in jeder Sitzung eine Biographie von irgend einem berühmten Manne beigefügt, die Meinungen darüber gesagt, die Ausdrücke, die man nicht versteht, erklärt, auch wohl eigne Gedichte den Mitgliedern zur Kritik übergeben." Was der eifrigen Schar und vor allem ihrem ehrgeizigen Anführer als Ideal vorschwebte, erklärt die in die Satzungen eingeschobene verheißungsvolle Bemerkung: „Aus eben solchen Vereinen sproßten Uz, Cramer, Kleist, Hagedorn und andre große Männer, die in der deutschen Litteratur ewig mit goldnen Schriftzügen aufgezeichnet werden, hervor." Also nicht Mozart oder Beethoven, sondern einer der Hainbündler oder Anakreontiker war das Vorbild des fünfzehnjährigen Schumann. Bezeichnend ist die Auswahl der zum Vortrage gebrachten Stücke. Von Schiller wurden sämtliche Dramen mit verteilten Rollen gelesen — der Vorsitzende behielt dabei natürlich die besten für sich —, und Größen zweiten und dritten Ranges wie Weiße, Kosegarten, Niemeyer, Houwald, Meißner, Collin, Gleim, Raupach, Schulze u. a. standen auf jeder Tagesordnung. Dagegen fehlt der Name Goethe ganz. „Goethe versteh ich noch nicht," bekannte Schumann im März 1828; erst in spätern Jahren wurde er ein begeisterter Verehrer Goethes. Jean Paul kommt erst im letzten Jahrgange mit zwei Phantasiestücken vor und streitet mit den Paränesen des Philologen F. W. Thiersch um den Vorrang, nahm freilich nach kurzer Zeit den „ersten Platz" bei Schumann ein und wurde „selbst über Schiller" gestellt.

Entfernten diese vielfältigen, mit Ernst und Eifer getriebenen Nebenbeschäftigungen den Knaben von den Schulwissenschaften, so brachten ihn seine dem Lehrplan vorauseilenden Studien der klassischen Sprachen wieder dahin

zurück. Es kam ihm zu gute, daß er lange bevor seine Mitschüler in der Lage waren, die griechischen und lateinischen Dichter in der Ursprache zu lesen, die Lieder des Anakreon, die Idyllen des Bion, des Theokrit und des Moschus in den Versmaßen der Originale ins Deutsche übertragen hatte, und als er die schwierigeren Formen des Horaz und der griechischen Tragiker beherrschen lernte, verfügte er über eine Gewandtheit, Sicherheit und Freiheit des Ausdruckes, die weniger seine Poesie als seine von Jean Paul erweckte und beflügelte Prosa über das Gewöhnliche hinaushoben. Man lese nur die ersten in den „Jugendbriefen" veröffentlichten Schreiben des siebzehnjährigen Primaners an seinen ihm schon 1827 nach Leipzig vorangegangenen Freund Flechsig!

Tief erschüttert wurde Roberts Herz durch zwei Unglücksfälle, die sich kurz nach einander im elterlichen Hause ereigneten: seine um drei Jahre ältere Schwester Emilie erkrankte im Jahre 1826 am Typhus und verfiel einer unheilbaren Gemütskrankheit; bald darauf, am 10. August, starb sein Vater, während die Mutter zur Kur in Karlsbad war. Schumann gedenkt dieser Ereignisse in seinen Tagebuchaufzeichnungen: „Das ganze Jahr flog mir wahrlich wie ein Traum hin. Hier hatte ich wahr geträumt, dort hatte ich die ernste Wahrheit gefunden. Zwei geliebte Wesen wurden mir entrissen, das eine mir teurer als alles, auf ewig, das andre in gewisser Hinsicht auch auf ewig. Ich zürnte damals dem Schicksal, jetzt kann ich ruhiger über alles nachdenken, und siehe, ich erkenn' es klar, das Schicksal hat es doch gut gemacht. Ich war eine aufgeschäumte Woge, ich rief im Reigen: Warum muß gerade ich so von den Stürmen herumgeschleudert werden? und wie der Sturm nachgelassen, da ward die Welle reiner und klarer, und sie sah, daß der Staub, der auf dem Boden lag, fortgerissen war, sie selbst aber auf lichtem Sande schaukelte. Ich habe viel erfahren, ich habe das Leben erkannt. Ich habe Ansichten und Ideen über das Leben bekommen, mit einem Worte, ich bin mir heller geworden."

Nicht lange nachher trat der schüchterne Gymnasiast in eine neue, bedeutungsvolle Zeit ein, die auch auf seine Trauer mildernd einwirkte — in die Zeit der ersten Liebesschwärmereien. Zwei anmutige Mädchengestalten, Nanni und Liddy, nahmen kurz nach einander — oder wohl richtiger gleichzeitig — das von Sehnsucht erfüllte Herz des siebzehnjährigen Jünglings gefangen. Er selbst hat die Geschichte seines Liebens in einer ganz im Geist und Stil Jean Pauls gehaltenen Erzählung (Juniusabende und Julytage) niedergelegt. Die lose an einen dünnen Faden gereihten Kapitel dieser seltsamen Geschichte sind unerschöpfliche Veränderungen desselben Ereignisses, sofern man eine Anzahl in überschwänglichen Ausdrücken abgefaßte Gefühlsergüsse mit wirklichen Vorgängen zusammenbringen darf. Das Ganze könnte eine Apotheose des Schweigens genannt werden. Zwei Paare von Freunden und Freundinnen wandeln durch das idyllische Gefilde einer weltfernen Insel. Die

Natur spricht zu ihnen, sie aber schweigen und sehen einander nur verständnisinnig und selig in die Augen. In der Einleitung zu diesen Stimmungsbildern glaubt man Eusebius reden zu hören: „Es giebt eine Zeit im Jünglingsleben, wo das Herz nicht finden kann, was es will, weil es vor Sehnsucht und Freudenthränen nicht weiß, was es sucht. Es ist jenes heilig hohe, stumme Etwas, welches die Seele vor ihrem Glück ahnt, wenn das Auge des Jünglings träumerisch in die Sterne blickt und die lächelnden anweint, aber freudig, und wenn er stockend und sinnend am Wasser geht, unter Blumen ruht, Rosen sucht und Gänseblumen auszupft. Wo er lächelnd nachsinnt und entzückt sagt: Ach, warum gab mir denn noch kein Mensch eine solche Blume? warum liebt mich denn kein Mensch? Jeder muß ja einmal eine Zeit gehabt haben, wo er inniger an den Blumen und Sternen hängt, und wo alles um ihn von einem milden rosigen Morgenzwielichte beleuchtet wird, das eine Sonne verbürgt, die bald aufgeht."

Zuerst hatte es ihm Nanni angethan. Als er wenige Wochen nachher von der schönen und stolzen Liddy bezaubert war, schrieb er in sein Tagebuch: „Muß ich hier schwärmen, so kann es nur rein platonisch sein. Die seligsten Träume schaffen mir oft das göttliche Mädchen herbei. Wenn die Wahrheit traurig ist, warum sollte man nicht heiter in den Träumen, die uns lieblich das Ideal unsrer Herzen hervorgaukeln, die Göttlichkeit glücklicherer Tage vorempfinden?" Er fühlt das Bedürfnis, zu sprechen, ein Tagebuch zu führen, will aber nicht Tag für Tag die Nichtigkeiten seines unbedeutenden Lebens eintragen, sondern dem frohgenossenen Augenblicke Dauer verleihen und über sein Inneres nachdenken. „Und so will ich in den Minuten meiner nächtlichen Muße mein Leben aufzeichnen, um einst in späteren Jahren, mag ich glücklich oder unglücklich sein — und leider sagt mir das letztere eine bange Ahndung vor — meine Ansichten und Gefühle mit den vergangenen und sonstigen zu vergleichen und zu sehen, ob ich mir, meinen Gefühlen und meinem Charakter treu geblieben bin." Der schwermütigen Grundstimmung seiner Natur, die schon hier zuweilen zum Ausbruche kommt, entsprechen die Wote: „In traurigen Zeiten werde ich meines Glückes gern gedenken, ich habe schon gelebt, und glücklich kann man nicht immer sein."

Die zarte Neigung zu der hübschen Liddy war von kurzer Dauer. Sein geträumtes Ideal fand Schumann nicht in ihr. „Liddy ist eine engherzige Seele — schrieb er an Flechsig —, ein einfältiges Mägdlein aus dem unschuldigen Utopien: keinen großen Gedanken kann sie fassen; dies sag ich nicht als ein Fuchs, der die Rebe nicht erschnappen kann und deshalb die Traube schlecht nannte, weil sie für seinen Schnabel zu hoch gewachsen war; wenn man sie im Karlsbader Sprudel zu einer weißen karrarisch-marmornen Anadyomene versteinern könnte, so müßte sie jeder wahre und feine Kunstkenner für eine weibliche Schönheit erklären; aber wie steinern müßte sie sein und — kein

Wort sprechen." Die Ernüchterung des jungen Schwärmers war vollständig, als er die Geliebte ein paar Wochen später in Teplitz wiedersah. „Der Traum ist aus! und das hohe Bild des Ideals verschwunden, wenn ich an die Reden denke, die sie über Jean Paul führte. Lasset die Toten ruhen!"

Damit endete das Idyll. Vergessen hat es Schumann übrigens nicht. Im Dezember 1840 legte er sich ein Oktavheft an, das er gewissermaßen zum Aufgabenbuch der Zukunft bestimmte und Projektenbuch nannte. Darin findet sich neben allerlei teils ausgeführten, theils unausgeführt gebliebenen Kompositionsvorwürfen, litterarisch-musikalischen Plänen, Anregungen und Notizen auch das Schema eines autobiographischen Abrisses mit dem Schlußvermerk: „Schrieb's am 19. April 1843 in Leipzig." In dieser Skizze sind Nanni und Liddy mit ihrem vollen Namen verewigt und dick unterstrichen — eine Auszeichnung, die auf ihre besondre Bedeutung hinweist.

Die dichterische Produktion Schumanns bestand, wie die erhalten gebliebenen Jugendblätter zeigen, neben den schon erwähnten, zum Teil vortrefflich gelungenen metrischen Übersetzungen aus lyrischen Gedichten, dramatischen Anläufen und Prosafragmenten, deren Manuskripte hie und da mit dem Pseudonym „Robert an der Mulde" und „Robert Alantus" versehen sind. Im Jahre 1826 wandte sich Schumann mit dem sehr bescheiden vorgebrachten Ansuchen an den Hofrath Winkler (Theodor Hell) um Aufnahme einiger Gedichte in die Dresdner „Abendzeitung." Die Bitte scheint nicht erfüllt worden zu sein, wenigstens enthält der Jahrgang 1826 der Abendzeitung kein Gedicht unter einem der genannten Pseudonyme.

Auch von größern poetischen Arbeiten aus dieser Zeit liegen Bruchstücke vor: von einem Drama mit Chören „Coriolan" (nach dem Vorbilde der „Braut von Messina") und von einer Tragödie „Die beiden Montalti." Beide Stücke scheinen nicht weit über die ersten Szenen hinausgekommen zu sein; von dem erstgenannten sind acht Seiten mit 114 Versen, von dem zweiten fünf Seiten mit 220 Versen erhalten. Ein dritter dramatischer Versuch, der unter unmittelbarem Einfluß von Z. Werners „Vierundzwanzigstem Februar" und Müllners „Schuld" steht und eine überaus gräßliche Begebenheit behandelt — „Die Brüder Landendörfer" —, ist nur im ersten Entwurf vorhanden.

Wie Schumann damals über seine dichterische Begabung dachte, sagt sein Tagebuch an einer Stelle, wo er sich und einige seiner Freunde kurz schildert und zunächst auf ihre poetischen Fähigkeiten hin prüft, die ihm für die Wertbestimmung in erster Linie in Betracht zu kommen schienen. „Was ich eigentlich bin, weiß ich selbst noch nicht klar. Phantasie, glaub ich, habe ich, und sie wird mir auch von keinem abgesprochen. Tiefer Denker bin ich nicht; ich kann niemals logisch an dem Faden fortgehen, den ich vielleicht gut angeknüpft habe. Ob ich Dichter bin — denn werden kann man es nie —, soll die Nachwelt entscheiden." Bei der folgenden Tagebuchstelle denkt man

an den künftigen Musiker, dem es gegeben war, auch das Unsagbare zum Ausdruck zu bringen. Schumann schreibt, er sei unendlich wehmütig gestimmt von einem poetischen Stoff, den er bearbeiten wolle; die Worte zerflössen ihm zu Thränen, und er müsse schließen, noch ehe er recht begonnen, weil „es ihn zu stark angriffe.“ „Es ist sonderbar, daß ich da, wo meine Gefühle am stärksten sprechen, aufhören muß, Dichter zu sein; ich kann wenigstens da nie zusammenhängende Gedanken niederschreiben. Wo aber mein eignes Selbst nicht mitzufühlen braucht, wo nur die Phantasie herrscht, dichte ich freier, leichter und besser. Hierin bin ich ganz mit mir eins. So wäre es mir nicht möglich, ein Gedicht an Liddy zu machen. Ich empfinde fast zu sehr dabei; Empfindungen sind sprachlos.“

Die Ausarbeitung der dramatischen Pläne wurde wahrscheinlich aufgegeben, als Schumann von Jean Paul und Franz Schubert gefesselt wurde, deren Bekanntschaft er selbst als das „Hauptereignis seines achtzehnten Jahres“ bezeichnete.*)

„Meine Camöne schlummert,“ schrieb er im August 1827 an Flechsig, „einmal war sie selig erwacht — o, des kurzen, aber schönen Augenblicks! — jetzt träumt sie nur manchmal noch, und wenn sie erwacht, weiß sie die Träume nicht mehr, und so schlummert sie wieder ein, träumend, fühlend, empfindend, der toten Worte ledig, in die sie ihr Gefühl bannen soll. Aber auch ihr Schlummer ist schön wie der Schlaf der Jungfrau, die glücklich liebt, und deren ruhige Züge die goldene Vergangenheit im Traume himmlisch verklärt.“

Durch Jean Paul wurde Schumann zu Prosadichtungen angeregt. Außer den schon erwähnten „Juniusabenden“ ist der Anfang eines Romans „Selene“ erhalten geblieben; beide lassen die sich wieder geltendmachende Hinneigung Schumanns zur Musik erkennen.

Endlich aber sollte seine musikalische Natur siegreich zum Durchbruch kommen, als ein gütiges Geschick ihn einer talentvollen Frau zuführte, deren seelenvoller Gesang wie eine überirdische Offenbarung auf ihn wirkte. Im Frühjahr 1827 kam Agnes Carus, die junge Frau eines in Colditz lebenden Arztes, zum Besuch nach Zwickau. Sie war, wonach Schumann sich bisher vergebens gesehnt hatte, eine durch und durch musikalische, der seinigen gleichartige Natur, an Bildung, Geschmack und Kenntnissen der Zwickauer Dilettantenwelt weit überlegen. Aus ihrem künstlerisch geschulten Gesange sprach die Empfindung einer feinen, von dem Gewöhnlichen sich abwendenden Seele.

*) Vergl. G. Kastner über Schumann in der Revue et Gazette musicale de Paris vom 21. Juni 1840. Die Skizze enthält einige biographische Einzelheiten, die unzweifelhaft nach Schumanns eignen Angaben niedergeschrieben sind. Bemerkenswert ist, daß Kastner am Schlusse ausspricht, Schumann werde im Orchester das geeignetste Feld für seine Befähigung finden. Schon nach Verlauf eines halben Jahres machte das Schumann thatsächlich wahr.

Franz Schuberts Tonweisen waren es, die Schumann zuerst von ihren beredten Lippen vernahm. Stunden und Tage verbrachte er am Klavier, um mit der schwärmerisch von ihm verehrten Frau vierhändig zu spielen oder sie zu ihren Liedern zu begleiten.

In dem Hause, das diese unvergleichlichen Genüsse darbot, war Schumann schon längere Zeit heimisch. Es gehörte dem kunstsinnigen Oheim des Colditzer Arztes, dem Geschäftsführer der großen Devrientschen Fabrik, Karl Erdmann Carus. An den Namen dieses „würdigen Mannes“ (so schrieb Schumann später in seinem Nekrolog,*) „der bis zum letzten Hauch ein treuer Verehrer der Kunst, ein warmer Freund der Künstler war,“ knüpften sich für ihn „die teuersten Jugenderinnerungen.“

„War es doch in seinem Hause, wo die Namen Mozart, Haydn, Beethoven zu den täglich mit Begeisterung genannten gehörten, in seinem Hause, wo die sonst in kleinen Städten gar nicht zu hörenden selteneren Werke dieser Meister, vorzugsweise Quartette,**) mir zuerst bekannt wurden, wo ich oft selbst am Klavier mitwirken durfte, in dem den meisten vaterländischen Künstlern gar wohlbekannten Carusschen Hause, wo alles Freude, Heiterkeit, Musik war.“ Dies wird von andrer Seite bestätigt und namentlich hervorgehoben, daß Carus mit richtigem und geübtem Blick oft bei jungen Leuten seiner Umgebung die in ihnen schlummernden Talente entdeckt, sie darauf aufmerksam gemacht und zu deren Ausbildung ermuntert habe.***) Auch Schumann erfuhr solche freundliche Aufmunterung, und es entsprach ganz seinem dankbaren Gemüt, daß ihm der Name seines „väterlichen Freundes“ zeitlebens „lieb und teuer“ blieb. Von seiner Anhänglichkeit zeugt ein Gedicht, das er 1838 an Carus sandte, als dieser das Doppelfest seiner silbernen Hochzeit und der Verheiratung seiner Tochter Josephine feierte. Es lautet:

Herrn und Madame Carus,
Herrn und Madame Bamberger
zur freundlichen Erinnerung.

Zum 24. August 1838.

Der einst in Eurem Kreise
Wie Kind vom Hause war,
Bringt heut' so innig wie leise
Euch seine Wünsche dar.

Ihr habt ihn gern gelitten,
Wenn er in kindischem Flug

---

*) Neue Zeitschrift 1843, Bd. XVIII, S. 27.

**) Carus selber beteiligte sich daran als Geiger.

***) So geschah es z. B. mit den Brüdern Karl und Emil Devrient, die anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmt und in der Fabrik ihres Zwickauer Oheims beschäftigt waren.

Nach oben, unten und mitten
Euch das Klavier zerschlug.

Die Zeit läßt nimmer sich halten:
Das Mädchen ward eine Braut,
Zum Jubelpaar die Alten,
Der Mann zum Bräutigam traut;

Und ich, der ins Gedränge
Der Welt kam — am Altar
Bring heut ich wieder Klänge,
Die segnendsten, Euch dar.

Leipzig. Robert Schumann.

In den Sommerferien 1827 machte Schumann zum erstenmale als sein eigner Herr eine große Reise nach Leipzig, Dresden und Prag. Zugleich folgte er der Einladung des Dr. Carus zu einem Besuch in Coldiz. Hoher Eindrücke voll kehrte er nach Zwickau zurück, wo dann im Nachklang der Lieder Schuberts, Spohrs und Wiedebeins, die ihn in Colditz entzückt hatten, die ersten eignen Liederkompositionen (auf Texte von Ernst Schulze und Byron) entstanden. Sein Trieb zu dichterischer Thätigkeit war jetzt entschieden zurückgetreten gegen die Neigung zum Musiziren. Am Klavier saß er täglich, phantasirte und erging sich mit Vorliebe in Schuberts A moll-Sonate, Bachs G dur-Variationen und Mendelssohns Fis moll-Capriccio. Mit Begeisterung gedenkt er in seinem Tagebuch des Mendelssohnschen Werkes, worin er einen ganz neuen Geist der Musik sprechen hörte.

Kurz vor seinem Abgange nach der Universität Leipzig (Ostern 1828) verfaßte er einen Auszug aus alten Tagebüchern unter dem Titel „Extrahirte Quintessenzen aus Jugendsünden oder richtige und verkehrte Meinungen des armen Studiosus Jeremias." Eine Stelle aus dem Jahre 1826 lautete: „Es giebt Stunden, wo alle Saiten unsers menschlichen Fühlens zu einem solchen weichen Moll-Akkord gespannt, alle Gefühle bei allen verstockten und guten Sündern — denn das sind wir alle — zu einer solchen Wehmut gestimmt werden, daß die rinnende Thräne mehr die der Trauer als die der Freude anzudeuten scheint. Sinne oft nach, welches der rührendste Moment, wo die verschiedenartigsten Gruppen der Freude und der Trauer, wo die göttlichsten Szenen des menschlichen Seins sich wahrhaft formen, wo alle mitfühlen müssen, weil sie alle beteiligt sind, wo sich die ganze Menschheit, Freudenthränen im Auge, umarmt, wo jeder jenes große »Seid umschlungen, Millionen« zu fühlen, zu empfinden glaubt — welches dieser Augenblick sei." Beim Abschreiben dieser Stelle setzte er hinzu: „Klingt nach Jean Paul, aber er war mir da noch verhüllt, vielleicht daß ich ihn schon ahnte."

Sein Reisetagebuch von 1827 überarbeitete er ebenfalls und nannte es „Jünglingswallfahrt." Leider ist uns nur der Anfang davon erhalten, und

gerade da, wo mit der Ankunft in Colditz die wichtigste Station erreicht war, bricht die lebendige Schilderung ab.*)

Von den litterarischen Arbeiten, zu denen Schumann während seiner Schulzeit herangezogen wurde, sind zunächst die „Bildnisse der berühmtesten Menschen aller Völker und Zeiten“ zu nennen, ein Lieferungswerk, das von 1818 bis 1828 in seines Vaters Verlage erschien, und dessen biographischer Text teilweise von Robert geschrieben worden ist. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er poetische Beiträge für die von seinem Vater herausgegebenen „Erinnerungsblätter“ lieferte. In den letzten Jahren war er an der von seinem Bruder Karl in Schneeberg verlegten neuen Ausgabe von E. Forcellinis Totius latinitatis thesaurus beschäftigt. Er mußte „tüchtig mit korrigiren, exzerpiren, aufschlagen, die Gruterischen Inskriptionen durchlesen,“ er hatte „die ganze Bibliothek durchstöbern müssen und viele ungedruckte Kollektaneen von Gronow, Gräve, Scaliger, Heinsius, Barth, Daum &c. gefunden. Die Arbeit ist interessant, setzt er in seinem Briefe an Flechsig hinzu, man lernt viel daraus, und mancher Pfennig fließt mehr in die Tasche. Ich bekomme einen Thaler für jeden Druckbogen; übrigens arbeiten alle ausgezeichneten Philologen daran.“

Auch mit musik-philosophischen Untersuchungen muß sich Schumann schon während seiner Schulzeit befaßt haben. Er erwähnt das flüchtig in einem Briefe (Heidelberg, den 9. November 1829) an Wieck. „Schon seit Jahren fing ich eine Ästhetik der Tonkunst an, die ziemlich weit gediehen war, fühlte hernach aber recht wohl, daß es mir an eigentlichem Urteil und noch mehr an Objektivität fehlte, sodaß ich hie und da fand, was andre vermißten, und umgekehrt.“ Davon scheint aber nichts erhalten zu sein.

Von Dichtungen aus Schumanns letzten Schuljahren sind zwei Gelegenheitsdrucke erhalten geblieben: Hochzeitsgedichte für seine Brüder Karl (22. April 1827) und Julius (15. April 1828). Als eines der zuletzt entstandenen wird „Tassos Tod“ genannt, das aber nicht mehr vorhanden ist.

Am 15. März 1828 bestand Schumann, noch nicht achtzehn Jahre alt, die Reifeprüfung mit dem Zeugnis eximie dignus und bezog die Universität Leipzig, um auf den Wunsch seiner Mutter Jura zu studiren, „innerlich aber fest entschlossen, ausschließlich Musik zu betreiben.“**) Seinem Freunde G. Rosen (in Heidelberg) gesteht er in der ersten Zeit, noch keine Vorlesung besucht, „ausschließlich in der Stille gearbeitet, d. h. Klavier gespielt, etliche Briefe und Jean-Pauliaden geschrieben zu haben.“ Unterm 13. Juni schreibt er der

*) Nach der Übersiedlung des Dr. Carus nach Leipzig (1828) setzte Schumann den anregenden Verkehr in seinem Hause fort — wo man ihn nach wie vor mit dem Scherznamen „Fridolin“ nannte. Dem ihm so wohlwollend gesinnten Ehepaare verehrte er gleich nach der Veröffentlichung die Fis moll-Sonate und die Kreisleriana — jetzt ein umso wertvollerer Besitz der Familie, als die ersten Ausgaben äußerst selten geworden sind.

**) Kastners biographischer Aufsatz.

Mutter: „In einem benachbarten Dorfe Zweinaundorf, in der schönsten Umgebung von ganz Leipzig, bin ich oft ganze Tage allein gewesen und habe gearbeitet, gedichtet 2c." In Heidelberg (Ostern 1829 bis Michaelis 1830) war es wohl nicht viel anders. Sein Studienfreund in jener Zeit, der musikalisch sehr begabte August Lemke aus Danzig, sagt in seinen handschriftlichen Erinnerungen an Heidelberg, daß Schumann schon damals „seinen Beruf zum hervorragenden Musiker" offenbart habe. „Im Konzert des Musikvereins erfreute er die Zuhörer durch glänzenden Vortrag der Variationen von Moscheles über den Alexandermarsch. Er schrieb damals die seinigen über das Thema: Abegg.*) Nebenher trieb er litterarische und dichterische Studien und erfreute in unsern Privatzusammenkünften mit Weber aus Triest, G. Rosen, Schrey und Leo Wolf uns durch lyrische und musikalische Ergüsse. Sein Charakter war ernst aber liebenswürdig, doch herrschte schon damals die Neigung zum Romantischen, zuweilen Exzentrischen bei ihm vor, und seine Lebensweise war nicht immer geregelt." Schumanns Briefe an seine Mutter berichten mehrfach über Dichtungen. So nach ihrem Geburtstage. „Ich wollte Dir einen ganzen Liederkranz widmen, bin aber nur bis zum vierten gekommen, will sie aber Dir nächstens schicken" (4. Dezember 1829). „Manchmal kommt auch wieder einmal ein Gedicht ans Leben; macht Dirs Vergnügen, so schick ich Dir hier und da eines" (24. Februar 1830). „Meine Idylle ist einfach und zerfällt in Musik, Jurisprudenz und Poesie" (1. Juli.)

In Leipzig, wohin Schumann Michaelis 1830 zurückgekehrt war, um sich nun ganz der Musik zu widmen, trat er 1831 zuerst als Kritiker auf mit der Anzeige der Chopinschen Variationen in Finks „Allgemeiner musikalischer Zeitung." Darauf brachte Herloßsohns „Komet" von 1832 und 1833 musikalische Aufsätze von ihm, das Leipziger Tageblatt von 1832 bis 1835 (und noch einmal 1840) einzelne Konzertankündigungen oder Berichte. Die „Neue Zeitschrift für Musik" trat am 3. April 1834 ins Leben, nachdem Schumann kurz vorher noch eine Nebenarbeit übernommen hatte: die musikalischen Artikel für Herloßsohns Damen-Konversationslexikon. Er schrieb dreiundsechzig kurze Artikel zu den Buchstaben A, B und C, Banck und Ortlepp lieferten die Fortsetzung. Die 1837 von R. Glaser begründete Prager Zeitschrift „Ost und West" führte in ihren Ankündigungen unter den außerösterreichischen Mitarbeitern auch Schumann mit auf. In den ersten beiden Jahrgängen (die spätern waren mir nicht erreichbar) habe ich aber nichts von ihm auffinden können.

Da über die Leipziger Zeit Schumanns, die den wesentlichsten Teil seiner schriftstellerischen Thätigkeit umfaßt, bisher nur Unzureichendes bekannt geworden

*) Ein Stammbuchblatt Schumanns an Lemke enthält in zierlichster Kleinschrift das Abegg-Thema in Form von zwei Halbbogen, deren Basis die Klavierbegleitung auf je zwei Systemen bildet. Darüber steht: Je ne suis qu'un Songe und das Datum: Heidelberg 29. Aug. 30.

ist, so sei es gestattet, von den Aufzeichnungen persönlicher Freunde Schumanns hier einiges mitzuteilen, das wenigstens bezeugt, mit welcher Liebe und Hochachtung diese Freunde ihm zugethan waren.
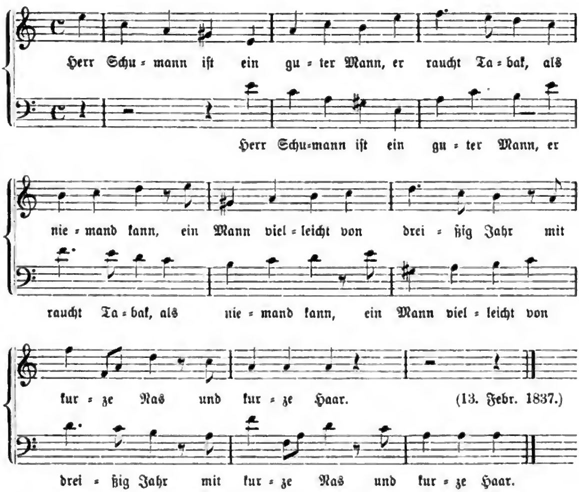
Sterndale Bennett war dreimal in Leipzig: vom 29. Oktober 1836 bis zum 12. Juni 1837, vom 16. Oktober 1838 bis zum 2. März 1839 (während Schumann in Wien war) und vom 12. Januar bis zum 7. März 1842. Er führte in dieser Zeit ein Tagebuch, aus dem mir sein Sohn, Herr Direktor James Sterndale Bennett in Derby, folgendes mitgeteilt hat. „Ging gestern abend [den 3. November 1836] zum Abendessen ins Hotel de Baviere, wo ich zwei meiner neuen Freunde traf — die Herren Schumann und Franck und einen andern Musiker, der mir fremd war. Wir wurden aber bald Freunde bei einem Glase Sekt. — Ich kam um elf in meiner Wohnung an, was hierzulande für ungeheuer spät gehalten wird. Heute werde ich als Abonnent im Hotel de Baviere anfangen." In den nächsten Wochen folgen Vermerke über Besuche bei und von Schumann und über gemeinschaftliche Spaziergänge. Schumann führte Bennett bei Kistner (seinem spätern Verleger) und bei Frau Henriette Voigt ein. Unterm 28. November heißt es: „Ging heute zu Schumann, um ihn zu besuchen, da er sehr krank ist." Auch nach der Heimat berichtet Bennett über seine Bekanntschaft mit Schumann. An den Kritiker James Davison in London schreibt er: „Ich habe einen Freund gefunden, der ganz nach deinem Herzen sein, der mit dir die ganze Nacht wachen und rauchen und plaudern würde: sein Name ist Robert Schumann." Es wird dadurch aufs neue bestätigt, daß Schumann in seinen jungen Jahren keineswegs jene beharrliche Schweigsamkeit zeigte, die später ein Grundzug seines Wesens war. Bei der Erörterung dieses Punktes schrieb mir Herr Bennett: „Mein Vater hat Schumanns nie als eines sehr schweigsamen Mannes erwähnt. Freilich war sein enger Verkehr mit ihm fast nur auf seinen ersten Besuch in Deutschland beschränkt, und Schumann ist vielleicht erst später so schweigsam geworden." So war es. Zu den gesprächigen Menschen hat ja Schumann nie gehört, doch wird durch seine Freunde bezeugt, daß er zu Zeiten sehr beredt sein konnte.

Frau Alwine Schlick geborne Jasper, eine intime Freundin der Frau Henriette Voigt, in deren Hause sie Schumann öfter gesehen hatte, erzählte mir, daß Schumann im Familienkreise, in Gegenwart weniger Menschen, sehr unterhaltend und humoristisch gewesen sei; in größerer Gesellschaft habe er sich augenscheinlich unbehaglich gefühlt und sei still gewesen. Einmal habe sie beobachtet, wie er das Bücherbrett gemustert und endlich angefangen habe zu lesen, der Gesellschaft den Rücken zukehrend. Wenzel, der während der ganzen Davidsbündlerzeit mit Schumann verkehrte, sprach sich ebenso aus. „Heute haben wir doch einmal über alles gesprochen," hatte Schumann wohl gesagt, wenn sie eine besonders angeregte Unterhaltung geführt hatten. Hiller, der

Schumann seit 1839 persönlich kannte, berichtet in seinen „Briefen an eine Ungenannte" dasselbe (S. 85 u. f.). Auch Herr Professor Eduard Franck, der 1836 und 1837 in Leipzig lebte, äußerte sich in einem Briefe vom 13. Dezember 1890 über Schumanns ungewöhnliche Einsilbigkeit mit dem Hinzufügen: „Ich erinnere mich aber, daß ich ihn doch einmal bei Gelegenheit eines Besuches, den ich ihm machte, ausnahmsweise gesprächig und mitteilend fand, und daß seine Äußerungen, sowie der liebenswürdige Ausdruck seiner Gesichtszüge mich ganz für ihn einnahmen. ... Einmal, als ich nach der Mittagsmahlzeit mit ihm spazieren ging und wir beide eine geraume Zeit kein Wort mit einander gesprochen hatten, sagte er: »Es scheint Ihnen zu gehen wie mir, ich mag beim Spaziergehen nicht sprechen,« wobei er offenbar sich nicht bewußt war, wie wenig er auch bei andern Gelegenheiten das Sprechen liebte." Hirschbach sagt in einem Briefe vom 22. Mai 1884: „Schumann war ein braver Mensch, echter Künstler, ein Künstler von hoher Eigentümlichkeit. ... Persönlich hatte ich ihn sehr gern; er war mir im Umgange der liebste aller schaffenden Künstler, die ich kennen gelernt habe, und deren Anzahl ist groß. Gegen mich war er auch nicht verschlossen." Musiklehrer A. Schulz in Dresden bemerkt in einem Briefe vom 2. Oktober 1882: „Alle meine Beziehungen zu Schumann beschränken sich auf meine Mitgliedschaft zu dem unter seiner Leitung stehenden Chorgesangverein [1848—1850], und daß ich zu den Wenigen zu gehören das Glück hatte, die er sich auserwählte, um mit ihm nach den Gesangübungen noch in irgend einer Restauration ein Stündchen zu verbringen. Wir waren nur wenige (etwa drei bis vier) und meistens dieselben. Denn er war in dieser Beziehung sehr exklusiv, fühlte sich auch unter vielen nicht wohl. So schweigsam er sich im letztern Falle verhielt, so gemütlich und mitteilsam war er, wenn er mit wenigen, für die er Sympathie hatte, zusammen war. Freilich mußte ihn auch der Stoff des Gespräches interessiren, der dann vorwiegend musikalischen Inhalts war. Ich erinnere mich, daß ich ein paarmal von den erwähnten Wenigen der einzige im Verein anwesende war. Ich mußte ihn daher nach den Übungen allein begleiten. Ich sah nicht ohne Besorgnis diesem Zusammensein entgegen, da ich mir nicht zutraute, das Gespräch mit ihm aufrecht erhalten zu können. Doch wider Erwarten ging es vortrefflich: wir sprachen über Musik und Litteratur, namentlich Jean Paul, den er besonders liebte, und mit dem er mich bekannt gemacht hatte. Ich las denselben damals mit Begeisterung, und so hatten wir Stoff genug. Er sagte mir, seine Begeisterung für Jean Paul sei früher so groß gewesen, daß er sich im Schreiben dessen Stil angewöhnt habe. Er sei mit den Werken desselben in alle Häuser gelaufen, um den Leuten daraus vorzulesen."

Bennetts Tagebuch berichtet unterm 14. Februar 1837: „Meine Ouverture [Die Najaden] wurde gestern Abend mit gutem Beifall aufgenommen.

Ich dirigirte sie selbst (auf Mendelssohns Wunsch) und wußte nicht, wo ich mit meiner linken Hand bleiben sollte. Im zweiten Teile des Konzerts wurden Szenen aus Goethes Faust gegeben mit Musik von einem preußischen Prinzen [Fürsten Radziwill]. Aus diesem Anlaß gingen Schumann, Goethe (der Enkel), Armstrong und Franck mit mir nach Dr. Fausts, d. h. Auerbachs Keller. Es waren da einige wunderbare alte Bilder vom Doktor und vom Teufel, und der Ort machte einen sehr schwefelhaften Eindruck. Mehr will ich darüber nicht sagen." An diesem Abende schrieb Bennett den Kanon*):




Auf der Kriehuberschen Lithographie vom Jahre 1839 hat Schumann wirklich kurzes Haar; später trug er es länger und schlicht anliegend.

Mendelssohns Hochzeitstag, den 28. März 1837, feierten Schumann und Bennett durch ein Mittagsessen auf einem Dorfe bei Leipzig. Im Mai machten sie mit Walther von Goethe eine Fahrt nach Zwickau, um Schumanns Mutter zu besuchen. Am Schlusse seines Leipziger Aufenthaltes schrieb

*) Das Original kam (wahrscheinlich durch Schumann) in den Besitz der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde.

Bennett in sein Tagebuch (Juni 10): „Schumann ist bei mir eine Stunde gewesen, um eine Flasche Porter zu trinken. Ich bin sehr traurig, von ihm zu scheiden, denn ich glaube, er hat eins der besten Herzen, die ich je gekannt. Mein Herz springt, wenn ich denke, daß ich Montag Leipzig verlasse, doch weiß ich nicht, ob aus Trauer, daß ich von hier fortgehe, oder aus Freude, mein England wiederzusehen.“

Im Jahre 1837 hatte Schumann schon einmal den Gedanken, seine musikalischen Aufsätze in Buchform herauszugeben. Unterm 18. Mai schrieb er an Zuccalmaglio, den „Dorfküster Wedel“ aus seiner Zeitschrift: „Sodann hätte ich einmal bei Ihnen angepocht, ob wir nicht unsre frühern und zukünftigen Gedanken über Musik, Sie Ihre Wedeliana, ich meine Davidsbündlereien, in einem besondern Doppelwerke ediren wollten. Um manches wäre es schade, sollte es in einer Zeitschrift untergehen. Die Verleger wären nahe und meine Brüder. Es käme dann nur auf eine interessante Form der Verschmelzung an, und wir müßten uns darüber noch weiter verständigen. . . . Oft ist mir, als lebte ich nicht lange mehr, und so möchte ich noch einiges wirken.“ Der Gedanke wurde aber nicht ausgeführt.

(Schluß folgt)

# Spanisches

Es war eine wunderbare Zeit, als unsre deutschen Romantiker das Zauberland der spanischen Dichtung neu entdeckten und in feurigen Zungen priesen. Vergessen waren, als Ludwig Tieck an der Übersetzung des „Don Quixote“ Spanisch lernte und August Wilhelm Schlegel Calderons „Andacht zum Kreuz“ und „Standhaften Prinzen“ übersetzte, die Versuche, die schon im siebzehnten Jahrhundert während der Unheilsperiode des dreißigjährigen Krieges gemacht worden waren, den Deutschen den Erfindungsreichtum und die bewegliche Lebendigkeit der spanischen Litteratur zu vermitteln, vergessen die Thatsache, daß von Ägidius Albertinus bis zu Moscherosch und Grimmelshausen eine ganze Anzahl deutscher Schriftsteller, namentlich Erzähler, in Ermanglung eines eignen klaren Weges und Zieles den Spuren der Spanier nachgegangen waren. Auch waren die Romantiker in der That die ersten, die Kenntnis von der fast unübersehbaren Breite der spanischen Poesie, der außerordentlichen Volkstümlichkeit dieser Poesie in ihrem Heimatlande erlangten und besaßen. So viel wir

wissen, ist die Periode, wo man mit besondrer Vorliebe die spanische Dramatik und Novellistik durch zahlreiche Übersetzungen in Deutschland einzubürgern versuchte und wo eine starke Nachwirkung spanischer Muster auf deutsche Dichter und Dichterlinge stattfand, noch niemals im Zusammenhange mit allen ihren Erscheinungen und Verzweigungen dargestellt worden. Das letzte Ergebnis jedoch, zu dem jede solche einigermaßen sachkundige und unbefangene Darstellung gelangen mußte, kennen wir gut genug. Die litterarisch gebildeten erhoben sich zu der Einsicht und Empfindung, daß sich Spanien vom fünfzehnten bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts einer poetischen Litteratur vom reichsten Gehalt und von stärkster, ausgeprägtester nationaler Eigentümlichkeit erfreut habe. Einzelne faßten ein leidenschaftliches Interesse an der Phantasiefülle und dem formellen Reiz spanischer Dichtung. Die große Masse des deutschen Publikums — und der Begriff der Masse schloß hier auch eine ziemliche Anzahl poetisch empfänglicher und ästhetisch bildsamer Menschen ein — hegte und behielt eine kalte Gleichgiltigkeit gegen die Mehrzahl der in Deutschland übersetzten, aufgeführten oder im Druck veröffentlichten spanischen Werke. Kaum ein halbes Dutzend der vorzüglichsten Dramen fand so viel nachhaltige Teilnahme, daß sie sich auf dem Repertoire der deutschen Bühne erhielten. Im Grunde genommen vermochten nur Moretos „Donna Diana" (in Wests, d. i. Schreivogels Theaterbearbeitung) und Calderons „Leben ein Traum" wahrhaft Wurzel zu schlagen; ein paar andre hatten nur an einzelnen Bühnen Erfolg oder erschienen, wie „Der Richter von Zalamea," immer wieder in neuen Bearbeitungen, weil man sich schwer dazu verstehen konnte, so wahrhaft bedeutende lebensvolle Schöpfungen als bloße Objekte der historischen Wissenschaft zu betrachten. Selbst wenn es schließlich gelingen sollte, das halbe Dutzend wirklich gelesener, genossener spanischer Dichtungen (zu denen natürlich für einzelne Lebenskreise auch der „Don Quixote" zu rechnen ist) auf ein Dutzend zu erhöhen, so würde dies doch nur ein Tropfen aus übervollem Becher spanischer Poesie bleiben. Wie reich und eigentümlich auch die spanische Litteratur ist, sie kann uns Deutschen nie das werden, was in verschiednen Perioden unsrer Kulturentwicklung die französische und englische Litteratur uns gewesen sind, und sie soll es auch nicht. Denn gerade wer sich am tiefsten in die Eigenart der spanischen Dichtung versenkt hat und von der lebhaftesten Bewunderung für ihre Vorzüge durchdrungen ist, weiß auch am besten, daß aller Lebensauffassung und Lebenswiedergabe der Spanier Gefühle und Überlieferungen zu Grunde liegen, die uns in der Hauptsache fremd bleiben, die wohl unsre Phantasie fesseln, aber keine lebendige Mitempfindung wecken können. Keine ästhetische Begeisterung für die Macht, die Pracht, die Anmut und den Humor spanischer Schauspiele und Novellen vermag uns in der Lebensluft der spanischen Dichter frei atmen zu lassen und uns mit den Idealen der Kastilianer zu befreunden. Im Guten und Schlimmen weichen die Seelen und

Sitten der Zehntausende von Menschen, die in spanischer Poesie lebendig und greifbar deutlich geschildert sind, von allem ab, was uns vertraut, uns überliefert ist. Es ist eine Welt, die wir verstehen, in der wir aber nicht mit leben können, selbst der Gehalt des rein menschlichen, allgemein menschlichen, der sich, wie in jeder echten Dichtung, auch in der spanischen Poesie findet, ist in neunundneunzig von je hundert Dichtungen so stark mit spanischer Besonderheit und spanischem Glauben gemischt, daß er nicht rein und unmittelbar zu wirken vermag. Und das gilt nicht nur von uns deutschen Protestanten, sondern im wesentlichen auch von den deutschen Katholiken. Weil die spanischen Dramatiker des siebzehnten Jahrhunderts die letzten großen von katholischer Überzeugung und katholischer Weltanschauung erfüllten Dichter gewesen sind, versucht die ultramontane Kritik und Litteraturweisheit immer aufs neue Lope de Vega und Calderon unsern katholischen Landsleuten als poetische Geistesnahrung zu empfehlen. Selbst wenn zwischen der ekstatischen Glaubensglut, der fanatischen Kirchlichkeit der Spanier und dem Glaubensleben und der religiösen Empfindung deutscher Katholiken kein so weiter und tiefer Abstand wäre, als er thatsächlich vorhanden ist, so macht es doch die Grundverschiedenheit der gesellschaftlichen Zustände, der Menschen, ihrer häuslichen und persönlichen Ideale, auch für deutsche Katholiken des neunzehnten Jahrhunderts völlig unmöglich, in der spanischen Dichtung warm und heimisch zu werden und sie ohne Reflexion und historische Beihilfe zu genießen.

Als das Publikum des Dresdner Hoftheaters, gegen Tieck aufgehetzt, Calderons „Dame Kobold“ ausgepfiffen hatte, konnte man das allerdings ein Urteil zu Gunsten der Trivialität gegen die Feinheit und graziöse Beweglichkeit des spanischen Lustspiels nennen. Aber nachdem ein halbes Jahrhundert lang fortgesetzte Versuche gemacht worden sind, eine größere Anzahl spanischer Dramen bei uns einzubürgern, seitdem längst kein Streit mehr über den poetischen Wert der spanischen Litteratur stattfindet, aber auch die vortrefflichsten Übertragungen und Bearbeitungen immer wieder nur einen kleinsten, engsten Kreis von Lesern zu erwerben vermochten, nachdem der unüberwindliche Unterschied spanischen und deutschen Lebens zum allgemeinern Bewußtsein gelangt ist, wird man kaum auf eine Änderung der Sachlage hoffen dürfen. Und alle tendenziöse Betonung der Rechtgläubigkeit und Andachtsglut der Spanier kann diese Sachlage nur verschlimmern, nicht verbessern.

Dies schließt natürlich nicht aus, daß Litteraturgeschichte und Litteraturkunde nach wie vor Anteil an der vergangnen Herrlichkeit der spanischen poetischen Litteratur nehmen. Vor kurzem ist wieder eine umfassende und gründliche Arbeit von Adolf Schäffer,*) eine Geschichte des spanischen

*) Geschichte des spanischen Nationaldramas von Adolf Schäffer. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1890.

Nationaldramas erschienen, die neben Schacks „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" tritt. Der Verfasser des neuen Werkes äußert sich über das Verhältnis seines Buches zu der anerkannten frühern Arbeit und über das besondre Ziel und Verdienst, das er erstrebt habe, in seiner Vorrede dahin, daß das bahnbrechende Werk des Grafen Schack das höchste Lob verdiene, aber jeder Kenner der altspanischen Litteratur, vor allen Graf Schack selbst, zugeben werde, „daß in dieser Jünglingsarbeit noch manche Lücke auszufüllen bleibt. Außerdem nimmt darin die Geschichte der dramatischen Kunst einen verhältnismäßig sehr großen Platz ein. Durch Beschränkung dieses Stoffes auf das notwendigste, Verweisung der Vorgänger Lope de Vegas in die Einleitung und Ausscheidung der neuern dramatischen Litteratur ist in vorliegendem Werk ein weit ausgedehnterer Raum zur möglichst erschöpfenden Darstellung der altspanischen Nationalkomödie selbst gewonnen worden."

Die wissenschaftliche Vollständigkeit, die Schäffer so erstrebt und erreicht hat, ist aber nicht bloß eine Vollzähligkeit von Namen und Titeln, die am Ende nicht viel bedeuten würde, weil die Zahl der in der Blütezeit des spanischen Theaters verfaßten und wirklich aufgeführten Stücke die Zahl der im Druck erhaltnen doch beträchtlich überstiegen hat. Nein, es handelt sich in der That um den Nachweis gewisser Gruppen, gewisser eigentümlicher Persönlichkeiten und Bestrebungen in den Reihen der spanischen Dramatiker, die bei uns auch den wenigen Freunden des spanischen Dramas noch unbekannt, wenigstens teilweise unbekannt waren. Daneben hat der Verfasser, der im strengsten Sinne nach den Quellen gearbeitet, das heißt alle besprochnen Dramen, von denen er durchgängig einen kurzen oder längern Handlungsauszug giebt, im spanischen Original gelesen hat (ein Verdienst, das übrigens auch Schack in Anspruch nehmen darf), eine große Zahl interessanter Nachweise über die Eigenart und namentlich über die geniale Flüchtigkeit, die unglaubliche Unbefangenheit in der Benutzung von Erfindungen und Ausführungen ihrer Vorgänger gegeben, die diese spanischen Dramatiker entfalteten. Er weist hierauf schon in der Einleitung hin, wo er geradezu als Hauptmerkmal der zweiten (Calderonschen) Periode des spanischen Nationalschauspiels „die Nachbildung der aus der ersten überlieferten Stoffe" bezeichnet. „Nicht allein wurden diese in andre Form gegossen, sondern oft geradezu in unverfrorenster(!) Weise in Besitz genommen. Hat doch sogar der große Calderon den zweiten Akt seines Dramas Los cabellos de Absalon beinahe Wort für Wort dem dritten Akt des Tirsoschen La venganza de Tamar nachgeschrieben, eine Thatsache, die man für unmöglich hielte, wenn man sich nicht jeden Augenblick davon überzeugen könnte. Bei der Besprechung des berühmten Moreto werden wir sogar sehen, daß fast dessen ganzes Repertoire ein Echo von Dichtern der ersten Periode ist." Daß der Nachweis vieler hierher gehörigen Einzelheiten für den Litteraturfreund im engsten Sinne wichtig ist, bedarf keiner besondern Aus-

einanderſetzung. Auch im Urteil bewahrt Schäffer ſeine Selbſtändigkeit und ſpricht z. B. im Gegenſatz zu Schack, der Alarcons phantaſievolles Meiſterwerk „Der Weber von Segovia“ in ſeinem „Spaniſchen Theater“ überſetzt hat, dem Dichter nur den ſogenannten zweiten Teil dieſes Dramas zu, während er die Verfaſſerſchaft des erſten Teils in Zweifel läßt. Es würde zu weit führen, wollten wir die neuen Nachweiſe und Geſichtspunkte, die Schäffers umfaſſendes Buch im einzelnen giebt, hier auch nur flüchtig erörtern; für diejenigen unſrer Leſer, die einen weitergehenden Anteil an der Geſchichte der Litteratur, der ſpaniſchen Dichtung im beſondern nehmen, iſt es ohnehin unerläßlich, das Werk zu leſen und mit ihren bisherigen Nachweiſen und Hilfsmitteln zu vergleichen. Denn auch in Bezug auf biographiſche Angaben und Daten hat Schäffer, der alle neuern ſpaniſchen Einzelforſchungen berückſichtigen konnte, in ſeinem Buche vieles ſeither unbekannte mitgeteilt. Um bei dem einmal gewählten Beiſpiele ſtehen zu bleiben: Schack mußte bezüglich des herrlichen Jan Ruiz de Alarcon noch ſagen: „keine Andeutung ſetzt uns in den Stand, Alarcons Todesjahr auch nur annähernd beſtimmen zu können,“ während Schäffer auf Grund des 1871 erſchienenen Buches des Luis Fernandez Guerra y Orbe über Alarcon genau angeben kann, daß der Dichter am 4. Auguſt 1639 geſtorben iſt und, obſchon Neuſpanier (Mexikaner) von Geburt, doch den größern Teil ſeines Lebens in Spanien zugebracht hat. Er war (1580 geboren) ſchon im Jahre 1600 zu Studien auf der Univerſität Salamanca nach Spanien gekommen, ging erſt 1608 nach Mexiko zurück, ſchiffte ſich ſchon 1611 mit dem Vicekönig Don Luis de Velasco, Marquis von Salinas wiederum nach Spanien ein, wo er als vortragender Rat beim königlichen Rate für Neuſpanien bis an ſein Lebensende blieb. Solcher Ergänzungen und Berichtigungen zu allem, was man früher wußte und heute noch in den gangbaren Handbüchern und Konverſationslexicis finden kann, giebt es natürlich in einem ſo umfangreichen Buche in großer Anzahl. Je gründlicher und erfolgreicher die Studien des Verfaſſers über die ſpaniſche Nationalkomödie und ihre Vertreter geweſen ſind, um ſo höher müſſen wir es ihm anrechnen, daß er ſeine Leſer nach Möglichkeit mit Belegen und Anmerkungen verſchont, überhaupt eine fließende, lesbare Darſtellung in guter Sprache erſtrebt hat.

Für die erſte Einführung in die exotiſche Welt des ſpaniſchen Dramas wird Schacks Werk immer ſeine beſondern Vorzüge behalten. Die jugendliche Begeiſterung, mit der es geplant und geſchrieben iſt, die lebendige, farbenreiche Anſchaulichkeit, die fein poetiſche Nachempfindung in der Wiedergabe des Inhalts der beſprochenen Dramen, die glückliche Verbindung der Litteraturgeſchichte mit der Theatergeſchichte verſetzen den Leſer raſch mitten in die Zaubergärten ſpaniſcher Kunſt. Die Fülle der Mitteilungen Schacks kann den gebildeten Laien, wenn ſie günſtigenfalls noch durch das Leſen der beſtüber=

setzten Meisterdramen der Spanier unterstützt wird, vollkommen genügen. Schäffers Werk hat mit seiner größern Vollständigkeit, seiner knappern und wesentlich nüchternern Inhaltsangabe der Dramen für ganz andre und viel engere Lebens- und Lesekreise Bedeutung. Im Schlußwort gesteht der Verfasser selbst zu, daß er vor allem die im Auge hatte, die sich gedrungen fühlen, der edeln kastilianischen Zunge mächtig zu werden. So wenig, meint Schäffer, es vom „allgemeinen Kulturstandpunkte aus" (auch eins jener verhängnisvollen Worte, bei denen sich jeder alles denken kann!) zu beklagen sei, daß die Zeiten einer wirklich nationalen Litteratur infolge des innigen Wechselverkehrs der Völker Europas unwiederbringlich vorüber seien, „so sehr gewinnt der Rückblick auf ältere Litteraturperioden an Interesse für jeden Gebildeten. Und daß in dem von uns behandelten Abschnitt eine der gewaltigsten Äußerungen des Nationalgefühls eines Volkes ans Licht tritt, ist unbestreitbar. Nicht allein steht das altspanische Theater gänzlich auf sich selbst, indem es weder dem klassischen Altertum noch irgend einer neuern Dramatik die geringste Verpflichtung(!) schuldet(!); nicht allein hat es eine bestimmende Wirkung auf die französische, in geringerm Grade auch auf die spätere englische und italienische Bühnendichtung geübt, es steht auch da als eine homogene Masse von so gewaltigem Umfange, wie sie in der Litteraturgeschichte keiner andern Nation wieder erscheint. Daß sich unter diesem Reichtum vieles vorfindet, was unbedeutend, schal oder gar verderblich ist, daß selbst den bessern Produktionen Fehler und Gebrechen anhaften, die uns im künstlerischen Genusse stören, versteht sich von selbst und ist von uns nicht verschleiert, sondern deutlich hervorgehoben worden. Aber diese menschliche Unvollkommenheit zugegeben, bleibt überreichlicher Stoff zu warmer Bewunderung. Mit ungeteiltem Stolze darf das spanische Volk auf jene glorreiche Epoche zurückblicken; mit nationalem Selbstbewußtsein darf es sich des unendlichen Schatzes freuen, dem seine Vorfahren mit so rastloser Energie zusammengetragen haben. Aber auch dem Litteraturfreunde jeder andern Nation blühen jene Rosen, wenn er sich nur entschließen kann, die nicht übermäßig schlimmen Dornen zu überwinden, welche die Erlernung der Sprache des Cervantes darbietet. Dann aber beleben sich vor seinen erstaunten Sinnen die romantischen Gestalten einer ritterlichen Vorzeit, das Dornröschen der altspanischen Dramatik schlägt die Augen auf und belohnt mit seinem entzückenden Anblick den mutigen Erforscher seines Zauberreiches."

So wenig wir einen Menschen, den nach jenem „geistigen Genuß, der aus edeln Rhythmen träuft," dürstet, vom spanischen Quell zurückhalten möchten, so ist es doch unsre Überzeugung, daß die Periode, in der die spanische Poesie Einfluß auf unsre eigne Litteratur gewonnen und gehabt hat, für immer vorüber ist. Friedrich Halm war der letzte namhaftere Dichter, dessen Entwicklung unter spanischem Einfluß stand, und der verblassende Schimmer

Halmscher Poesie wird schwerlich zum weitern Beschreiten seiner Pfade verlocken. Auch der Wirkung der ursprünglichen spanischen Schöpfungen stehen die früher angedeuteten Hindernisse im Wege. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Meisterwerken der spanischen Litteratur kann vielleicht hie und da die Funken der ästhetischen Freude daran wieder zu einer hellern Flamme emporblasen. Im großen und ganzen würde dies aber keinen Einfluß auf unser litterarisches Lesen haben. Was uns fehlt, ist nicht eine Verbreiterung, sondern eine Vertiefung der litterarischen Interessen, der Teilnahme an poetischen Schöpfungen und Bestrebungen. Der feinste Kenner spanischer Mantel- und Degenstücke kann leider eine sehr unsichere Empfindung über Wert und Unwert deutscher Dichtung, lebendiger poetischer Bestrebungen haben. Angesichts der Zerfahrenheit und der Urteilslosigkeit in künstlerischen Dingen, der vielseitigen Ansprüche an die wenigen Mußestunden, die uns heute gegönnt sind, gilt es, Wünsche, die man für den Anteil an fremdländischen, in keiner unmittelbaren Beziehung zu uns selbst mehr stehenden Litteraturen haben kann, zurückzudrängen. Die geforderte Vereinfachung, die unsrer Bildung ein stärkeres Rückgrat geben soll, kann doch der Schule nicht allein auferlegt werden. Wir andern müssen auch etwas dazu thun, und der Verzicht auf Spanisches wird nicht der einzige sein, zu dem wir uns nachgerade entschließen müssen.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Briefe von Viktor Hehn. Mit so großer Freude man auch das Erscheinen von Briefen Viktor Hehns begrüßen, mit so viel Genuß man sie auch lesen mag, so nötigt doch das von Herman Wichmann, einem Musiker, herausgegebene Buch Briefe Viktor Hehns von 1876 bis zu seinem Tode 23. März 1890 an seinen Freund H. W. (Stuttgart, Cotta) vor allem eine Rechtsfrage aufzuwerfen. Was ich durch den Druck veröffentlicht habe, das ist durch das Gesetz gegen unbefugten Neudruck während meiner Lebenszeit und noch dreißig Jahre darüber hinaus zu Gunsten meiner Rechtsnachfolger geschützt. Soll nun, was ich vertraulich, fern von dem Gedanken an eine Veröffentlichung, geschrieben habe, vogelfrei sein, sobald ich die Augen geschlossen habe? Darüber besteht wohl nirgends eine Bestimmung, und es ist mehr als fraglich, ob das in dem letzten Willen jemandes ausgesprochene Verbot, seine Briefe drucken zu lassen, irgend eine rechtliche Wirkung haben würde. Und doch rückt das vorliegende Beispiel den Gedanken nahe, gesetzliche Befugnis in dieser Beziehung zuerkannt zu wünschen. Wer sich bewußt ist, dem großen Publikum unbekannt oder doch uninteressant zu sein, braucht

wegen eines Mißbrauches seiner vertraulichen Äußerungen nichts zu besorgen. Allein es ist nicht schwer, sich in die Lage bedeutender Persönlichkeiten hineinzudenken, die befürchten müssen, daß alles, was sie einmal dem Briefpapier anvertraut haben, sofort nach ihrem Tode ans Licht gezogen werde. Oft genug haben wir schon Ursache gehabt, den übergroßen Eifer zu bedauern, mit dem aus dem Nachlaß großer Männer jedes Brief- und Tagebuchschnitzel hervorgesucht wird, das von Nachkommen mit Pietät aufbewahrt werden dürfte, aber für weitere Kreise und spätere Geschlechter keinerlei Wert hat; doch gehören Personen und Zustände, die darin berührt sind, bereits der Vergangenheit an. Wohin soll es aber führen, wenn rücksichtslos ausgekramt wird, was die Gegenwart, noch Lebende berührt und ganz gewiß nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war?

Ein solcher Fall liegt hier vor. Der Empfänger der Briefe Hehns erklärt wohl, „solche Stellen, deren Veröffentlichung nicht im Sinne des Verewigten schien," gestrichen zu haben. Es darf aber mit gutem Grund angenommen werden, daß er bei der Ausübung dieser Zensur sich selbst an die Stelle des Schreibers gesetzt habe. Darauf deuten einzelne Anmerkungen hin. So z. B. in Fragen der Politik, wo beide verschiedne Standpunkte einnahmen. Dagegen merkt man förmlich das Behagen, mit dem sarkastische Äußerungen Hehns über Personen, gegen die Wichmann einen Groll hegt, wiedergegeben werden. Besonders bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Behandlung Moleschotts. Wir ersehen, daß Wichmann in Rom den ärztlichen Rat Moleschotts eingeholt hat, sich über ihn beklagen zu dürfen glaubt und sich gegen Hehn sehr bitter über ihn ausgesprochen haben muß. Wenn nun Hehn seinem Bedauern darüber scharfe Worte beifügt, so wird dieses Echo getreulich wiedergegeben, aber nur angedeutet, wie in den Wald hineingerufen worden sein muß; so in der Anmerkung, die schließt: „Moleschotts Charakteristik unterlasse ich aus besondern Gründen." Und dies führt uns auf das eigentümliche Verhältnis zwischen den beiden Briefschreibern. Wichmann berichtete offenbar sehr fleißig über sein und der Seinigen Ergehen und fügte häufig kleine Geschenke bei, sodaß Hehn nicht umhin konnte, wenigstens von Zeit zu Zeit zu antworten. Nicht ahnend, zu welchem Zwecke seine Briefe hervorgerufen und gesammelt wurden, plauderte er einmal kürzer, einmal ausführlicher über das, was er soeben erlebt, gearbeitet, gelesen hatte, flocht je nach der Stimmung des Augenblickes Betrachtungen über die Zeitereignisse, über litterarische Erscheinungen, über gemeinschaftliche Bekannte u. s. w. ein und ließ gelegentlich seiner guten oder schlechten Laune freien Lauf. Bei einem Manne von so viel Geist, Scharfsinn, Witz und Gelehrsamkeit braucht gar nicht gesagt zu werden, daß diese Briefe in hohem Grade lesenswert sind, und jedermann weiß auch, daß sich Hehn nicht scheute, seine Meinung über Personen abzugeben, mochte sie mit der sogenannten öffentlichen Meinung übereinstimmen oder nicht. Aber eben deswegen mußte sich der Herausgeber sagen, daß Hehn ungünstige Urteile schon selbst in die Öffentlichkeit gebracht haben würde, wenn er es passend gefunden hätte, und daß ohne seine Einwilligung solche nicht, am wenigsten schon jetzt hätten gedruckt werden dürfen. In mehr als einem Falle können wir behaupten, daß es Hehn sehr wehgethan haben würde, das publizirt zu sehen, was er in augenblicklicher Verstimmung oder im Scherz niedergeschrieben hatte. Etwas ganz andres ist es mit den Berichten und Schilderungen, die er von Petersburg aus an eine baltische Zeitschrift geschickt und von denen Dehio in der Münchner Allgemeinen Zeitung einige Proben gegeben hat: die hatte er für den Druck verfaßt, und die zu sammeln und herauszugeben würde verdienstlich sein.

Nun die Indiskretion einmal begangen ist, dürfen wir uns allerdings nicht entgehen lassen, einiges aus dem Buche zu schöpfen, was zur Charakteristik des Schreibers dienen kann.

Die Sammlung beginnt mit einem Briefe aus Rom (März 1876), der über einen ziemlich mißlungenen Ausflug nach Galera, über Veränderungen in der Physiognomie der Stadt und über die „unheiligen und unwürdigen Forestieri, die in Museen und Villen durch vorwitzige Urteile und kindische Reden das Ohr beleidigen," in seiner wohlbekannten Weise berichtet. Alle weitern sind in Berlin oder in den verschiednen Kurorten geschrieben, die aufzusuchen ihn seine Gesundheit nötigte. Sein Herz teilt sich zwischen Berlin und Italien. An dem erstern Orte entdeckt er fortwährend neue Vorzüge, so viel ihm auch an politischen und litterarischen Zuständen gegen den Strich geht; von Italien drängen sich bald Licht- bald Schattenbilder seiner Erinnerung auf, und es wirkt komisch, wenn er seinen Korrespondenten gegenüber die köstlichen Ratschläge für Leute, die besser zu Hause blieben, förmlich entschuldigen muß. Die Sehnsucht, das Land noch einmal wiederzusehen, verläßt ihn nie, er ärgert sich über oberflächliche oder noch schlimmere Urteile (so soll Lasker das seinige über Rom in die Worte zusammengefaßt haben: „Ein schmutziges Nest"!), er erkennt die große Leistung der Valutaregulirung in vollem Maße an, hat aber so wenig Respekt vor dem parlamentarischen Regiment, daß er wünscht, die Versammlung auf Monte Citorio möge von einer Kompagnie Bersaglieri auseinandergetrieben und der Presse eine sanfte sordina auferlegt werden, damit der (platonische) Grundsatz des Ministers Martinez Campos befolgt werden könne: wenig Politik, viel Verwaltung. Und bleibend möchte er seinen Aufenthalt in Rom nicht nehmen, weil ihm dort die natürliche Verbindung mit der nationalen Kultur fehlen würde.

Als Deutschrusse geboren, war Hehn Preuße aus Überzeugung geworden. Seine Bewunderung für Bismarck kommt häufig zu Worte. Als Wichmann den sonderbaren Einfall gehabt hat, ihm eine Stelle über den damaligen Reichskanzler aus einem Berliner Briefe abzuschreiben, sagt er: „Solche Worte (»Ich hasse diesen Mann, dreister Hazardspieler, alles Unedle in der Menschennatur, Brutalität und Gemeinheit, roh und maßlos«) zu lesen, hat mich recht traurig gemacht. . . . Was Bismarck betrifft, so bekenne ich in meiner Einfalt, daß mitten in der demokratischen Plattheit und Seichtigkeit, von der man millionenfach in Wort und Schrift und That umwimmelt wird, dieser einzige Mann mein Trost und meine Erbauung ist. Er ist wie Gulliver unter den Liliputanern, die ja auch fleißig ihre Stecknadelpfeile abschossen, ohne ihn töten zu können. Welcher große Mann ist nicht geschmäht worden? Auch Goethe hatte seinen Pustkuchen und viel andre Verkleinerer, und »ich habe ihn von Anbeginn gehaßt« war der Jude Börne dreist genug zu sagen."

Nach dieser Probe kann sich jeder, der es noch nicht wußte, denken, welche Meinung Hehn von der in den achtziger Jahren wieder so rührigen preußischen Opposition hatte. Nach dem Schuß Hödels schreibt er, noch sei nicht gebrannt und geplündert worden, das stehe erst bevor. „So weit haben es die Doktrinäre, an ihrer Spitze der große Logiker Lasker, seit zehn Jahren mit ihrer Gesetzgebung gebracht, besonders mit der Preß-, Vereins- und Versammlungsordnung und der Lähmung der Exekutive dem abstrakten Recht gegenüber." Und nach der Ablehnung der Unteroffizierschule in Neu-Breisach spottet er, der Kaiser habe Eugen Richter mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut, Virchow übernehme das Äußere „wegen früher gethaner prophetischer Aussprüche, ohne Französisch, dafür aber mit

Vivisektion, der zungenfertige Rechtsanwalt Munkel Justiz (damit endlich der Rechtsstaat zu stande komme; der Rechtsstaat ist ein solcher, in dem die Advokaten regieren)" u. s. w. Die andern Namen, die er im Februar 1883 nennt, sind heute bereits so vergessen, daß man sich auf die einstige Rolle ihrer Träger besinnen muß. Das Programm dieser märchenhaften Regierung lautet: „Abschaffung der Armee, dafür Miliz, alle Kasernen geschlossen, keine Polizei, alle Zölle aufgehoben, die Staatsbahnen wieder an die Börse verkauft u. s. w. Auf diese Nachrichten hin ist Paris und Petersburg illuminirt worden, ja selbst in Wien hat die Hofburg eine Freudenfahne ausgesteckt. Ganz Deutschland schwimmt in Wonne, aber sonderbar: die Kurse fallen stark." Für den Fall des Rücktritts Bismarcks schlägt er 1888 Gladstone als Nachfolger vor. (Wir erinnern hier daran, daß Hehn am 23. März 1890 gestorben ist!) Denselben Ton finden wir in Randglossen zu Texten aus dem Auslande. „Schon jener italienische Staatsmann sagte richtig: L'Italia è fatta; ora bisogna far gli Italiani — aber wo sind sie, vor allem die Charaktere?" Wer denkt dabei nicht an „Deutschland im Sattel"? So führt er Chateaubriands Wort an: Depuis que le Français ne croit plus à Dieu, il croit à son journal und liefert hie und da Belege für die Anwendbarkeit des Satzes auf Deutschland. Überraschen wird es viele Leser, daß Hehn Herrn Paul Singer „vor Jahren wohl gekannt hat." Sie trafen sich in einer Gesellschaft, in der das Christentum nur durch Hehn und Guido Weiß vertreten war. „Singer ragte dort nicht gerade durch Geist und persönliche Eigenschaften hervor, aber er war bemittelt, ja reich und wurde daher mit unterwürfiger Ehrfurcht umdrängt. Allmählich fühlte er, daß man durch Geld allein nicht berühmt wird; er wollte sich einen Namen machen und ging von dem politischen Radikalismus zur Sozialdemokratie über, wie auch Lassalle und Marx gethan hatten. Er hat die Absicht erreicht, denn jetzt gehört er zu den größten Männern in Deutschland und Palästina, obwohl es keinen größern Gegensatz geben kann als Sozialismus und Judaismus." Köstliche Ausfälle auf das liberale Philistertum kommen vielfach vor, auf die Leute, auf die das bloße Wort Freiheit berauschend wirkt, die bescheiden eingestehen, von vielen Dingen nichts zu verstehen, in der Politik aber, „die doch noch schwieriger ist als irgend ein Kunsturteil," mit unfehlbarer Haarschärfe aburteilen u. dergl. m. Überhaupt ist der ganze Briefwechsel mit politischen Dingen durchspickt. Der Empfänger der Briefe scheint aber erst spät entdeckt zu haben, daß er selbst zu der großen Masse gehört, und nachdem Hehn ihn förmlich ermächtigt hat, ihn für einen Reaktionär zu halten („Was heißt eigentlich reaktionär? Jede Heilung und Genesung ist eine Reaktion gegen vorausgegangenes Übel. War nicht auch die Renaissance, die zu dem Altertum zurückgriff, eine Reaktion?"), nachdem er die beiderseitige Entfremdung in solchen Fragen ausdrücklich berührt hat, sucht Wichmann nach einer Erklärung dafür, die in jedem Sinne originell ausfällt. Am 1. April 1889 („am Geburtstage des Gewaltigen") erwähnt Hehn, er bringe drei Abende der Woche in einer Weinstube in kleiner Gesellschaft zu, wo „gescherzt, erzählt, Politik und Litteratur verhandelt" werde, und nun macht der Herausgeber zu einem Briefe vom September desselben Jahres folgende Anmerkung: „Da Hehn in seinen letzten Lebensjahren allabendlich mit Busch und Bucher in der Weinstube zusammentraf, so ergab es sich von selbst, daß er mehr als sonst sich für Politik interessirte." Nach dieser Notiz muß man die Höflichkeit und Geduld bewundern, mit der Hehn diesen brieflichen Verkehr aufrecht erhalten hat!

Einmal hat Wichmann als die vier Schäden des deutschen Reiches bezeichnet: Militarismus, Sozialismus, Judaismus und Byzantinismus; Hehn fügt Bier und

Skat hinzu, dem Skat erkennt er nur den Vorzug zu, dem Philister Schweigen aufzuerlegen. Als ein schweres Verhängnis betrachtet er das Umsichgreifen des „herzlosen demokratischen Amerikanismus.“ Manchen sitzenden Hieb erhalten die vulgären Zeitungen, die Berliner „Genies ersten Ranges, Nebenbuhler Goethes,“ eitle Gelehrte und Schriftsteller, die sich an den berühmten Mann hinandrängen oder ihn herablassend belehren, andre, die gegen die neue Orthographie sind, weil diese das Zeilenhonorar schmälert, die affektirte Ausdrucksweise der „Geistreichen“ (z. B. Fanny Hensel an ihren Bruder Felix Mendelssohn in London: „Das Meer ist doch das echte Scheidewasser“) u. a. m. Mit der grünen Moderne scheint Hehn nicht mehr in Berührung gekommen zu sein; die Zurechnungsfähigen in dieser Gesellschaft könnten sich aber den Satz merken: „Das Leben bringt uns Plagen genug, und wir brauchen sie durch Phantasie nicht noch zu vermehren.“ Alles das würde an Wert nichts eingebüßt haben, wenn der Herausgeber die Namen von Personen, auf die einzelne Bemerkungen gemünzt sind, weggelassen hätte.

Verlockend wäre es, aus den Briefen alles das zusammenzustellen, was uns Hehn in seinem häuslichen Leben und bei der Arbeit zeigt, den unermüdlich fleißigen Mann, der sich fortwährend der Weichlichkeit, des Hanges zum Aufschieben beschuldigt, der sich einen halben und verfehlten Menschen nennt, weil er unbeweibt geblieben ist. Doch wir wollen nicht dem Buche den ganzen Saft auspressen.

# Litteratur

**Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791 bis 1817.** Bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. A. H. Burkhardt, Großherzl. Sächs. Archivdirektor. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1891

Das Buch eröffnet eine Reihe von „theatergeschichtlichen Forschungen,“ die Berthold Litzmann in Jena herausgeben will. In dieser Sammlung sollen Arbeiten aus dem Gebiete der Theatergeschichte veröffentlicht werden, die in einer allgemein litterarhistorischen Zeitschrift „ihres allzu speziellen Themas wegen“ vielleicht keine Aufnahme finden würden (also eine Sammelstelle für ein Spezialfach aus der Spezialwissenschaft), daneben sollen Quellen gedruckt werden, die irgendwie in dieses Gebiet einschlagen, gleichviel ob sie aus archivalischem oder biographischem Material bestehen.

Die Befürchtungen, die man bei diesem Programm hegen wird, daß hier für ein größeres gebildetes Publikum nichts zu finden sein werde, daß nur die Eingeweihtesten hier wie auf einem abgelegenen Fleckchen die aus tiefsten Gründen heraufgeholten Schätze für sich bergen möchten, ohne sie ans helle Tageslicht zu bringen, diese Befürchtungen kann der vorliegende erste Band der Sammlung in einer Hinsicht zerstreuen, auf der andern Seite rechtfertigt er sie freilich. Sein Inhalt darf gewiß auf allgemeinere Beachtung Anspruch erheben, dagegen wird die Form schwerlich einen Leser anlocken, der ihn nicht aus fachwissenschaftlichem Interesse in

die Hand nimmt. In der Hauptsache besteht nämlich das Buch aus zwei großen Verzeichnissen; das eine enthält die Stücke, die unter Goethes Leitung von den Weimarer Schauspielern aufgeführt worden sind, in chronologischer Reihenfolge nach den Tagen, an denen gespielt wurde, das andre den Titeln nach alphabetisch geordnet, doch sind auch hier die Aufführungstage hinzugefügt. Für eine Darstellung also der gesamten Entwicklung, der Glanzzeiten des Weimarer Theaters oder etwa der Ziele, die Goethe in bestimmten Zeitabschnitten verfolgte, wird das erste Verzeichnis eine bequeme Unterlage sein; das zweite dient hauptsächlich dazu, dem Suchenden die Frage zu beantworten: ist ein bestimmtes Drama, ein Lustspiel, eine Oper, ein Singspiel überhaupt unter Goethes Leitung aufgeführt worden, und wann hat die Aufführung stattgefunden?

Die große Stoffsammlung, die die beiden Verzeichnisse bieten, ist in der Einleitung verarbeitet und ihr Inhalt fast statistisch dargestellt worden. Diesen kurzen Bemerkungen, die die interessante Thatsache enthalten, daß von 1791 bis 1817 in Weimar 87 Stücke von Kotzebue und 31 von Iffland gegenüber 19 von Goethe und 18 von Schiller aufgeführt wurden, schickt der Verfasser einen Abriß der äußern Geschichte des Weimarer Theaters unter Goethe voraus, soweit er sich aus Quellen zweiten Ranges (besonders Rechnungen — „rechnerischem Material," wie sich der Verfasser ausdrückt) geben läßt. Hier schildert Burkhardt die Schwierigkeiten, die Kühnheit des Unternehmens, das mit geringen Mitteln in einer kleinen Stadt ans Licht trat, und die Wanderungen der Truppe während des Sommers nach dem Modebade Lauchstädt, nach Erfurt, nach Rudolstadt und Naumburg, nach Leipzig, wo Goethe das begeistertste Publikum vorfand, und nach Halle, wohin man für die Sommermonate am 5. August 1811 endgiltig von Lauchstädt übersiedelte.

Leider ist diese Einleitung in einem manchmal fast unverständlichen Stil geschrieben. „In Abrechnung desselben" sagt der Verfasser für „ohne ihn," „bis zur Exklusivität" für „ausschließlich," „aktliche Zeugnisse" für „Akten" u. s. w.; von Lauchstädt erzählt er uns, daß dort „Goethes Kind seiner Muse(!) gar prächtig gedieh." Sätze, wie der folgende, stehen nicht vereinzelt da: „Nach dem Verlust von Lauchstädt werde es unmöglich sein, dieses*) für das, was es seither gekostet, jemals wieder herzustellen, und wenn dies der Fall, so doch das gegenwärtige Ensemble nicht mehr ermöglichen zu können!"

**Stanleys Nachhut in Yambuya unter Major Edm. M. Barttelot.** Mit den Tagebüchern und Briefen des ermordeten Majors Barttelot in (als?) Antwort und Widerlegung der von H. M. Stanley gegen die Offiziere der Nachhut der englischen Emin-Pascha-Expedition gemachten Anklagen. Nach dem Tode des Majors Barttelot herausgegeben von Major Walter G. Barttelot. Autorisirte Übersetzung von E. Oppert. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckereiaktiengesellschaft, 1891

Ein trauriges, unerquickliches Buch, von dem kein Mensch in Deutschland, der es liest, begreifen wird, warum es übersetzt werden mußte. Dazu ist es schlecht übersetzt und reich an Schreib- und Druckfehlern. Es ist ganz verständlich, daß die Familie des unglücklichen englischen Offiziers alles gethan hat, um dessen von Stanley schwer geschädigten Ruf wiederherzustellen; außerdem wird noch eine ganz kleine Gemeinde von gründlichen Kennern Afrikas sich jedes Beitrages zur Aufhellung des Dunkels freuen, das über der englischen Expedition zur Entsetzung Emins

*) Nicht Lauchstädt, wie der ahnungslose Leser vermutet, sondern das früher erwähnte Theaterpersonal ist gemeint.

lagert; und endlich mag der Klatsch der englischen Teilnehmer der Expedition bei ihren Landsleuten jene Teilnahme finden, mit der jenseits des Kanals die großen Skandalprozesse u. dergl. verfolgt werden. Aber auch selbst für diese bringt das Buch in seinen unverkürzt und ungesichtet wiedergegebenen Tagebuchaufzeichnungen zuviel Gleichgiltiges, und im Interesse des uns ganz sympathischen Zweckes dieser Verteidigungsschrift bedauern wir, daß das Material nicht in geschicktere Hände gefallen ist. Das karge Ergebnis läßt sich etwa in folgende Sätze fassen: Stanley und Barttelot entzweiten sich bereits auf der Fahrt nach dem Kongo, wobei jener durch unglaubliche Szenen, die er seinen Offizieren machte, die Disziplin der Expedition erschütterte, deren Ausrüstung und innere Ordnung noch vor Antritt des Waldmarsches sehr viel zu wünschen ließen. Barttelot selbst erscheint als ein tüchtiger, einfacher englischer Offizier, dessen Bildung und Umsicht aber nicht auf der Höhe seiner Aufgabe standen. Was die Frage der Schuld an seinem verhängnisvollen Zurückbleiben mit der Reserve im Lager von Yambuya betrifft, so erscheint auch hier Stanley als der am meisten belastete Teil, da sein unkluger Vertrag mit Tippu Tip von ihm zuerst gebrochen wurde, worauf der Araberchef seinerseits die ihm auferlegten sechshundert Träger nicht stellte und dadurch die Expedition am Weitermarsch hinderte; nach Stanleys Vorschrift sollte dieser erst stattfinden, wenn Tippu Tip Träger gesandt hätte, und Barttelot ging zu Grunde, weil er sie wörtlich befolgte. Auch wenn man vieles von dem, was das Buch bringt, der Erbitterung der Familie Barttelots zuschreibt, bleibt Stanley als Charakter und Organisator gerichtet.

Graue Geschichten. Novellen von M. zur Megede. Berlin, F. Fontane, 1891

Die Novellen, richtiger Lebensbilder des vorliegenden Bandes stehen sämtlich unter der Herrschaft des neuesten Verlangens nach Lebenswahrheit, der dämonischen Lust, die zugleich halb ein Grauen ist, sich die unseligsten Auswüchse unsrer Kultur, die widrigsten Möglichkeiten unsers armen Daseins als das Dasein selbst vorzustellen. Sie sind, einzeln genommen und die geschilderten Schicksale mit den geschilderten Menschennaturen verglichen, Wahrheit, aber sie sind nicht **die** Wahrheit, was einen ungeheuern Unterschied ausmacht und von der „realistischen" Kritik nicht in Anschlag gebracht wird. Da der Verfasser offenbar Talent hat und dem grellen Karikiren der unerfreulichen Szenen und Erlebnisse, die er darzustellen hat, aus dem Wege geht, so kann man wenigstens zu einer gewissen Teilnahme gelangen und liest nicht gerade zwischen Abscheu und Gelächter. Ein paar der durchgehend „grauen" Geschichten, namentlich „Wie es kam" und „Minnas Heirat," enthalten Ansätze zu größern Romanen, freilich wäre dann auch die Darstellung der andern nicht jammerwürdigen und abstoßenden Seite der menschlichen Dinge unerläßlich. Und dagegen sträubt sich die stark renommistische Lebenskenntnis des jüngsten Schriftstellergeschlechts. Ob diese Wiedergabe des nackten Elends und der armseligsten menschlichen Niedrigkeit eine Brücke zum sozialistischen Heils- und Zukunftsstaate sei, wissen wir nicht, eine Brücke zu einem neuen Aufschwung der Litteratur ist sie auf keinen Fall.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Das gleiche Wahlrecht

Die Thorheit der Franzosen, sich selbst immer aufs neue einzureden, daß ihnen 1871 schweres Unrecht zugefügt worden sei, vor dessen Sühnung sie sich nicht beruhigen dürften, wird von uns in allen politischen Erwägungen und Berechnungen berücksichtigt, und das mit Recht. Doch haben wir auch Ursache, uns die mindestens ebenso große Thorheit vieler Italiener vor Augen zu halten. Auch sie gebärden sich, als ob das Heil ihres Landes, dessen Zustände doch in mehreren Beziehungen recht besorglicher Art sind, von dem Gewinn einer Provinz abhinge, die ihnen schnöde „vorenthalten" wird. Es wäre begreiflich, wenn sich dabei ihre Blicke nach Nordwesten richteten, nach dem Stammlande ihres Herrscherhauses und der Geburtsstadt ihres nationalen Helden. Aber dessen letzter Donquixotestreich, sein Auszug zur Errettung der französischen Republik von den nordischen Barbaren, scheint die Erinnerung an die grausame Komödie, durch die Frankreich sich für seine Hilfeleistung bezahlt machte, fast gänzlich ausgelöscht zu haben. Nicht Savoyen und Nizza fordern sie, sondern das Trentino und Triest. Um ihre Ansprüche auf Trient geschichtlich zu begründen, müßten sie auf die Zeit der langobardischen Herzoge zurückgreifen, denn im letzten Jahrtausend sind Stadt und Gebiet gerade drei Jahre lang italienisch von Frankreichs Gnaden gewesen, Triest haben sie nie besessen. Sonderlichen Gewinn würden sie von der Erwerbung auch nicht haben, das Stück Südtirol ist ein armes Gebirgsland, und an Häfen leidet Italien keinen Mangel. Richtig ist nur, daß sich auf beiden Stellen die italienische Sprache merklich ausbreitet, die Bewohner des Gebietes von Trient zum größten Teil „welsch oder verwelscht" sind, und daß die Levantiner, Juden u. s. w., die in Triest, einer echten Hafenstadt, das große Wort führen,

sich darin gefallen, die Italianissimi zu spielen, wenn sie nicht gerade vom Staate Österreich Begünstigungen zu erbitten haben, wogegen die Stammbevölkerung slawisch ist. Und angenommen, es wohnten dort lauter unzweifelhafte Welsche: wohin es führen würde, wenn die Karte Europas streng nach den Sprachgrenzen umgearbeitet werden sollte, das braucht nicht zum tausendstenmal auseinandergesetzt zu werden. Doch was ficht das die einmal regegemachte politische Leidenschaft und Begehrlichkeit an?

Nun hat sich bisher zwar auch in Italien die Erfahrung bewährt, daß die tapfersten Oppositionsmänner Wasser in ihren Wein thun, sobald sie mit der Macht auch die Verantwortlichkeit übernommen haben. Aber niemand kann verbürgen, daß nicht einmal äußere oder innere Verhältnisse die gerade am Ruder stehenden ermutigen, ihren geheimen Wünschen zu folgen oder sie zwingen, gegen ihre bessere Einsicht der öffentlichen Stimme nachzugeben. Trotz der von Depretis und Crispi gegen die Irredenta aufgewandten Energie ist die Strömung unverkennbar im Wachsen, Leute von Namen unterstützen sie offen oder in zweideutiger Weise, und abgesehen von der Italie in Rom und dem Secolo in Mailand, die einfach als französische Organe gelten, giebt es eine leider sehr große Zahl von Blättern, die die eine oder die andre Schwäche des leicht erregbaren Volkes benutzen, um gegen die angebliche Unterordnung des Landes unter fremde Mächte zu hetzen: das übertriebene Nationalgefühl, den Stolz auf die Abstammung von den römischen Welteroberern, die Einbildung von der Solidarität der lateinischen Völker, den Wahn, der materiellen Not durch Verschwörungen und Putsche abhelfen zu können u. s. w. Ist es nicht bezeichnend genug, daß Vereine bestehen können, die sich nach dem Meuchelmörder Oberdank nennen? Für Frankreich arbeiten dort zahllose Kräfte, manche vielleicht, ohne sich dessen bewußt zu sein, gegen Österreich glimmt immer noch der alte Haß, der Dreibund wird fort und fort als eine Erniedrigung der Nation, als ein Hindernis der Befriedigung ihrer gerechten Forderungen dargestellt. Und König Umberto ist — das Muster eines konstitutionellen Fürsten. Drängte ihm die Mehrheit des Parlaments ein Ministerium auf, das den Bruch des Bündnisses, Krieg gegen Österreich als Programm aufstellte, er würde es für seine Pflicht halten, auch das anzunehmen. Krieg? wird man fragen. Ja wohl, aber natürlich nicht allein. Das Italia farà da se ist vergessen. Einmal von Frankreich, dann von Preußen beschirmt, ist Italien ein Reich geworden, es würde sich auch von Frankreich und Rußland in die Mitte nehmen lassen, um sich weiter abzurunden. Wurden doch schon einmal zarte Beziehungen mit Rußland angeknüpft, 1858 durch die damals großes Aufsehen machende Einräumung einer Kohlenstation in der Bucht von Villafranca, das heute Villefranche heißt. Folgen hat dieser allgemein als Drohung gegen Österreich verstandene Schritt Cavours allerdings nicht gehabt, allein er kann einen Präzedenzfall für irgend einen unter-

nehmenden Nachfolger des großen Staatsmannes abgeben. Und warum sollte ein Nachfolger nicht einmal Barzilai oder Imbriani heißen, da Frankreich ein Ministerium Goblet erlebt hat und die erste beste Abstimmung den wenig ehrwürdigen Greis Gladstone noch einmal an die Spitze der Geschäfte bringen kann, trotz aller Thorheiten, die er getrieben hat und noch treibt.

Das sind Phantasiegebilde, die aber einer realen Grundlage nicht entbehren, und die Moral davon ist: mit einem parlamentarisch regierten Staate lassen sich keine soliden Bündnisse abschließen.

Selbstverständlich werden diesen Zusammenhang alle die nicht zugeben, die an Parlamentarismus und allgemeines Stimmrecht so fest und einfältig glauben, wie andre an Sebastian Kneipp oder an das Wasser von Lourdes. Wenn irgendwo die Staatsmaschine nicht ganz glatt arbeitet, so liegt das einzig daran, daß entweder das Wundermittel überhaupt fehlt, oder daß die beiden Ingredienzien nicht richtig gemischt werden. Deutschland hat das allgemeine Wahlrecht, aber nicht den Parlamentarismus, Österreich und Belgien besitzen ihn, doch nur beschränkte Wahlen, daher sind die erleuchtetsten Liberalen darüber einig, daß ein parlamentarisches Ministerium in Berlin, allgemeine Wahlen in Wien und Brüssel sofort alle Schwierigkeiten und Verlegenheiten beseitigen würden, mögen sie nationaler, politischer, religiöser oder wirtschaftlicher und sozialer Natur sein. In wahrhaft rührender Unschuld bringen die Zeitungen immer wieder den Satz vor, das allgemeine Stimmrecht lasse alle Parteien zu Worte kommen, und in friedlicher Erörterung verlören alle Bestrebungen ihren etwa gefährlichen Charakter. Als ob z. B. durch den Eintritt von Sozialdemokraten in den deutschen Reichstag die soziale Frage in das Stadium ruhiger Erörterung gebracht, die Gegensätze gemildert worden wären; als ob nicht ungeachtet des überall thätigen Bemühens um die Verbesserung des Loses der Arbeiterbevölkerung von dieser selbst Pflastersteine, Revolver, Dolche und Dynamit als Argumente für ihre Wünsche bevorzugt würden. Oder verdient etwa die beliebte Ausrede, für die „bedauerlichen Ausschreitungen" seien nicht die Arbeiter, nicht die Sozialdemokraten, sondern die Anarchisten verantwortlich zu machen, ernsthafte Berücksichtigung? Die verschiednen Gruppen unterscheiden sich in der Hauptsache nur durch das größere oder geringere Maß von Vorsicht. Die einen wollen das Oberste zu unterst stürzen, aber „nur mit gesetzlichen Mitteln," die andern beginnen das Reformwerk frisch und frei mit Mordanfällen auf Polizeibeamte und Gendarmen oder noch verruchter und zugleich feiger mit Petarden u. dgl. Wie weit die Verwirrung der sittlichen Begriffe gediehen ist, haben uns wieder die Vorgänge in der italienischen und in der französischen Kammer gelehrt, wo die Leute, die mit ihrem Leib und Leben für die Aufrechterhaltung der Ordnung und den Schutz ihrer Mitbürger einstehen mußten, als Mörder gebrandmarkt wurden, weil sie sich ihrer Haut gewehrt haben, anstatt die Angriffe einer

rasenden Menge mit „freundlichem Zureden" zu pariren. Die solche Reden führen und durch diese aufs neue anstacheln, sind offenbar die von Herrn Virchow erfundenen „guten Revolutionäre," die allerdings nur im bildlichen Sinne Minen graben, und zwar unter dem Schutze der Redefreiheit. Wohl haben sie die Ahnung, daß sie sich im äußersten Falle nicht zu sehr auf diesen Schutz verlassen dürften, darum wird, wo sie ernste Entschlossenheit sehen, der Ausstand, der zu bald zum Aufstand wird, „wegen ungünstiger Witterung" abgesagt. Es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn sich endlich die Welt voll Empörung und Ekel von diesem frevelhaften Spiele mit den Volksleidenschaften abwendet und, wiederum das Kind mit dem Bade verschüttend, nach dem aufgeklärten Despotismus lechzt.

Wir alle dürfen offen eingestehen, daß auch wir uns über den praktischen Wert des allgemeinen gleichen Stimmrechts getäuscht haben. Die im Jahre 1848 damit angestellte Probe zeugte, wenn man die Dinge vorurteilsfrei betrachtet, nicht gegen das Prinzip. Man durfte hoffen, daß die phantastischen Vorstellungen von den Aufgaben des Staates und den Mitteln zu ihrer Lösung, Vorstellungen, wie sie damals nicht ausschließlich in der großen Menge bestanden hatten, sich mittlerweile geklärt haben würden und praktischer Verstand den einstigen jugendlichen Schwung ersetzen werde. Die Einschränkung des Wahlrechtes galt durchweg als ein charakteristisches Zeichen der Reaktion, und Bismarck verlieh nur der allgemeinen Überzeugung Ausdruck, als er eine Volksvertretung aus allgemeinen Wahlen als unumgängliche Bedingung für eine Reform der Bundesverfassung aufstellte. In wie geringem Grade sich die noch 1871 gehegten Erwartungen erfüllt haben, ist nur zu bekannt. Hatte man selbst in gebildeten Kreisen in den letzten zwei Jahrzehnten politisch wenig gelernt, so griffen in den untern Schichten chimärische Lehren, durch die Vaterlandsgefühl und Staatsbewußtsein untergraben werden mußten, mit reißender Schnelligkeit um sich. Heute steht es so, daß Millionen von Deutschen allem Bestehenden, aller menschlichen Ordnung offen den Krieg erklären, bereit sind, mit allen Feinden des Deutschtums gemeinsame Sache zu machen. Der Kampf, der 1848 und später um die politische Macht geführt wurde, ist nun um den Bestand der Gesellschaft entbrannt; die sich Unterdrückte nennen, wollen nicht die Aufhebung des Druckes, sondern planen eine viel gewaltthätigere Unterdrückung aller, die Volksvertretung ist nicht die Bürgschaft friedlicher Entwicklung mehr, sondern wird umgekehrt zum Mittelpunkte der revolutionären Agitation.

Über diese Lage der Dinge giebt sich schwerlich jemand einer Täuschung hin, die einen erkennen sie mit schwerer Sorge, die andern hoffnungsfroh. Was ist dabei zu thun? Eine abermalige Beschränkung des Wahlrechtes auf gewisse Bevölkerungsklassen, die sich durch Stellung, Bildung, Besitz oder sonstwie über die große Masse des Proletariats erheben, könnte niemand be-

fürworten, auch wenn darauf zu rechnen wäre, daß eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Versammlung dazu ihre Zustimmung geben würde. Und doch muß man sich sagen, daß, wenn wir auf dem bisherigen Wege bleiben, ein Reichstag mit sozialdemokratischer oder wenigstens revolutionärer Mehrheit nicht zu den Unmöglichkeiten gehört.

Die Sozialdemokraten selbst zeigen uns die Richtung, in der eine Reform durchführbar wäre, die keinen jetzt stimmberechtigten seines Rechtes berauben würde. Sie treten durchweg als Vertreter der Besitzlosen, also einer bestimmten Klasse der Bevölkerung auf und behandeln ebenso alle nicht zu ihrer Partei zählenden Abgeordneten als Klassenvertreter. Sie haben also, was anzuerkennen ist, mit der Fiktion des Liberalismus gebrochen, die jeden Abgeordneten als Mandatar des ganzen Volkes angesehen wissen will. Das ist ein entschiedner Fortschritt, wenn wir die logische Folgerung ziehen, nämlich überhaupt das Vorurteil überwinden, daß ein Abgeordneter nicht das Organ einer Bevölkerungsklasse sein dürfe. Diese Frage ist vor einem Jahrzehnt wiederholt in den Grenzboten berührt worden, z. B. 1881 III, S. 433 ff.: „Glossen eines Deutschen im Auslande" und 1882 I, S. 57 ff.: „Allgemeine Wahlen." In dem letztern Aufsatze wurde dem sogenannten Listenskrutinium der Vorzug gegeben, das aber nur den Minderheiten einen gewissen Schutz gewährt. Der Erfolg dieses Systems ist oder soll sein, daß, wenn in einem Wahlbezirke die Mehrheit der Wähler zu der einen, aber eine starke Minderheit zu einer andern politischen oder nationalen Partei hält, diese Minderheit nicht unvertreten bleibt, sondern beide Parteien annähernd im Verhältnisse zu ihrer Stärke Abgeordnete entsenden können. Es setzt also immer die allgemeine Sonderung nach politischen Programmen, die strenge Parteiorganisation voraus mit all ihren Mängeln der Bevormundung durch Wahlkomitees, es überhebt uns nicht des Übelstandes, daß der Kandidat nicht nach seinen Kenntnissen auf gewissen Gebieten, nicht nach seinem Verständnis für die wirklichen Bedürfnisse des Lebens in Staat, Bezirk, Gemeinde, Berufsgruppe gefragt wird, sondern allein nach den von der Partei ausgegebenen Losungsworten, und daß in der Regel der den Sieg davonträgt, der die Schlagworte mit größerer Gewandtheit, Schlagfertigkeit und womöglich mit Witz vorzubringen versteht. Es schützt aber keineswegs gegen das Übergewicht der Berufsparlamentarier, der Ministerkandidaten und Schönredner, der Leute, die verpflichtet sind, alles zu verstehen, und auch alles zu verstehen meinen, weil sie sich mit vielerlei Dingen theoretisch beschäftigt haben.

Die meisten parlamentarischen Versammlungen haben dafür gesorgt, daß der Überdruß an der Herrschaft der Doktrinäre immer weitere Wählerkreise ergreift, aber in dem Bestreben, sie abzuschütteln, kommen sie leider oft nur dazu, Doktrinären andrer Schattierung in die Hände zu fallen, die mit gleicher Hartnäckigkeit die alten Lehrmeinungen von dem Volk an sich, dem Wähler

an sich, dem Gewählten an sich festhalten. Die Leidenschaftlichkeit, mit der im Reichstage und im preußischen Landtage Bismarcks Plan mit einem Volkswirtschaftsrate bekämpft wurde, zeigte aufs deutlichste die Befangenheit in den alten Vorstellungen und die Furcht der gewerbsmäßigen Politiker vor Leuten, die vielleicht wenig von hoher Politik, desto mehr aber von bestimmten Partien des praktischen Lebens verstehen. Mit sich selbst in Widerspruch geratend behaupteten die Redner, in den Parlamenten säßen ja auch Fachmänner in genügender Zahl. Diese Behauptung würde aber eine genaue Untersuchung wohl kaum irgendwo bestätigen, und sollte sie in einem Falle zutreffen, so wäre das nur dem Zufall zu verdanken, da die Betreffenden doch nicht in ihrer Eigenschaft als Fachmänner, sondern als Anhänger einer politischen Partei gewählt worden wären. Und abgesehen hiervon ist es ja eine große Selbsttäuschung, wenn irgend jemand sich frei glaubt von allen Sonderinteressen, wäre es schließlich auch nur das Interesse, wiedergewählt zu werden. Wie viel kürzer würden die Sessionen sein, wenn nur zur Sache, nur für die Versammlung gesprochen würde und nicht für die Partei, für die Wähler, für die Zeitung! Klarer und einfacher lägen die Verhältnisse auf jeden Fall, wenn die Abgeordneten die Vertreter ihrer Standes- und Berufsgenossen wären und sich auch nicht zu scheuen brauchten, sich als solche zu bekennen. Zwischen den Sonderinteressen zu unterscheiden, durch Abwägen die Maßregeln zu finden, die den meisten Nutzen, den wenigsten Nachteil mit sich bringen — das ist überhaupt nicht Sache der Parlamente, sondern der Regierungen.

Die verschiednen Vorschläge, die zu diesem Zwecke schon gemacht worden sind, zu prüfen, ist hier nicht unsre Aufgabe. Auch dieses System würde Mängel aufweisen, das versteht sich von selbst. Aber der nützlichen Arbeit in den Vertretungskörpern würde es dienlich sein, und es würde die Gefahr einer neuen brutalen Klassenherrschaft ausschließen, die die allgemeine gleiche Kopfzahlwahl uns bescheren kann.

# Zur Aussprache des Altgriechischen

Wie die Zeitungen gemeldet haben, beabsichtigen die in Athen lebenden Deutschen, eine Petition an den Kaiser Wilhelm zu senden, in der um Einführung der neugriechischen Aussprache für das Altgriechische an den deutschen Gymnasien gebeten wird. Also noch ein neuer Gegenstand für die Verhandlungen über Schulreform! Glücklicherweise ist die angeregte Frage weder jetzt brennend, noch wird sie es in absehbarer Zeit werden. Die Petition kann, wenn sie

einläuft, ruhig zu den Akten kommen und mag dort ein ungestörtes Dasein führen, bis ruhigere Zeiten eine Erwägung darüber gestatten werden, in welchen Punkten unsre Aussprache des Altgriechischen eine Verbesserung nötig hat. Die Reform dürfte dann freilich eine ganz andre Richtung einschlagen, als die Bittsteller in Athen vermuten.

Was sie zur Stützung ihres Antrages vorbringen, ist unbedeutend, wenn anders die Zeitungen den Inhalt der Gründe richtig und vollständig mitgeteilt haben. Der Hinweis auf das Beispiel andrer Staaten zieht nicht; ob die Behauptung zutrifft, man sei in England teilweise von der erasmischen zu der neugriechischen Aussprache übergegangen, müßte erst noch bewiesen werden, denn von andrer Seite wird behauptet, es sei vielmehr die neugriechische Aussprache, die sich von den Anfangszeiten des Humanismus her in England stellenweise noch erhalten habe, zu gunsten der erasmischen gänzlich aufgegeben worden.

Höchst gespannt sind wir auf die in der Petition enthaltenen „wissenschaftlichen Forschungen," aus denen hervorgehen soll, daß die altgriechische Aussprache der neugriechischen „nahezu gleichkomme." Was der Grieche Papadimitrakopulos in einem vor zwei Jahren in Athen erschienenen dicken Buche — der Ladenpreis dafür ist 9 Mark! — und neuerdings in einer kleinern französischen Schrift nicht hat nachweisen können, das wollen die Bittsteller auf den wenigen Blättern ihrer Eingabe thun! Da müßten sie doch wahre Tausendkünstler sein! Ehe sie behaupteten, Erasmus habe eine „ganz willkürliche Aussprache der griechischen Vokale" aufgestellt, hätten sie lieber erst den 1528 erschienenen Bären- und Löwendialog des gelehrten Humanisten De recta latini graecique sermonis pronunciatione zur Hand nehmen und nachlesen sollen, wie viel wohlerwogene Gründe Erasmus für seine Ansicht beibringt.

Die Ausspielung der Mitglieder des Deutschen archäologischen Instituts in Athen, denen es „eine große Pein" sei, nach jahrelangem in Deutschland betriebenem Studium des Griechischen bei der Ankunft in Athen die Aussprache noch einmal umlernen zu müssen, ist hoffentlich ohne Vorwissen und Bewilligung des Instituts erfolgt. Es wäre doch ein gar zu klägliches testimonium paupertatis, das sich diese Gelehrten damit ausgestellt hätten! Wer jetzt in Griechenland leben will, kann mit dem Altgriechischen nichts anfangen, sondern muß das Neugriechische lernen, und dazu gehört auch die Aneignung der Aussprache, die nur den allergeringsten Teil der Schwierigkeiten ausmacht und für Männer von wissenschaftlicher Bildung überhaupt nicht in Frage kommt.

Die von den Bittstellern erwähnte Übereinstimmung zwischen der alt- und der neugriechischen Sprache besteht nur auf dem Papiere, d. h. nur in der unter Anlehnung an das Altgriechische künstlich geschaffenen Litteratursprache, die von niemand gesprochen wird. Die Umgangssprache der Gebildeten und noch mehr die Mundart der großen Menge ist ganz wesentlich davon ver-

schieden, und es wird wohl noch viel Wasser den Ilissos hinabfließen, ehe diese drei Richtungen zu einem Ausgleich gelangen, bei dem — daran ist nicht zu zweifeln — die Litteratursprache sehr, sehr viel von ihrer Altertümlichkeit wird aufgeben müssen. Das jetzige Griechisch ist eben nicht mehr das Altgriechische, sondern eine aus diesem hervorgegangene neue Sprache, die sich zu jenem ungefähr verhält wie das Italienische, das Spanische oder das Rumänische zum Altlateinischen. Mit demselben Rechte wie die Deutschen in Athen für die neugriechische Aussprache des Altgriechischen eintreten, könnten auch die Deutschen in Bukarest kommen und für die Sprache der alten Römer die Aussprache der jetzigen Rumänier verlangen, oder die Deutschen in Rom und Madrid die Aussprache des Italienischen und des Spanischen für das Altlateinische.

Auf die Frage „Wie haben die alten Griechen ihre Sprache ausgesprochen?" muß zunächst geantwortet werden, daß man nicht in allen Punkten völlige Gewißheit erlangen kann, sondern vielfach mit Wahrscheinlichkeiten zufrieden sein muß. Den Phonographen des Herrn Edison oder etwas ähnliches gab es im Altertum nicht, wir können uns daher keinen Vortrag des Perikles, kein Stückchen aus einer athenischen Theatervorstellung von einem Mechanismus aufsagen lassen, der das Gesprochene an Ort und Stelle lautgetreu in sich aufgenommen hätte. Die Hilfsmittel zur Bestimmung der altgriechischen Aussprache werden uns von der Sprachwissenschaft geliefert. Durch die allgemeine Sprachwissenschaft lernen wir z. B. die Gesetze kennen, nach denen sich die einzelnen Laute bei ihrem Zusammentreffen beeinflussen und verändern können, und daraus entspringt die Möglichkeit, von dem sichtbaren Äquivalent der Laute, d. h. von den Buchstaben auf deren Aussprache zu schließen. Ebenso bieten die Fehler der oft ungebildeten Steinhauer in den von ihnen gemeißelten altgriechischen Inschriften schätzbare Anhaltepunkte für die Erforschung der Aussprache, insofern wiederholte Verwechslung verschiedener Buchstaben auf Ähnlichkeit in der Aussprache deutet. Die vergleichende Sprachwissenschaft aber lehrt uns z. B. aus dem Verhältnis der altgriechischen Sprachformen zu den entsprechenden der urverwandten indogermanischen Sprachen die Entwicklung der Wörter und Wortformen verfolgen, deren Kenntnis für die Bestimmung der Aussprache von großer Wichtigkeit ist. Sie zeigt uns ferner, wie wir bei den Gattungs- und Eigennamen, die aus dem Griechischen in andre Sprachen, besonders ins Lateinische und Indische übergegangen sind oder umgekehrt, durch Vergleichung der beiderseitigen Formen die Aussprache ergründen können. Endlich erfahren wir durch die vergleichende Sprachwissenschaft in besondrer Anwendung auf das Griechische, wie sich die Sprache der Hellenen im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat, wie neben der Schriftsprache schon vor Beginn unsrer Zeitrechnung das Vulgärgriechische als eigentliche Mutter des Neugriechischen vorhanden gewesen ist, welche Einwirkungen die beiden Strömungen

auf einander ausgeübt haben, und in welchem Verhältnis das Neugriechische zu beiden steht.

Mit diesem Rüstzeug muß die Frage nach der Aussprache des Altgriechischen gelöst werden. Da zeigt sich aber sogleich, daß die Frage, so allgemein gestellt, überhaupt nicht zu beantworten ist. Das Altgriechische zerfiel in Dialekte: den äolischen, den dorischen, den ionischen, den attischen. Jeder Dialekt hatte seine grammatischen und lautlichen Eigentümlichkeiten, die sich in der Schrift teils widerspiegeln, teils aber auch nicht widerspiegeln. Bei der hervorragenden Stellung Athens in der Blütezeit Griechenlands und bei dem immer wachsenden Übergewicht, das sich die Sprache Athens in der Litteratur über die andern soweit errang, daß sie auch von den Angehörigen der sonstigen Mundarten zu litterarischen Hervorbringungen wenigstens in der Prosa benutzt wurde, kann für unsre Schulen nur die Aussprache des attischen Dialektes maßgebend sein, und natürlich nur so, wie sie bei den Gebildeten in Athen gebräuchlich war.

Aber auch diese Einschränkung genügt noch nicht zur Beantwortung unsrer Frage. Der attische Dialekt wie das Griechische überhaupt bildet keine Ausnahme von der allgemeinen Regel, daß lebende Sprachen niemals still stehen, sondern in unausgesetzter Bewegung nach immer vollkommnerem und den jedesmaligen Bedürfnissen angemessenstem Ausdrucke des Gedankens ringen. Daraus entspringen allmählich Veränderungen sowohl im Wert wie in der Form der Worte. Der einzelne Mensch wird selten etwas davon gewahr, denn die Wandlung geht so langsam und unmerklich vor sich, daß meist erst nach Jahrzehnten ganz kleine Abstände vorhanden sind, die auch dann nur bei scharfer Beobachtung und Vergleichung mit dem Frühern zum Bewußtsein kommen. Hinsichtlich des Wertes der Ausdrücke wird die Wandlung im gewöhnlichen Leben überhaupt nicht empfunden, weil keinem Ausdruck anzusehen ist, daß er früher einmal andre Geltung besessen hat. Wohl aber macht sich die Veränderung in der Form allmählich im Laute bemerkbar, da sich das sichtbare Zeichen, die Schrift planmäßig nur mit einer einzigen Form, einem einzigen Laute deckt und bei deren Wandel entweder auch geändert werden oder die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit verlieren muß. Gewöhnlich läßt ein Volk die Widersprüche zwischen Schrift und Sprache so lange anwachsen, bis der Übelstand so schwer empfunden wird, daß eine Wandlung der Schrift nicht mehr umgangen werden kann. So ist auch die Aussprache des Attischen nicht immer dieselbe gewesen, wir müssen einen bestimmten Zeitpunkt festsetzen, wenn es gilt, die Aussprache zu erforschen. Ohne weiteres ergiebt sich hier als Musterzeit die Blütezeit Athens, das perikleische Zeitalter. In genauer Fassung ist also zu fragen: „Wie wurde das attische Griechisch von den gebildeten Athenern im perikleischen Zeitalter ausgesprochen?“

Dieser Zeitpunkt, sagen wir rund 400 v. Chr., empfiehlt sich auch noch aus dem Grunde, weil damals eben in Attika ein neues Alphabet eingeführt worden war. Es ist ein feiner Ruhm der alten Griechen, daß sie auch an der Vervollkommnung ihrer Schrift emsig gearbeitet haben. Kadmus oder welchen Namen er sonst gehabt haben mag, der die phönizischen Schriftzeichen zuerst dem Griechischen anpaßte, hat wie jeder Schriftbildner über die Elemente der Sprache nachgedacht und ohne Berücksichtigung gar zu feiner Lautabstufungen, die ihm vielleicht selbst nicht zum Bewußtsein gekommen sind, nur für jeden merkbar charakterisirten Laut ein eignes Zeichen erfunden oder übernommen. Jede Schrift will bei ihrer ersten Aufstellung phonetisch sein, d. h. jedem Laute nur ein Zeichen und jedem Zeichen nur einen Lautwert erteilen. Abweichungen gestatten sich Schriftübertrager allenfalls so, daß sie bei Unzulänglichkeit der verfügbaren Zeichen zwei ähnliche Laute nur durch ein Zeichen wiedergeben, oder daß sie zur Zusammenfügung mehrerer Zeichen greifen, um einen sonst leer ausgehenden Laut sichtbar darzustellen. Das ist eine Art von Kargheit oder Geizen, wozu die Beschränktheit der Mittel nötigt, nirgends aber findet man bei ersten Schriftbildnern den unverständlichen Luxus, einem Laute aus reinem Übermut mehrere Zeichen zu geben. Die griechische Schrift bildet von dieser Regel keine Ausnahme, ihre älteste Form zeigt ein Zuwenig, kein Zuviel. In den verschiednen Gegenden bildete sie sich verschieden weiter, und so entstand eine Zersplitterung und Mißhelligkeit, die sich allmählich im Verkehr recht störend fühlbar machte. Die Sage bezeichnet den Dichter Simonides aus Keos (gest. 469 v. Chr.) als den, der auf Grund sorgfältiger Beobachtungen das griechische Alphabet und die griechische Rechtschreibung umgestaltet, vermehrt und verbessert habe.

Gleichviel ob es Simonides oder ein andrer gewesen ist, soviel steht fest, daß im fünften Jahrhundert v. Chr. eine Reform von Alphabet und Orthographie in Griechenland stattgefunden hat, die sich durch ihre Vorzüge derart zur Geltung brachte, daß dieses neue sogenannte ionische Alphabet mit seiner Orthographie 402 v. Chr. in Athen unter Euklids Archontat gesetzlich und amtlich eingeführt wurde. Mit der zunehmenden Herrschaft des attischen Dialekts, an der vielleicht auch das gute Schriftsystem Anteil hatte, verbreitete sich diese Schreibart über die ganze griechisch sprechende und schreibende Welt und schlug dadurch so feste Wurzeln, daß seitdem niemand mehr gewagt hat, Änderungen daran vorzunehmen.

So bedienen sich die Neugriechen noch immer jenes mehr als 2000 Jahre alten Schrift- und Orthographiesystems. Es ist menschlich begreiflich, daß sie sich in nationalem Stolz und Vorurteil einbilden, wie die Schreibweise so auch die Aussprache der alten Griechen bewahrt zu haben. Aber wie sie nicht mehr die Sprache von Althellas besitzen, sondern eine Weiterbildung, so haben sie auch nicht mehr die Aussprache des perikleischen Zeitalters, sondern einen

Nachkömmling, dessen Uranfänge immerhin noch in vorchristliche Zeit fallen mögen. So lange nicht der Nachweis gebracht wird — und bei der Fülle der entgegenstehenden Zeugnisse ist er einfach nicht zu bringen —, daß sich allen sonstigen Erscheinungen im Sprachleben zum Trotz die Aussprache des Griechischen von Athens Blütezeit an bis zur Gegenwart nicht geändert hat, so lange bleibt die angebliche Übereinstimmung der neugriechischen Aussprache mit der der klassischen Athener eine unbegründete Behauptung.

Was für ein blöder Narr müßte auch Simonides, oder wie der Schriftbesserer sonst hieß, gewesen sein, wenn er bei seinen Reformen den vorhandnen Zwiespalt zwischen Aussprache und Schrift nicht gehoben oder gemildert, sondern beibehalten und vergrößert hätte. Es wäre doch eine an Wahnsinn grenzende Verschwendung gewesen, dem einen Laute i sechs verschiedene teils einfache, teils zusammengesetzte Bezeichnungsweisen zu geben und aus reiner Üppigkeit neben dem bis dahin einzigen o-Zeichen noch ein neues zweites zu bilden und einzuführen! Und wie hätte eine solche Vogelscheuche von Schriftsystem Anklang finden und von Behörden amtlich eingeführt werden können?

Erasmus hat das Verdienst, in seinem Bären- und Löwendialog darauf hingewiesen zu haben, daß die Orthographie der Griechen in ihrer Blütezeit auf phonetischer Grundlage ruhte, daß jedes alphabetische Zeichen seine eigne Aussprache besaß, deren Ergründung Aufgabe der Forschung sei, wobei die Vergleichung mit dem Lateinischen viel mehr fördere, als die mit dem Neugriechischen. Hierin ist dem großen Humanisten ebenso beizustimmen wie in den meisten Ergebnissen, zu denen seine Untersuchungen im einzelnen gelangten. Freilich müssen wir bekennen, daß das, was wir jetzt „erasmische Aussprache des Griechischen“ nennen, nicht mehr durchaus mit den Forderungen des Erasmus übereinstimmt. Wenn wir z. B. den griechischen Diphthongen ει statt richtig wie das schwäbische ei vielmehr wie das gemeindeutsche ei d. h. = a-i (oder genauer = a-e) oder das ευ statt wie e-u vielmehr wie o-i (oder genauer = o-e) aussprechen, so lassen wir uns aus Rücksicht auf die deutsche Aussprache Bequemlichkeitssünden zu Schulden kommen, die kaum besser sind als die Sünden der neugriechischen Aussprache. Hier müßte bei uns eine Reform der Aussprache des Griechischen einsetzen, die erasmischen Grundsätze müßten auch wirklich befolgt werden, natürlich unter Berücksichtigung aller Läuterungen, die das unendlich gewachsene Quellenmaterial hier und da im einzelnen bewirkt hat. In dem Primer of phonetics des englischen Sprachgelehrten J. Sweet ist neuerdings das Fazit aller Untersuchungen über die klassische Aussprache des Altgriechischen gezogen worden; es lautet dahin, daß die Eigentümlichkeiten der neugriechischen Aussprache auch nicht in einem einzigen Punkte schon zur Zeit des Euklidischen Archontats bestanden haben. Diese Ergebnisse liefern uns Deutschen auch die tröstliche Gewißheit, daß selbst

unsre verderbte erasmische Aussprache noch näher an die der klassischen Athener hinanreicht als die der Neugriechen.

Wenn sich die Bittsteller in Athen gedrungen fühlten, für die neugriechische Aussprache des Altgriechischen einzutreten, so hätten sie besser gethan, das zerrissene, fadenscheinige und durchlöcherte Mäntelchen einer gewaltsamen historisch-wissenschaftlichen Begründung beiseite zu lassen. Damit überzeugen sie keinen Denkenden, schaffen vielmehr von vornherein ein gewisses Mißtrauen, da sich die Sache auf solchen Krücken einherbewegt. Nein, sie hätten sich auf den Standpunkt stellen müssen, ihren Antrag lediglich aus praktischen Gründen zu empfehlen, dann wäre ihnen die schiefe Stellung erspart geblieben, in die sie so gekommen sind. Freilich würden sie auch dann auf bessern Erfolg ihrer Bemühungen schwerlich zu rechnen haben. Die Zahl der Deutschen oder genauer ausgedrückt der gymnasial-gebildeten Deutschen — denn die, die nicht Altgriechisch gelernt haben, können hier überhaupt nicht mitzählen — im neugriechischen Sprachgebiet ist zu gering, als daß man aus Mitleid mit ihrer „großen Pein“ gegen die innere Überzeugung eine eingreifende Umgestaltung vornehmen dürfte. Ein Privilegium, das man ihnen gewährte, könnte, wie schon angedeutet, leicht zu bedenklichen Schlußfolgerungen hinsichtlich der Aussprache des Lateinischen benutzt werden.

Und wer bürgt dafür, daß die Neugriechen, wenn man ihnen einmal den kleinen Finger gegeben hat, nicht die ganze Hand nehmen werden? Da wird vielleicht über kurz oder lang aus praktischen Gründen in Griechenland die historische Rechtschreibung abgeschafft und durch eine phonetische ersetzt. Haben wir den in Hellas lebenden Deutschen zuliebe die neugriechische Aussprache angenommen, dann müssen wir aus demselben Grunde, wenn es den Griechen paßt, auch eine neue Orthographie annehmen, die uns gewaltig von dem Altgriechischen entfernen würde. So könnte es mit Grazie in infinitum fortgehen bis zur völligen Verdrängung der altgriechischen Sprache durch die neugriechische. Der erste Schritt würde uns auf eine schiefe Ebene setzen, auf der wir keinen Halt mehr finden könnten.

Die Sache hat aber auch noch eine andre, bisher wenig beachtete Seite, die mit unserm geistigen Leben in engster Berührung steht. Wir haben in unsrer Litteratur den griechischen Dichtern und Denkern wie den griechischen Ortsnamen längst Heimatrecht gewährt; ihre Namen sind da überall zu finden, aber alle nach erasmischer Aussprache oder in latinisirter Form. Dringt die neugriechische Aussprache in unsre Gymnasien ein, so wird ein unheilvolles Mißverhältnis geschaffen zwischen den in unsrer Litteratur eingebürgerten griechischen Namenformen und deren in den Schulen gelehrter Aussprache. Bei Lessing, Goethe, Schiller liest der junge Mann von Homer, Ödip, Orpheus, Euripides, Pausanias, während er nach der Schulvorschrift Omir, Idip, Orphefs, Ewripidis, Passanias sagen müßte. Manche Personen- und Ortsnamen würden

dadurch bis zur Unkenntlichkeit verändert werden, wie Omir, Wion, Jjisipp, Ewwia, Phiwi aus Homer, Bion, Hegesipp, Euböa, Phöbe. Zu den Eigennamen gesellt sich weiter die große Menge der aus dem Griechischen entlehnten oder neuerdings griechisch geschaffenen Fachausdrücke der Wissenschaften und Künste, des Handels und der Industrie und vieler andern Gebiete, an deren vollständige Beseitigung auch der eifrigste Sprachreiniger nicht denken wird. Nur einige Beispiele, wie sie gerade in die Feder laufen, mögen den Zwiespalt erläutern, wobei die eigentümliche neugriechische Aussprache von th und dh noch nicht einmal berücksichtigt ist.

| Jetzt | Künftig | Jetzt | Künftig |
|---|---|---|---|
| Symbol | Simwol | Problem | Prowlim |
| Ökonom | Ikonom | Sympathie | Simbathie |
| Bibliothek | Wiwliothik | Hermeneutik | Ermeneftik |
| Hypothek | Ipothik | hydraulisch | idhrawlisch |
| Telegraph | Tilegraph | Diabetes | Dhiawitis |
| skeptisch | skjeftisch | Heureka | Ewrika. |

Für eine so unnötige und unbegründete Veränderung, die so viel lästige Wirrnis in dem bei uns historisch Gewordenen nach sich zöge, wollen wir uns schön bedanken. Dem Neugriechischen die Aussprache der Neugriechen, dem Altgriechischen die Aussprache der klassischen Athener! Dabei mag es bleiben, und damit mögen die Neugriechen und die Deutschen schiedlich friedlich ihre besondern Wege für sich wandern!*)

# Robert Schumanns schriftstellerische Thätigkeit

## Nebst neuen Mitteilungen zu seinem Leben

Von F. G. Jansen

(Schluß)

Im folgenden Jahre brachte Schumann einen schon länger gehegten Plan zur Ausführung, zu dem ihn Erwägungen verschiedner Art drängten: nach Wien überzusiedeln und sich dort einen größern Wirkungskreis zu schaffen. Bereits im August 1836 hatte er an seinen Bruder Eduard geschrieben: „Wie fleißig ich bin, müßt ihr an der Zeitschrift sehen. Doch brennt mirs unter den Sohlen, und ich möchte weit weg. Von Haslinger [Musikalienhändler

*) Im preußischen Landtage hat kürzlich der Abgeordnete Schmelzer für die neugriechische Aussprache des Altgriechischen eine Lanze gebrochen. Der neue Kultusminister hat sich aber dem Verlangen des Herrn Schmelzer gegenüber sehr kühl ausgesprochen.

in Wien] hoffe ich alle Tage auf einen entscheidenden Brief.“ Es scheinen also schon damals Unterhandlungen deswegen angeknüpft worden zu sein; woran sie scheiterten, ist nicht bekannt. Jetzt kam das unerfreuliche Verhältnis zu Wieck hinzu, der seine Zustimmung zu der Verlobung Schumanns mit seiner Tochter verweigerte, und verleidete ihm den Aufenthalt in Leipzig. In Wien, wo seiner Meinung nach die Zeitschrift einen bedeutenden Aufschwung nehmen mußte, glaubte sich Schumann eine sichere Existenz gründen zu können; dann würde, wie er hoffte, der alte Papa „nach und nach schmelzen,“ und „eines der herrlichsten Mädchen, das je die Welt getragen,“ sein werden. Schumann betrieb die Sache ganz im Geheimen, außer seinen nächsten Anverwandten hatte niemand eine Ahnung von seinem Vorhaben, von dem, wie er zuversichtlich glaubte, sein ganzes zukünftiges Glück abhing. Sein Verhältnis zu Clara Wieck war öffentlich nicht bekannt; daß die Zeitschrift nach Wien verpflanzt werden sollte, hatte er in Leipzig nur R. Friese (dem Verleger) und Oswald Lorenz (dem stellvertretenden Redakteur) anvertraut. Um sich über die Wiener Verhältnisse, insbesondere über die zur Konzessionserteilung für die Zeitschrift notwendigen Schritte zu unterrichten, wandte er sich an den Staatskanzleirat Vesque von Püttlingen, der ihm denn auch in liebenswürdigster Weise entgegenkam. Ich teile aus den (ungedruckten) Briefen Schumanns an Vesque einige Auszüge mit. Schon sein erster Brief (vom 26. Mai 1838, ein Antwortschreiben auf Vesques Zusendung von Liedern zur Besprechung in der Zeitschrift) deutet auf die Reise nach Wien hin. „Vielleicht daß mir in diesem Jahre ein alter Lieblingswunsch in Erfüllung geht: mir Wien einmal ansehn zu dürfen. Erlauben Sie dann, hochgeehrtester Herr, mich Ihnen vorzustellen?“ Der zweite Brief, vom 15. Juli, legt den ganzen Plan dar, mit der Bitte um Verschwiegenheit, da die Frucht für die Öffentlichkeit noch nicht reif sei. „Besondere Verhältnisse (keine gefährlichen, eher freundlicher Natur) machen es nötig, für die Zukunft meinen Herd in einer größern Stadt aufzuschlagen. Wien liegt meinem Wirken am nächsten, nach kurzer aber reiflicher Erwägung habe ich mich für Ihr schönes Wien entschieden und vielleicht schon zum Schluß dieses Jahres die Freude, mich Ihnen persönlich vorstellen zu dürfen. Nun aber will ich meine mir ans Herz gewachsene Zeitschrift nicht aufgeben; im Gegenteil, sie soll mit mir, soll vom Januar an in Wien erscheinen. Die Verlagsangelegenheiten werden bereits geordnet und in kurzem geschlichtet sein. Wollen Sie, den ich als einen so freundlichen Beschützer der Kunst noch zuletzt von Fräulein Clara Wieck schildern hören, einem unerfahrnen Künstler, der noch nicht lange aus den Kinderschuhen, mit Ihrer Einsicht, Ihrem Rate beistehen, welche Schritte er zunächst thun muß, wie die Erlaubnis zur Herausgabe der Zeitung in Österreich zu erlangen? Die Zeitschrift mag als eine jugendliche, unerschrockne, oft sehr strenge bekannt sein; indes hat sie nie Politik und dergleichen berührt,

als daß ich fürchten sollte, man würde ihrem Erscheinen in Wien Hindernisse vonseiten der Zensur in den Weg legen. . . . Die Zeitung soll also vom Januar 1839 an in Wien erscheinen, ich selbst will Ende Oktober hin. . . . Lassen Sie mir bald eine gütige Antwort zukommen, ich würde es Ihnen aus tiefstem Herzen danken. Die Zeit drängt mich etwas, und ich habe hier kein Bleibens mehr. — Wie ich mich auf Ihr schönes Wien freue, welche Aussichten sich mir durch diese Übersiedlung eröffnen, und wie durch den Umzug der Zeitung nord- und süddeutsche Kunst sicherlich zu innigerem Bande verknüpft werden, über dies und manches andere in meinem nächsten Briefe, wenn ich wieder schreiben darf." Nach dem Eintreffen von Vesques Antwort schreibt Schumann am 26. August: „Den innigsten Dank für alle Auskunft, die mir Euer Hochwohlgeboren so schnell und bestimmt gegeben. Mein Plan reift mehr und mehr. Aber wo so viele Fäden abgerissen, so viele neue angesponnen werden müssen, bedarf es der Zeit und einer vorsichtigen Hand. Ich hoffe in diesen Tagen besondre Empfehlungen an den Herrn Fürst Metternich und an Herrn Graf Sedlnitzky zu erhalten, auch sonstige vom hiesigen Magistrat, und mache mich dann Ende September gleich selbst auf den Weg, um bei Schluß dieses Jahres im Reinen zu sein. Meine Zeit ist mir karg zugemessen; es wäre mir höchst traurig, wenn die Zeitung anfang Januar nicht in Wien erscheinen könnte und ich wieder nach Leipzig zurückmüßte. Von einem unberechenbaren Einfluß und Nutzen für mich würde es wohl sein, wenn Sie, hochgeehrtester Herr, sollten Sie dem Herrn Grafen Sedlnitzky näher stehn, ihm etwa gelegentlich über mich, mein Vorhaben und Gesuch ein empfehlendes Wort sagen wollten, daß ich ihm nicht ganz Fremdling erscheine, daß er mich nicht in die gewöhnliche Journalistenklasse wirft. Vielleicht ist Ihnen das möglich." Unterm 5. August hatte Schumann auch noch Joseph Fischhof ins Geheimnis gezogen, der ihn ebenfalls mit Rat und That unterstützte und ihm die Wege ebnete.

So traf er denn Anfang Oktober 1838 in Wien ein. Gleich nach seiner Abreise von Leipzig war einer seiner Freunde darauf bedacht, ihm einen freundlichen Empfang in den Wiener Künstlerkreisen zu bereiten. Der „Davidsbündler" J. P. Lyser verfaßte eine Art von Geleitsbrief, den er in Saphirs Humoristen (vom 20. Oktober 1838) veröffentlichte. Diese bisher ganz unbekannt gebliebene Kundgebung aus Schumanns Freundeskreise lautet:

### Robert Schumann und die romantische Schule in Leipzig

#### Aus dem Tagebuche eines alten Thomasschülers

Je unerfreulicher und zerfahrener sich das litterarische Leben und Treiben um 1834 in Leipzig gestaltete, und je tiefer namentlich die Journalistik gesunken war, sodaß den Fremden ein Grausen anwandelte, wenn er zufällig unter die sich ewig bekämpfenden Horden geriet, welche ums tägliche liebe Brot sich zur Be-

lustigung des Pöbels zerbläuten und mit Schmutz bewarfen — umso erfreulicher war es zu sehen: wie in den musikalischen Zuständen Leipzigs sich ein freudiges, jugendliches Streben nach dem Edlern und Höhern in der Kunst entwickelte und schnell herausbildete, sodaß es noch auf lange Zeit zur Freude aller Bravgesinnten bestehen dürfte, wenn nicht etwa unvorhergesehene ungünstige Umstände eine gewaltsame Änderung des Fertigen und noch Werdenden herbeiführen.

Für kein günstiges Zeichen dürfte es allerdings zu halten sein, daß Robert Schumann Leipzig verlassen und zwar eben jetzt verlassen hat! Und ist das Gerücht gegründet, daß er Wien zu seinem bleibenden Aufenthalt wählen und somit nicht nach Leipzig zurückkehren wolle, so wäre dies jedenfalls ein unersetzlicher Verlust nicht nur für seine Freunde, sondern auch für die Kunst, denn nur der liebenswürdigen Persönlichkeit Schumanns war es möglich, tüchtige Männer von den verschiedensten Ansichten einander näher zu bringen, daß sie befreundet sich vereinigten: einem schönen großen Ziele zuzustreben. — Dies Ziel stand fest, unverrückbar! sodaß Streben Bedingung war, die Art aber, wie solches geschehen möge, blieb jedem überlassen, denn jeder wußte von dem andern — und Schumann wußte es von allen: keiner könne sich unwürdiger Mittel bedienen. Wurde hie und da eine Ansicht auf allzu herbe Art laut, so wurde die Art getadelt, die Ansicht aber wurde geprüft, und unfehlbar ward ihr die gerechte, unparteiische Würdigung.

Schumann war das Haupt dieser Kunstverbrüderung. — Mit dem Frühjahre 1834 aber traten Schumann, Schunke, Friedrich Wieck (Vater der Klara), Karl Banck,*) Knorr und der Dr. Glock zusammen und gründeten die neue musikalische Zeitschrift, Ehrenmitglieder**) und Mitgründer waren damals noch der rühmlich bekannte Sänger Hauser, der Organist Becker, A. Bürck und J. P. Lyser.

Das Unternehmen fand die lebhafteste Teilnahme und hob sich rasch. Glocks Aufsätze über englische Musik, Bürcks Beurteilung des „Goethe-Zelterschen Briefwechsels," Lysers „Vater Doles und seine Freunde," sowie dessen Kunstnovellen „Händel,"***) „Beethoven," „Sebastian Bach und seine Söhne"†) fanden die ehrenvollste Anerkennung, und Schumanns eigne Aufsätze gingen alsbald in französische Blätter über. Bald schlossen sich befreundete Geister von nah und fern an, Heinrich Panofka, Theodor Döhler,††) Pixis trafen persönlich ein, Abbé

---

*) Banck gehörte nicht zu den Gründern der neuen Zeitschrift; er kam erst im Mai nach Leipzig. Dagegen ist E. Ortlepp hier vergessen worden.

**) Die Bezeichnung „Ehrenmitglieder" ist Lyser wohl nur während des Schreibens in die Feder gekommen. Franz Hauser, den Schumann als bedeutenden Musiker schätzte, nahm an dem Gedeihen der Zeitschrift regen Anteil, empfahl sie auch Mendelssohn zum Lesen. Dieser aber sprach sich in seiner Antwort sehr geringschätzig über Musikzeitungen aus. „Im Ernst, soll ich das Blatt lesen? Was Du mir auch raten magst, so lese ichs doch nicht." Diese in Hanslicks „Suite" S. 30 abgedruckte Stelle ist nur auf Schumanns Zeitschrift zu beziehen. Später nahm Mendelssohn übrigens, wie Lyser berichtet, „viel Anteil an den Bestrebungen der neuen Zeitschrift."

***) Der Händel erschien, kaum im Original beendet, schon ins Französische übersetzt, in der Revue musicale, doch ohne den Namen des Verfassers, der damals nur den Davidsbündlern bekannt war. [L.]

†) Auf besondre Anregung Mendelssohns, der den Doles und Händel mit Beifall gelesen hatte, geschrieben, wie Lyser in seinem Aufsatz „Zur Biographie Mendelssohn-Bartholdys" (Wiener Sonntagsblätter vom 5. Dezember 1847) berichtet. „Kaum war die Novelle in der Musikzeitung abgedruckt, so sandte mir Felix Mendelssohn-B. durch Schumann ein »Lied ohne Worte«, welches er mir ausdrücklich zugeschrieben; es war ein tief ergreifendes, schwermütiges Lied" ꝛc. Eine genauere Angabe des Liedes fehlt bei Lyser.

††) Zu den „befreundeten Geistern" hat Döhler schwerlich gehört.

Mainzer, A. Kahlert, K. Stein, Kretschmar sandten aus der Ferne, nebst freundlichen Grüßen, gediegene Beiträge, und wenn der Magister Fink, der Redakteur der alten musikalischen Zeitung, sich auch gar ungebärdig anstellte und hie und da einige spitze Reden fallen ließ, so irrte das [das] junge, strebende Volk nicht. Erneuter Eifer im Streben war die einzige Antwort auf alle Angriffe, und erst später folgten einige kurze Abfertigungen, als das Gekläffe gar kein Ende nehmen wollte.

Anregung zum Schaffen und Forschen war immer vorhanden. Ich erinnere mich noch mit Entzücken an jene Abende, wo Schubert [aus Dresden], Dotzauer, die Gebrüder Müller, Pixis, Haase [?], Döhler u. a. im Wetteifer all ihre Meisterschaft entfalteten! Solch ein Abend wog leichtlich manche vielbelobte „große Musikaufführung“ auf.

Was aber glich vollends jenen Abenden, wo Francilla Pixis und das Wundermädchen Clara zusammen spielten und sangen! Banck lief herum wie toll und suchte neue Liederformen — Schunke, den Tod in der Brust, schrieb seine Phantasie „Beethoven“ — Bürck schnappte ein bißchen über — Lyser dichtete seine Wanderlieder an Claras Klavier, und Schumann selbst mag wohl in jenen Tagen zuerst über seine „Kreisleriana“ nachgesonnen haben, denn eben in jener Zeit war es, wo das Urbild des Callot-Hoffmannschen Kapellmeisters, der unglückliche Ludwig Böhner, sich kurze Zeit in Leipzig aufhielt. Ein großes Blatt, welches Lyser damals zeichnete, zeigte, wie auf einem bunten Maskenball, alle die lieben, anmutigen und wunderlichen Gestalten.

Die kurze Anwesenheit Mendelssohn-Bartholdys*) gab damals Hoffnung, ihn bald und auf längere Zeit in Leipzig zu sehen. Es schien, als wolle die Direktion der Gewandhauskonzerte dadurch, daß sie den jugendlichen Meister für das Institut gewinne, den Unwillen des Publikums versöhnen, welcher sich laut und heftig über den Vandalismus aussprach, durch den Leipzig eben um eins seiner schönsten artistischen Denkmäler gekommen war.**) Gegen das Ende des Jahres starb Louis Schunke! ein Genie, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und einer der liebenswürdigsten Menschen. Schumann verlor viel an ihm, und nur Felix Mendelssohn-Bartholdy vermochte ihm später den Verlust zu ersetzen. Zu gleicher Zeit verließen noch mehrere seiner Freunde Leipzig, Knorr und Glock traten zurück. Bürck ging nach Stuttgart, Lyser nach Dresden, sodaß sich Schumann unter den Zurückgebliebenen, ihm wenig Nahestehenden wohl oft vereinsamt fühlen mochte; was er in dieser Zeit komponirte, spricht dies sehr deutlich aus. Das Verhältnis mit dem Verleger der Zeitschrift war auch nicht geeignet, ihn aufzuheitern, die Folge davon war, daß das Blatt aus Hartmanns Verlag in den des Buchhändlers Barth überging.

Jetzt erschien Felix Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig und übernahm die Direktion der Gewandhauskonzerte. Welch einen großartigen Aufschwung jetzt dieses berühmte Institut erhielt, ist bekannt, denn der Ruf desselben ist in diesem Augenblick ein europäischer.

Es war vorauszusehen, daß Schumann und Felix Mendelssohn sich bald finden und erkennen müßten, und so geschah es; ihr Verhältnis ist das innigste, auf wechselseitige Achtung gegründet.

---

*) Mendelssohn traf am 1. Oktober 1834 zu einem mehrtägigen Besuch bei Franz Hauser in Leipzig ein.

**) Man hatte aus Ökonomie Ösers herrliche Fresken, womit der Konzertsaal geziert war und die einer Restauration bedurften, [übertüncht] und sodann von einem gewöhnlichen Stubenmaler den herrlichen Saal grellbunt anstreichen lassen. [L.]

Das ernste, beharrliche Streben Mendelssohns war für Schumann ein gewaltiger Sporn, das, was in ihm lebte und sich gestaltete, auch zu Tage zu fördern, da er früher oft in genialer Lässigkeit sich begnügt hatte, für sich zu träumen oder um Mitternacht am Flügel seine Ideen auszuarbeiten, ohne daran zu denken, sie niederzuschreiben.*)

Die Freude, welche er an den Schöpfungen seines Freundes hatte, reizten ihn, ähnliches in seinem Kreise zu versuchen, und so entstanden die wundersamen Etüden, Capriccios, die Fantasie „Clara,“**) der Carneval, sowie die „Kreisleriana,“ nebstbei nicht unerwähnt bleiben darf, daß er in seinen kritischen Aufsätzen sich gleichzeitig bestimmter und freier aussprach, als er es früher für angemessen halten mochte.

Mißdeutungen konnten hier nicht ausbleiben und blieben auch nicht aus! und so ging es denn hin und wieder in der neuen musikalischen Zeitung etwas bunt und scharf her. Man muß sich aber wohl hüten, unserm Schumann Unrecht zu thun und auf seine Rechnung zu setzen, was nicht darauf gehört! Und wer möchte es denn tadeln, wenn er für das erhabene Werk seines Freundes, wenn er für den „Paulus“ enthusiastisch schwärmt? Verwirft er dagegen mit Eifer Meyerbeers Oper und namentlich die Hugenotten, indem er in diesem Werke nur eine Profanation des Heiligsten in der Kunst sieht, so verdient er deshalb wahrlich nicht jene Anfeindungen und jenen harten Tadel, welcher ihm von Meyerbeers blinden Verehrern zur Ungebühr ward. — Schreiber dieses schätzt den Komponisten der Hugenotten ungemein hoch,***) so wie gewiß niemand inniger von dem Werte Felix Mendelssohn-Bartholdys durchdrungen ist als eben er; aber er findet es natürlich, daß wer in dem Paulus das Höchste verehrt, was die neuere Musik hervorbrachte, mit den Hugenotten sich nicht befreunden kann. Gesteht übrigens Schumann gern und freudig jedem das Recht zu, seine Ansicht unumwunden auszusprechen, warum sollte dies denn eben ihm verwehrt sein, auch wenn sie eine einseitige ist, wofür ich sie allerdings halte? Fragt man aber, wie es möglich sei, daß Schumann, wenn er einen Genius wie Meyerbeer verwirft, in den Beilagen zu seiner musikalischen Zeitschrift das Publikum neben dem trefflichsten, was er selbst und Mendelssohn-Bartholdy spendeten, mit dem verfehlten, saft- und kraftlosen Machwerk eines Stephen Heller und andrer obskuren Kunstjünger regaliren mag — so läßt sich nur erwidern, daß dies mit zu jenen Leiden gehört, welche einen armen Redakteur rasend machen können. — Man urteile: die neue musikalische Zeitschrift ging vor Jahr und Tag an einen dritten Verleger über und zwar an Herrn Robert Friese. Der Verleger einer Zeitschrift verlangt natürlich möglichst großen Absatz, das ist in der

---

*) Die Nachteile des vielen Phantasirens am Klavier hatte Schumann schon erkannt, als die obigen Zeilen geschrieben wurden. Unterm 3. Dezember 1838 schrieb er an Clara Wieck: „Eins möchte ich Dir raten, nicht zu viel zu phantasiren, es strömt da zu viel ungenützt ab, was man besser anwenden könnte. Nimm Dir immer vor, alles gleich auf das Papier zu bringen. So sammeln und konzentriren die Gedanken sich mehr und mehr.“ Vergl. auch die „Musikalischen Haus- und Lebensregeln.“

**) Vielleicht ist damit die im Juni 1836 komponirte, 1839 als Werk 17 veröffentlichte Fantasie gemeint. „Der erste Satz davon ist wohl mein Passionirtestes, was ich je gemacht — eine tiefe Klage um Dich,“ schrieb Schumann im März 1838 an Clara; und im April 1839: „Die Phantasie kannst Du nur verstehen, wenn Du Dich in den unglücklichen Sommer 1836 zurückversetzest, wo ich Dir entsagte; jetzt habe ich keine Ursache, so unglücklich und melancholisch zu komponiren.“

***) Lyser veröffentlichte auch eine Broschüre über Meyerbeer (Hugenotten) bei Wagner in Dresden.

Ordnung. Ohne Beilagen aber und Extrabeilagen vermag heutzutage keine Zeitschrift zu existiren — also: Beilagen. Aber woher? Große Meister verlangen große Honorare, Anfänger danken Gott, wenn sie gedruckt werden, und nun vollends die Stümper!

Ich habe noch keinen Verleger gekannt, der die Kunst, (was geht ihn die viel an?), nicht nur seinen eignen Vorteil richtig erkannt und beachtet hätte, wenn es darauf ankam, einen honetten Künstler honett zu honoriren. Der Schluß macht sich selbst.

Sehr möglich, daß an solchen Klippen endlich Schumanns Langmut zerschellte und es ihn heraustrieb in die Freiheit.*) — Was unter solchen Umständen aus der neuen musikalischen Zeitschrift wird, mag der Himmel wissen. Für Leipzigs Kunstleben, für Schumanns Freunde wäre, wie gesagt, der Verlust ein großer, nicht zu ersetzender, da Schumanns Einfluß für die neue Schule das war, was früher der Einfluß Fr. Rochlitz[ens] für die ältere.

Schumann selbst dürfte sich wohl dabei befinden, in seinem Leben wie in seinem Streben. Verdiente je ein Virtuos und Komponist die Bezeichnung des musikalischen Jean Pauls, so ist es Robert Schumann. Humor, der tiefste, innigste, herzigste Humor! Das ist das Wesen aller Schumannschen Kompositionen. Deshalb aber konnte ich auch nicht trauern, als er mir kund that, er wolle Leipzig für einige Zeit verlassen, sondern ich schrieb ihm: „Du thust Recht, es ist Dir Not," und wahrlich, es war ihm Not.

Ist Robert Schumann nach Wien? ist er nach Paris? ist er nach Konstantinopel oder Athen gereist? nach Bockum oder Kyritz? Ich weiß es nicht, indem ich dieses schreibe! — Aber wenn er in Wien ist, so bitte ich den Humoristen, daß ers den Wienern sage: daß sie säuberlich mit dem Knaben Robert verfahren. Er ist kein Robert der Teufel — (über diesen Vergleich, wenn er ihn zu Gesichte bekommt, wird er wütend werden!) sondern ein herziger, guter Mensch, ein würdiger Jünger der Kunst und wie geschaffen für das herzige Wien. Als Klavierspieler, das dürften die Wiener bald finden! — wenn er sich entschließen kann, öffentlich sich hören zu lassen — ist Schumann mit keinem jetzt lebenden Virtuosen zu vergleichen. Seine Fertigkeit ist groß, doch wird er darin von der Mehrzahl weit übertroffen. Aber hört ihn phantasiren! hört ihn seine Papillons, seine Etüden und vor allen seine Kreisleriana spielen! Es ist dies ein ganz guter Rat; und ich wüßte für diesmal nichts weiter hinzuzufügen.

J. P. Lyser

Gingen die Hoffnungen, die Schumann auf Wien gesetzt hatte, in Erfüllung? Schon in den ersten Tagen seines Wiener Aufenthalts berichtet er den Seinigen von offnen und geheimen Gegnern, die ihm Steine in den Weg legten; trotz des Umgangs mit mehreren ausgezeichneten Künstlern behagt ihm die geistige Atmosphäre Wiens nicht, und er gesteht sich ein, daß er „lange und allein da nicht leben möchte, wo ernstere Menschen und Sachen wenig gesucht und wenig verstanden werden." Die erste, von der polizeilichen Zensurbehörde an den „Ausländer" gestellte Bedingung: daß sich ein öster-

*) Lyser war in Schumanns Zukunftspläne nicht eingeweiht, daher seine Vermutungen über Verlegerdifferenzen, dergleichen es zwischen Schumann und Friese nie gegeben hat.

reichischer Verleger an die Spitze der Musikzeitung stellen müsse, war nicht zu erfüllen; die Verleger gingen nicht darauf ein, da sie, wie Schumann meinte, „für ihren Strauß, Proch ꝛc. fürchteten.“ Überhaupt rief das Vorgefühl, daß der eigentliche Zweck seiner Reise verfehlt war, und der schleppende Gang der Verhandlungen gleich anfangs eine Verstimmung in ihm hervor, die ihm das Fremde doppelt fremd und im ungünstigsten Licht erscheinen ließ.*) „Ich passe nicht unter diesen Schlag Menschen; die Fadheit ist denn doch zu Zeiten zu mächtig. Doch wird genauere Bekanntschaft mit den Einzelnen von diesem Urteil manches löschen,“ schreibt er am 19. Oktober an Zuccalmaglio. Ende Oktober zweifelt er schon, daß die Zeitschrift von Neujahr an werde erscheinen können, und er vertröstet sich auf den 1. Juli. „Hinge es von mir ab, morgen ginge ich nach Leipzig zurück,“ bekennt er seiner Schwägerin, „die Zeitung verliert offenbar, wenn sie hier erscheinen muß. Das thut mir sehr leid. Hab ich nur erst meine Frau, dann will ich alles vergessen, was mir die ganze Sache für Kummer und schlaflose Nächte gemacht.“ Seiner Braut klagt er: „Nur meine schöne Zeitung dauert mich. Nach allem, was ich bis jetzt erfahren und mit eignen Augen gesehen, ist es (wegen des Niederdrucks von oben) kaum möglich, daß hier etwas Poetisches, Lebendiges, Offensinniges aufkommen könne. Nun bin ich dennoch entschlossen, wenn nicht bis Neujahr, so bis zu Juli 1839 die Zeitung hierher zu verlegen; ich will es versuchen wenigstens. Schneidet man mir aber zu sehr herum an meinen Flügeln, daß man mich am Ende in Leipzig und Norddeutschland für feig und matt und verändert ausschilt, so weiß ich vor der Hand nicht, was dann anfangen.“ An Vesque schrieb er im Dezember: „Wenn, was Sie bis jetzt in der Zeitschrift über Turandot*) gefunden, das ganze Resultat meines Durchlesens der Partitur wäre, so wär es wenig genug. Es ist aber anders. Mit Fleiß und in Rücksicht auf meine jetzige Stellung erwähne ich nur die Data des hiesigen Musiklebens in möglichster Kürze. Außerdem habe ich eine Reihe von größern Briefen über die Wiener Zustände im Sinn und denke sie zu veröffentlichen, sobald ich nur die Konzession zur Herausgabe in Händen hätte — das geht aber so langsam.“

Zu Anfang seines Wiener Aufenthalts hatte Schumann die Freude gehabt, mit einem Landsmann und Mitarbeiter an der Zeitschrift, dem Weimarer Musikdirektor Karl Montag, der sich kurze Zeit in Wien aufhielt, verkehren zu können. In einem (ungedruckten) Briefe an ihn vom 10. Januar 1839 heißt es: „Wie sehr hätte ich gewünscht, Sie hier behalten zu können, wo man die Künstler suchen muß wie die Ehrlichkeit auf der Welt! . . . Mein Urteil über Wien fängt sich nach und nach zu ändern an. Das Kunsttreiben

*) Kalbecks Aufsatz: R. Schumann in Wien. Wiener Allgem. Ztg. von 1880.

*) Vesques (pseud. Hovens) Oper. N. Ztschft. 1838, IX. 186.

ist wenig nach meinem Geschmack; doch darf ich noch nicht öffentlich reden; später, wenn die Zeitschrift ganz hier erscheint, was wahrscheinlich bis Mitte des Jahres zustande zu bringen, werde ich wohl einmal hineinleuchten mit einem großen Schwerte. . . . . Komponirt hab ich hier manches, es ist aber kein Segen darauf; woran es liegt, weiß ich nicht. Vielleicht daran, daß ich noch nicht heimisch bin. Es spiegelt sich nun einmal alles in meiner Musik ab! Allmählich findet sie auch hier Eingang; doch schwierig."

Als Schumann immer mehr die Wahrnehmung machte, daß Wien nicht der geeignete Boden für sein Streben war, und daß er wie auch seine Zeitung „nicht dahin paßten," faßte er endlich den Entschluß, nach Leipzig zurückzukehren. Seinen Unmut über die Wiener Kunstverhältnisse sprach er in den letzten Wochen auch öffentlich aus. Zuerst in dem Paulus-Bericht vom 2. März, dann in einer Korrespondenz vom 5. April (1839, X, 152), worin er den in Wien allgemein bespöttelten Pianisten Michenz (der sich beim Spielen auch des Ellbogens, als einer dritten Hand, bediente) in Schutz nahm. „Michenz hat gespielt und ist teilweise leider ausgelacht worden. Aber Michenz kann mehr als hundert andre, selbst berühmte Klavierspieler in Wien, und es ist schade um den Mann. Adle man ihn, hänge ihm einen Orden an, schicke ihn nach Paris und London, und der Mann wird mit Lorbeeren und Schätzen beladen zurückkommen; aber er hat von Jugend auf mit der bittersten Armut kämpfen müssen, hat den Arm zweimal gebrochen, kurz, ist nie aus dem Elend herausgekommen. Michenz hatte es freilich gleich von vornherein mit seinem Konzert verdorben — durch seinen ellenlangen Konzertzettel und die Ankündigung seines Non plus ultra, [„eine kurze Fantasie in drei- und vierhändigem Satze, komponirt, in einer noch nie gehörten Manier seiner eignen Erfindung für das Pianoforte vorgetragen und allen Klaviervirtuosen als ein musikalisches Souvenir gewidmet," wie das Kuriosum bezeichnet war.] Und das war der Fehler; man behandelte ihn als einen Halbverrückten, und hätte er noch himmlischer gespielt, es würde ihm nichts geholfen haben. Schade um das ausgezeichnete Talent! Indes tröste er sich über das Zischen und Lachen. Man hat hier schon Besseres ausgezischt und Schlechteres beklatscht."

Hatte Schumann dem Wiener Kunstpublikum seine Meinung deutlich genug ausgesprochen, so bekams die hohe Polizei- und Zensurbehörde auf humoristische Weise von ihm. Er schlug ihr ein Schnippchen dadurch, daß er die damals in Wien verbotene Marseillaise in seinen „Faschingsschwank" einschmuggelte.

Anfang April 1839 war Schumann wieder in Leipzig. Die Entfernung von der Zeitschrift war ihm „wohlthätig" gewesen, wie er meinte; jetzt aber „lachte sie ihn wieder so jugendlich an" wie zu der Zeit ihrer Gründung. Die Redaktion nahm er sofort wieder auf. Daß es ihm nicht an Stoff zu Auf-

sätzen für die Zeitschrift fehlte, beweist sein „Projektenbuch," worin u. a. folgende unausgeführt gebliebene Arbeiten angemerkt sind: „Briefe über Shakespeare als Musiker"; „Alphabetisch fortlaufende Biographien aller ausgezeichneten Musiker, die kurz, aber scharf und blühend geschrieben sein müssen"; „Auf Cherubini wieder hinzuweisen"; „Die Haslingersche Ausgabe der Sonaten von Beethoven in einem schönen Aufsatz zu besprechen."

Zur Vervollständigung der Reihe seiner Nebenarbeiten ist noch zu erwähnen, daß er in den Jahren 1840 und 1841 für die „Deutsche Allgemeine Zeitung" die Konzertberichte schrieb. Auch an der „Allgemeinen Wiener Musikzeitung" scheint er Mitarbeiter gewesen zu sein, wenigstens nach der redaktionellen Ankündigung des zweiten Jahrganges. Zuverlässiges darüber ist nicht festzustellen, da trotz vieler Bemühungen der Jahrgang 1841 nicht zu erlangen war. Nach Kastners Angabe war er auch Mitarbeiter an der Pariser Revue et Gazette musicale, doch hat dies eine Durchsicht der Jahrgänge 1834—1839 nicht bestätigt. Möglicherweise enthält der Jahrgang 1840 (aus dem ich nur den Kastnerschen Aufsatz besitze) Beiträge von ihm.

Nachdem Schumann die Redaktion der Zeitschrift bis Ende Juni 1844 geführt hatte, gab er sie an Oswald Lorenz ab. Im Januar 1845 wurde Franz Brendel Eigentümer und Redakteur. Daß Schumanns Interesse an der Zeitschrift und an der Kritik später noch dasselbe war, und daß er die langgewohnte Thätigkeit manchmal vermißte, geht aus der gesprächsweise hingeworfenen Äußerung (die Brendel berichtet) hervor, daß er sich entschließen könnte, die Zeitschrift aufs neue zu übernehmen.

Im März 1846 erbat sich Schumann von Härtel die Nummer der allgemeinen musikalischen Zeitung mit seinem ersten Chopinartikel; „ich brauche sie gerade zu einer Arbeit, die ich jetzt vorhabe," schreibt er. Wahrscheinlich beabsichtigte er schon damals eine Sammlung seiner kritischen Arbeiten. Aber erst sechs Jahre später kam dieser Gedanke zur Ausführung. In einem Briefe vom 3. Juni 1852, worin er Härtel den Verlag der gesammelten Schriften anträgt, heißt es: „Ich kam vor einiger Zeit ins Lesen alter Jahrgänge meiner musikalischen Zeitschrift. Das ganze Leben bis zur Zeit, wo Mendelssohn in höchster Blüte wirkte, entfaltete sich immer reicher vor mir. Da fuhr es mir in den Sinn: ich wollte die zerstreuten Blätter, die ein lebendiges Spiegelbild jener bewegten Zeit geben, die auch manchem jüngern Künstler lehrreiche Winke geben über Selbsterfahrenes und Erlebtes, in ein ganzes Buch sammeln zum Andenken an jene Zeit, wie auch an mich selbst. Schnell machte ich mich an die Arbeit, die eine bedeutende wurde wegen der großen Anhäufung des Materials. Nun habe ich sie so ziemlich beendet, kann das Ganze überschauen. Es würden nach meiner Schätzung etwa zwei Bände, jeder zu fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Druckbogen werden. . . . Wegen des Honorars bin ich nicht im Zweifel, daß wir uns darüber verständigen, weiß ich nur einmal, daß Sie

überhaupt auf den Antrag einzugehen gewillt sind." Nachdem Härtel den Verlag abgelehnt hatte, wandte sich Schumann am 17. November 1852 an Georg Wigand: „Ich habe, von vielen meiner Freunde dazu aufgefordert, meine litterarischen Arbeiten über Musik und musikalische Zustände der letztvergangenen Zeit zusammengestellt, überarbeitet und mit Neuem vermehrt und möchte, was zerstreut und meistens ohne meine Namensunterschrift in den verschiednen Jahrgängen der Neuen Zeitschrift für Musik erschienen, als Buch erscheinen lassen als ein Andenken an mich, das vielleicht manchen, die mich nur aus meinem Wirken als Tonsetzer kennen, von Interesse sein würde. Es liegt mir nicht daran, mit dem Buche etwa Reichtümer zu erwerben*); aber daß es unter gute Obhut käme, wünschte ich allerdings. Auf der Beilage finden Sie eine genaue Angabe des Inhalts, wie ich Sie auch bitten würde, den beigelegten, das Buch einleitenden Worten eine Durchsicht zu gönnen."

Wigand nahm den Verlag an.**) Schumann setzte im folgenden Jahre die Redaktion seiner Schriften fort. Im Oktober 1853 wurde er noch einmal zu einer öffentlichen Kundgebung angeregt durch den Besuch des jungen Brahms in Düsseldorf. Seinen Aufsatz „Neue Bahnen" sandte er vor dem Abdruck in der Neuen Zeitschrift erst Joachim zu.

Mit dieser Kundgebung fand Schumanns kritische Thätigkeit einen Abschluß, der ihrem Anfange schön entspricht. Wie das erste Wort des Jünglings, so sollte auch das letzte des Mannes ein Prophetenwort sein — dort galt es Chopin, hier Brahms.

Nach der Rückkehr von einer holländischen Reise am 22. Dezember 1853 legte Schumann die letzte Hand an die gesammelten Schriften, deren Herausgabe in vier Bänden zur Ostermesse 1854 mit dem Verleger vereinbart war. „Es macht mir Freude, zu bemerken (schrieb er am 17. Januar 1854 an Stracerjan), daß ich in der langen Zeit, seit über zwanzig Jahren, von den damals ausgesprochenen Ansichten fast gar nicht abgewichen bin. Ich hoffe, daß ich Ihnen diesmal von einer ganz neuen Seite bekannt werde."

Von seinen Versen hat Schumann nur einzelne in der Zeitschrift veröffentlicht. Aus dem Jahre 1844 hört man von einer Dichtung über den Kreml. Er schrieb gelegentlich gern Gedichte, namentlich zum Geburtstage Claras regelmäßig. Sein Sinn für die Dichtkunst gab sich ferner in dem feinen Verständnis kund, mit dem er die Motto in der Zeitschrift und die Texte seiner Lieder auswählte. Auch ging daraus eine unvollendet gebliebene Arbeit hervor, die in seine letzte Düsseldorfer Zeit fällt. Schon in frühern

*) Schumann erhielt für die gesammelten Schriften ein Honorar von 100 Thalern. (Dagegen waren ihm nicht lange vorher die sechs Lieder op. 107 mit 120, die vier Märchenbilder op. 113 mit 200 Thalern bezahlt worden!)

**) Im Jahre 1883 erwarben Breitkopf und Härtel das Verlagsrecht.

Jahren beabsichtigte er eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller dichterischen Aussprüche über Musik von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Er hatte für diese Sammlung — die er „Dichtergarten" nannte — bereits Auszüge aus Shakespeare und Jean Paul gemacht. Nun wollte er auch die Bibel sowie die griechischen und lateinischen Klassiker zu diesem Zweck durchforschen. Joachim meldete er unterm 6. Februar 1854: „In der Zeit hab ich immer wieder an meinem Garten gearbeitet. Er wird immer stattlicher; auch Wegweiser habe ich hier und da hingesetzt, daß man sich nicht verirrt, d. h. aufklärenden Text. Jetzt bin ich in die uralte Vergangenheit gekommen, in Homer und das Griechentum. Namentlich in Plato habe ich herrliche Stellen entdeckt."

Aber der mit so viel Liebe gehegte Plan sollte nicht mehr ausgeführt werden. Schumanns geistiger Zustand verschlimmerte sich zusehends. Nicht ohne Bewegung kann man seine letzten Worte an Joachim lesen: „Nun will ich schließen. Es dunkelt schon." Ja, es dunkelte, und bald brach die Nacht über ihn herein. Die schon seit längerer Zeit bemerkten vereinzelten Anzeichen von Geisteskrankheit hatten die Besorgnis der Ärzte erregt; in den letzten Wochen steigerten sie sich in der traurigsten Weise. Schumann glaubte fortwährend Musik von wunderbarer Schönheit zu hören, die wie ferne Blasmusik erklang. Er erzählte, ihm sei ein von Franz Schubert gesendeter Engel erschienen und habe ihm die Melodie vorgesungen, über der jener gestorben sei, mit dem Auftrag, sie aufzuzeichnen, was auch geschehen sei.

Es war am 27. Februar, als er, von einem seiner qualvollen Angstzustände erfaßt, sich der sorgsamen und liebevollen Aufsicht, unter der er gehalten wurde, zu entziehen wußte, auf die Rheinbrücke ging und sich in die eisigen Fluten stürzte. Er wurde trotz seiner heftigen Gegenwehr gerettet, um — einem traurigen und trostlosen Dasein wiedergegeben zu werden. Am 4. März nahm ihn die Heilanstalt des Dr. Richarz zu Endenich bei Bonn auf.

Der Ausbruch der Krankheit war mit dem Beginn des Druckes der gesammelten Schriften zusammengefallen. Im Mai kamen sie zur Versendung. Der Verleger machte in einem vorgehefteten Zettel bekannt, daß die Herausgabe bereits im vorigen Jahre mit Schumann verabredet, und daß ihre Auswahl und Redaktion ganz von ihm vollendet gewesen sei, als der Druck begonnen habe. Schumanns Redaktion war aber nicht „ganz vollendet," denn eine Korrektur hat er nicht lesen können.*)

*) Der vorstehende Aufsatz ist der Einleitung zu einer neuen, kritischen Gesamtausgabe von Robert Schumanns Gesammelten Schriften über Musik und Musiker entnommen, die sich gegenwärtig im Druck befindet und zu Weihnachten d. J. bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen wird.

# Altes und Neues von Hans Hopfen

Hans Hopfens Erzählungen gehören zu den Büchern, die man immer mit gutem Vorurteil in die Hand nimmt. Er genießt einen vorzüglichen litterarischen Ruf, obwohl sich an seinen Namen keine dichterische That von nationaler Bedeutung knüpft. Es ist seine Gesamterscheinung mit all ihren Licht- und Schattenseiten, die ihm so viele Freunde verschafft hat. Vorwaltend ist ein frischer, burschikoser Zug in ihm, er scheint so etwas wie ein litterarischer Naturbursch zu sein. In allen Formen der Dichtkunst hat er sich versucht, in der Lyrik, in der Epik, im Drama, überall hat er teilweise sehr Anmutendes geschaffen, seine Gedichte, sein „Pinsel Mings" (doch nur ein episch ausgeführter Witz, weiter nichts), sein Schauspiel „In der Mark" enthalten schöne Einzelheiten; aber keines seiner Werke ist tadellos, keines ersten Ranges, keines durchschlagend. Man muß litterarisch geschult sein, um ihm gerecht werden zu können. Man kann ihm nicht Nachahmung, Nachempfindung größerer Meister zum Vorwurf machen; man kann aber ebenso wenig einen ausgesprochenen Stil in seiner Kunst nachweisen. Seiner Urwüchsigkeit fehlt doch die ausgiebige künstlerische Natur; seine Dichtungen scheinen nicht alle organisch, notwendig, von innen heraus gewachsen zu sein, sie sind nicht mit dem Menschen in ihm geworden und haben sich nicht mit der zunehmenden Reife des Mannes vertieft. Wohl hat er seit der „Peregretta" auch die äußere Form, die epische Technik beherrschen lernen, aber er ist mehr in die Breite als in die Höhe gewachsen. Seine Phantasie ist ohne Zweifel wahrhaft dichterisch und sehr empfänglich, aber doch nur für das Äußerliche der menschlichen Erscheinung. Hopfen ist vor allem Sittenmaler. Zu Hause ist er in Baiern, aber es ist ihm gar nicht schwer gefallen, sich auch in Tirol, in Wien, in Berlin, in Paris, in Rom heimisch zu machen. Er kennt den groben bairischen Bauer ebenso gut wie das Volk der Pariser Salons, er kennt das Wiener Wäschermädel ebenso wie die „höhere Tochter" des norddeutschen Bürgerstandes; er schildert sie mit richtigen Lokalfarben und in Liebe und Haß mit treffendem Urteil. Ebenso den deutschen Studenten, den Soldatenstand aller Grade, den Wachtmeister so gut wie den Major, den Schriftstellerstand, die Adlichen und die Schauspieler, die Pfaffen und die Lebenskünstler, Halbwelt und Philister. Alles, was sich

äußerlich sehen läßt, trifft Hans Hopfen mit seinem gebildeten Sinn vortrefflich. Dabei liebt er es auch, ein schneidiges Wort zu sagen: er haßt z. B. die katholische Wirtschaft, den Aberglauben des Landvolkes, die Verdummungspolitik seiner Geistlichen, seine Erzählungen spitzen sich da häufig zur Satire zu. Sein künstlerisches Verständnis für alles Äußerliche bewährt sich auch dann, wenn er sich auf einen entfernten geschichtlichen Boden stellt, wie z. B. in dem Schauspiel „In der Mark." Wie hübsch ist im ersten Akt das Kolorit der Zeit des siebenjährigen Krieges getroffen: mit wie satten Farben ist überhaupt das ganze Stimmungsbild festgehalten! Auf alle diese Künste versteht sich Hans Hopfen, wie nicht leicht ein andrer. Seine Schwäche liegt nur darin, daß er nicht leicht über dieses Äußerliche hinauskommt oder vielmehr, daß er nur ein und die andre Szene oder Situation dichterisch schaut, alles übrige nüchtern hinzugrübeln muß. Meist enden seine Geschichten konventionell, oder sie leiden stark an Unwahrscheinlichkeit, oder sie werden übers Knie gebrochen, weil ein andrer Abschluß nicht gefunden wird. Eine Figur und ihr Ton liegen ihm am besten: das ist die Gestalt des Junggesellen, mag er nun etwas militärisch schneidig oder mehr bürgerlich empfindsam und beschaulich sein. In dem Major, der so lange Geschichten zu erzählen versteht, hat er so recht diesen Ton getroffen. Aber ein Poet, der sich naiv zur Höhe philosophischer Betrachtung erhebt, ist dieser Major nicht. Er sucht nicht im Einzelfall ein Beispiel für viele zu geben, er hat nicht den Tiefblick in die Natur des Menschen; darum bleibt auch die wahre dichterische Wirkung aus. Der Major erzählt nur das Absonderliche, das eben deswegen sich seinem Gedächtnis eingeprägt hat, natürlich mit der größten Sorgfalt in der Charakteristik gerade des Soldatenlebens in Krieg und Frieden. Nicht immer erzählt er mit Geschmack, manchmal wie z. B. im „Schneidigen Liebchen," sogar etwas zu breit, langweilig, es dauert immer etwas lange, bis er zur eigentlichen Geschichte kommt, seine Einleitungen könnten meist knapper sein; aber schließlich hat man den männlichen Sprecher doch lieb, er hat kräftige Worte für schlechte Menschen und Zustände, und es fehlt ihm auch nicht an Humor. Wer wird da weiter nach einer Weltanschauung forschen?

Das ist Hopfen als Erzähler, wie wir ihn bisher kennen gelernt haben. Nun sind beinahe gleichzeitig drei Bücher von ihm ausgegeben worden. Der Stellvertreter, eine Erzählung, und die Studentengeschichte: Die fünfzig Semmeln des Studiosus Taillefer sind neue Dichtungen; die bairische Dorfgeschichte: Der alte Praktikant erscheint in dritter Auflage (sämtlich im Verlage der Gebrüder Paetel, Berlin, 1891).

Den „Stellvertreter" kann man nicht zu den besten Werken Hopfens rechnen; er ist vor allem eine für die kleine Handlung zu breit erzählte Geschichte, obwohl der Dichter mit wahrer Virtuosität die Lücken in der Entwicklung seiner Hauptfiguren mit allerlei Schilderungen auszufüllen bestrebt

gewesen ist. Wir finden alle Merkmale der Hopfenschen Muse wieder: große Gewandtheit in der Schilderung von Sitten, hier sogar recht al fresco, und auf einen Raum vereinigt die Bilder deutscher, slawischer, französischer und italienischer Sitten und Nationalcharaktere; aber die rein menschliche Charakteristik ist nicht warm, nicht tief, nicht durchsichtig genug geraten, es fehlt nicht an Verstößen gegen die Wahrscheinlichkeit der Erzählung. Am gelungensten sind alle Nebensachen, auch die Nebenfiguren. Die Anregung zu der Erzählung hat Hopfen sehr wahrscheinlich einer wirklichen Begebenheit zu verdanken, die er sich dann in seiner Weise poetisch zurechtgelegt hat. Die Geschichte ist kurz die folgende.

Zwei Freunde, Graf Egbert und Baron Roderich, beide deutsche Offiziere, lernen gleichzeitig ein und dasselbe Mädchen, Stephanie, die Tochter eines reichen polnischen Gutsbesitzers, des Grafen Ladislaus in Schlesien kennen und lieben. Egbert und Roderich sind grundverschiedne Charaktere, und darnach bildet sich ihr Verhältnis zu einander und zu dem Mädchen aus. Egbert, ein sehr schöner Mann, ist der naive Egoist, dem Roderich, der auch nicht gerade häßlich ist, in seltener Güte immer und überall die Vorhand und den Vortritt läßt. Egbert ist gewöhnt, überall zuzugreifen, Roderich, überall zuzusehen. Roderich ist in seiner ruhigen Sachlichkeit der Vertraute aller Welt und trägt alle Lasten und alle Freuden dieses Amtes mit Bescheidenheit. Da Egbert in seiner mitteilsamen Weise Roderich zum Vertrauten seiner Leidenschaft für Stephanie macht, so fühlt sich dieser verpflichtet, die eigne Neigung zu verschweigen, ja zu unterdrücken, umso mehr, als er merkt, daß Stephanie die Liebe seines Freundes erwidert. Es kommt in der That so weit, daß Egbert und Stephanie sich öffentlich verloben sollen, der alte Graf Ladislaus ist mit der Wahl seiner Tochter völlig einverstanden. Da erfährt Roderich, daß sich dieser Graf in seiner Jugend nicht kavaliermäßig benommen hat und deswegen den Militärdienst — in Petersburg — hat verlassen müssen. Ladislaus hat sich nämlich infolge seiner tiefern religiösen Gesinnung gegen das Duell in Wort und That ausgesprochen und sich deshalb mit seinen adlichen Standesgenossen überworfen, sodaß er gezwungen wurde, den Offiziersrock abzulegen. Das ist vor dreißig Jahren geschehen; es lagert Vergessenheit auf dieser Geschichte, Roderich erfährt sie zufällig und erzählt sie seinem Freunde. Obwohl beide bei einer drastischen Gelegenheit die stärkste Überzeugung gewinnen können, daß Ladislaus wirklich nur aus Frömmigkeit und nicht aus Feigheit jenen Bruch mit dem Adel herbeigeführt hat, ist Egbert doch so kleinlich und so abgeschmackt, aus diesem Grunde seine geliebte Stephanie Knall und Fall zu verlassen. Das trostlose Mädchen wird halb wahnsinnig vor Schmerz über diese Täuschung; sie fährt mit dem nicht weniger gebeugten Vater nach Paris, versucht es, sich im Strudel der Vergnügungen zu zerstreuen, es gelingt ihr aber doch nicht recht; schließlich heiratet sie den Vertrauten ihres treulosen Geliebten, den

guten Roderich, der ihr nach Paris nachgereist ist. Die Ehe ist glücklich, beide leben fünf Jahre ganz zufrieden mit einander.

So weit ist auch die Erzählung recht hübsch; die Schwächen treten erst im zweiten Teile hervor. Mit dem zunehmenden Alter wird Graf Ladislaus immer bigotter, sodaß er schließlich mit seiner Tochter nach Rom fährt, um sich vom Papste (Pius IX.) segnen zu lassen. In Rom treffen Vater und Tochter den Grafen Egbert, der sich — echt Hopfensche Phantasie! — als Offizier der päpstlichen Ehrengarde zu einem frivolen Genußmenschen ausgebildet hat; er hat da ein wahres Lotterleben geführt und obendrein jesuitische Moral eingesogen. Beim Wiedersehen der verlassenen Geliebten erwacht die alte Leidenschaft in ihm, und in echt romantischer Weise — in der halbdunkeln Peterskirche, wo die Leiche des eben gestorbenen Pius aufgebahrt ist und von einer zahllosen Volksmenge betrachtet wird — flüstert er Stephanie in teuflischer Weise Verleumdungen ihres Gatten ins Ohr: Roderich hätte die alte Duellgeschichte ihres Vaters mit Berechnung aufgewärmt, um ihn, Egbert, aus dem Herzen Stephaniens zu verdrängen. Stephanie ist merkwürdigerweise einfältig genug, dem Verleumder zu glauben; ihre Ehe erleidet so einen schweren Stoß, sie will sich von Roderich trennen. Als dieser einige Monate darauf rasend, empört den hinterlistigen Jugendfreund mit dem Degen in der Hand zur Rechenschaft ziehen will, entwaffnet ihn Egbert durch das inzwischen erworbene Gewand des katholischen Priesters. Nur in Flüchen kann Roderich seiner Wut Ausdruck geben. Seine Ehe behält einen Riß, bis sie der alte Ladislaus auf seinem Sterbelager wieder kittet.

Die Schwächen der Geschichte liegen, wie gesagt, in der nicht genügend fesselnden Charakteristik der drei Hauptfiguren; die Exposition dieser Charaktere, namentlich Egberts, hätte auf die Schlußwendung mehr vorbereiten sollen. Egberts Teufelei wirkt überraschend, man hat sich ihrer nicht versehen. Darum wirkt auch die in seiner Gestalt gegebene Satire jesuitischer Moral tendenziös aufdringlich, sie wächst nicht künstlerisch aus dem Stoff heraus. Wie gut Hopfen etwas darstellen kann, was er nicht bloß ersonnen, sondern auch gesehen hat, erkennt man an der Episode des tollen Hundes, die dem alten Ladislaus Gelegenheit zur Bekundung seines mit Unrecht bezweifelten persönlichen Mutes giebt. Dieses kraftvolle, höchst bewegte Stück ragt wie eine leuchtende Oase aus dem Buche hervor; Hopfen hat es auch mit sichtlicher Freude ausgeführt. Ebenso die Schilderung Roms bei der Leichenfeier des Papstes: sie beruht eben auch auf Anschauung. Auch die Zeichnung des alten Ladislaus, eines edeln, religiösen Mannes von Geist, ist gelungen; nur ist sie gegen den Schluß hin verzeichnet, die Hand des Dichters ist da ins Schwanken geraten. Weil ihn Hopfen so braucht, ist Ladislaus in Rom ein thörichter Greis; von Rom zurückgekehrt ist er wieder kräftig und besonnen, weil ihn Hopfen eben wieder anders braucht. Man legt also die Erzählung mit ge-

mischten Gefühlen aus der Hand, denn man freut sich nicht, sich wegen der Geschichte einer abgeschmackten Schusterei so aufgeregt zu haben.

Hans Hopfen hat die nicht üble Gewohnheit, am Schlusse seiner Erzählungen mit einigen Ziffern das Datum ihrer Entstehung anzugeben, sowie die Maler in eine Ecke ihrer Gemälde zu ihrer Unterschrift auch noch die Jahreszahl hinzufügen. Den „Stellvertreter“ hat er vom März 1879 bis zum Juni 1880 gedichtet; zwei Jahre vorher, 1877, ist seine bairische Dorfgeschichte „Der alte Praktikant“ entstanden, die wir ohne Bedenken hoch über die spätere Erzählung stellen. Hier atmet man wirklich poetische Luft, schon die Grundlage der Erzählung ist dichterisch stimmungsvoll; hier bewegt sich Hopfen in einer Welt, die er aus reicher Anschauung und innerer Verwandtschaft genau kennt, die Charakteristik ist meisterlich, die Figuren, so zahlreich sie sind, treten uns rund und leiblich vor Augen, Handlung und Episode sind harmonisch mit einander verbunden. Leidet der Schluß hier auch wieder an allerlei Unwahrscheinlichkeiten (Hopfen liebt es, seine Menschen hinterher gar zu viel erraten zu lassen; sein Graf Ladislaus leistet darin Fabelhaftes), so vermag er doch nicht die vielen schönen Erinnerungen an alles, was vorhergegangen ist, zu verderben. In dieser Dorfgeschichte ist es dem Erzähler, sehr zu seinem Vorteile, weniger um das zu thun, was man eine spannende Geschichte nennt, als um die freudige und innige Darstellung des Zuständlichen. Man kann sagen, er schreitet von Episode zu Episode, aber jede ist schön für sich, das Ganze ruht auf dem sichern Boden heimischer Anschauung.

Schon der äußere Rahmen, der dieses Bild bairischen Volkstums zusammenhält, ist sehr anmutend. Wir werden in die Zeit vor etwa dreißig Jahren in ein kleines bairisches Gebirgsnest versetzt, das drei Meilen abseits von München liegt. Eben wird die Eisenbahn eröffnet, die das Dorf endlich mit der Welt verbinden soll. Die dummschlauen Bauern haben sich nämlich ein kleines Menschenalter vorher, wo die ersten Eisenbahnen gebaut wurden, einem solchen Bau widersetzt. Den Vorteil davon hatten nur wenige Bauern, der Krämer, der Bräuer, aber nicht die Gemeinde. Diese blieb hinter der Zeit zurück. Schließlich sah man doch die begangene Thorheit ein, und die Dörfler bettelten beim König und beim Parlament um dieselbe Eisenbahn, der sie sich zwei Jahrzehnte zuvor widersetzt hatten. Die Aufregung und die Umwandlung, die nun die durchjagende Lokomotive in allen Schichten der Bevölkerung, beim Pfarrer wie beim Krämer hervorruft, schildert Hopfen mit großer Sachkenntnis und mit fesselndem Humor. Es ist ein Bild des ganzen Jahrhunderts kunstvoll auf engen Raum zusammengedrängt und von innerer Wahrheit erwärmt und durchleuchtet. Und dazu tritt noch die allerschönste Erfindung, die Gestalt des alten Praktikanten.

Max Eisenhart ist ein beschauliches Menschenkind, ein Original von liebenswürdigster Art. Er ist vor achtzehn Jahren als Rechtspraktikant des

Landgerichtes in den Ort gekommen; er hatte damals eine Studentenliebschaft hinter sich, aus der sein zartes Herz etwas siech davongekommen war, denn die Geliebte erwies sich treulos, und Eisenhart trug seinen Schmerz gern in die Einsamkeit. Mit der Zeit gefiel er sich aber dermaßen in dem weltentlegenen Neste, daß er sich gar nicht um das Fortkommen im Amte bemühte, sondern sich mit Absicht von den vorgesetzten Behörden übergehen und vergessen ließ und unter Bauern mit Behagen verbauerte. Er hat durch eine Nebenarbeit beim Notar des Ortes genügendes Einkommen, und seine freie Zeit benutzt er, um der leidenschaftlich geliebten Jägerei nachzugehen. Er steckt fast immer im Jagdanzug. Wegen seiner Güte und Anspruchslosigkeit ist er überall beliebt, besondre Freundschaft verbindet ihn mit dem Dorfpfarrer, der — echt süddeutsch — in allen praktischen Lebensfragen weit klüger als der unbewußt poetische Jurist ist. Max ist in Geldsachen ein Kind, der gute Pfarrer sein Vormund und Vermögensverwalter.

Nun ist der Praktikant vierzig Jahre alt geworden, und auch ihn reißt die neugebaute Eisenbahn wider Willen aus seiner Träumerei heraus. Dieses Erwachen, Widerstreben, Sichzurechtfinden und dann das eigne kräftige Hinausstreben aus dem poetischen Sumpf, in den der gute Mensch hineingeraten ist, bildet den fesselnden Inhalt des Buches, wohl eine der hübschesten Dorfgeschichten, die es giebt. Denn nicht bloß Dorf und Stadt, sondern auch alte und neue Zeit sind kräftig und geistvoll kontrastirt. Es giebt in der Gegend noch zwei spezifisch bairische (tirolische) Originale: ein gnadenspendendes Marienbild in einer abgelegenen Waldkapelle und eine Bauerndoktorin, Mariatannerl und die Moosrainerin. Ein Prachtweib diese Doktorin; rasch entschlossen, kurz angebunden, mit starkem Verstand und gesundem Herzen weiß sie die neue Lage der Dinge zum eignen Vorteil, der nie ein Nachteil andrer Leute ist, auszunutzen, und ihre Thatkraft bringt ungeahntes Leben in die Gegend. Den Ruf des alten Wallfahrtsortes und die Nähe der neuen Eisenbahn benutzt sie, um in aller Geschwindigkeit im Walde von Mariatannerl eine Anstalt für allerlei Kranke aufzubauen; kaum unter Dach, sind die Villen schon von reichen Leuten aus aller Herren Länder besetzt, von Kranken aus Langerweile, die mit ihrem Gelde nichts anzufangen wissen. In diese Unternehmung ist der alte Praktikant, ohne es zu wollen, mit hineingezogen worden, sie gereicht auch ihm zum klingenden Nutzen, und als er sich in ein schönes Mädchen, eine Staatsratstochter, verliebt und nun selbst mit Macht aus dem Sumpf hinausstrebt, hat er auch genügendes Kapital, etwas zu thun.

Aber wir wollen nicht die mannichfach verschlungenen Fäden der Handlung auflösen; so anmutig sie ist, so liegt doch nicht in ihr die Schönheit der Dichtung, sondern in dem Reichtum der Charakteristik. Die ganze süddeutsche Welt wird dort umspannt. In lebenswahren Skizzen sehen wir alle Stände vom gemeinen Bauern bis hinauf zum Minister vertreten. Am

schönsten sind die Volksfiguren. Eine der gelungensten Episoden ist die Szene Eisenharts mit der schönen Kellnerin: auch etwas, was Hopfen intuitiv gefunden hat. Packenden Humor bietet die wunderbare Genesung der Staatsrätin vor der Kapelle von Mariatannerl, und eine herrliche Satire ist die Schilderung der schlauen Ausbeutung dieses Wunders von Bauern und Pfaffen. Dazu kommen noch die zahlreichen, von innigem Naturgefühl erfüllten Stimmungsbilder der Erzählung, wir erinnern nur an die Landschaftsbilder vom Schloßhügel aus und an das Gespräch in der Mondnacht des Waldes zwischen dem Praktikanten und der Moosrainerin. Kurz, die ganze Dorfgeschichte ist eine erfreuliche Schöpfung, die man nicht vergißt, wenn man sich auch ein bischen über die billige und nicht vornehme Wendung des Schlusses (Eisenharts Mißverständnis der Zwillingsschwestern) ärgert. Aber das ist nun einmal so Hopfensche Art: ganz rein geht es nie bei ihm ab.

Über die harmlos muntere Studentengeschichte von den fünfzig Semmeln können wir kurz hinweggehen; es unterhalte sich an ihr, wer will, uns erschien sie nur als ein etwas breit ausgeführter Spaß. Auffallend ist an ihr nur die eingeflochtene Huldigung für Ibsen. In der Majorsgeschichte vom „polnischen Wachtmeister“ hat sich Hopfen ziemlich schneidig gegen die Naturalisten ausgesprochen; umso überraschender ist seine Verehrung Ibsens. Zum Glück hat sie ihn noch nicht zur Nachahmung Ibsens verführt. Sein dieser Tage im Burgtheater aufgeführtes „phantastisches Lustspiel“: Der Hexenfang bewegt sich in ganz andern Bahnen. Alle Eigenheiten des Hopfenschen Talents treffen wir hier in neuer Mischung als alte Bekannte wieder: ein originelles und keckes Motiv, die Poesie des Junggesellentums, die Freude am Stimmungsbild, die sorgfältige Ausmalung alles Äußerlichen, satte Zeitfarben, und schließlich läuft auch dieses bunt-schillernde, geistreiche, anmutig fesselnde Gebilde in einen gut hausbacknen Schweif aus; jeder Anspruch auf Wahrscheinlichkeit wird von vornherein durch die Bezeichnung des Lustspiels als eines „phantastischen“ abgelehnt.

Die kleine Hexengeschichte spielt in irgend einer deutschen Stadt im Mittelalter. Wir befinden uns im Arbeitszimmer eines Alchymisten. Man sieht die bekannte Ausstattung eines solchen Gemachs: einen großen Herd mit Flaschen, Totenkopf, Gerippen, ein aufgeschlagenes mystisches Buch, ein Fernrohr und andre Apparate, ein hohes Fenster mit Butzenscheiben, durch das der Mond hereinleuchtet, und zu dem hinaus so wie im „Faust“ gesprochen werden kann. Alles sehr malerisch. Der „weise Meister“ Albertus steht in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, sein gutmütiger, einfältig kluger Famulus ist bei ihm. Es ist gerade Walpurgisnacht, die Hexen eilen auf Besenstielen auf den Blocksberg. Albertus hat über dem Rauchfang seiner Küche ein Hexennetz ausgespannt. Es gelüstet ihn nach Liebkosungen von schönen Hexen, er ist unbefriedigt von der Liebe der gemeinen Weiber, die

Sittsamkeit heucheln, und denen Wasser statt Blut in den Adern rinnt. Er will Weiber genießen, die den Teufel im Leibe haben. Alle wohlmeinenden Reden seines braven Schülers und Dieners, der sich vor den nahenden Hexen komisch ängstigt, verfangen nichts. Auch das schöne Bürgermädchen Marie, das ihm wohl gefallen hat, und das nun atemlos herbeieilt, um von dem berühmten Arzt und Meister eine heilsame Arznei für das kranke Mütterlein zu holen, bringt Albertus nicht aus seiner sinnlichen Erregung für die Hexen. Endlich, wie er allein ist, schlägt es Mitternacht, und unter helltönendem Lachen und Schreien kommt ein junges Hexlein durch den Kamin auf dem Besenstiel herabgeflogen. Es ist ein artiges junges Kind: ein Backfisch von einer Hexe, ein unschuldiges Mädchen, dessen Phantasie erregt worden ist, und das sich darum aus Neugierde dem Teufel verschrieben hat. Albertus ist zunächst von der Bescherung eines Backfisches nicht recht erbaut; aber da sich die schöne junge Hexe im langen weißen Nachtgewande munter genug benimmt und fleißig von dem Weine trinkt, der auf der reich gedeckten Tafel des Hintergrundes steht, unterhält sich Albertus sehr gut. Da hört man neues Gekicher und neues Frauengeschrei, und eine zweite Hexe, die sich im Netze des Meisters gefangen hat, kommt durch den Rauchfang herab. Eine andre Spielart: eine richtige Teufelin, nicht blond, sondern schwarz, mit feurigen Augen und leidenschaftlichen Bewegungen; sie ist auch nicht weiß gekleidet, sondern rot, etwa wie die Besucherinnen der öffentlichen Maskenbälle. Nun hüpft dem glücklichen Zauberer das Herz im Leibe, nun schwelgt er in den Armen zweier Hexen, die sich ihn streitig machen. Schließlich werden dem üppigen Meister die zwei Hexen noch zu wenig, und er macht sich mit ihnen auf den Weg zum Blocksberg. Während er dort genießt, erhalten wir einen Einblick in das Schlafkämmerlein des schönen Bürgermädchens Marie. Sie liegt im Bett, natürlich in schlohweißer Wäsche und bis zu den Ohren sittsam zugedeckt. Der Trank des Meisters hat genützt, das Mütterlein befindet sich sehr wohl, und Marie denkt nun, dieser Sorge ledig, an den schönen Zauberer, der einmal ihre Arme gelobt hat. In diesen Armen möchte sie ihn festhalten, und der Narr zieht Hexen vor! Das Bild verschwindet wieder, und Albertus kehrt mit den zwei Hexen in seine Studirstube zurück. Der Morgen graut, die Schönen wollen nach Hause, Albertus entläßt sie nicht, er will die Hexen zu neuem Genuß bei sich behalten. Die Flasche, die die Flüssigkeit enthält, die Menschen und Dingen Flugkraft verleiht, zertrümmert er an den Steinen des Herdes. Mehr und mehr drängt die Zeit, schon hört man das Läuten der Morgenglocken, Gesang frommer Beter, aber Albertus läßt nicht von den Hexen. Da werfen diese ihre grauen Schleier um sich und verwandeln sich damit zu dem, was sie in Wahrheit sind: sie erscheinen als alte, häßliche Betteln und fahren mit ihren Besenstielen auf den entsetzten Meister los, um ihn von zwei Seiten zu prügeln. Die Schläge heimst unschuldigerweise der

inzwischen angekommene Famulus ein. Schließlich entfliegen die Hexen doch durch den Kamin, zu dem sie hereingekommen sind, und Albertus kehrt zur wahren Liebe zurück, denn Marie ist wieder eingetreten, um ihm für die Arznei zu danken. In aller Hausmütterlichkeit macht sie sich, ohne erst viel zu fragen, gleich daran, die Stube aufzuräumen und die Unordnung, die die Hexen hinterlassen haben, zu beseitigen. Unter dem Geläute der Kirchenglocken und bei den Tönen der Orgel fällt der Vorhang: Albertus und Marie werden ein Paar.

Fabula docet: Die Hexen halten das Licht des Tages nicht aus. Eine erregte Männerphantasie wünscht sich wohl Weiber, die den Teufel im Leibe haben; doch sie sind nur für Stunden gut genug, aber nicht wünschenswert als ständiger Besitz. Besonders moralisch kann man dieses phantastische Lustspiel eben nicht finden; es ist auch nur ein Stücklein für Männer. Man möchte es eine dramatisirte Junggesellenphantasie nennen. Aber man unterhält sich gut dabei, und die Künstlerinnen des Burgtheaters sorgen schon dafür, daß die Grenzen der Schönheit nicht überschritten werden. Es dürfte übrigens auch beim Lesen gefallen, denn es ist in muntern Knittelversen geschrieben, von denen manches witzige Wort in der Eile des Bühnenvorgangs verloren geht.

## Ein neues Metall

Wir meinen das Aluminium, und wir dürfen es neu nennen, obwohl es bereits im Jahre 1827 entdeckt wurde. Denn wir verbinden mit dem Namen Metall nicht bloß die Bedeutung der chemischen Natur, sondern auch die der praktischen Verwertung. Das Aluminium, sonst von unerschwinglichem Preise, ist seit einem Jahre so billig geworden, daß es als ein Konkurrent der alten Metalle auftritt, und daß seine längst geschätzten Eigenschaften nun der Industrie in mannichfacher Weise zu gute kommen können. Wir verdanken diese Wendung der Beherrscherin des Tages (und der Nacht): der Elektrizität.

Das Aluminium kommt in der Natur nirgends rein, jedoch als Oxyd in geringer Menge, als Silikat unter dem Namen Thonerde in großen Mengen vor. Außerdem ist es der Hauptbestandteil der Silikate, die die Gemengteile der verbreitetsten Massengesteine, des Granits, des Syenits, des Porphyrs und des Basalts bilden. Im Korund, dessen blaue Krystallisationsform Saphir, dessen rote Rubin heißt, ist ein Aluminiumoxyd enthalten. Die Porzellanerde

ist Aluminiumsilikat, das heißt eine Verbindung von Aluminium und Kieselsäure in reinster Form. Sie besteht aus verwittertem Feldspat, der an dem Orte der Entstehung liegen geblieben ist. Der gewöhnliche Thon und die Thonerde haben einen ähnlichen Ursprung, sind aber weggeschwemmt und durch Kalk und Eisenoxyd verunreinigt worden. Das Aluminium in seiner oxydirten Form ist also das verbreitetste Metall der Erde. Man könnte hier die Vermutung aussprechen, daß es einmal berufen sei, das Eisen zu verdrängen. Dem steht entgegen, daß das Aluminium den Sauerstoff ungemein festhält, und daß es der größten chemischen wie physikalischen Kräfte bedarf — eines Reaktionsstoffes wie des Natriums oder einer Glühhitze, gegen die die Temperatur des Hochofens harmlos genannt werden muß —, um das Oxyd zu zerlegen. Hieraus ergiebt sich mit Notwendigkeit der höhere Preis des gewonnenen Metalles. Es wird also schwerlich je mit dem Eisen konkurriren können, das nur lumpiger 1200 Grad bedarf, um in seine Moleküle zu zerfallen.

Erst im Jahre 1827 gelang es einem deutschen Gelehrten, Friedrich Wöhler, damals Professor an der Gewerbeschule in Berlin, „Silber aus Lehm" zu machen, und zwar auf chemischem Wege. Er glühte Kalium, ein Metall, das eine große Verwandtschaft sowohl mit dem Sauerstoff, als auch mit dem Chlor hat, mit Chloraluminium, wodurch er erreichte, daß sich das Metall als ein feines, graues Pulver ausschied. Dieses Pulver konnte nun zwar durch Reiben metallglänzend gemacht, aber noch nicht zu einer festen Masse vereinigt werden. Das gelang Wöhler erst im Jahre 1845.

Die Gewinnung des Aluminiums war ein chemischer Triumph, hatte aber zunächst keine praktische Bedeutung. Es war fast vergessen, als es von Deville, einem berühmten französischen Chemiker, neu hervorgeholt und der Industrie empfohlen wurde. Deville hatte die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Metalls erkannt und empfahl es als ein Zwischenglied zwischen den edeln und den unedeln Metallen. Es ist gegen Säuren nicht so widerstandsfähig wie die edeln Metalle, übertrifft aber weit Kupfer und Eisen. „Es ist also, schreibt Deville im Jahre 1862, dem Aluminium genau der Platz in der Technik angewiesen, der eine Folge ist seines Klanges, seiner Hämmerbarkeit, seiner Geschmeidigkeit und seines geringen spezifischen Gewichtes. Ich wäre vollkommen befriedigt, wenn es von der Industrie als ein solches Zwischenmetall angenommen würde. Geschähe es jedoch eines Tages, daß man Mittel und Wege ausfindig machte, es mit geringen Kosten aus seinem Erz der Thonerde, dem verbreitetsten Bestandteile der Erdrinde, abzuscheiden, so würde es das gemeinste aller Metalle werden." Es sollten abermals dreißig Jahre vergehen, bis die Hoffnung Devilles, wenigstens in ihrer ersten Hälfte, in Erfüllung ging.

Deville hatte sich der Unterstützung der Akademie und des Kaisers Napoleon zu erfreuen. Ohne eine solche Unterstützung würde er schwerlich

praktische Erfolge gehabt haben. Die Herstellung des Aluminiums fand nach Wöhlers Prinzip auf chemischem Wege statt durch Glühen von Natrium mit einem Doppelsalze des Aluminiums ($Al\,Cl_3 \,.\, Na\,Cl$). Das Kilo Natrium kostete aber 2000 Franks. Wie teuer das Aluminium gewesen ist, kann man daraus entnehmen, daß zu einem Kilo Aluminium mindestens drei Kilo Natrium gehörten. Die Kinderklapper, die Deville dem kaiserlichen Prinzen Lulu überreichte, dürfte wohl das teuerste Spielzeug gewesen sein, das je einem Kinde in die Wiege gelegt wurde. Später gelang es Deville, den Preis des Metalls auf 300 Franks herabzubringen; es war aber auch so noch viel zu teuer, als daß es in die Technik eingeführt werden konnte.

Heute kostet das Kilo Reinaluminium 15,50 Franks. Dieser erstaunliche Erfolg ist durch die Elektrolyse und durch die billige, aber gewaltige Betriebskraft des stürzenden Wassers erreicht worden.

Die Besucher des Rheinfalles werden sich der dem Schlosse Laufen gegenüber liegenden Fabrik, einer Eisengießerei, erinnern. Es ist ein altes Eisenwerk von altem Rufe, aber bei der Schwierigkeit, das Rohmaterial heranzuschaffen, konnte es die Konkurrenz günstiger gelegener Eisenhütten auf die Dauer nicht aushalten. Die Besitzer, die Herrn Naville-Neher und Georg Neher, kamen auf den Gedanken, die Wasser, die sie bisher nur zum Bewegen des Gebläses brauchten, einer andern und lohnendern Industrie dienstbar zu machen, und zwar der Herstellung des Aluminiums. Man erinnert sich, daß vor einigen Jahren die Angelegenheit in den Blättern besprochen wurde, und daß sich die öffentliche Meinung gegen das Unternehmen erklärte, weil man fürchtete, die Schönheit des Rheinfalles möchte dadurch beeinträchtigt werden. Das Projekt kam also nicht zur Ausführung. Und zwar zu seinem Glücke, denn das beabsichtigte Verfahren, obwohl ein elektrisches, war zu teuer, um durchschlagenden Erfolg haben zu können. Inzwischen hatte Héroult, ein junger französischer Metallurg, ein Verfahren erfunden, durch das mit Hilfe der Elektrizität aus Thonerde und einem andern Metall Aluminiumlegierungen, also z. B. in Verbindung mit Kupfer Aluminiumbronze, herzustellen ist. Im Jahre 1888 bildete sich die schweizerische metallurgische Gesellschaft, die das Verfahren Héroults mit einer Kraft von 300 Pferden im großen durchführte. Zu gleicher Zeit gelang es Dr. Kiliani im Auftrage der allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin, Reinaluminium aus Thonerde herzustellen. Man erachtete es für das beste, beide Unternehmungen zu verschmelzen, und gründete die Aluminium-Industrie-Aktien-Gesellschaft mit einem Kapital von 10 Millionen Franken. Mit diesen Mitteln war nun schon etwas anzufangen. Der Rheinfall bot eine billige, sehr große und ziemlich zuverlässige Kraft, da der Bodensee als Regulator wirkt und Überschuß und Mangel ausgleicht. Freilich dürfte trotz alledem in diesem Winter das Wasser knapp geworden sein. Die Gesellschaft erhielt die Erlaubnis, dem Rhein oberhalb des Falles 20 Kubikmeter

Wasser für die Sekunde zu entnehmen. Dies entspricht bei der Höhe des Rheinfalles von 20 Metern einer Kraft von 4000 Pferden. Gegenwärtig wird jedoch nur die Hälfte in Anspruch genommen. Das Wasser wird in gewaltigen Röhren dem Werke zugeführt. 16 Meter unterhalb des obern Wasserspiegels befinden sich in einem senkrechten Stücke der Röhren die Turbinen, die also mit einem Druckgefälle von 16 und einem Sauggefälle von 4 Metern arbeiten. Die Turbinen sind wagerecht gestellte Räder mit schrägem Fächerwerk. Sie haben etwas über einen Meter Durchmesser und machen in der Minute 225 Umdrehungen. Dies ist schnell genug, um an der obern Verlängerung der Achse die Trommel der Dynamomaschine unmittelbar ankoppeln zu können. Dem entsprechend liegt auch die Achse dieser Maschine nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, wagerecht, sondern steht senkrecht. Ich darf wohl voraussetzen, daß der Bau einer elektrischen Kraftmaschine im allgemeinen bekannt ist. Die in Rede stehenden Dynamomaschinen bestehen aus einem äußern gußeisernen Ringe von der Größe eines Wasserrades und vierundzwanzig nach innen gerichteten Ansätzen, den Kernen für die Elektromagneten, und innerhalb dieser Elektromagneten dreht sich die Trommel des Induktors mit seinem eisernen Blätterwerke. Von diesem wird der entstandene Strom durch kupferne Bürsten aufgenommen und in die Arbeitsleitung geführt. Es stehen zwei solcher Maschinen nebst der dazu gehörigen kleinern, die den elektrischen Grundstoff für die größern liefert, nebeneinander. Jede arbeitet mit 600 Pferdekräften. Beide Maschinen sind für eine Leistung von 14000 Ampères und 300 Volts berechnet. Hierzu kommen nun noch die ältern beiden Maschinen der Schweizer Gesellschaft, die durch eine gemeinsame wagerecht gelegte Turbine getrieben werden. Es sind ganz fabelhafte elektrische Kräfte, die durch diese Maschinen geschaffen werden, aber sie sind dennoch bei ihrer geringen Spannung lange nicht so gefährlich als jene hoch gespannten Wechselströme, die alles erschlagen und verbrennen, was in ihre Nähe kommt. Die Arbeit wird scheinbar mit spielender Leichtigkeit vollbracht. Keine Kessel, keine Dampfmaschinen, keine rußigen und schwitzenden Arbeiter, ein heller, schmucker Raum, in dem man neben dem draußen donnernden Rheinfall nur das Schleifen der Bürsten auf der Induktortrommel hört.

Nun sind wir neugierig, zu erfahren, wie mit Hilfe dieser gigantischen elektrischen Kräfte das Aluminium erzeugt wird. Unser Bericht*) schweigt sich darüber klüglich aus. Wir sind aber doch von andrer Seite einigermaßen unterrichtet.

Wenn zwischen die beiden Pole eines starken Stromes ein Leiter von geringerer Leitungsfähigkeit eingeschaltet wird, so gerät der Leiter zweiten

*) Die Anlagen der Aluminium-Aktiengesellschaft, ihre Produkte, deren Behandlung und Verwendung. Neuhausen, 1890.

Ranges ins Glühen, oder er schmilzt, wenn die elektrische Kraft dazu ausreicht und wenn der Körper schmelzbar ist. Das erstere bildet die Grundlage der elektrischen Glühlampen, bei denen in die elektrische Leitung ein Faden aus Kohle eingeschaltet ist, d. h. aus einem Material, das dem Strome einen Widerstand entgegensetzt und das selbst unschmelzbar ist. Kohle ist unschmelzbar. Wird in den Stromkreis eine Metallverbindung in löslicher Form, also z. B. Kupfervitriol in Wasser gelöst, eingeschaltet, so spaltet der elektrische Strom die Verbindung, sammelt das Metall am negativen Pole der Leitung und scheidet die Säure am positiven aus. Hierauf beruht das Verfahren der galvanischen Verkupferung, der Galvanoplastik und der Kupfergewinnung im Hüttenbetriebe. Man bezeichnet diese Scheidung chemischer Verbindungen in ihre Bestandteile mit Hilfe der Elektrizität als Elektrolyse und die beiden Pole der Leitung als Kathode und Anode. Nun kann aber auch beides mit einander verbunden werden, man kann einen festen Stoff durch den elektrischen Strom feuerflüssig machen und die chemische Scheidung der feuerflüssigen Masse an den Polenden durch denselben elektrischen Strom bewirken. Das ist das Verfahren der Neuhäuser Werke. Man hat dort große Kessel, die aus Kohlenmasse gebildet und mit einem eisernen Mantel umgeben sind. Die Kessel sind mit Platten von Graphit gedeckt und haben unten an der Seite eine Anstichöffnung, die durch einen hineinpassenden Kohlenstab verschlossen ist. Durch eine Öffnung im Graphitdeckel hängt von oben ein Bündel Kohlenstäbe in das Innere des Kessels hinein. Die positive Leitung ist mit diesen Stäben verbunden. Die negative Leitung führt in das Innere des Kessels. Wird nun der Strom hineingesendet und das Kohlenbündel hinabgelassen, so springt der elektrische Strom als Bogenlicht über, und man hat eine Bogenlichtlampe von riesigen Dimensionen vor sich. Wer gesehen hat, wie schnell und leicht in der Flamme des elektrischen Lichtes Eisen verbrennt und Platin schmilzt, wird sich nicht wundern, wenn dem Strome dieses Riesenapparates nichts widersteht.

Zunächst wird nun Kupfer in zerkleinertem Zustande in den Kessel gebracht. Das Kupfer schmilzt und bildet in seinem flüssigen Zustande den negativen Pol des Stromes. Dann wird reine kieselfreie Thonerde hinzugethan, die von dem überhitzten Kupfer zum Schmelzen gebracht und dadurch elektrisch leitend gemacht wird. Aber es ist ein elektrischer Leiter zweiten Grades, der dem Strome einen Widerstand entgegensetzt, wodurch er selbst glühend und flüssig wird. Das Bündel Kohlenstäbe wird nun so hoch gezogen, daß es in die wasserklare Flüssigkeit der geschmolzenen Thonerde, die über dem Kupfer steht, eintaucht. Nun geht der elektrische Prozeß in der Weise vor sich, daß das Aluminiumoxyd ($A_2O_3$) in Aluminium und Sauerstoff zerfällt. Das Aluminium setzt sich am negativen Pol an und bildet mit dem geschmolzenen Kupfer dieses Poles eine Legirung, während sich der Sauerstoff am positiven

Ende mit den Kohlenstäben verbindet, d. h. sie mit hoch emporschlagender Flamme verbrennt. Diese Stäbe verzehren sich also in dem Maße, als Aluminium gewonnen wird. Man fährt fort, abwechselnd Kupfer und Thonerde zuzugeben, bis die genügende Menge gewonnen ist. Dann findet der Abstich in der Weise statt, daß der bereits erwähnte Kohlenstab aus dem Abstichloche gezogen wird, worauf das Metall in blauglühendem Zustande und unter Entwicklung eines Lichtes von vieltausendkerziger Kraft in die untergeschobene Form fließt. Darauf beginnt der Prozeß von neuem.

Zur Herstellung des reinen Aluminiums gebraucht man einen ähnlichen Ofen, das heißt einen aus unschmelzbarem Material gebauten Kessel. Ist dieser Kessel aus Kohle gebildet, so kann er selbst das untere Leitungsende darstellen. Die Thonerde wird in den Kessel gethan, und die Kohlenstäbe, das obere Leitungsende, werden so tief herabgelassen, daß ein kurzer Flammenbogen entsteht. Dieser schmilzt die Thonerde. Der durch die geschmolzene Thonerde gehende Strom zerlegt sie in Sauerstoff und Aluminium. Das Aluminium sammelt sich im Grunde des Kessels und wird von Zeit zu Zeit abgelassen.

Die gewöhnlichen Thon- oder Lehmerden sind für die Aluminiumgewinnung ungeeignet, denn sie enthalten Silicium oder Eisen, Metalle, die sich zugleich mit ausscheiden und mit dem Aluminium Legirungen bilden, die den Wert des Metalls sehr herabsetzen. Man verwendet also entweder reine Thonerde, der man zur leichteren Schmelzbarkeit eine Fluorverbindung zusetzt, oder das bereits obenerwähnte Doppelsalz, das aus Aluminium, Chlor und Kalium besteht.

Das Aluminium nimmt eine Mittelstelle zwischen den edeln und den unedeln Metallen ein und hat Eigenschaften physikalischer und chemischer Art, die es der Technik dringend empfehlen. Es ist von schöner mattsilberweißer Farbe, es ist überaus zäh, es ist walzbar, schmiedbar, gießbar und von überaus geringem Gewichte. Der letzte Punkt ist von ganz besondrer Bedeutung. Setzt man das Gewicht des Aluminiums gleich 1, so kommt auf Zink 2,70, auf Eisen 2,91, auf Silber 3,98, auf Gold 7,31. Dem Wasser gegenüber hat es ein Gewicht von 2,64. Das Aluminium läßt sich auch sehr gut dehnen und zu Draht ziehen, besser als das Silber. Es hat auch das Blattsilber schon verdrängt. Man verwendet jetzt Blattaluminium. Gewalzt oder gezogen, hat das Aluminium die Widerstandskraft des Stahls. Schon eine geringe Beimischung von Silicium macht das Aluminium spröde und bewirkt, daß es bei Erhitzung nicht mehr flüssig, sondern breiartig wird. In noch höherm Maße findet dies statt durch Beimischung von Eisen oder Kupfer. Reinaluminium erster Qualität darf nicht mehr als 0,3 Prozent fremde Beimischung enthalten.

Das Aluminium rostet nicht; Luft und Wasser üben keinen Einfluß darauf aus, ebensowenig Schwefelwasserstoff. Das letzte ist von besondrer Wichtigkeit,

da der Schwefelwasserstoff der bekannte Feind des Silbers ist, durch den es braun und schwarz anläuft. Auch verdünnte Pflanzensäuren haben nicht die geringste, Schwefel- und Salpetersäure nur eine sehr geringe Einwirkung auf das Aluminium. Dagegen wird es von Salzsäure und von Natronlauge aufgelöst.

Die Bildsamkeit, Leichtigkeit und Widerstandsfähigkeit sind also die guten Eigenschaften dieses Metalls, die sich die Technik dienstbar machen wird. Es leuchtet ein, daß sich Aluminium ganz besonders zu Tischgeräten eignet. Messer und Gabeln, die nicht schwarz werden, die leicht in der Hand liegen, die billig und doch echt sind, Kaffee- und Theekannen, bei denen man nicht zu fürchten hat, daß sie oxydiren oder schmelzen, Präsentirbretter, die die guten Eigenschaften von Holz und Silber in sich vereinigen, sind eine schöne Sache. Auch Hausschlüssel aus Aluminium erfreuen sich bereits großer Beliebtheit. Feldflaschen aus Aluminium sind unzerbrechlich, leicht und rosten nicht. Feine Maßstäbe und feine Gewichtsätze, zu denen man sonst auch Platin verwendet, werden billiger und — weil leichter — auch besser aus Aluminium gefertigt. Die großen Instrumente der Militärmusiker sind für den Träger eine schwere Last; werden sie aus Aluminium gefertigt, so werden zwei Drittel des Gewichtes gespart. Ebenso eignet sich Aluminium zu Beschlägen und Verzierungen von Uniformen und Waffen; bei dem neuen schweizerischen Gewehr hat man es bereits verwendet. Zur Fassung optischer Apparate, besonders für größere Fernrohre, für chirurgische Instrumente, für Maschinen, die ein möglichst geringes Gewicht fordern, wird man es offenbar mit Vorteil verwenden. Selbst das Staniol, die dünne Zinnfolie kann es ersetzen, weil es — billiger ist. Denn es steht zwar im Preise achtmal höher als das Zinn, aber es ist fast dreimal leichter als dieses und kann vier- bis fünfmal dünner gewalzt werden. Das ergiebt also ein Preisverhältnis von 12 : 8.

Schließlich ist das Aluminium ein vortreffliches Reinigungsmittel beim Guß andrer Metalle, die einen höhern Schmelzpunkt haben. Aluminium schmilzt bei etwa 700 Grad, ohne dabei merklich zu oxydiren, d. h. wieder zu Thonerde zu werden; wird es jedoch zu höherer Temperatur erhitzt, so zieht es lebhaft Sauerstoff an, sei es aus der Luft, sei es von Metalloxyden, die sich zugleich in der Schmelze befinden, und die nach Abgabe ihres Sauerstoffes zu Metallen reduzirt werden. Die Thonerde, die sich so gebildet hat, verhält sich dem Metall gegenüber gleichgiltig und scheidet aus. So werden beim Kupfergusse die Reste von Kupferoxydul beseitigt, die durch Sauerstoffentwicklung den Guß auftreiben und undicht machen, ebenso wird beim Eisengusse das eingemengte Eisenoxydul zerstört, wodurch das Eisen leichtflüssiger und der Guß gleichmäßiger und härter wird. Das Aluminium ist also besonders dem Stahlhartgusse willkommen. Hierbei handelt sichs nur um homöopathische Dosen von 0,1 bis 5 Tausendsteln. Merkwürdig ist dabei,

daß beim Zusatze von Aluminium die Temperatur des Eisens steigt. Dies ist ein interessantes Beispiel für das Gesetz der Erhaltung der Kraft. Man hat bei der Herstellung des Aluminiums eine gewaltige elektrische Kraft gebraucht. Diese Kraft ist nicht verloren gegangen, sie steckt in dem Metall. Sobald nun das Aluminium zu Thonerde zerfällt, wird diese Kraft in Form von Wärme wieder frei.

Wird dem Kupfer eine größere Menge Aluminium zugesetzt, so entsteht eine Legirung, eine Aluminiumbronze, deren technischer Wert den des reinen Aluminiums noch weit übertrifft. Ebenso wird durch Zusatz von Aluminium zu Messing eine ausgezeichnete Messingbronze gewonnen. Die so gewonnene Bronze ist von größter Härte, Dehnbarkeit und Widerstandsfähigkeit gegen Luft, Regen, Meerwasser und dünne Säuren. Die Farbe der fünfprozentigen Bronze ist der des Goldes täuschend ähnlich. Sie übertrifft in Bezug auf Festigkeit selbst den Gußstahl um ein Sechstel und das Schmiedeeisen fast um das Doppelte. Dabei hat sie diesen rostenden Metallen gegenüber den großen Vorzug, daß sie luft-, wasser- und seefest ist. Sie ist also besonders geeignet, wo es drauf ankommt, einer starken Abnutzung zu begegnen, oder wo man gezwungen ist — wie im Schiffsmaschinenbau —, eine gewisse Festigkeit mit möglichster Leichtigkeit der Konstruktionsteile zu verbinden, oder wo — wie im Bergbau — die Verwendung rostender Maschinenteile ausgeschlossen ist. Ob die Bronze auch zu Geschützrohren und Gewehrläufen Verwendung finden wird, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls ist diese Bronze ein Material, das eine große Zukunft hat. Auch das Kunstgewerbe wird es unzweifelhaft willkommen heißen und zu Kunstgüssen, Beschlägen und Geräten verarbeiten. Es hängt nur davon ab, ob das Publikum geneigt sein wird, den höhern Preis der Aluminiumbronze zu bezahlen.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom Grimmschen Wörterbuche. Es scheint uns an der Zeit, wieder einmal des gewaltigen Werkes zu gedenken, das in seinem Plane und den Anfängen seiner Ausführung die Forschungen und wissenschaftlichen Schöpfungen der Gebrüder Grimm krönte und, nach deren Tod von berufenen Händen fortgesetzt, in seiner Vollendung nach Reichtum des Inhalts und Schönheit der Form einzig in seiner Art sein wird, ein Schatz und ein Kunstgebilde ersten Ranges, ein Stolz nicht bloß der gelehrten Welt, sondern der ganzen deutschen Nation, die in ihm

den goldnen Spiegel ihres Geistes sehen wird. Die Litteratur keines der benachbarten Kulturvölker hat bis heute etwas Gleiches oder auch nur Ähnliches aufzuweisen, und was bei uns sonst noch der Art unternommen worden ist, hält trotz aller Reklame, die dafür aufgewendet wurde, einen Vergleich mit dem Riesenbau der Gebrüder Grimm und ihrer Nachfolger so wenig aus wie eine hübsch gedachte, leidlich geräumige und dem praktischen Bedürfnisse angepaßte Dorfkirche eines modernen Architekten mit dem Kölner Dome. Aber, so wirft man mit einem Seufzer ein, wenn der Bau, der das Wunder zu werden verheißt, nur erst vollendet wäre, nur wenigstens baldige Vollendung erwarten ließe! und die Klage scheint auf den ersten Blick nicht ohne Berechtigung zu sein. Mehr als ein Menschenalter ist vergangen, seit die Anfänge des Werkes veröffentlicht worden sind. Es erscheint nun seit dem Jahre 1852, der erste Band wurde 1854, der zweite 1860, der dritte 1862 fertig. Mit dem Artikel „Frucht" beschäftigt, wurde Jakob Grimm durch den Tod abgerufen; er hatte mit Ausnahme des Buchstaben D, der von seinem Bruder Wilhelm ausgearbeitet worden war, alles Bisherige geliefert, und wer die enggedruckten Bände überblickt, wird die Arbeitskraft des greisen Gelehrten bewundern, die solche Massen von Stoff und solche großenteils schwierige Fragen in verhältnismäßig kurzer Zeit bewältigte, und zwar mit den besten, oft hinreißend schönen Ergebnissen in den Einzelheiten. Sein Bruder Wilhelm war ihm zehn Monate früher im Tode vorausgegangen, und es schien eine Weile zweifelhaft, ob sich unter den Schülern und Berufsgenossen Jakobs geeignete Fortsetzer des Werkes finden würden, Männer, die, wenn sie sich nicht des genialen Blickes des Meisters rühmen durften, doch an Wissen, Liebe zur Sache und treuem Eifer ihm geistesverwandt waren. Sie fanden sich aber, und das Werk gedieh zur Freude der Nation und zur Ehre der Wissenschaft weiter. Karl Weigand, ein Veteran der Germanistik, von erprobter Tüchtigkeit, und Rudolf Hildebrand, der langjährige Mitarbeiter bei der Durchsicht der Druckbogen des Werkes, mit dessen innerer Geschichte und mit dessen Inhalt er als solcher wie wenige außer ihm vertraut war, ersterer als Bearbeiter des vierten Bandes über den Schluß von F hinaus, letzterer zunächst mit dem Buchstaben K (fünfter Band) betraut, bewährten durch gediegene Leistungen die Wahl, die sie zu Nachfolgern Grimms in der Ausführung seiner Ideen bestellt hatte. In einigen Beziehungen gewann das Wörterbuch sogar durch die neuen Arbeiter, wie namentlich an Hildebrands Leistung zu ersehen war. Die Kritik hatte an dem Verfahren Jakob Grimms mancherlei Kleinigkeiten auszusetzen gehabt, die zwar den Wert des Ganzen wenig beeinträchtigten, aber immerhin auch nichtgelehrten Lesern fühlbar waren, u. a. die Häufung der Beispiele aus Lieblingsquellen, wie Luthers Schriften, seine etymologischen Abschweifungen, seine Abneigung, den Sinn der Wörter in deutscher Umschreibung zu erklären, und eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die logische Einordnung der Wortbedeutungen und gegen die abgeleiteten Wörter. Dem wurde abgeholfen; man sah nun die Quellen gerechter und umfangreicher benutzt, die abgeleiteten Wörter sorgfältiger behandelt, die Wortbedeutungen passender nach einander gestellt, während alles Gute der alten Methode beibehalten war. Hocherfreulich war die Aufmerksamkeit, mit der Hildebrand dem volksmäßigen Leben der Sprache in alten Sitten und Bräuchen nahegetreten war, und der Bienenfleiß, mit dem er aus kleinen Drucksachen, Volksliedern, Taxen, Kleiderordnungen u. dgl. die Eigentümlichkeiten der Bedeutung zusammengetragen hatte, sodaß die Früchte seiner Arbeit auch für die Privataltertümer von Wert waren und viele davon dem Nachschlagenden neben der Belehrung auch Unterhaltung im besten Sinne boten.

Wieder erlitt das Wörterbuch einen Verlust durch den Tod einer tüchtigen Kraft; aber wieder fand sich Ersatz. Weigand starb, aber an seine Stelle trat Moritz Heyne, um zunächst die zweite Abteilung des besonders starken vierten Bandes der Vollendung entgegenzuführen und sich später dem sechsten zu widmen — ein rüstiger Arbeiter, der durch Raschheit der Leistung wesentlich zu der dringend gewünschten schnelleren Förderung des Werkes beitrug. Gleiches war von einem vierten neuen Mitarbeiter, Matthias Lexer, zu rühmen, der den siebenten der zwölf Bände, auf die das Werk berechnet war, in Angriff nahm und in einer der vorhergehenden gleichwertigen Weise weiterführte; und auch von einem fünften, von Ernst Wülcker, der jetzt den zwölften Band bearbeitet, ist nach den vorliegenden Lieferungen von seiner Feder zu hoffen, daß seine Beteiligung sich in ihren Ergebnissen den Leistungen der älteren Fortsetzer des großen nationalen Werkes durchaus würdig anreihen wird. Heyne ist nach Vollendung des sechten Bandes jetzt mit dem achten beschäftigt und damit schon tüchtig vorwärts gekommen, Hildebrand, längere Zeit leider durch Krankheit verhindert, hat sich zu unsrer großen Freude in den letzten Wochen auch wieder mit einer Lieferung (Genug—Geriesel) eingestellt, bei deren Ausarbeitung ihm ein fleißiger jüngerer Germanist, Dr. C. Kant, Hilfe geleistet hat.

Die Klage, daß das Wörterbuch über Gebühr langsam fortschreite, war, von Sachkennern niemals erhoben, bei Laien wohl erklärlich, aber doch unberechtigt, mindestens unbillig. Rom wurde nicht in einem Tage erbaut, unsre großen Dome, mit denen wir das Wörterbuch vergleichen, bedurften ohne Ausnahme mehr als eines Menschenalters zu ihrem Ausbau, gut Ding will eben Weile haben, und nur Fabrikarbeit ist mit ihrer Ware bald fertig für den Markt. Aber der gewöhnliche Leser denkt nicht an die Mühen und Sorgen vielfacher und schwerer Art, mit denen Bearbeiter von wissenschaftlichen Wörterbüchern zu kämpfen haben, und ahnt nicht, wie viel Suchen, Denken und Vergleichen oft ein einzelner Artikel, ja eine einzelne Zeile erfordert hat, die sich gedruckt jetzt so glatt und leicht liest, und so wurde mehrfach und zuweilen recht bitter über Verzögerung geklagt, ja selbst an der Möglichkeit der Vollendung des Unternehmens gezweifelt. Jetzt sind diese Klagen meist verstummt; was noch davon laut wird, hat angesichts der Thatsachen nicht einmal scheinbare Berechtigung mehr. Sieben Bände, etwa drei Viertel des Ganzen, liegen fertig vor. Der erste und der zwölfte harren noch der Vollendung, vom neunten, zehnten und elften ist noch nichts gedruckt, aber auch das wird sich binnen kurzem ändern, es sind Vorkehrungen getroffen worden, der Ungeduld der Abnehmer noch mehr als in den letzten Jahren entgegenzukommen und die Arbeit so weit als irgend zulässig zu beschleunigen. So ist zu hoffen, daß der Bau in verhältnismäßig kurzer Frist vollendet sein werde.

Zum deutschen Unterricht in Frankreich. Bei der Baccalaureatsprüfung in Frankreich, die unsrer Abiturientenprüfung entspricht, hat der Prüfling nach den neuesten Vorschriften auch seine Fähigkeit im praktischen Gebrauch der deutschen Sprache nachzuweisen. Die Ergebnisse hierbei scheinen, nach den Bemerkungen in der Revue de l'enseignement des langues vivantes zu urteilen, außerordentlich gering zu sein, und die Behörden und das Publikum stürzen sich nun wütend auf die Lehrer der neuern Sprachen, um sie anzuklagen de négligence, d'ignorance, ou d'un déplorable manque de méthode — ganz wie bei uns.

Einige Lehrer der deutschen Sprache erklären, es sei unmöglich, einem jungen Franzosen in zwei oder drei Stunden wöchentlich die deutsche Sprache so beizubringen, daß er sich darin fließend über alle Gesprächsstoffe unterhalten könne,

andre wieder suchen nach allen möglichen oder unmöglichen Methoden, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Allein die Schwierigkeiten der deutschen Sprache scheinen immer mehr zu wachsen, je mehr die Ausländer versuchen, das geschriebene Deutsch in unsern Büchern, Zeitschriften und Tagesblättern mit dem gesprochnen in Einklang zu bringen.

Welch ein heilloses Deutsch bei derartigen Versuchen zu stande kommt, ersehen wir aus einem in der genannten Revue gemachten Vorschlag, an eine durchgenommene Stelle mit den französischen Schülern folgende Unterhaltung in deutscher Sprache anzuknüpfen: Cueille les roses tant qu'elles fleurissent: demain n'est pas aujourd'hui. Ne laisse envoler aucune heure, le temps est fugitif. Wann soll man die Rosen brechen? Dieselben (!) müssen gebrochen werden, solange sie blühn. Wer wird die Rosen morgen brechen? Derjenige, welcher (!) nicht weiß, daß dieselben (!) nur heute blühn. Ist eine Stunde entflohen? Ja, sie ist gestern entflohen, aber sie wird heute nicht entfliehen. Wie nennt man die Zeit? Man sagt, daß sie flüchtig ist. (!) Warum haben die Rosen nur heute geblüht? Weil dieselben (!) morgen mit der flüchtigen Zeit verblühen müssen.

Ein andres Beispiel: Au nord du pays d'Italie se présentent les Alpes comme un mur infranchissable et haut, avec des sommets blancs. Wie stellen sich die Alpen dar? Als eine weiße Mauer, welche (!) unübersteiglich ist. Wo haben sich die Alpen dargestellt? Im Norden des Landes Italien haben sich dieselben (!) unserm Blick dargestellt, gleich einer sehr hohen Mauer, welche (!) mit weißen Zinnen gekrönt war. (!) Und so geht es weiter.

Aber die Sache hat eine sehr ernsthafte Seite, denn der französische Professor bemerkt: il va sans dire que les textes que nous donnons sont choisis dans les meilleurs auteurs allemands. Unter solchen Umständen weiß man wirklich nicht, wen man mehr bedauern soll, die armen französischen Jungen, die solches Zeug lernen müssen, oder die deutschen Schriftsteller, die unsre schöne Muttersprache durch ihr greuliches Akten- und Zeitungsdeutsch zu einem Schreckgespenst für die Ausländer gemacht haben.

Trauerkostüme las ich neulich an dem Schaufenster eines Leipziger Kleiderladens angezeigt. Ich dachte erst, es wäre ein Trauermaskenball im Krystallpalast oder eine Traueraufführung im Theater in Sicht, aber dann besann ich mich, daß ja jetzt unsre Frauen und Mädchen überhaupt keine Kleider, sondern nur noch Moden, Konfektions und — Kostüme tragen oder wenigstens tragen würden, wenns nach den Herren „Konfektionären" ginge. Das Liedchen aus dem achtzehnten Jahrhundert „Die Welt gleicht einer Opera" ist wieder ganz zeitgemäß geworden. Alles wird uns heutzutage zum Theater. Wo man sonst sagte: „Na, was geht denn hier vor?" oder: „Na, das ist eine schöne Geschichte!" oder: „Das wird eine schöne Geschichte werden," heißt es jetzt: „Na, was ist denn das für ein Theater?" oder: „Das wird ein schönes Theater werden." Sogar die Ankunft eines neuen Weltbürgers wird als Theateraufführung empfunden. „Jawohl, nun geht das Theater bald wieder los!" erwiderte mir neulich eine arme Handwerkerfrau, die zum zwölftenmale Mutterfreuden entgegensah. Für die Berichterstatter unsrer Tagesblätter ist alles Theater, worüber sie berichten: wenn ein Pferd auf der Straße mißhandelt worden ist, so hat sich ein „Akt" brutalster Roheit zugetragen, wenn ein Dieb verfolgt worden ist, so hat sich eine aufregende „Szene abgespielt," wenn ein Dieb glücklich erwischt worden ist, wird nicht versäumt, hinzuzusetzen, daß die Sache noch ein „unangenehmes Nachspiel" vor dem Strafrichter haben „dürfte."

ja sogar über Begräbnisfeierlichkeiten wird genau so berichtet, als ob sichs um Soireen, Bälle oder Theateraufführungen handelte; selbst die Kritik über das „geschmackvolle Arrangement“ im Trauerhause, über die Leichenrede des Pfarrers und über die „vortrefflichen Leistungen“ des Gesangvereins fehlt nicht. Da darf man sich freilich nicht wundern, daß es nun auch keine Kleider mehr giebt, sondern nur noch Kostüme. Wie sich ein großer Teil unsrer Frauenwelt jetzt auf der Straße kleidet, hat man ja auch in der That manchmal den Eindruck, als ob eben in der Nähe irgendwo eine Theatervorstellung zu Ende gegangen und die Choristinnen und Statistinnen gleich in ihren Rollen auf die Straße gelaufen wären. Daß freilich nicht einmal die Trauerkleider davon ausgenommen sind, daß im Gegenteil, namentlich für junge Frauen und Mädchen, sogar der Tod eines Familiengliedes zum Anlaß wird, auf der Straße am hellen, lichten Tage Komödie zu spielen, ist eine arge Geschmacksverirrung. Hoffentlich wird auch sie vorübergehen, ebenso wie die wagenradgroßen Lorbeerkränze und ähnliches.

Abmangel. In einer Erzählung von Adolf Palm, abgedruckt in der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer,“ ist (S. 73) zu lesen: „Allerhand mit dem Baron ausgeführte Schwindeleien sollten den Abmangel decken.“ Auf diesen erfreulichen, zu der Gattung der „Rückantwort,“ der „Zwischenpause,“ der „Herabminderung“ und ähnlicher sinnigen Neugebilde am Leibe unsrer Muttersprache gehörenden „Zumangel“ wollen wir nicht unterlassen aufmerksam zu machen.

# Litteratur

**Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Einblick in den unerschöpflichen Bilderreichtum unsrer Sprache und ein Versuch wissenschaftlicher Deutung. Von Hermann Schrader. Neue Ausgabe. Berlin, Hans Lüstenöder**

Wir haben es hier mit einem so durch und durch liebenswürdigen Buche zu thun, daß wir ihm die weiteste Verbreitung wünschen möchten. Auch sollte man glauben, einer solchen Arbeit könnte der Erfolg nicht fehlen, sowohl der Gegenstand als auch die glückliche Art der Behandlung müßten dem Werke überall eine dankbare Aufnahme sichern.

Wir alle schmücken unsre eigne Sprache oft bewußt und absichtlich mit glänzenden Dichterworten. Mit diesem äußern Schmucke, den fremden Federn, wenn man will, beschäftigen sich Sammlungen wie die Nehrysche und die Büchmannsche. Hier handelt sichs um einen Schmuck, den jeder Deutsche mit größerm Rechte sein eigen nennen darf, da er ihn unmittelbar mit seiner Sprache als Erbe vergangener Jahrhunderte übernommen hat: um den unerschöpflichen Schatz von Bildern und Gleichnissen, die sich uns überall, selbst in unsrer Alltagssprache, ohne daß wir es wollen, an Stelle des abstrakten Gedankenausdrucks aufdrängen. Der Verfasser geht gewiß nicht fehl, wenn er aus dem häufigen Auftauchen von Sprachfragen in den Tagesblättern den Schluß zieht, daß wirklich ein lebhaftes Bedürfnis nach wissenschaft-

lichem Aufschluß über die zahlreichen Rätsel unsrer Sprache in gebildeten Kreisen vorhanden sei. Wohl ist es wahr: die sprachverwirrenden Mächte treten in unsrer schnell schaffenden und schnell lebenden Zeit, bei dem ruhelosen Flusse unsers Verkehrs deutlicher und gefährlicher hervor als je. Aber wer seine Augen nicht verschließt, wird sich auch an der wachsenden Teilnahme freuen können, die der geschichtlichen Betrachtung unsrer Muttersprache zugewandt wird. Kann man es bestreiten, daß heute in jeder gebildeten Gesellschaft eine Sprachfrage oft genug zum willkommenen Unterhaltungsgegenstande gemacht wird? In den meisten Fällen handelt sichs dabei um den Ursprung oder die eigentliche Bedeutung bildlicher Redewendungen. Die Antwort auf solche Fragen ist oft schwieriger und — sagen wir es nur gleich — auch unsicherer als bei den Nachforschungen nach dem Urheber eines geflügelten Wortes. Ist es hier gelungen, festzustellen, wo das Wort zum erstenmale schwarz auf weiß steht, so ist auch die Aufgabe meistens gelöst. Anders bei den Redensarten. Alle Jahrhunderte deutscher Geschichte haben ihren Anteil an diesem Schatze. Zu allen Zeiten wurden neue Münzen geprägt, alte teils umgeprägt, teils mit verändertem Geldwerte aufs neue in Umlauf gesetzt. Da ist es schwer, jedem das Seine richtig zuzurechnen. Oft aber bedarf es nur des genauern Zusehens, um das Gepräge und die Farbe der Zeit zu erkennen, und was wir bisher achtlos als bequemes Mittel oberflächlichen Gedankenaustausches benutzt haben, das wird uns zum beredten Zeugen und Erklärer alten Kulturlebens. Wenn wir heute für jemand „eine Lanze brechen," einem Übermütigen „den Fehdehandschuh hinwerfen" oder für eine gute Sache „in die Schranken treten," dann haben wir wohl noch das deutliche Bewußtsein, daß diese Bilder der längst vergangnen Zeit des Rittertums angehören; wenn wir aber ein mißbilligendes Urteil etwa mit einem der von Schrader (S. 360 ff.) behandelten Bilder vom Galgen „schmücken," dann führen wir uns schwerlich jedesmal das schauerliche Bild vergangener Rechtspflege zu Gemüte, das diese zahlreichen noch heute in der Sprache lebendigen Wendungen vor uns entrollen.

Wertlos ist natürlich jene bequeme Art, Redensarten zu deuten, der wir oft in den Tagesblättern begegnen. Man knüpft den Ursprung eines Bildes an eine kleine Anekdote, die immer zur Hand ist, und beruhigt sich bei dieser „möglichen" Erklärung. Die ernste Forschung muß vor allem dem ersten Auftreten und dem Weiterleben solcher Ausdrücke in der Litteratur nachgehen. Selbstverständlich ist unsre Wissenschaft auch in dieser Richtung bisher nicht müßig gewesen. Besonders haben die hochverdienten Arbeiter am Grimmschen Wörterbuche, die Brüder Grimm selbst, Weigand, Lexer, Heyne und vor allen Rudolf Hildebrand viel zu Tage gefördert. Aber nicht jedem, der Aufklärung und Belehrung sucht, sind diese großen Wörterbücher und andre Hilfsmittel zugänglich. Um so dankenswerter ist daher die handliche, fleißige und zuverlässige Sammlung Schraders.

Er hat sein Buch (wie er bescheiden sagt) „nicht für die Hochgelehrten geschrieben, wiewohl auch diese vielleicht ab und zu hier ein brauchbar Körnlein finden werden, sondern für denkende gebildete Leser, die sich freuen, Deutsche zu sein, und unsre prächtige Sprache lieb haben." Dieser Bestimmung entspricht auch die Anlage und Behandlung durchaus. Der Verfasser bietet uns nicht eine trockene und ermüdende Aufzählung in streng systematischer Ordnung; er behandelt vielmehr die bunte Masse der Redensarten gruppenweise, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet im gemütlichen Plaudertone, der auch den zuerst gleichgiltigern Leser für die Sache gewinnen muß. So ist das Werk ein Unterhaltungsbuch im besten Sinne des Wortes geworden.

Manchmal wird den Leser die gegebene Erklärung nicht völlig befriedigen, manchmal möchten wir uns anders entscheiden; das kann bei solchen Dingen nicht anders sein, und wir wollen uns auch darum hier nicht auf Einzelheiten einlassen. Daß bei aller Reichhaltigkeit eine derartige Sammlung nicht vollständig genannt werden kann, versteht sich von selbst; wir wollen uns und dem Verfasser nur wünschen, daß ihn der Erfolg zur Fortsetzung seiner Arbeit ermutigen möge. Ganz besonders aber möchten wir noch die Lehrer des Deutschen darauf aufmerksam machen, daß sich ihnen hier eine reiche Fundgrube für die Bedürfnisse ihres Unterrichts bietet.

**Das Goethe'sche (so!) Zeitalter der deutschen Dichtung. Von Eduard Grisebach. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1891**

Das Goethische (so bilden wir das Adjektiv zu Goethe richtiger) Zeitalter der deutschen Dichtung beginnt nach Grisebach mit dem Jahre 1770, wo Goethe in Straßburg Herders Einwirkung erfuhr, es dauert bis in unsre Tage, ja über sie hinaus, da „noch kein Anfangspunkt einer neuen, nach einem größern Nachfolger zu taufenden Epoche auch nur von fern sichtbar geworden ist.“ Der Leser ist begierig, zu erfahren, worin sich denn da dieses Buch von desselben Verfassers „Deutscher Litteratur von 1770 bis 1870“ unterscheiden möchte? Um es kurz zu sagen, in herzlich wenig: das neue Buch ist nichts andres, als eine zum Teil zusammengezogene, zum Teil erweiterte Überarbeitung (das Wort sagt schon zu viel —, Umschreibung) des alten. Das zeigt schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis, das in der „Deutschen Litteratur“ lautet: Einleitung, Lichtenberg, Herder, Bürger, die Parodie in Österreich, die Romantik und Clemens Brentano, Heinrich Heine, während das neue Buch nach einem Abschnitt über „das Goethische Zeitalter der deutschen Dichtung“ (so sind einige einleitende Seiten betitelt, in denen der Verfasser die deutsche Litteratur **bis auf** Goethe überfliegt) bald ausführlicher, bald in großen Zügen Herder, Goethe, Bürger, Schiller, Heinse, Blumauer, Brentano und Heine behandelt. Neu hinzugekommen zu den alten Lieblingen ist in der That bloß Heinse, denn der Aufsatz über Goethe sollte besser „Herder und Goethe“ heißen, er ist die unmittelbar sich anschließende Fortsetzung zu dem ersten Abriß, bei dem sie in dem frühern Buche anstandslos ohne neuen Titel untergebracht worden war, und der Schiller überschriebene Abschnitt besteht neben den allbekannten Äußerungen Goethes über den Freund aus Brocken über das deutsche Drama nach Schiller, wie sie jeder aus der ersten besten Litteraturgeschichte zusammenlesen kann, daneben tischt uns der Verfasser seine besondern Ansichten über den angeblich außerordentlichen Wert einiger neueren Dramatiker und endlich ein paar Aussprüche Lichtenbergs auf, was sich alles schon in der Einleitung und in dem ersten Aufsatze der ältern Grisebachschen Arbeit über die deutsche Litteratur von 1770 bis auf die Gegenwart findet. Allenfalls eine Berechtigung für den neuen Titel bietet das Bestreben des Verfassers, die Beziehungen zwischen Goethe, „der Zentralsonne,“ und den übrigen Dichtern, die vor Grisebachs Augen Gnade gefunden haben, womöglich mit Goethes Worten darzustellen; sonst ist das neue Buch meist nur ein großes Zitat des alten, dessen Inhalt teils freier, teils wortgetreu wiedergegeben wird, bald mit, bald ohne Gänsefüßchen und Hinweise. Neues Material bringt erst der Anhang: zwei ungedruckte Briefe von Heinse (wohl nur deswegen ist Heinse besonders behandelt worden!) und vier von Brentano. Offen gestanden — uns macht es den Eindruck, als ob das ganze „neue“ Buch bloß um der sechs Briefe willen geschrieben worden wäre.

Im Vorwort zu seinem ältern Werke bekennt Grisebach, daß seine „individuelle und oft paradoxe Ansicht*) vielfach eine umständlichere und bessere Begründung erheischt hätte,“ als er sie in seinem „teils zu weitläufigen teils zu aphoristischen Werke“ hätte geben können. Und in der That — wir wollen dem Verfasser überall Gerechtigkeit widerfahren lassen —: das absprechende Urteil über Lessing, das er in Anschluß an Herders Polemik gegen den Laokoon und einige Sätze der Dramaturgie in dem frühern Buche gefällt hat, sucht er in dem neuen in einer Betrachtung von Lessings Dramen als berechtigt nachzuweisen. Emilia Galotti und Nathan sind zwar auch hier schnell mit Goethes späten Äußerungen über sie abgethan; nicht so leicht hat sichs der Verfasser mit Minna von Barnhelm machen können. Merkwürdigerweise erblickt er nicht in Tellheim, dem Helden des Lustspiels, dem königstreuen preußischen Offizier, der sich allerdings für den Krieg als solchen nicht begeistert hat, sondern für die gerechte Sache Friedrichs, nicht in diesem den „Träger der Idee“ des Stückes, nicht in ihm den Mann, aus dessen Gefühlen uns die Grundgedanken des Dramas entgegentreten, sondern in dem sächsischen Grafen Bruchsal, der zu Tellheim sagt: „Ich bin den Offizieren von dieser Farbe (auf Tellheims preußische Uniform weisend) eben nicht gut, doch Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim, und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.“ Dann sieht sich der Verfasser gezwungen, die Wendung „auf einen guten Weg bringen,“ die Just einmal gebraucht, mit einer geradezu haarsträubenden Verdrehung des natürlichen Sinnes, den auch der Zusammenhang fordert, für Ironie zu halten, um Lessing eines unpatriotischen Gedankens zeihen zu können! Die Einflechtung des Riccaut de la Marlinière endlich haben wir bisher für eine Verspottung des halb eleganten, abenteuernden Franzosentums angesehen, das sich im Gefolge der fridericianischen Kriege in Deutschland herumtrieb und im Gegensatze zu den vom preußischen König im Felde geschlagenen Franzosen gewohnt war, den deutschen Michel immer noch zu übertölpeln. Jetzt werden wir von Grisebach eines bessern belehrt: die Szene ist eine „unfeine Satire auf des Königs Vorliebe für die Franzosen.“ Wer sich so gewaltsam gegen eine natürliche Anschauung des Ganzen sträubt und unwesentliche oder gar bloß eingebildete Dinge an den Haaren herbeizieht, um sie in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, der bringt es auch fertig, in Lessings Dichtung nur „eine Verhöhnung der ruhmreichen preußischen Armee“ zu finden, für den ist aber auch, meinen wir, die Minna nicht geschrieben.

Dieser Verurteilung des größten Lehrers, den die deutsche Litteratur gehabt hat, im Anfange des neuen Buches läßt sich am Ende gegenüberstellen die Hinweisung auf bisher noch nicht genügend geschätzte litterarische Größen unsers Jahrhunderts, die jedenfalls dem goethischen Zeitalter viel mehr angehören, dem goethischen Geiste viel näher stehen, als ein Mann wie Lessing, dem Goethe „nichts zu verdanken hat.“ Das ist zunächst der Dramatiker Hans Graf Veltheim, den Grisebach zwar schon vor fünfzehn Jahren in die deutsche Litteratur eingeführt hat, um den sich aber trotzdem zu seinem großen Ärger andre Geschichtschreiber der deutschen Litteratur gar nicht zu kümmern scheinen, dann der vom Verfasser entschieden überschätzte Hans Herrig und endlich — der Herr Verfasser selbst. Er hat die große Güte, die wir nicht dankbar genug anerkennen können, uns in seinem Buch auf alle

*) Die Eigentümlichkeit von Grisebachs Auffassung besteht hauptsächlich in einem starken Hervorheben der volkstümlichen Naturpoesie (Bürger); was unter diesem Gesichtspunkte nicht betrachtet werden kann, beurteilt er in Schopenhauerschem Sinne.

seine litterargeschichtlichen wie seine poetischen Werke, die übrigens nicht weniger als die beiden Innenseiten des Umschlags füllen, auch im Text bald hier, bald dort aufmerksam zu machen, und so schließt er denn auch dieses Buch damit, daß er unter denen, die nach Heine teils im Anschluß an ihn, teils in Anlehnung an Goethe und Brentano „in deutscher Dichtung hervorgetreten" sind, ganz bescheiden als den jüngsten nennt — Eduard Grisebach. Sapienti sat.

**Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Litteratur von Leo Gregorovius. München, Buchholz und Werner, 1891**

Der historische Roman nimmt auf dem Gebiete der schönen Litteratur schon seit Jahrzehnten den breitesten Raum ein und beansprucht womöglich den ersten Rang. Dieser massenhaften Erzeugung und der Überschätzung des geschaffenen ruft der Verfasser ein kräftiges Halt entgegen. In einer historischen Dichtung sucht er nicht die Darstellung historischer Personen, sondern einer historischen Idee, wie Äschylus in den Persern den großen Gegensatz des Griechentums und der Barbarenwelt, der hellenischen Freiheit und der orientalischen Despotie und den Sieg Europas über Asien dargestellt und wie Goethe im Götz, dürfen wir hinzufügen, zum eigentlichen Helden das Mittelalter gemacht hat, das in dem Ritter mit der eisernen Hand atmet, durch seinen Mund spricht, durch seinen Arm sich verteidigt, und mit ihm unterliegt und stirbt. Den Begriff „historisch" in diesem Sinne kennen die allermeisten unsrer sogenannten historischen Erzählungen nicht, mit einer Art historischen Kolorits wird da ein Stoff übermalt, der nicht die geringste Voraussetzung in sich trägt, die ihn mit Notwendigkeit in die gewählte Zeit wiese, sondern der sich ebenso gut in einem andern Jahrhundert, ja in der Gegenwart ereignen könnte. Freilich ist es viel leichter, eine Geschichte sich in der Vergangenheit abspielen zu lassen, mit deren Verhältnissen das große Publikum nicht vertraut ist, als in der Gegenwart, wo jeder die Wahrheit der Schilderungen prüfen kann. Wie diese Freiheit, die sich bei der historischen Erzählung für den Dichter gegenüber der großen Masse seiner Leser ergiebt, zu mancherlei Ungereimtheiten führt, zeigt der Verfasser ausführlich an dem hervorragendsten Werke auf diesem Gebiete, an Freytags Ahnen, wo all der Spuk von Vererbung und Seelenwanderung durch fünfundvierzig Generationen hindurch, von Prophezeiungen und Geistererscheinungen ohne Anstand verwendet worden ist, der in der Gegenwart entweder tendenziös oder lächerlich erscheinen müßte. Wenn nun gar die historische Dichtung für die Pflege von übertriebenem Patriotismus und Byzantinismus ausgebeutet wird, dann verliert sie vollends das Recht, auf poetischen Wert Anspruch erheben zu dürfen. Schade, daß der Verfasser in seiner Broschüre — der die größte Wirkung zu wünschen wäre; freilich wird sie wahrscheinlich gar keine haben — nur die erzählende Litteratur behandelt, sonst wäre wohl auch über Herrn von Wildenbruchs brandenburgisch-preußische Dramen noch ein kräftiges Wörtchen abgefallen!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Unsre Büreaukraten

**Von einem Büreaukraten**

Die vom Büreau aus herrschenden, die Gewaltigen der Schreibstube, die vom grünen Tisch herab regierenden, oder wie man sonst Büreaukraten übersetzen oder umschreiben will, haben sich niemals besondern Wohlwollens zu erfreuen gehabt. Vielleicht giebt man zu, daß sie als getreue Diener eines aufgeklärten, seiner Zeit voraneilenden Herrschers einst Gutes gewirkt haben. Heute verstehen wir das selber besser. Dagegen ist man gern bereit, jeden Mißstand des öffentlichen Lebens den Büreaukraten in die Schuhe zu schieben, und mancher käme in Verlegenheit, wenn er diese bequemen Sündenböcke nicht immer zur Hand hätte. Dabei bedeutet Büreaukraten stets soviel wie Juristen. Entfernt die Juristen aus den leitenden Stellen in den Oberbehörden, setzt Sachverständige, Volkswirte, Techniker, Schulfachmänner u. s. w. an ihren Platz, und es wird mit einem Schlage besser werden! Als wenn z. B. in der Schulfrage, die wohl als Muster eines gründlich verfahrenen Karrens gelten kann, die Schulfachmänner, auch Schulbüreaukraten genannt, nicht schon recht lange und namentlich seit der Zeit der Regulative ziemlich unter sich gewesen wären. Und hat denn unter den vielen erlösenden Worten, die von großen und kleinen Schulautoritäten, das Schauspiel des bellum omnium contra omnes bietend, jetzt gesprochen worden sind, auch nur eines die wirkliche Lösung bringen wollen? So sind erst kürzlich im preußischen Herrenhause die Wassertechniker in einer Weise des Büreaukratismus beschuldigt worden, daß sie uns vielgeschmähten juristischen Büreaukraten vom Fach aufrichtig leid thun konnten.

Nun ist eins gewiß. Eine so allgemeine Abneigung gegen die Büreaukraten kann nicht ohne alle Schuld der davon betroffenen entstanden sein.

Die Zahl der beglaubigten und unbeglaubigten Anekdoten seit der Zeit des Merseburger Pupillenkollegiums bis zu dem neuesten hitzigen Streite über „gehorsamst“ und „ergebenst“ oder bis zur Verpflanzung des Kurialstils an die Gestade des Viktoria Nyanza ist Legion. Die ergreifendsten Elegien wissen übrigens immer die kleinen von den großen Büreaukraten zu singen.

Es soll also nicht bestritten werden, daß die Büreaukraten mitunter Gesetze gemacht und Verwaltungsmaßregeln getroffen haben, die der Unkenntnis von den wahren Bedürfnissen des Volkes entsprungen waren, sei es, daß sie wirklichen Gebrechen am Volkskörper mit falschen Heilmitteln begegnet sind, sei es — und das ist das Schlimmste —, daß sie kräftige und urwüchsige Teile dieses Körpers aus Lust an Gleichmacherei oder einem Prinzip zu Gefallen erst krank gedoktert haben, sei es endlich, daß die gebotene gute Arznei den Patienten durch allerlei überflüssige Polizeichikanen verleidet worden ist. Gewiß ist ferner, daß Hunderttausende von Prozessen und Verwaltungsstreitigkeiten, vom Standpunkte der höchsten Gerechtigkeit aus betrachtet, falsch entschieden worden sind und noch falsch entschieden werden, daß nicht wenige dieser falschen Entscheidungen gleichfalls in der Unkenntnis des wirklichen Lebens oder in der Präjudiziensucht wurzeln oder wegen Verletzung von Formvorschriften ergangen sind, die wiederum von denselben bösen Büreaukraten erst erfunden worden waren. Wer wollte endlich leugnen, daß in den Büreaus viel geschrieben wird, und daß an „allerhand Sprachdummheiten“ auch die deutschen Büreaukraten beteiligt sind?

Allein, um beim letzten zu beginnen, sind wir nicht allzumal Sünder? Zu der vortrefflichen Sammlung in diesen Blättern, die nirgends mit teilnehmenderem Verständnis, als in büreaukratischen Kreisen gelesen worden ist, dürften die schreibenden Berufe ziemlich gleichmäßig beigesteuert haben. Es ist Sache des Lesers, was er geschmackvoller finden will, die bekannte Bekanntmachung: „Der, der den, der den Pfahl, der das Verbot enthielt, keine Gegenstände in den Teich zu werfen, selbst hineingeworfen hat, anzeigt, erhält 1 Gulden Belohnung“ (heute würde man allerdings im veredelten Kanzleistil sagen: „Derjenige, welcher denjenigen, welcher den u. s. w.“), oder einen kaufmännischen Brief wie: „Antwortlich Ihres werten Gestrigen stellen wir Ihnen die preisgefragten Prima-Façons franko dort mit Mk. 20 pr. Mille netto Kasse an.“ Das Gesetzesdeutsch soll in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts im allgemeinen besser gewesen und seitdem weniger durch Büreaukraten, als durch erwählte Volksvertreter heruntergamendirt worden sein. Zu allen Zeiten haben feine Juristen auch die Schönheit und Reinheit ihrer Muttersprache hochgehalten, und vielleicht ist es kein Zufall, daß unsre heutigen Sprachvereine namentlich auch in juristischen Kreisen Förderer und Mitglieder zählen. Auch darf man doch mit einem vielbeschäftigten Richter oder Verwaltungsbeamten nicht so streng ins Gericht gehen, wenn er einem

Urteil oder einer Verfügung seine Unterschrift giebt, ohne zuvor alle Satzverrenkungen des subalternen Verfassers ins Deutsche übersetzt zu haben.

Daß sich das Schreibwerk heute absolut vermehrt hat, ist richtig. Wie gewaltig sind aber auch die Gebiete, die der moderne Staat, so erst jüngst mit der sozialen Gesetzgebung, an sich gezogen hat, Gebiete, die er auch bei der weitgehendsten Mitwirkung der Bürgerschaft durch seine Beamten verwalten muß, und deren Umfang natürlich auch die Zahl und den Umfang der verschiednen Behörden ganz bedeutend gesteigert hat. Innerhalb der letztern wird übrigens die große Masse des Schreibwerks dem Moloch der Statistik, also einer volkswirtschaftlichen, nicht einer büreaukratischen Errungenschaft, geopfert. Die Erleichterung des Verkehrs zwischen Behörden und Privaten mit Hilfe der Schriftlichkeit ist doch ein nicht zu unterschätzender Fortschritt. Ehemals trug man seine Schmerzen mündlich den Ämtern oder Magistraten vor und holte sich, ad publicandum geladen, mündlich wieder Bescheid. Was sollte heute aus dem Fabrikherrn werden, der seine täglichen Geschäfte mit den Zoll- und Steuerbehörden, den staatlichen Verkehrsanstalten, den Gerichten und Verwaltungsinstanzen mündlich erledigen müßte? Wenn der Staat die Schulbildung fördert, so will er doch auch erreichen, daß seine Bürger sich ohne Kosten und Wege schriftlich an die Behörden wenden, ihre Bescheide lesen und verstehen lernen, beiläufig bemerkt, ein Ziel, von dem wir noch recht weit entfernt sind. Dem Bauer kann man noch so deutsch und deutlich, rot und blau unterstrichen auseinandergesetzt haben, was er für Papiere mit zum Termin bringen soll: er liest doch nur Tag und Stunde, erscheint pünktlich, aber die Urkunden hat er hinter dem Topfbrete stecken lassen.

Relativ hat sich das Schreibwerk, wenn auch immer noch nicht genug, sehr vermindert, am meisten bei den Gerichten durch Einführung der Mündlichkeit. Man hört die Klage, in den Akten „stehe nichts mehr drin.“ Erst kürzlich ist von hoher büreaukratischer Stelle dem neuen Verfahren der Vorwurf gemacht worden, daß es den Referendaren keine Gelegenheit mehr zum Referiren gebe und dadurch ihre Ausbildung erschwere — als wenn das der Zweck des Prozesses wäre! So gab es noch vor zwanzig Jahren unter den alten Praktikern Gegner der Druckformulare, weil ihnen der Entwurf einer Ladung als wertvolles Bildungsmittel galt. Heute ersparen Behörden und Anwälte mit Hilfe von Formularen und Kopirapparaten unendlich viel geisttötende und teure Arbeit. Noch ein kräftiger Schritt, und vielleicht fliegen auch die unsinnigen Titeleien, Höflichkeitsphrasen, Devotionsstriche und dergleichen über Bord, die von allen Auguren belächelt werden und in unsre Zeit wie die Faust aufs Auge passen. Fänden erst die höchstgestellten Büreaukraten hierzu den Mut, wie gern würden ihnen die kleinen und der Privatverkehr folgen! Das wäre einmal eine vernünftige Gelegenheit, englische oder

französische Moden nachzuahmen. Einen schönen, leider nicht konsequent durchgeführten Anfang dazu hat die Militärverwaltung gemacht. Auf S. 35 der Felddienstordnung heißt es: „Die Adresse wird kurz geschrieben: An Generalleutnant A."

Doch das sind Äußerlichkeiten. Schlimmer wäre es, wenn die Büreaukraten ihrem Berufe, die Volkswohlfahrt zu pflegen und Recht zu finden, auch sachlich nicht gewachsen wären. Aber steht es denn so fest, daß es die Nichtjuristen besser gemacht haben würden? Vielleicht wäre manche unpraktische und deshalb falsche Maßregel oder Entscheidung vermieden, dafür aber so manche andre erlassen worden, die ohne oder auch gegen das Gesetz, nach subjektivem Befinden, mit andern Worten nach Willkür ergangen wäre. Was ist wohl das Schlimmere von beiden? Auch sollte man sich doch immer wieder vor der Gefahr hüten, einzelne unliebsame Erfahrungen zu verallgemeinern. Es ist nun einmal mehr Freude, d. h. Schadenfreude über einen Sünder, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Natürlich darf das Streben nach möglichster Vervollkommnung aller staatlichen Einrichtungen und ihrer Träger, der Beamten, die kein Staat der Welt, namentlich in der Zeit der Arbeitsteilung, ganz entbehren kann, nie erlahmen. Ob er sie aus den sogenannten gelehrten Ständen und aus welcher der vier Fakultäten er sie nimmt, bleibt an und für sich gleichgiltig. So lange aber die Definition am Eingange der Institutionen: Jurisprudentia est divinarum atque humanarum rerum notitia, justi atque injusti scientia noch nicht ganz zum Zerrbild geworden ist, werden im Zweifel doch die Juristen das brauchbarste Material liefern. Was am besten geschehen soll, um sie jenem erhabenen Bildungsideal zuzuführen, darüber maße ich mir kein Urteil an. Sicher steht die Frage im engsten Zusammenhange mit der großen Tagesfrage der Gestaltung unsers höhern Bildungswesens überhaupt. Das Eintreten des Kaisers bürgt dafür, daß ihre Lösung nicht büreaukratisch, im schlechten Sinne des Wortes, erfolgen wird.

Der Weg, das Volk selbst zur Erledigung der staatlichen Aufgaben mit heranzuziehen und damit den büreaukratischen Einfluß zurückzudrängen, ist heute überall in Deutschland so ausgiebig betreten worden, daß nur im einzelnen noch zu wünschen übrig bleibt. Die Selbstverwaltung der Gemeinden, Armenpflege, Steuerabschätzung, Kirchenverwaltung, Berufsgenossenschaften, Krankenversicherung u. s. w. sind ganz oder doch überwiegend in die Hände von Laien gelegt. Auch in der reinen Staatsverwaltung sind sie als Mitglieder der Kreis-, Bezirks-, Provinzialausschüsse, Eisenbahn- und Landwirtschaftsräte u. s. w. überall beteiligt. Die obersten Spitzen endlich erfreuen sich z. B. bei den Etatsberatungen der ausgiebigsten Kontrolle durch die Herren Volksvertreter. Der Spielraum für den reinen Büreaukratismus ist also, wie man billigerweise zugeben sollte, heutzutage doch recht sehr beengt. Ja, hört man

da wohl sagen, das sieht auf dem Papier ganz schön aus, in Wahrheit machen aber die Juristen doch, was sie wollen, die Laien sind bloß Statisten. Aber wo einmal ein beschließendes Zusammenwirken von Laien und Juristen stattfindet, da haben die erstern regelmäßig sogar die Mehrheit. Sie tragen folglich, wie auch in der konstitutionellen Gesetzgebung, die Verantwortung mit für die Entscheidungen, die man als formalistisch, unpraktisch, falsch, schlecht, mit einem Worte als büreaukratisch schelten zu dürfen glaubt. Vielleicht giebt es aber, wenn sich wirklich einmal die Laienmitglieder einer Behörde von den Juristen haben „herumkriegen lassen," auch eine andre Erklärung. Vielleicht standen die ursprünglichen Meinungen auf einem etwas einseitigen Interessenstandpunkte, vielleicht ließen sie sich überzeugen, daß die Interessen des Allgemeinwohls den Vortritt hätten, vielleicht liehen sie den Gründen der Büreaukraten auch deshalb ihr Ohr, weil ihnen der Gedanke, es könne jenen um etwas andres als um die Sache zu thun sein, ausgeschlossen schien. Dann brauchten sie sich aber auch nicht zu schämen, daß sie sich, und wäre es auch durch einen Juristen, eines Bessern belehren ließen. Dann wird aber auch die Entscheidung selbst den Vorwurf, „vom grünen Tisch" ergangen zu sein, schwerlich verdienen.

Man mag sagen, was man will, auch wenn der Jurist nicht in allen göttlichen und weltlichen Dingen zu Hause ist, bringt er ihnen doch verhältnismäßig mehr Unbefangenheit, Objektivität entgegen, als die meisten andern Gleichgebildeten. Auf den geistreichen Scherz, diese Unbefangenheit sei „durch Sachkenntnis nicht getrübt," bin ich gefaßt. Auch auf den Einwand, daß ich pro domo redete. Aber wer sonst nimmt sich heute wie zu den Zeiten unsers Kollegen Cicero der Juristen an? Von jeher ist es der Zweck der Gesetze gewesen, nach dem Satze: „Alle berechtigten Interessen sind harmonisch" die sich widerstreitenden Interessen auf einer gerechten Mittellinie zu vereinigen. Den verschiednen Völkern ist dies auf den verschiednen Kulturstufen mehr oder weniger, keinem allerdings vollständig gelungen. Sollte aber nicht schon das Studium alter und neuer Gesetze, um wie viel mehr ihre praktische Handhabung, die den Richter wie den Verwaltungsbeamten jeden Augenblick in die allerverschiedensten Lebensverhältnisse hineinstellt, den Juristen besser als manche andre befähigen, diesen Verhältnissen gerecht zu werden, jene Mittellinie zu finden? Es ist bezeichnend, daß die Juristen — Beamte und Anwälte — auch in den zahlreichen Laienämtern, die ihnen nicht vom Staate, sondern nur durch das Vertrauen ihrer Mitbürger übertragen werden können, stark begehrt und vertreten sind. Gewiß sind sie nicht die einzigen, die Gerechtigkeitssinn und die Kraft, ihm Geltung zu verschaffen, besitzen. Umgekehrt wird es immer Juristen geben, denen diese Befähigung trotz glänzend bestandener Prüfungen mehr oder minder abgeht. Aber in welchem Stande hätte nicht so mancher schon seinen Beruf verfehlt? Bedenkt man, daß sich auch in rein

technischen Fragen die Meinungen der Sachverständigen häufig aufs schroffste gegenüberstehen, daß aber etwas geschehen muß, wenn es nicht bei anerkannt unhaltbaren Zuständen verbleiben soll, so erklärt sich, daß der Staat auch an der Spitze rein technischer Behörden die Juristen nicht ganz hat missen mögen. Der Stichentscheid wird dann wahrscheinlich für die Meinung fallen, die es verstanden hat, den betreffenden Minister oder geheimen oder öffentlichen Rat, der zwar nicht technisch gebildet, aber zum Eindringen in das Wesen der Dinge befähigt ist, von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. So darf ja auch der Prozeßrichter trotz widerstreitender Gutachten der Sachverständigen sein Urteil nicht verweigern. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Meinung, die verständige und unbefangene Dritte zu überzeugen gewußt hat, auch sachlich die richtigere ist. Den Mut, im Hochgefühle des Besserwissens sich über allen sachverständigen Beirat hinwegzusetzen, hat doch so leicht kein Büreaukrat. Unter Umständen wird aber der bahnbrechende Genius, gleichviel ob er einer Fakultät und welcher er entsprossen ist, auch diesen Entschluß zu finden wissen, so wie es der höchste Beweis militärischer Befähigung ist, auch einmal einem gegebenen Befehle zuwiderzuhandeln. Fürst Bismarck hat, wie er oft ausgesprochen hat, die Gesundung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse erst zu Wege gebracht, als er sich entschlossen hatte, die Dinge nicht mehr den Fachministerien allein zu überlassen. Hoffentlich klingt das nicht, als wenn wir Juristen alle etwas vom Bismarckschen Geiste in uns spürten; aber wir zählen ihn doch stolz zu den Unsern, so wenig er heute von seinen ehemaligen Kollegen wissen mag.

In der eigentlichen Rechtspflege wirken bekanntlich die Laien nur bei den amtsgerichtlichen Schöffengerichten und den Schwurgerichten, sowie bei den Kammern für Handelssachen mit. In Strafsachen sind mithin nur noch die Strafkammern der Landgerichte und die höhern Instanzen, Oberlandesgerichte, Reichsgericht, büreaukratisch, d. h. nur aus juristischen Richtern zusammengesetzt. Man kann wohl sagen, daß diese Einrichtung nirgends weniger Anhänger als in den Strafkammern hat. Es wird heute nur wenig Richter geben, die nicht freudig bereit wären, mit den Laien zusammenzuarbeiten. Nicht nur, weil das Vertrauen auf die Gerichte — bekanntlich fast ebenso wertvoll, als ihre Tüchtigkeit selbst — hierdurch gekräftigt wird, sondern in der ehrlichen Überzeugung, daß damit der Gefahr flüchtiger und schablonenhafter Behandlung der massenhaften Straffälle vorgebeugt, die Gewähr für eine richtige Entscheidung der Schuldfrage gesteigert und eine allzu spitzfindige, vom gesunden Menschenverstande sich entfernende Gesetzesauslegung verhindert wird. Ich hätte vor der Entscheidung auf manche Anklage wegen groben Unfugs oder wegen Beleidigung gern die Meinung eines urteilsfähigen, anständigen Mannes gehört, der in der beneidenswerten Lage wäre, von Gesetzesmaterialien, Präjudizien, Kommentaren u. dgl. keine Ahnung zu haben. Also darüber, daß die Mitwirkung der Laien bei allen Strafsachen erster Instanz erwünscht

wäre, besteht heute wohl überall Einverständnis.' Sie könnte recht gut auch auf alle Zivilsachen, auf die Oberlandesgerichte und selbst auf das Reichsgericht ausgedehnt werden, wenn sich passende Formen und vor allem tüchtige Männer finden ließen, die neben den sonstigen zahllosen Anforderungen des öffentlichen Lebens auch dieses Opfer zu bringen bereit wären. Muß es denn aber durchaus in der unförmlichen vorsündflutlichen Gestalt des Geschwornengerichts geschehen, das man auf dem Umweg über Frankreich aus der Rumpelkammer des englischen Gerichtsverfahrens herübergeholt hat zu einer Zeit, wo die Sonne der bürgerlichen Freiheit nur über Albion zu leuchten schien? Ich habe den mittelalterlichen Hokuspokus der Bildung der Geschwornenbank, die feierlichen Ablehnungen — merkwürdigerweise gerade der Geschwornen, die dem Staatsanwalt oder dem Verteidiger vorher dringende Abhaltungen für den Sitzungstag angezeigt hatten —, die Lammsgeduld andrer, die gern mitgethan hätten, aber vier Wochen lang hinter einander täglich von neuem nach ihrer zehn Meilen weit entfernten Heimat entlassen wurden, nie ohne Heiterkeit beobachtet. Auch die obligate Begrüßung der Herren Geschwornen bei Beginn, der Dank des Vorsitzenden bei Schluß der Sitzungen, der tiefempfundene Gegendank des Obmannes, gelegentlich auch seine Quittung über spitze Redensarten, die Richtigkeit der gefällten Wahrsprüche betreffend, haben mir viel Vergnügen gemacht. Ernster ist schon das Bild des Angeklagten, der mitunter das Gefühl haben mag, als werde über sein Leben, seine Freiheit oder seine Ehre gewürfelt, wenn er den Reflex einer glänzenden Redewendung des Staatsanwalts und dann wieder des Verteidigers auf den Gesichtern der Geschwornen verfolgt. Ein schwacher Trost, daß in stärkerm Prozentsatz ungerechtfertigte Freisprechungen als ungerechte Verurteilungen herauszukommen pflegen. Ist es nicht traurig: hüben und drüben, am Richtertisch wie auf der Geschwornenbank ernste, tüchtige Männer, beide bereit — die Geschwornen unter bewunderungswürdigen Opfern an Zeit und Geld —, nach ihrem besten Vermögen das Recht zu finden, sich nicht kennend, sich nicht verstehend oder sich mißverstehend, durch das Gesetz ängstlich vor jeder verantwortlichen gegenseitigen Aussprache behütet, so dringend auf beiden Seiten auch das Bedürfnis darnach empfunden wird — es waren zwei Königskinder, sie konnten zusammen nicht kommen! Wenn der einzige Grund, den man für dieses unsinnige Gebilde geltend macht: den Richtern müsse jede Beeinflussung der Geschwornen unmöglich gemacht werden, wirklich Stand hielte, d. h. wenn die Geschwornen wirklich so wenig Charakter und Urteil besäßen, daß sie solchen, wie man ohne weiteres unterlegt, ihrer Rechtsüberzeugung zuwiderlaufenden Einflüssen nicht zu widerstehen vermöchten, dann sollte man doch auch so konsequent sein, für die Mitwirkung solcher Elemente in jeder Form zu danken. Wären unsre besten Männer, wäre unser ganzes Volk schon so weit herunter, dann lohnte es doch wahrhaftig nicht mehr, einem

angeblich liberalen Popanz zuliebe (denn die Frage ist im ganzen Leben keine Parteifrage) den schwerfälligen, kostspieligen und doch für den Angeklagten völlig wertlosen Apparat des Geschwornengerichts immer wieder in Bewegung zu setzen.

Aus dem Laienmaterial einer einzigen Schwurgerichtsperiode könnte man zuweilen die Kadres für die großen und mittlern Schöffengerichte des ganzen Vierteljahrs beschaffen. Wann wird dem Morgenrot, das der Justizminister Leonhardt schon bei Beratung der Reichsjustizgesetze leuchten zu sehen glaubte, endlich die Sonne der deutschen Schöffengerichte folgen?

# Arbeiterwohnungen und Arbeitergrundbesitz

Von K. Frankenstein

Die Mißstände, die hinsichtlich der Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses der arbeitenden Klassen in den meisten Groß- und Mittelstädten zu Tage getreten sind, unterliegen seit einer Reihe von Jahren der lebhaftesten Besprechung. Seit der Veröffentlichung der bekannten Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik über die Wohnungsnot der ärmeren Klassen in den deutschen Großstädten*) ist diese Besprechung erregter geworden, hat aber zu einem Ergebnis um so weniger geführt, als der Widerstreit der Meinungen, wie Abhilfe zu schaffen sei, seither noch zu groß gewesen ist.

Die eingehendste Erörterung der Wohnungsfrage hat wohl im „Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit" stattgefunden. Dieser Verein setzte im Jahre 1888 eine besondre Kommission zur Beratung der Frage ein und ließ sich über deren Thätigkeit in seiner Generalversammlung vom 24. September v. J. Bericht erstatten.**) Die Ansichten der Kommission, insbesondre der ersten Subkommission, die von dem Amtsrichter Dr. Aschrott als Referenten vertreten wurden, gingen im großen und ganzen dahin, daß in Berlin und andern Großstädten mit ähnlichen Verhältnissen nur durch

*) Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 31. Leipzig, Duncker und Humblot, 1888.

**) Vgl. die Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Heft 11. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890.

die Errichtung von großen Arbeitermiethäusern (Arbeitermietkasernen) durch Aktiengesellschaften, die auf rein geschäftlicher Grundlage zu begründen wären, und durch Herstellung vieler Einzimmerwohnungen eine Abhilfe der Wohnungsnot und Besserung der Wohnungszustände der untern Klassen geschaffen werden könnten. Die Generalversammlung des Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit hat jedoch diesen Standpunkt nicht durchweg geteilt, sondern eine Resolution angenommen, die einerseits „die Fortsetzung aller Bestrebungen, das Angebot kleiner Wohnungen zu vermehren, namentlich auch durch Genossenschaften," angelegentlich empfiehlt, anderseits es aber als ebenso dringend notwendig erachtet, „daß sich in ausgedehnterm Maße als bisher Aktiengesellschaften zur Errichtung von Arbeiterwohnungen bilden." Nun ist diese Resolution freilich sehr allgemein gehalten; allein eine andre, als eine allgemeine Behandlung scheint auch nirgends weniger am Platze zu sein, als in Bezug auf die Wohnungsfrage, und aus dem Grunde wird man trotz einzelner Bedenken einräumen müssen, daß die Generalversammlung richtig handelte, als sie dem Vorschlage Aschrotts und der ersten Subkommission nicht zustimmte und einen allgemein gehaltenen Beschluß faßte.*) Auch darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Wohnungsfrage nicht bloß eine Frage der Menschenliebe, sondern vor allen Dingen eine soziale Frage ist; als solche verdient sie natürlich in erster Linie vom sozialen Standpunkt aus behandelt zu werden. Auf die soziale Seite der Wohnungsfrage hat man aber, und so ist es auch Aschrott gegangen, im großen und ganzen zu wenig Rücksicht genommen.

Als das Ideal aller Bestrebungen, die auf eine Linderung der modernen Wohnungsnot und eine Besserung der Wohnungszustände der arbeitenden Klassen ausgehen, wird man den Bau von Häusern, die zum allmählichen Übergange in das Eigentum der Bewohner bestimmt sind, bezeichnen müssen. Der Ausführung dieses Gedankens stellen sich aber oft viele, teilweise unüberwindliche Hindernisse entgegen; als so begehrenswert das Ziel vor Augen steht, so erscheint es doch nicht erreichbar. Man wird aber da, wo sich die Grunderwerbs- und Baukosten zu hoch stellen, und in dem Maße, als niedrige Arbeitslöhne den Arbeitern Einschränkungen in der Lebenshaltung, also auch hinsichtlich der Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses auferlegen, von der Herstellung von Eigentumshäusern absehen und vor allem für billige und gesunde Mietwohnungen Sorge tragen müssen. Kann das in genügender Weise durch gemeinnützige Baugesellschaften geschehen, oder tragen Großindustrielle durch Erbauung von Miethäusern zur bessern Gestaltung der Arbeiterwohnungszustände bei, so ist das ohne Zweifel der Thätigkeit von Aktiengesellschaften vorzuziehen, da diese von vornherein einem gewissen Mißtrauen

*) Vgl. auch die Ausführungen Aschrotts im „Deutschen Wochenblatte" Jahrg. 1889, Nr. 7, 8 und 10 und Jahrg. 1890, Nr. 43 und 44.

der untern Klassen begegnet. Auch städtische Verwaltungen können, wie es bereits hie und da geschehen ist, mit gutem Erfolge dem Übel der Wohnungsnot entgegentreten, indem sie selbst die Erbauung von Arbeiterwohnhäusern in die Hand nehmen. Hierzu sind sie vielfach um so eher in der Lage, als sie meist über Stiftungskapitalien verfügen, bei denen es weniger auf eine hohe als auf eine sichere und dauernde Verzinsung ankommt. Ich will erwähnen, daß u. a. die Stadt Freiburg i. B. in den Jahren 1885 bis 1889 durch Hilfe von Stiftungsmitteln und Armenkassenzuschüssen eine Anzahl größerer Wohnhäuser erworben und für ärmere Familien eingerichtet, auch 32 Arbeiterhäuser mit einem Kostenaufwande von 360000 Mk. selbst gebaut hat. Das Unternehmen hat den Erfolg gehabt, daß dem durchschnittlichen jährlichen Mietertrage aus sämtlichen Wohnungen, 24192 Mk., an regelmäßigen Ausgaben (für Feuerversicherung, Steuer, Unterhaltung, Hausmeister, 4prozentige Verzinsung des Anlagekapitals) 14240 Mk. gegenübergestanden haben, somit ein Reinertrag von 5400 Mk., d. h. $1^1/_2$ Prozent des Anlagekapitals verblieben ist.

Gewöhnlich ist man der Meinung, in den Großstädten sei der Arbeiter gezwungen, in der — von spekulativen Aktiengesellschaften erbauten — Mietkaserne zu wohnen, ja man glaubt, er wolle es aus mancherlei Gründe gar nicht anders. Daher kommt es, daß der Frage, ob es nicht möglich sei, in den Vororten Häuser zu errichten, die zur Übertragung in das Eigentum der Arbeiter bestimmt sind, im großen und ganzen nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Auch Aschrott ist der Ansicht, daß gemeinnützige Baugesellschaften und Baugenossenschaften in den so schnell gewachsenen Großstädten versagten und das vorhandene Wohnungsbedürfnis nicht zu befriedigen vermöchten; er glaubt, die Erleichterung des Wohnens in den Vororten durch Verkehrserleichterungen auf Eisen- und Pferdebahnen habe es bisher nicht bewirkt, werde es auch nicht bewirken können, daß eigentliche Arbeiter, die ihre Arbeitsstelle und Beschäftigung innerhalb der Großstadt hätten, in nennenswerter Zahl außerhalb der Stadt Wohnung nehmen würden.

Dagegen dürfte sich aber folgendes einwenden lassen: Die Statistik ergiebt, daß es in Berlin, wie wohl fast in allen Großstädten, nicht zu wenig, sondern zu viel Einzimmerwohnungen und Wohnungen für die ärmern Schichten der untern Klassen giebt.*) Ein Bedürfnis der Vermehrung der Einzimmerwohnungen liegt sonach gar nicht vor, vielmehr die Notwendigkeit einer Verminderung. „Man sollte — sagt Flesch nicht mit Unrecht — das Augenmerk nicht darauf richten, solche zu bauen, sondern im Gegenteil darauf, einen möglichst großen Teil der ärmern Bevölkerung zu veranlassen, die bisher von ihr

*) Vgl. den von Flesch erstatteten Bericht und sein Promemoria in Heft 11 der Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, S. 45–81.

benutzten Einzimmerwohnungen zu verlassen. Dies kann freilich einstweilen nur geschehen, wenn man ihnen die größern Wohnungen zu demselben Preis zur Verfügung stellt, für den sie sich bisher ihr einziges Zimmer verschafften, d. h. wenn man mit Rücksicht auf die ungenügenden Arbeitslöhne vorläufig darauf verzichtet, aus der Produktion von Wohnungen für die gewöhnlichen Arbeiter rentable Unternehmungen zu machen." Eher auf eine gemeinnützige als auf eine finanzielle Grundlage wären sonach Unternehmungen zu stellen, die der Wohnungsnot der gering bezahlten Arbeiter abhelfen sollen, schon deshalb, weil die Gesetzgebung den gemeinnützigen Baugesellschaften eine Reihe von Vorteilen gewährt, und weil „bei dem nur lokalen Markte der Aktien (von Baugesellschaften für Arbeiterwohnungen) und der Schwierigkeit, das darin angelegte Kapital zu realisiren, die Beteiligung stets in erster Linie als ein Akt der Gemeinnützigkeit angesehen werden wird, und es darum wenig von Belang ist, ob 4 oder 3½ Prozent versprochen werden." Auf die Bildung gemeinnütziger Baugesellschaften, die entgegen den rein geschäftlichen Aktienunternehmungen bei richtiger Organisation noch den Vorteil haben, daß sie Berührungspunkte zwischen Gesellschaft und arbeitenden Klassen schaffen helfen, ist seither noch keineswegs in genügendem Umfange hingewirkt worden, namentlich nicht in Berlin, wo zur Hebung des Volkswohls und zur Milderung der gesellschaftlichen Gegensätze überhaupt in mancher Beziehung noch recht wenig geschehen ist. Von einem Versagen der gemeinnützigen Baugesellschaften aber kann durchaus nicht die Rede sein. Im Gegenteil, diese Unternehmungen haben, wie von den Kennern der einschlägigen Verhältnisse zugegeben wird, durchgängig ihre Aufgaben besser erfüllt, als Baugesellschaften rein geschäftlicher Natur.

Was nun die vielfach, u. a. auch von Aschrott geäußerten Bedenken gegen Errichtung von Arbeiterwohnungen in den Vororten der Großstädte oder auf dem Lande anlangt, so erscheinen auch diese unberechtigt. Vor einiger Zeit wurde, wie C. Krüger in der Zeitschrift „Humanität" mitgeteilt hat,*) in zwei großen Gemeindeschulen der Berliner Arbeiterviertel eine Statistik aufgenommen, die ergab, daß bei 47,5 Prozent der Schüler der Vater über Mittag nicht zu Hause ist, bei 23 Prozent dem Vater das Mittagessen nachgetragen wird. Da liegt doch wahrlich keine Veranlassung vor, daß die ganze Familie in der teuern Stadt wohnen bleiben soll, selbst wenn in der Hälfte der Fälle das Mittagessen nachgetragen wird. Eine Anzahl von Arbeitern gab übrigens bei einer Umfrage über die Berliner Wohnungszustände die schriftliche Erklärung ab, sie würde gern auf dem Lande wohnen, wenn jeder ein Häuschen erhielte, das allmählich sein Eigentum würde. Sollte es nun nicht möglich sein, in den Vororten der Großstädte (mit Einschluß von Berlin) Wohnungen zu er-

*) Nr. 1 des 4. Jahrg. (vom 3. Oktober 1890).

richten, die gegen einen Mietzins und Amortisationsbetrag, der einschließlich der Kosten der Beförderung zur Arbeitsstätte nicht höher wäre als der städtische Mietzins, von den Arbeitern allmählich als uneingeschränktes Eigentum erworben werden könnten? Nach den seitherigen Versuchen kann man die Frage bejahen. Freilich wird immer nur ein kleiner Teil der Arbeiterklasse, nur die zahlungsfähigern „kleinen Leute," in der Lage sein, Eigentumshäuser zu erwerben.*) Die Mehrzahl wird nach wie vor Mietwohnungen in Anspruch nehmen. Allein auch diese Mietwohnungen lassen sich in den Vororten ohne Zweifel billiger und den Bedürfnissen der Arbeiter besser entsprechend herstellen, als in den Großstädten selbst. Unerläßlich wird es allerdings sein, daß die Bahnverwaltungen in Anbetracht der großen Wichtigkeit dieser Frage Verkehrserleichterungen und Verkehrsverbilligungen schaffen, daß die Gemeinden dem Lokalverkehr besondre Aufmerksamkeit schenken, die Arbeitgeber Vorkehrungen zur Beförderung der Arbeiter nach und von der Arbeitsstätte treffen u. s. w.

Es liegt mir fern, an dieser Stelle auf alle Einzelheiten der Wohnungsfrage einzugehen und alle die Maßregeln zu besprechen, die Staat und Gesellschaft zur Besserung der Wohnzustände der untern Klassen zu ergreifen haben; es würde auch zu weit führen, Stellung zu allen den Punkten zu nehmen, hinsichtlich deren in der Generalversammlung des Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit Meinungsverschiedenheiten, insbesondre zwischen Aschrott und Flesch, vorhanden waren. Ich möchte nur ergänzend noch einige Vorschläge erörtern, deren Durchführung bei dem Vorhandensein bestimmter Verhältnisse und unter gewissen Voraussetzungen als wünschenswert bezeichnet werden muß.

Man kann zugeben, daß die Errichtung von Wohnhäusern, die dazu bestimmt sind, allmählich in das Eigentum der Arbeiter einzugehen, mit den Jahren zur Bildung eines Stammes zufriedner, seßhafter Arbeiter führen wird, wie er gegenwärtig in den Großstädten fehlt. Und doch sollte die Arbeiterwohlfahrtspflege bei dem Bau zweckmäßiger Arbeiterwohnungen nicht stehen bleiben. Vielmehr wäre da, wo es möglich erscheint, der Arbeiter nicht nur zum „städtischen Hausbesitzer," sondern auch zum „ländlichen Grundbesitzer" oder doch zum ländlichen Pächter zu machen, d. h. man müßte ihm entweder mit Aussicht auf uneingeschränktes Eigentum oder gegen einen niedrigen jährlichen Pachtzins einen kleinen Haus- oder Gemüsegarten oder ein Stückchen

*) Bei einer Preisbewerbung um Pläne für Arbeiter-Einzelhäuser in Berlin wurde als sehr gelungen ein Einfamilienhaus von A. Viol und H. Koop in Hamburg zum Preise von 2422 Mark (ohne Bauland) bezeichnet. Es enthielt: Keller, Wohnzimmer (4,25 × 2,90 m), Kammer und Küche (je 3,30 × 2,07 m), Treppe (3,40 × 1,62 m) und zwei Dachstuben (von je 2,30 m Breite und 2,91 oder 3,30 m Länge). Der geringe Preis wurde durch Verwendung einfachster Konstruktionen und wohlfeilen, aber dabei den Einflüssen der Witterung vollständig widerstehenden, festen Materials erreicht.

Ackerland zur Verfügung stellen und bei der Anlegung der Wohnhäuser darauf sehen, daß auch Raum für Stallung von Hühnern, Ziegen u. s. w. geschaffen wird. In dieser Richtung haben bekanntlich die Kruppschen Werke in Essen und die Union zu Dortmund trefflich gesorgt. Auch der Berliner Magistrat hat eine zweckmäßige Einrichtung getroffen, dadurch, daß er um Berlin herumliegende städtische Grundstücke in kleinen Parzellen an Arbeiter verpachtet. Leider genügt nur diese nachahmenswerte Maßregel nicht dem vorhandenen Bedürfnis.

Die Forderung, den Arbeitern Hausgärten oder Ackerland zur Verfügung zu stellen, ist gesundheitlich wie von sozialem und wirtschaftlichen Standpunkte gleich berechtigt, ihre Erfüllung würde ohne Zweifel auf das körperliche und geistige Leben der Arbeiter von großem Einfluß werden, aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht von den günstigsten Folgen begleitet sein. Anstatt, wie es heute geschieht, nach Schluß der Arbeit die Kneipe aufzusuchen und auf der Bierbank zu politisiren, würde sich künftig der Arbeiter, der über ein Gemüsegärtchen oder ein Stück Ackerland verfügt, vom Frühjahr bis zum Herbst täglich eine oder mehrere Stunden in gesunder Luft ergehen und mit seinen Angehörigen einer zuträglichen und nützlichen Beschäftigung obliegen können, die zur Erzeugung wertvoller Nahrungsmittel führen und somit auch eine bessere Ernährung zur Folge haben würde. Um die Bearbeitung und Pflege der Arbeitergärten zu fördern, empfiehlt es sich, daß von seiten der Arbeitgeber, aber auch von den fast in allen Städten bestehenden Gartenbauvereinen alljährlich Prämien für die bestgepflegten Arbeitergärten verliehen, Preise für darin gezognes Obst und Gemüse u. s. w. zuerkannt, gemeinverständliche Schriftchen über Anlegung und Pflege der Gärten verfaßt und verteilt werden u. s. w.

Beachtung verdienen auch die Bestrebungen, die darauf ausgehen, dem Arbeiter einen kleinen, vielleicht aus Geflügel und Ziegen bestehenden Viehstand zu schaffen, der von den Gemüse- und Kartoffelabfällen gefüttert werden kann. In England hat sich vor mehreren Jahren eine Gesellschaft gebildet, die dem in Kreisen der ärmern Bevölkerung üblichen Genusse abgerahmter, minderwertiger Kuhmilch dadurch vorbeugt, daß sie gute Ziegen im Arbeiterhaushalte einzubürgern und die Ziegenzucht überhaupt auf jede Art und Weise zu heben sucht. Die Begründung eines derartigen deutschen Vereins möchte ich im Hinblick auf die Zersplitterung des Vereinswesens in Deutschland nicht etwa befürworten; aber den landwirtschaftlichen Vereinen und der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft möchte ich warm empfehlen, Bestrebungen wie die jener englischen Gesellschaft zu fördern und zu unterstützen.

Unter den Maßnahmen der Arbeiterwohlfahrtspflege nehmen zweifellos die, die dem Arbeiter ein eignes Heim zu schaffen bezwecken, einen hervorragenden Platz ein. Freilich gilt es nicht nur, dieses Heim zu schaffen, sondern

auch es zu erhalten, es zu einer wirklichen „Heimstätte" zu machen. Das zu ermöglichen, dazu bedarf es allerdings der Mitwirkung der Gesetzgebung, der nach dieser Richtung eine wichtige, aber auch eine dankbare Aufgabe erwächst. Wie diese Aufgabe am zweckmäßigsten zu lösen sei, das zu erörtern liegt außerhalb des Rahmens dieser kurzen Ausführungen.

Daß eine gut organisirte Arbeiterwohlfahrtspflege, insbesondre auf dem Gebiete der Wohnungsfürsorge, das beste Mittel ist, die unzufriednen Arbeiter zufrieden zu machen und dem Banne der Sozialdemokratie zu entreißen, dafür bürgt der heftige Widerstand, den sozialdemokratische Führer der Begründung von Wohlfahrtseinrichtungen stets entgegensetzen. Umsomehr ist es nicht nur eine Pflicht der Arbeitgeber, sondern der Gesellschaft überhaupt, die sozialen Bestrebungen, die das Los der Arbeiter zu verbessern suchen, aufs thatkräftigste zu unterstützen. Alle Maßnahmen aber, die die Arbeiterwohlfahrtspflege im allgemeinen, wie die Wohnungsfürsorge im besondern betreffen, müssen zweckmäßig und so beschaffen sein, daß den Arbeitern keinerlei Grund zu Mißtrauen gegeben ist. Gelingt es, einen, wenn auch zunächst kleinen Stamm zufriedener Arbeiter in den Städten heranzubilden, dann wird sich auch mit Erfolg zum Nutzen der arbeitenden Gesellschaftsklassen und zur Befestigung des sozialen Friedens weiterarbeiten lassen.

# Florenz und die Kirche

In den Betrachtungen über das mittelalterliche Sektenwesen (Heft 18 u. 19) wurde auch das Verhältnis der römischen Kirche zur bürgerlichen Gewalt gestreift. Dieses Verhältnis in seinen Wandlungen für die Zeit zwischen der Völkerwanderung und der Reformation darzustellen, wäre eine höchst lohnende Aufgabe, deren Lösung freilich das ganze Leben eines tüchtigen Forschers und Darstellers in Anspruch nehmen würde. Denn in jedem der mittel- und westeuropäischen Staaten stand der König anders zur Klerisei, und wie verschieden war schon allein in Deutschland die Kirchenpolitik der verschiednen Herrscherhäuser! Und obwohl Giesebrecht diesen letzteren Punkt für die erste Hälfte des Mittelalters hinlänglich klar gemacht hat, wie wenig sind seine Ergebnisse bis jetzt im gebildeten Publikum bekannt geworden! In besondrer Weise war die grundbesitzende Aristokratie, die ohne das kirchliche Pfründenwesen gar nicht gedacht werden kann, mit der Hierarchie verflochten. Und wieder anders standen die

Städte zu Rom. Es versteht sich, daß fast jede blühende Bürgergemeinde einen Herd kirchlicher Opposition bildete. In der Mark Brandenburg waren die Stadtbürger schon 200 Jahre vor der Reformation gute Protestanten. Am 16. August 1325 verbrannten die Berliner den Propst Nikolaus von Bernau, der gekommen war, um das Volk gegen den um seines Vaters, Ludwigs des Baiern willen exkommunizirten Markgrafen Ludwig aufzuhetzen; die Frankfurter aber, die wegen ihrer Treue gegen den genannten Fürsten ebenfalls dem Kirchenbanne verfallen waren, entbehrten 28 Jahre lang des Messelesens, der Taufe, der kirchlichen Trauung und alles sonstigen Priestersegens mit gelassenem Mute, und verhöhnten, als die Priesterschaft wieder einzog, deren Amtsverrichtungen als Possen. Die italienischen Städte waren nicht weniger freien Geistes, doch hielten bei ihnen politische, ästhetische und Gemütsrücksichten der Freigeisterei das Gleichgewicht. Kennten wir ein städtisches Gemeinwesen, in dem nicht nur alle geistigen Strömungen der Zeit lebhaften Wiederhall gefunden hätten, sondern das auch selbst der Ausgangspunkt für viele gewesen wäre, und das zugleich durch Urkunden und Berichte von Zeitgenossen über jeden Abschnitt seiner inneren Geschichte Auskunft zu geben vermöchte, so würden wir zwar das hier gewonnene Bild nicht ohne weiteres verallgemeinern dürfen, aber es würde uns doch ziemlich tief in die religiöse Denkungsart des Mittelalters und in seine kirchenpolitischen Zustände blicken lassen. Wir kennen nun wirklich eine solche Stadt. Es ist Florenz. Diese Stadt hat zugleich den Vorzug, daß sie vollkommener als irgend eine andre ganz Italien vertritt. Denn, sagt Perrens in seiner Histoire de Florence, was giebt es, das griechischer als Athen, französischer als Paris und italienischer als Florenz wäre? Dem Verfasser des nachfolgenden Versuchs stehen freilich von dem vorhandnen reichen Stoff nur einige Bruchstücke zur Verfügung, aber diese Bruchstücke werden genügen, zu zeigen, was sich aus der Sache wohl machen ließe, wenn einer alles Nötige beisammen hätte. Etwa die Hälfte des Materials ist dem oben angeführten Werke, die andre Hälfte teils andern Darstellungen, teils unmittelbar den Quellen entnommen.

1

Der erste Konflikt der florentinischen Bürgerschaft mit den Kirchengewaltigen entsprang weder der Aufklärung noch irgend einem weltlichen Interesse, sondern der einfältigsten und aufrichtigsten Frömmigkeit. Im Jahre 1063 oktroyirte ihr Heinrich IV. einen Priester aus Pavia, namens Pietro Mezzabarba, als Bischof. Bekanntlich sahen damals alle Frommen den Kampf gegen die Simonie (und die Priesterehe) für ihre Lebensaufgabe an; war doch kein geringerer als Kaiser Heinrich III., der allgewaltige — omnia Caesar erat, schreibt ein Reimchronist — mit seinem unwiderstehlichen

Beispiel vorangegangen. Johannes Gualbert, der von seinem romantischen Vallombrosa aus die Welt- und Kirchenhändel im Auge behielt, säumte nicht, den neuen Bischof der Simonie anzuklagen: der alte Mezzabarba, des Bischofs Vater, gefragt, wie viel ihn die Ernennung seines Sohnes koste, habe eingestanden, daß er dem Kaiser 3000 Livres verehrt habe. Andre Mönche schlossen sich den Vallombrosanern an. Aber ehe man öffentlich auftrat, wollte man sich vorher der Billigung des Orakels von Florenz versichern. Das war der greise Eremit Theuzon, einer von der Sorte, die Peter Damian mit den Worten charakterisirt: „Stadteinsiedler, Eremiten des Marktes, Mönche ohne Regel, Menschen, die in der Maske des Ordenskleides die Herrschaft über das Volk erstreben." Theuzon hätte nicht er selber sein müssen, wenn ihm diese Simoniegeschichte nicht ein gefundner Handel gewesen wäre. Natürlich! sagte er dem Gualbert; du mußt öffentlich verkündigen, daß niemand von diesem simonistischen Bischofe die Sakramente empfangen dürfe. Das ließ sich Gualbert nicht zweimal sagen. Sofort liefen er und seine Mönche in den Straßen herum und riefen: Mezzabarba könne weder das Chrisma noch Priester giltig weihen; die von ihm sakrilegisch geweihten seien keine Priester, dürften weder Messe lesen noch könnten sie die Sakramente giltig spenden. Da dem gemeinen Volke Theuzon als unfehlbares Orakel galt, Gualbert aber bei den Vornehmen in hohem Ansehen stand, so war der Skandal fertig. Den Bischof hielten seine Kollegen und der Markgraf (es war Gottfried, der Stiefvater Mathildens). In gewaltthätiger Zeit findet man die gewaltthätige Lösung solcher Spannungen immer am einfachsten. Mezzabarba machte den Anfang. Er ließ die psalmodirenden Mönche von San Salvatore überfallen, die einen umbringen, die andern mißhandeln, ihr Kloster plündern und anzünden. Das hatte gerade noch gefehlt, um die ganze Bevölkerung auf die Seite der Mönche zu treiben. Gegen die Streitmacht des Markgrafen richteten die Bürger zwar nichts aus, aber Florenz blieb im Kriegszustande.

Wir übergehen die Verhandlungen mit der Kurie; der Markgraf eilte nach Rom, um die Verurteilung der Mönche durchzusetzen. Das Herz des Papstes, des Hildebrandianers Alexander II., war auf Seiten der Mönche, aber er hatte Rücksicht zu nehmen auf die zahlreichen Prälaten, die in Mezzabarbas Sache ihre eigne sahen. Das römische Konzil entschied: ein Grund zur Absetzung Mezzabarbas liege nicht vor; die Mönche sollten hübsch in ihren Klöstern bleiben und ihre Ratschläge so lange für sich behalten, bis sie von zuständiger Seite darum angegangen würden. Der Markgraf Gottfried, der dieses Dekret zurückbrachte, machte es selbst bekannt und drohte, er würde alle Mönche, die nicht augenblicklich hinter ihren Klostermauern verschwänden, ohne prozessualische Weitläufigkeiten aufhängen lassen. Ein paar Mönche, die vor dem anbefohlenen Verschwinden geschwind noch das Volk aufgereizt hatten, wurden aus einem Oratorium herausgeholt und in Ketten vor den

Richterstuhl des Markgrafen geschleppt. Nun aber ging der Lärm erst los. Heulend wälzte sich die Menge im Straßenkot; die Weiber rannten mit fliegenden Haaren und ihre Brüste zerschlagend herum und schrieen: „Christus, man verjagt dich! Simon der Magier läßt dich nicht bei uns wohnen!“ Die Männer erklärten, sie würden ihre Stadt eher anzünden als der Ketzerei verfallen lassen. Die von den Mönchen angebotene, vom Konzil verbotene Feuerprobe wurde durchgesetzt. Nach 48stündiger Vorbereitung durch Gebet und Fasten strömte am 12. Februar 1068 das Volk nach San Salvatore. Vor dessen Pforte waren zwei Holzstöße aufgeschichtet, zwischen denen ein schmaler Gang hindurchführte; diesen sollte einer der Mönche durchschreiten. Der unansehnlichste der Brüderschaft, der sonst dazu verwendet wurde, die Kühe und Esel des Klosters zu hüten, ward für die Ehre auserkoren. Langsamen Schrittes wandelte er zwischen den brennenden Scheiterhaufen hindurch. Unterwegs — es scheint ein ungewöhnlich zivilisirter Mönch gewesen zu sein — verlor er sein Taschentuch; er kehrte in die Flammen zurück und brachte auch dieses unversehrt heraus (was, wenn die Holzstöße gerade erst zu brennen angefangen hatten, weder eine Heldenthat noch ein Wunder war). Die Stadtobrigkeit berichtete an den Papst. Man bitte um Entschuldigung wegen des Ungehorsams, aber Gott habe doch jetzt selbst entschieden. Die Obrigkeit habe unmöglich den Vorwurf der Häresie, mit dem das Volk sie habe brandmarken wollen, auf sich sitzen lassen können. Nachdem nun Simon Petrus verherrlicht und Simon Magus in den Kot niedergeschmettert worden sei, möge der Vater der Gläubigen nicht säumen, die Florentiner mit der Kirche wieder auszusöhnen. Wie gern mag er sich für überwunden erklärt haben!

Perrens mißt diesem Vorgange, wie es scheint mit Recht, große Bedeutung bei. Die Florentiner hatten ihren Willen gegen den Markgrafen und den Bischof, gegen Papst und Kaiser durchgesetzt und waren so inne geworden, daß sie wohl ein selbständiges Gemeinwesen zu sein vermöchten; vielleicht darf man die Republik von dem Tage jener Feuerprobe an datiren. Namentlich das gemeine Volk aber hatte die Erfahrung gewonnen, wie viel sich mit Toben und Lärmen ausrichten lasse, und wie oft hat es seitdem zu andern Zwecken von diesem Mittel Gebrauch gemacht!

## 2

In der großen häretischen Bewegung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts spielte Florenz eine hervorragende Rolle. Im Jahre 1194 verfolgte ein Bischof von Worms als Legat Heinrichs VI. die Katharer Oberitaliens. Die von Prato kamen nach Florenz und fanden hinter dessen Mauern sichern Schutz. Der florentinische, dem attischen so nahe verwandte Geist ist selbständig, beweglich, fein und scharf, dabei lebensfroh und anmutig, zugleich aber auch

praktischer Thätigkeit zugewandt. Er eignet sich schlechterdings nicht zur Stütze irgend einer Orthodoxie und fühlt sich von vornherein Leuten, die allerlei Hypothesen aufstellen, um so verwandter, je schärfer darin die Opposition gegen das Herkömmliche zu Tage tritt. Aber orientalische Ungeheuerlichkeiten und düstere Teufelsphantasien mußten nicht allein der natürlichen Heiterkeit der Toskaner widerstreben, sondern auch jener nüchternen Verständigkeit und jenem Bedürfnisse nach Ebenmaß, die nicht minder hervorragende Eigenschaften eben desselben attisch-florentinischen Geistes sind. Die Florentiner nahmen daher zwar in Masse patarenische Lehrmeinungen an, siebten sie aber, um mit Perrens zu reden, für ihren Privatgebrauch durch; das Phantastische schieden sie aus und behielten nur das sozusagen bürgerliche Element, d. h. die Wertschätzung der bürgerlichen Tüchtigkeit und die Gleichgiltigkeit gegen das Kirchliche. „Steht denn irgendwo im Neuen Testament zu lesen — heißt es in einer Predigt gegen die Patarener —, „daß die Apostel auf die Jahrmärkte gezogen wären und Geld zusammengescharrt hätten, wie ihr thut?" Wir werden uns also die florentinischen Patarener als einen Menschenschlag von der Art der Reformirten zu denken haben, nur natürlich ohne puritanische Färbung, die nicht nach Toskana gepaßt hätte. Es waren tüchtige Gesellen, die unermüdlich schafften und täglich reicher wurden. Almosengeben und Betteln war bei ihnen verpönt; wer ihrer Gemeinschaft beitrat, kam rasch zu Vermögen. Das waren gerade die richtigen Leute für dieses Gemeinwesen. Denn Florenz war, wie Trollope sich ausdrückt, ein Bienenstock ohne Drohnen; (der Titel seines Werkes: A history of the common wealth of Florence ist bezeichnend für den Engländer). Der Müßiggang war verachtet; wer bürgerliche Rechte ausüben wollte, mußte sich in eine Zunft aufnehmen lassen und ein Gewerbe betreiben, mochte er auch der Sprößling eines alten Grafengeschlechts und Besitzer großer Reichtümer sein.

Man kann sich denken, welches Ärgernis das Gedeihen der Ketzerei in einer so wichtigen und noch dazu guelfischen Stadt für die Kurie und für die Frommen sein mußte. Dominikus und Franziskus, die Stifter der beiden großen Bettelorden, bemühten sich persönlich, richteten aber bei dem weltlich gesinnten und schon aufgeklärten Völkchen nichts aus. Der Aufrichtung eines Inquisitionstribunals setzte die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtige Gemeinde den zähesten Widerstand entgegen. Endlich gelang es dem Papste Gregor IX., ihnen einen Inquisitor aufzuhalsen und sie zur Einfügung eines Statuts de haereticis dilidandis et baniendis (sic!) in ihre Gesetzsammlung zu bewegen. Aber der Inquisitor mußte sich drei Jahre lang darauf beschränken, dem Podestà hie und da einen Ketzer zu denunziren; selbst Gericht abzuhalten, das wurde ihm erst möglich, nachdem er dem Volke einzureden verstanden hatte, die Ketzer wollten die Kirche Santa Maria Novella anzünden. Er verurteilte eine Anzahl von ihnen zum Scheiterhaufen und ließ sie einkerkern,

aber mächtige Gönner befreiten sie; doch eben diese Gönnerschaft war das Unglück der Patarener.

Die Gönner waren nämlich ghibellinische „Magnaten," deren Lebensgrundsätze im schroffsten Gegensatz zu den bürgerlichen Gewohnheiten der Florentiner standen. Sie führten ein Lust- und Lasterleben, worin der fromme Villani wie der große Dante, obwohl selbst Ghibelline, die wiedererstandne Lehre und Gesinnung Epikurs sehen. Und schon als Magnaten, d. h. als feudale Grundherren, waren sie den Bürgern verhaßt; die Bürger sind später in dem Kampf gegen den Feudalismus schließlich Sieger geblieben, haben die Barone, meist Sprößlinge deutscher Geschlechter, zuerst durch Aufhebung der Leibeigenschaft um ihre Arbeiter, dann um ihren Grundbesitz gebracht und sie gezwungen, sich im Bürgerstande zu verlieren. Damals waren die Feudalherren, an ihrer Spitze Barone di Baroni und Uguccione de' Cavalcanti, im Gebiete von Florenz noch mächtig. Sie sahen im Kaiser Friedrich II. ihre Stütze, waren daher geschworne Feinde des Papstes und begünstigten die Ketzer, was im ganzen nördlichen Italien, im Gebiete der Städterepubliken, natürlicherweise auch der Kaiser selbst that. In Toskana waren die Patarener wohl organisirt. Ihr Bischof, seit 1212 Filippo Paternon, residirte zu Florenz, und seine Prediger durchzogen das Land. In den Häusern der Cipriani hielt er seinen Gottesdienst. (Die Mitglieder jeder Sippe pflegten ihre Häuser um das Haus des Familienoberhauptes herum zu bauen, daher oft von den Häusern oder Türmen der Donati, Buondelmonti u. s. w. die Rede ist; jede solche Häusergruppe bildete eine Festung oder konnte doch leicht in eine verwandelt werden).

So brachten die sich kreuzenden Interessen eine merkwürdige Parteigruppirung zu Wege. Die Feudalherren, die weder den Patarenern noch dem absolutistischen Kaiser gesinnungsverwandt waren, wurden Bundesgenossen und Führer der toskanischen Ghibellinenpartei. Die freisinnigen Bürger dagegen verbündeten sich mit dem Papste oder, wie man damals sagte, mit der Kirche und ruhten nicht eher, als bis die Ghibellinen in Toskana ausgerottet und alle Städte guelfisch geworden waren. Nur Pisa blieb ghibellinisch, weil es sich der aufstrebenden Nebenbuhlerin Florenz gegenüber auf niemand mehr zu stützen vermochte als auf den Kaiser; nachdem des Kaisertums Macht gebrochen war, unterlag es den Florentinern und sank zur Provinzstadt herab. Das war 150 Jahre später. Unter Friedrich II. also entschied sich das Bürgertum Tusziens und der Romagna, wie hundert Jahre vorher das der Lombardei, zur Rettung seiner Selbständigkeit für die Kirche, obwohl in ihm keine Spur klerikaler Gesinnung vorhanden war. In Siena wurden um dieselbe Zeit mehrere Geistliche enthauptet, und in Parma verscharrte man die Leichen solcher im Dünger, die auf dem Sterbebette Reue bekundet hatten über ihre Opposition gegen kirchliche Vorschriften.

Aber man begreift, daß es trotzdem bei der oben dargelegten Parteigruppirung einem geschickten Agitator nicht schwer fallen konnte, das Volk gegen die Patarener im Harnisch zu bringen, deren Häupter auf den Schlössern der Magnaten weilten, und zu deren Schutz diese bewaffnete Bauern in ihre Stadtfestungen legten. Einen solchen Demagogen fand der Papst endlich in jenem Pietro di Verona, der unter dem Namen Petrus Martyr auch in unheiligen Kreisen berühmt geworden ist durch ein Gemälde Tizians, das vor etwa fünfzehn Jahren, wenn wir uns recht erinnern, die Flammen zerstört haben. Petrus organisirte die Gegner der Magnaten als eine bewaffnete Brüderschaft der Capitani di Santa Maria und teilte sie in 12 Kompagnien. Die Entscheidung durch Waffengewalt konnte nun nicht ausbleiben. Da die Berichte über diese Begebenheiten vorzugsweise von Geistlichen und Mönchen stammen, so versteht sichs von selbst, daß die Patarener als die Angreifer erscheinen. An ihrer Spitze stand im Jahre 1244 kein geringerer als der Podestà dieses Jahres, Pace di Pesannola aus Bergamo, ein aufrichtiger Ghibelline. Am 24. August kam es zum Straßenkampf. Im entscheidenden Augenblick übergab Peter die Marienritterfahne einem Rossi, der, einem katholisch gebliebnen Zweige der Baroni entsprossen, vom Familienhaß entflammt den Ponte Vecchio stürmte und ein Blutbad anrichtete. Die Sieger hielten strenges Gericht; wer von den überlebenden Patarenern nicht in Santa Maria Novella das Glaubensbekenntnis ablegte und sich ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter befestigen ließ, wurde verbrannt. Die Männer, die den Petrus kurz darauf in der Nähe von Como erschlugen, sollen Florentiner Flüchtlinge gewesen sein. Florenz wartete nicht auf die Heiligsprechung des Eiferers, sondern setzte ihm Denkmäler an den beiden Punkten, wo die Schlacht am heftigsten getobt hatte, und die mächtige Wollenzunft schmückte ihren Palast (Or San Michele) mit seinem Bildnis. Ist es einerseits gewiß, obwohl von den geistlichen Berichterstattern nur einer es andeutet, daß das Bündnis der Patarener mit den ghibellinischen Magnaten für die Parteinahme der Bürger den Ausschlag gegeben hat, so braucht diese Parteinahme deswegen noch nicht als religiöse Heuchelei ausgelegt zu werden. Der Mensch handelt fast niemals aus einem einzigen ganz ungemischten Beweggrunde. Auch die gottesfürchtigsten Personen lassen eine sich darbietende Gelegenheit zu irgend einer Art angenehmem Götzen- oder Teufelsdienst nicht gern ungenützt, und auch die frechsten Atheisten stecken wenigstens im Herzenskämmerlein unserm Herrgott hie und da ein Lichtlein auf. In Italien zumal soll es bis auf den heutigen Tag Freigeister geben, die unter den Kleidern allerlei Amulette zu Ehren Marias und andrer Heiligen tragen. Läßt sich das Volk, noch dazu ein so eindrucksfähiges Volk wie das florentinische, zu jeder Art Schwärmerei leicht hinreißen, so ist nicht abzusehen, warum die Leutchen nicht in einem Augenblicke, wo die Kirche ihren Unabhängigkeitsbestrebungen zu

Hilfe kam, einem schwärmerischen Prediger mit ungeheuchelter Andacht angehört und von dem religiösen Aufschwung einen nachhaltigen Eindruck davongetragen haben sollten. Die Marienritter verwandelten sich in eine Wohlthätigkeitsgesellschaft und übernahmen die Verwaltung mehrerer Hospize. Aber der Volkscharakter blieb unverändert, weder Bigotterie noch orthodoxer Eifer konnten sich einnisten. Der Name Patarener galt so wenig als ein Schimpf, daß kurz nach diesen Geschichten ein gewisser Guido, der zu einem ehrenvollen Amte berufen ward, sich bei Ausfertigung einer Urkunde als „Sohn des Patareners“ unterschrieb. Und wenn während des Streites ein Inquisitor geklagt hatte, daß sie sich aus Bannflüchen nichts machten, sie wie Wasser hinunterschluckten (maledictionem bibentes ut aquam), so werden wir sie in der spätern Zeit noch gleichgiltiger finden.

3

Außer den politischen gab es noch andre Rücksichten, die Florenz mit der Kurie verknüpften. Florentinische Bankiers besorgten deren Geldgeschäfte. Diese Herren hatten Kommanditen in allen Ländern. In diesen sammelten sich die Goldbächlein, die man unter allerlei Namen und Vorwänden der Frömmigkeit, dem Aberglauben oder den in verzwickte Rechtshändel verwickelten zu entlocken wußte, und nicht ohne in den Wechselstuben einen gediegnen Niederschlag zurückzulassen, ergossen sie sich von da aus in das unergründliche Meer der apostolischen Schatzkammer. Auch bedurfte man oft der diplomatischen Kunst Roms zur Wiederherstellung des Friedens. Wurden die Balgereien der Parteien in den Straßen, das Häusereinreißen, das Brennen und Sengen, die Bannungen und die Angriffe zurückkehrender banditi auf die Stadt einmal so arg, daß das Gewerbe darunter litt, oder der Riß in einzelnen vornehmen Familien, die gespalten waren, gar zu schmerzlich empfunden wurde, so bat man um einen Kardinal. An dessen feierlichem Einzuge mußten sich natürlich beide Parteien beteiligen. Das war schon eine Annäherung, wenn dabei auch noch wütende und giftige Blicke hin und herflogen. Dann veranstaltete der Friedensstifter ein Parlament auf dem Hauptplatz vor dem Volkspalaste und sprach stundenlang gar schön und rührend und hie und da ein Thränlein abwischend, wie daß Gott der Herr nicht Guelfen und Ghibellinen, nicht Schwarze und Weiße, sondern nur Menschen geschaffen habe, die alle unter einander Brüder seien, und daß Christus für alle gestorben sei und mit seinem Blute alle Feindschaften ausgelöscht habe, und daß niemand an Christo teil haben könne, der seinem Bruder nicht verzeihe, und daß ja, seitdem der böse Friedrich tot sei, die Parteinamen eigentlich gar keinen Sinn mehr hätten. Ströme von Thränen flossen während der Rede, und war der Redner fertig, dann fielen die närrischen Känze einander um den Hals und küßten sich „auf den Mund,“ und ehe die Sonne zur Rüste ging, legte der Kardinal die Hände

von einem Dutzend Mägdlein aus der Partei der Schwarzen in die Hände von weißen Jünglingen und die Hände von ebenso vielen weißen Mägdlein in die von schwarzen Jünglingen, und drei Tage lang wurde Hochzeit gefeiert und der ewige Friede gepriesen, der dann wohl auch vier oder sechs Wochen anhielt.

Aber wie freundschaftlich die Beziehungen der Welfenstadt zum Papste auch waren, so weit ging die Freundschaft nicht, daß die Florentiner ihre bürgerlichen Rechte klerikalen Ansprüchen geopfert hätten. Gar nicht lange nach dem Friedenswerke des Kardinals Latino, der die Sache ganz besonders gründlich besorgt hatte, im Jahre 1285, beschäftigten sich die Behörden und Ratskörperschaften mit Maßregeln gegen anmaßende und widersetzliche Kleriker. Perrens hat im Anhange des zweiten Bandes Auszüge aus den Sitzungsprotokollen zusammengestellt. Den Anlaß scheint eine Missethat eines stellenlosen Klerikers gegeben zu haben. Was es für eine war, ist aus dem, was Perrens abgedruckt hat, ebenso wenig zu ersehen, als welches Ende der Streit genommen hat; doch der Gegenstand des Streites ist ja auch gar nicht das Interessante, sondern die Art und Weise, wie eine dem Papste befreundete und benachbarte Stadt damals solche Dinge behandelte, und der Ton, in dem es geschah. Deshalb teilen wir ein Paar Sätze aus jenen Akten mit.

Am 28. August des genannten Jahres wird in einer Sitzung der Signoria beantragt, daß dem Unfug der Clerici fictitii (das fictitius darf hier wohl mit vagabundirend übersetzt werden) gesteuert werden solle. Ein solcher hat ein Verbrechen begangen und schützt das privilegium fori vor, um sich der Bestrafung zu entziehen. Die einen raten zu Verhandlungen mit dem Bischof, andre wollen die Gesetze rücksichtslos walten lassen. Man beschließt, die Sache einer Kommission von Rechtskundigen zu übergeben. Am 30. August halten diese Rechtskundigen mit den Capitudini, d. h. den Obermeistern der zwölf größern Zünfte, eine Sitzung ab. Brunetto Latini (der Lehrer Dantes, den dieser bei aller Ehrfurcht vor seiner Wissenschaft in den Höllenkreis der Päderasten versetzt) meint, die Stadtbehörden sollten im Einvernehmen mit Bischof und Kapitel ein neues Gesetz machen; gehe die Klerisei auf diesen Vorschlag nicht ein, so solle die städtische Obrigkeit aus eigner Machtvollkommenheit den Satz aussprechen, daß Personen, die keine Abgaben zahlen, rechtlos seien. Johannes von Brodajo will, daß alle Privilegien der Kleriker aufgehoben werden sollen; dem Podestà und seinen Beamten möge man im voraus Indemnität zusichern für alles, was sie gegen die Geistlichen unternehmen würden. Andre schlagen andres vor. Man beschließt, den Podestà, den Capitano und die Prioren aufzufordern, daß sie unter Zuziehung von vierundzwanzig Sachverständigen, wovon sechs Richter und sechs Notare sein sollen, die Angelegenheit regeln. Die Sachverständigenkommission tritt noch an demselben Tage zusammen und setzt eine Subkommission ein zur Ausarbeitung eines neuen Statuts. (Die Gesetze der Städterepubliken wurden

Statuten genannt.) Am 4. September werden die Ratskörperschaften (für gewöhnlich gab es zwei kleine und zwei große) befragt; sie sind fast einstimmig für Aufhebung aller Privilegien der Kleriker. Das neue Statut wird fertig gemacht, der Klerus aber will deswegen einen Prozeß gegen die Stadt anstrengen. Eine gemischte Versammlung (d. h. Prioren, Sachverständige und Gemeinderäte) verhandelt darüber am 10. September. Unter den Anträgen der Versammelten ist der des Dino Compagni der schärfste. (Das ist der wirkliche Dino Compagni; der berühmte Geschichtschreiber, der sich hinter diesen Namen versteckt hat, war, wie Scheffer-Boichhorst nachgewiesen hat, ein genialer Fälscher aus der Zeit der Spätrenaissance.) Er beantragt: Wenn die Kleriker nicht binnen drei Tagen die Klage zurückziehen, so soll man sie aus ihren Häusern verjagen, sie an der Bestellung ihrer Felder verhindern und für vogelfrei erklären. Man beschließt, ein Parlament (eine Volksversammlung) zu halten, „aber ohne daß die Läden geschlossen werden." Das Parlament entscheidet, es solle eine Kommission zur Schlichtung der Sache eingesetzt werden, und für die Beamten, die sich bei der Geschichte die Exkommunikation zuziehen würden, sollten die Lossprechungsgebühren aus der Staatskasse bezahlt werden. Aus den weitern Berichten ist nur noch zu ersehen, daß man eine Gesandtschaft an den Papst geschickt hat.

In den neunziger Jahren wurde eine ganze Reihe von Gesetzen gegen den Klerus erlassen. In allen Stücken wurden sie dem bürgerlichen Recht unterworfen, und ausdrücklich wurde bemerkt, daß die über einen Richter verhängte Exkommunikation keinen Rechtsgrund abgebe, die Giltigkeit seines Spruches anzuzweifeln. Das alles that aber weder der Frömmigkeit noch dem guten Einvernehmen mit dem Papst Eintrag. Die erstere entfaltete sich aufs glänzendste in Kirchenbauten und milden Stiftungen; die Zünfte wetteiferten in der Übernahme freiwilliger Leistungen beim Bauen und Ausschmücken von Gotteshäusern. Zum Neubau des Domes wurde 1298 der Grund gelegt; die Wollenzunft übernahm die Werkmeisterschaft. Die heilige Reparata, die frühere Patronin, schien nicht mehr vornehm genug, das reiche und stolze Gemeinwesen im Himmel zu repräsentiren. Man wählte die heilige Jungfrau und legte der neuen Schützerin den schönklingenden Namen Santa Maria del Fiore bei. Was übrigens den Kirchenbesuch und die Pilgerschaften anlangt, so wechselte das quecksilbrige Völklein seine Lieblingsandachtsstätten und verschieden benamsten Madonnen so oft wie seine Kleidermoden und seine Staatsverfassungen, d. h. wenigstens viermal im Jahre; die Gottlosen spotteten, und die ernsten Geister ärgerten sich darüber. Daß die zahlreichen und großartigen Kirchenbauten nicht lediglich der Frömmigkeit entsprangen, daß es vorzugsweise der Bürgerstolz, der bürgerliche Gemeinsinn, der Kunsttrieb und die Freude am Schönen waren, die sich in solchen Schöpfungen bethätigten, braucht kaum besonders bemerkt zu werden. Was aber die Freundschaft mit dem

Papst anlangt, so versteht es sich von selbst, daß die Florentiner Anno 1300 beim großen Jubiläum unter den ersten mit dabei waren. Der edle und fromme Villani brachte, bewegt von dem Eindruck, den das Völkergewühl am Mittelpunkte der Christenheit auf ihn gemacht hatte, die Idee zu seinem Geschichtswerke mit heim, andre mögen Güter vorgezogen haben, die, wie Hase schön bemerkt, von den Motten nicht gefressen werden. (Papiergeld gab es ja damals noch nicht.) Waren doch am Paulsaltare der Peterskirche Tag und Nacht zwei mit Rechen ausgerüstete Kleriker aufgestellt, die das dort geopferte Geld in Behälter zu schieben hatten. Die Florentiner schickten dreizehn Gesandte mit einem Gefolge von fünfzig Rittern und anderm Troß. Die dreizehn Herren stellten in glänzenden Kostümen dreizehn Mächte dar, die sich dem Papste als dem Oberherrn des Weltalls zu Füßen warfen. Die letzte der Mächte war Florenz, dargestellt von Palla Strozzi. „Welch eine Stadt!" rief Bonifaz VIII., als der prachtvolle Maskenzug an ihm vorbeizog. Er wiederholte diesen Ausruf dreimal. Da niemand ein Wort sprach, schrie der hitzige Mann seine Höflinge an: „Wenn ihr nicht antwortet, werde ich euch alle einsperren lassen!" Da sagte einer der Kardinäle: „Gnädiger Herr, Florenz ist eine gute Stadt!" Worauf der Papst: „Was sagst du, garstiger Spanier, eine gute Stadt? Die vortrefflichste aller Städte ist sie! Die uns speisen, die unsern Hof verwalten, sind sie nicht sämtlich Florentiner? Sie sind wahrhaftig das fünfte Element des Weltalls!"

4

Mit der Übersiedlung der Päpste nach Avignon war die ehrenvolle Rolle zu Ende, die die Päpste als Vorkämpfer der Unabhängigkeit Italiens und Beschützer der städtischen Verfassungen gespielt hatten. Durch sein Bündnis mit Heinrich VII. wurde Papst Klemens V. in den Augen der Florentiner ein Ghibelline. Weder durch dieses Bündnis ließen sie sich irre machen, noch durch das Genie Dantes, der mit Feuereifer des Kaisers Sache empfahl. Die Geldwechsler, Tuchmacher, Steinmetzen, Goldschmiede und Schuster des geistvollen Gemeinwesens sahen klarer und richtiger, was ihnen zum Heile diente und was Gott großes mit ihnen vorhatte, als der gelehrte Dichter und Prophet. Wäre Florenz eine Provinzialstadt in einem büreaukratisch regierten Großstaate geworden — man sieht aus den Regierungshandlungen Heinrichs deutlich, wie sehr er sich Friedrich II. zum Vorbilde genommen hatte — so würden die Florentiner dumme Spießbürger geworden sein, anstatt die reiche Kulturblüte der Renaissance zu erzeugen. Sie selbst also nahmen fortan des Papstes Stelle ein; sie wurden die Führer Italiens im Kampfe für seine nationale Unabhängigkeit, um sie scharten sich alle Städte, die ihre munizipale Unabhängigkeit im Kampfe mit kleinen und großen Tyrannen noch gewahrt hatten.

Den dreijährigen Kampf der kleinen Republik gegen den mit dem Papste verbündeten Kaiser zu erzählen ist hier nicht der Ort. Nur eine Episode wollen wir erwähnen. Im Sommer 1311 schickte Heinrich seinen getreuen Freund, den Bischof Nikolaus von Butrint und den päpstlichen Notar Pandolfo di Savelli mit päpstlichen und kaiserlichen Vollmachten ausgerüstet nach Tuszien, die dortigen Gemeinden für ihn in Pflicht zu nehmen. Es erging ihnen überall nicht besonders gut, am schlimmsten aber in Florenz, wie in dem Berichte des Nikolaus gar ergötzlich zu lesen ist; oder vielmehr bei Florenz, denn hinein wurden sie gar nicht gelassen. Die Signoren sprachen den Bann aus „über den Herrn König und uns, seine Gesandten; wer uns anfallen, an Leib und Leben oder an unsrer Habe schädigen wolle, der dürfe es ungestraft thun; sicherlich hätten wir [zarter Wink mit dem Zaunpfahl!] viel Geld bei uns zur Bestechung der Guelfen und zur Besoldung der Ghibellinen.“ (Sie hatten nicht mehr viel; ihre Saumtiere waren ihnen schon geraubt worden.) Die Signoren waren noch so anständig, ihren Beschluß den Gesandten draußen in der Herberge zustellen zu lassen. Der städtischen Abordnung schloß sich außer einem tobenden Volkshaufen auch ein alter Herr aus der Familie der Spini an, ein Oheim des Messer Pandolfo, um sie vor Thätlichkeiten zu schützen. Den Abgeordneten wollten die beiden wenigstens ihre Botschaft ausrichten, „aber sie wollten von nichts hören; wir zeigten unsre Briefe, sie weigerten sich, hineinzusehen. Wir baten, wenigstens durch die Stadt ziehen zu dürfen; sie könnten uns ja begleiten, sodaß wir mit niemand sprechen könnten. Sie gingen aber auf nichts ein, sondern blieben dabei, wir müßten dahin zurück, woher wir gekommen wären.“ Dazu hatten sie aber schlechterdings keine Lust, weil sie im Bolognesischen, woher sie kamen, ihres Lebens noch weniger sicher gewesen waren. Endlich wurde ein Weg ermittelt, auf dem sie ins Gebiet der kaiserlich gesinnten Grafen Guidi befördert werden konnten.

Es ist schwer zu verstehen, wie Döllinger unter dem Hinweis auf das Schicksal des Cecco d'Ascoli, der (sechs Jahre nach Dantes Tode) zu Florenz verbrannt wurde, die Ansicht aussprechen konnte, Dante habe noch so manches gegen die Kurie auf dem Herzen gehabt, habe es aber aus Furcht vor der Inquisition verschwiegen. Der Papst hatte damals nicht die Macht, irgend jemand in Italien ein Haar zu krümmen. Als Heinrich VII. die päpstlichen Legaten ersuchte, die widerspenstigen Städte zu bannen, da erwiderten diese, bannen könnten sie schon, aber wenn des Kaisers Schwert zu schwach sei, den Bann zu vollstrecken, dann nütze er nichts; mehrere Städte lägen seit Jahren im Bann und befänden sich ganz wohl dabei. Darüber, daß sie Bannsprüche wie Wasser schluckten, hatte ja schon in der Patarenerzeit ein Inquisitor geseufzt. Jener Francesco d'Ascoli war ein unangenehmer Mensch, nebenbei auch ein Feind Dantes, der bei astrologischen Grübeleien übergeschnappt war und den Honoratioren von Florenz die alleranstößigsten Dinge weissagte. Und

was hätte denn Dante der Kurie noch beleidigenderes sagen sollen, als was er schon geschrieben hatte? Unsaubere Anekdoten hätten doch nicht in die Göttliche Komödie gepaßt, und daß er ketzerische Meinungen gehegt haben sollte, ist nicht anzunehmen. Mit großem und heiligem Ernst bekennt er sich zur Lehre des Thomas von Aquino. In solchen Dingen zu heucheln, lag weder in seinem Charakter, noch in dem seiner Zeit. Die damaligen Menschen logen zwar zu Privat- und Parteizwecken nicht weniger als wir heutigen, aber wo es sich um eine Überzeugung handelte, da ließen sie sich lieber in Stücke hauen oder lebendig verbrennen, als daß sie durch Verschweigen oder Widerruf dem Gegner den Triumph eines moralischen Sieges bereitet hätten; darin waren Rechtgläubige und Ketzer wie auch später noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein Katholiken und Protestanten einander gleich.

Wenn Dante jemand zu fürchten hatte, so war es nicht die Inquisition, sondern seine Vaterstadt, und an diese richtete er die beleidigendsten Briefe. Wäre er nur nicht Ghibelline gewesen, als Ketzer oder Freigeist hätte er in ihren Mauern unangefochten wandeln können. Fehlte es doch nicht an Ungläubigen und Spöttern. Von seinem ältern Zeitgenossen Guido Calvacante, den er auch in die Hölle versetzt, pflegten, wenn er in Gedanken versunken auf der Straße stehen blieb, die Leute zu sagen: er heckt wieder einen Beweis gegen das Dasein Gottes aus. Ein Geistlicher hatte die Wegzehrung durch einen angeschwollenen Fluß getragen. Einige Landleute, die am Ufer standen, riefen ihm zu: „Du kannst dem Herrn Christus danken, daß er dich gerettet hat!“ Der aber erwiderte frech: „Wenn ich ihm nicht anders geholfen hätte, als er mir geholfen hat, so lägen wir jetzt beide drunten.“ In Gesellschaften wurde es seitdem Mode, Fragen aufzuwerfen wie die: „Was wäre dir wohl bei einem Schiffbruch lieber, das Johannisevangelium (dessen Anfang als Amulet gedient haben mag) oder ein Schwimmgürtel?“ Man entschied sich gewöhnlich einstimmig für den Schwimmgürtel. Ab und zu reagirte das Volk gegen Freigeisterei und Lästerungen, auch gegen die häufige Sonntagsentheiligung; dann entwickelte sich wieder auf einige Zeit ein großer Eifer im Kirchenbesuch und in andern Andachtsübungen. Die zahlreichen Wohlthätigkeitsbruderschaften bewahrten durchweg den kirchlichen Charakter; die Volksfeste schlossen sich zumeist den Kirchenfesten an — das Fest des Täufers Johannes, des Schutzheiligen der Taufkirche, wurde als Staatsaktion begangen —, und auch wissenschaftliche Bestrebungen knüpften an die Kirche an, z. B. durch Gründung von Bibliotheken bei einzelnen Kirchen. Der Papst aber war, wie gesagt, Jahrzehnte hindurch ohne Einfluß; nur in Finanzgeschäften hatte man mehr als je mit ihm zu thun.

Als dann französische und spanische Legaten die abgefallenen Städte und Landschaften des Kirchenstaates wieder zu erobern begannen, gerieten die Florentiner allmählich in offene Feindschaft gegen den Papst. Unter Gregor XI.

kam es 1375 zum Kriege. Verdächtige Priester wurden zu Tode gemartert. Eine neue Behörde wurde eingesetzt, die Otto de' preti, die Achtherren gegen die Priester, die durch Besteuerung und Brandschatzung des Klerus die Kriegskosten aufzubringen hatte. Eine neue Reihe von Gesetzen wurde gegen die Kleriker erlassen. „In Anbetracht der abscheulichen Gewaltthaten — heißt es in einem —, die die Verwandten der Bischöfe von Fiesole und Florenz verübt haben, darf kein Florentiner, selbst wenn er unehelicher Geburt wäre, eines dieser beiden Bistümer annehmen, bei Strafe, unter die Magnaten versetzt zu werden." (Durch die Ernennung zum Magnaten ging der Bürger seiner bürgerlichen Rechte verlustig; wollte man einen Magnaten strafen, so ernannte man ihn zum Obermagnaten.) Wer behaupte, dieses Verbot widerstreite der Freiheit der Kirche, der habe 1000 Goldfloren Strafe zu zahlen. Die Leitung des Krieges wurde einer besonders hierfür ernannten Behörde, den Acht Kriegsherren (Otto della guerra) übertragen, denen die Popularität des Krieges den Namen der Acht Heiligen und ein in der florentinischen Geschichte beispielloses Vertrauen eintrug. Denn während man sonst Staatsämter, die von Einheimischen verwaltet wurden, immer nur auf zwei Monate verlieh (Podestà und Capitano, die auf ein Jahr gewählt wurden, waren Auswärtige), ließ das Volk die Acht Heiligen drei ganze Jahre im Amte. Sendboten der Florentiner wiegelten fast alle Städte des Kirchenstaates auf.

Der Papst machte den kühnen Freiheitskämpfern den Prozeß. Das Urteil wurde in der durch Gregorovius allgemein bekannt gewordnen Bulle ausgesprochen, die die Florentiner für vogelfrei erklärt; jedermann dürfe sie ihrer Habe berauben und zu Sklaven machen, ihre Schuldner seien nicht verpflichtet, etwas zu bezahlen. (Weniger bekannt ist, daß die 63 Jahre vorher von Kaiser Heinrich VII. gegen sämtliche welfische Städte erlassenen Achtbriefe fast denselben Wortlaut haben.) Am 31. März 1376 wurde die Bulle von der Kurie zu Avignon verlesen. Einem der Beisitzer wurde bei Beginn der Verlesung übel, und er fiel um. Da rief Donato Barbadori, einer der Florentiner Oratoren, dem Papste zu: „Mein Herr, eure Hofleute fallen schon in Ohnmacht, ehe das ungerechte Urteil verlesen worden ist, was wird erst nachher geschehen? Im Namen des Himmels, laßt dieses ungerechte Urteil nicht verkündigen!" Der Papst war wütend, aber Barbadori ließ sich nicht zum Schweigen bringen, sondern redete noch längere Zeit begeistert fort. Zum Schluß appellirte er an Christus, den höchsten Richter. Die Oratoren machten einen Notar von Avignon ausfindig, der mutig genug war, einen Protest aufzusetzen. Der Mann mußte nach Florenz flüchten und erhielt dort das Bürgerrecht. Die Florentiner waren weit entfernt davon, sich zu beugen. Sie brachen in Verwünschungen gegen den Papst aus, verhängten neue Strafgesetze über den Klerus und knüpften Verbindungen bis nach Polen hin an. Da die Priester das Interdikt beobachteten und ihre Verrichtungen einstellten,

so wurden die Florentiner aus Opposition plötzlich fromm und füllten täglich die Kirchen. Leider wurden sie von ihrem Bundesgenossen Bernabò Visconti im Stiche gelassen. Das machte sie zum Frieden geneigt. Zu ihrem Glücke starb der Papst am 27. März 1378. Mit lautem Jubel und großer Illumination der Stadt wurde das freudige Ereignis gefeiert. (Man that damals in solchen Fällen seinen Gefühlen keinen Zwang an; unsre heutigen Anstandsrücksichten kannte man nicht.) Gregors Nachfolger Urban VI., obwohl ein Wüterich, ließ sich bereit finden, den Frieden um den Preis von 250 000 Goldfloren zu bewilligen.

Es gab doch Männer, denen dieser Streithandel Gewissensbedenken erregte. In die Zeit des Friedensschlusses fiel der Aufruhr der Wollarbeiter (Tumulto de' Ciompi). Ihn hat Gino Capponi, der Eroberer Pisas und Ahnherr des im Jahre 1876 verstorbnen Geschichtschreibers seiner Vaterstadt, des Marchese Gino Capponi, als Augenzeuge beschrieben. Er beginnt die Erzählung der verübten Gewaltthaten mit dem Satze: „Um der gegen die h. Kirche Gottes begangnen Sünde willen, damit sie nicht ungestraft bliebe, daß nämlich die bösen Bürger von Florenz gegen die Kirche Krieg geführt und so viele Städte und Schlösser zur Empörung gereizt, auch die Empörer mit Geld unterstützt haben, und daß man die Kirchengüter verkauft und so viel Geld wie nur möglich daraus gezogen hat, und wegen der Beschimpfungen und Beleidigungen, die den kirchlichen Personen zugefügt worden sind, hat Gott diese Züchtigung unsrer Stadt zugelassen, die ich nun erzählen will.“ Wie er in seinen letzten Lebensjahren die Pflichten der Frömmigkeit gegen politische Rücksichten abzuwägen verstand, sieht man aus seinen Ricordi, die er nach der Sitte der Zeit seinen Söhnen hinterließ. Er giebt ihnen den Rat, sich in keinen Streit mit der Kirche einzulassen, und fährt dann fort: „Die Spaltung der Kirche ist für unser Gemeinwesen vorteilhaft und erleichtert uns die Behauptung unsrer Freiheit. Aber sie schadet dem Seelenheile; daher muß man dergleichen nicht absichtlich befördern, sondern nur den Dingen ihren natürlichen Lauf lassen. Könnte man die Geistlichen nur dahin bringen, sich auf das Geistliche zu beschränken, dann wäre ihre Einigkeit unserm Gemeinwesen sogar vorteilhaft. Indes die Freundschaft des Papstes ist uns auf jeden Fall nützlich; daher dürft ihr in keinem Falle dagegen sein, denn ohne die Freundschaft der Kirche (das heißt hier des Kirchenstaats) kann uns nichts gelingen.“ *)

*) Es sei gestattet, an dieser Stelle noch ein paar Sätze aus den Ricordi anzuführen, die keine Beziehung auf unsern Gegenstand haben. „Das Gemeinwesen von Florenz wird sich so lange behaupten, als es den Auswärtigen gegenüber Gewehr bei Fuß steht (la spada in mano), im Innern aber nicht zuläßt, daß ein Privatmann oder eine Familie oder eine Clique (congiura) mächtiger werde als die Signoria. — Mit den Bürgern von heute (Capponi starb 1420) könnte man die Dinge kaum ausrichten, die unser Staat schon ausgerichtet

Im 15. Jahrhundert entfaltete der florentinische Geist seinen Reichtum in unsterblichen Werken der Kunst und der Wissenschaft, aber im Politischen trat der Individualismus, dem jener Reichtum entquoll, zurück. Die Medici traten an die Spitze des Gemeinwesens, sie machten die auswärtige Politik und bestimmten auch das Verhältnis zum Papste. Indem sie ihre Sprößlinge an die Kurie und auf den päpstlichen Stuhl brachten, gewannen sie einen Anteil an dessen weltbeherrschender Stellung. Aus den Bemühungen Savonarolas um die Wiederherstellung der Volksfreiheit wird es erklärlich, wie es ihm gelingen konnte, das lebenslustige Volk vorübergehend in eine Schar von Büßern zu verwandeln. Freilich war die Bekehrung nicht bloß äußerlicher Schein, da es an einzelnen tiefen und ernsten Gemütern niemals fehlte — welchen Ernst und welche Tiefe hat Michel Angelo in seinen Werken und in seinem Leben geoffenbart! — und das Volk bei aller Leichtblütigkeit für religiöse Eindrücke stets empfänglich blieb. Der Papst und das Haus Medici behaupteten sich gegen den Reformator, aber welche Kühnheit und Freiheit sich der florentinische Geist trotzdem bewahrte, sieht man u. a. aus dem Umstande, daß es Macchiavelli wagt, seine Florentinischen Geschichten, in denen er die antinationale Politik der Päpste seiner Zeit geißelt, dem Mediceer Clemens VII. zu widmen. Der Elefantenfuß des modernen Großstaates zertrat die feine Geistesblüte der kleinen Gemeinwesen. Karl V. sühnte die Plünderung Roms dadurch, daß er Florenz der Familie des Papstes dauernd unterwarf. Die nunmehrigen Großherzöge von Toskana schlossen einen engen Bund mit den Großmächten, von deren Gnaden ihr kleiner Staat fortbestand, und mit dem Papste; die Inquisition benutzten sie zur Ertötung des selbständigen Denkens. Als dann der Lothringer Pietro Leopoldo (später Kaiser Leopold II.) die römischen Fesseln zu sprengen versuchte, vergalt das

---

hat; wären sie von neuem auszurichten, so würden wir allermindestens unsre Freiheit dabei einbüßen. — Der Beamten werden immer mehr, und die Bürgerschaft wird immer ohnmächtiger (lo stato in meno). — Wer das Gemeinwesen liebt, der hüte sich vor großen auswärtigen Unternehmungen und vor überflüssigen Ausgaben. (Hundert Jahre vor ihm hatte Villani darüber gescholten, daß die Signoren das Volk mit Steuern drückten und die angehäuften Gelder dann zu tollen Unternehmungen verführten.) — Außer im äußersten Notfalle sollte man niemals einen Bürger oder einen benachbarten Herrn an die Spitze einer auswärtigen kriegerischen Unternehmung stellen. — Wer zu viel Furcht vor dem Kriege zeigt, dem kommt der Krieg ins Haus. — Mehr Genugthuung habe ich empfunden, so oft ich verziehen, als so oft ich mich gerächt habe. — Als ich noch in den Abaco ging (etwa unsrer höhern Bürgerschule entsprechend; den abaco e algorismo, also rechnen lernen, nennt es Villani), um 1363, da riefen wir Schüler, wenn wir aus der Klasse kamen: »Hoch die Barette, nieder mit den Mützen« (den kleinen Leuten). 1378 aber schrieen die Knaben: »Hoch die Mützen, nieder mit den Baretten!« Und einige der angesehensten Bürger wurden einen Kopf kürzer gemacht. So wechseln die Zeiten. Darum haltets nur immer mit denen, die gerade am Ruder sind!"

von seinen Vorgängern zur Bigotterie erzogne Volk seine Bemühungen um das Gemeinwohl mit Kränkungen, die nicht ganz unverdient waren, weil er, gleich seinem Bruder Josef, sich nicht auf die Zurückweisung klerikaler Übergriffe beschränkt, sondern mit rationalistischem Unverstande das Volksgemüt verletzt und erbittert hatte.

Wir sehen, es dürfte unter den heutigen religiösen und irreligiösen, kirchlichen und antikirchlichen Richtungen kaum eine geben, die jener Mikrokosmus in der Zeit von 1200 bis 1500 nicht schon im Keime gehegt hätte. Nur das evangelische Kirchentum fehlte natürlich; das würde aber auch, wenn Luther und Calvin 200 Jahre früher aufgetreten wären, schwerlich Eingang gefunden haben, weil seine äußere Form dem italienischen Volksgeiste widerstrebt. Die Reibungen zwischen der Stadt und der Kirche, Konflikte, die bald aus innern bald aus äußern Gründen hervorgingen, nahmen kein Ende, aber schließlich fand sich doch immer, daß die beiden Gegner nicht von einander loskonnten.

# Drama und Publikum

Eines der anziehendsten und an lehrreichen Aufschlüssen reichsten Gebiete der litterarischen Forschung, die, wenn sie sich nicht einseitig auf die Erzeugnisse des Schrifttums beschränken will, in hervorragendem Maße kulturgeschichtliche Gesichtspunkte wird verfolgen müssen, die Wechselwirkung zwischen dem Schaffenden und dem Aufnehmenden, muß bei dem Zweige der dramatischen Litteratur eine ganz besondre Bedeutung gewinnen, da keine Dichtungsart so unmittelbar, so lebendig zu dem Genießenden spricht wie diese. Der Lyriker und der Epiker wenden sich in neuerer Zeit, wo der Rhapsode und der Rezitator doch nur in enge Kreise eindringende Erscheinungen bleiben, an das lesende Publikum, sein vermittelndes Werkzeug ist das gedruckte Wort. In Anerkennung dieser Thatsache, mag sie nun erwünscht oder beklagenswert sein, wählt er seine Ausdrucksmittel und arbeitet unter fortwährender Beobachtung dieses Zieles. Er denkt zunächst nur an den Einzelnen unter seinen Lesern und malt sich einen Leserkreis aus, der sich eben aus lauter Einzelnen zusammensetzt. Ja es mag sogar geschehen und geschieht vielfach, daß er sich an einen mehr oder weniger scharf abgegrenzten Kreis von Lesern, an ein bestimmtes Geschlecht, an einen Stand, eine Klasse wendet. Ganz anders der Dramatiker. Dieser wendet sich mit seinem Werk an die Masse, die sich zwar auch aus Einzelwesen zusammen-

jetzt, aber schon durch die gleichzeitige Ansammlung an einem Orte wesentlich anders empfindet, als der einzelne Leser, der sich in seinen vier Pfählen allein in aller Muße dem Genusse eines dichterischen Werkes hingiebt. Der Einzelne ist dem Dichter gegenüber viel empfänglicher, viel zugänglicher als die Masse. Im stillen tête-à-tête kann der Erzähler den Leser in Gedanken- und Empfindungsreihen hineinführen, die von seinem Denken und Empfinden weit abliegen, ja er kann sein Interesse durch die Kunst der Darstellung selbst an Vorgänge und Gegenstände fesseln, die ihm vielleicht abstoßend und unnatürlich erscheinen. Die Masse, zu der der Dramatiker spricht, ist nicht so willig, sie besitzt, oft gegen den Willen des Einzelnen, der von der Gesamtstimmung mit hingerissen wird, so viel Korpsgeist, daß sie dem Dichter gegenüber eine ganz andre, schwerer zu bewältigende Macht darstellt als der einzelne Leser. Und diese Thatsache, auf die nachdrücklich hingewiesen zu haben ein besondres Verdienst des Freiherrn von Berger (Dramaturgische Vorträge. Wien, Konegen) ist, ist für den Erfolg eines Bühnenwerkes so bestimmend, daß die Behauptung aufgestellt werden kann: die Dichtungsart, die sich der mächtigsten Ausdrucksmittel bedient, die nicht durch das gedruckte, sondern durch das gesprochene Wort wirkt und noch alle Mittel der Veranschaulichung, die der Bühne zu Gebote stehen, zu Hilfe nimmt, erreicht am schwersten den Eindruck, den der Dichter hervorrufen wollte. Die Bedingungen, unter denen ein Drama auf die Masse in der erstrebten Weise einwirkt, festzustellen, das wäre die Aufgabe einer Psychologie der Volksseele, die erst noch geschrieben werden soll. Für uns ist es genug, daß diese Thatsache besteht, und daß der Dichter sowohl wie sein Beurteiler mit ihr rechnen muß.

Wenden wir uns von der allgemeinen ästhetischen Frage zu dem besondern Fall, der uns hier beschäftigen soll, zu dem Verhältnis des modernen Publikums zu dem modernen Drama, so erscheint auch diese beschränkte Aufgabe so mannichfaltig und weitverzweigt, daß es genügen muß, einzelne maßgebende Richtungspunkte aufzustellen. Nach dem Ausgeführten bedarf es keines Hinweises mehr darauf, daß hier nur von dem Bühnendrama als dem allein maßgeblichen die Rede ist. Zunächst erhebt sich nun die Frage nach dem Wesen des modernen Theaterpublikums. Haben wir überhaupt ein solches, und wie ist es beschaffen? Die erste Frage muß im allgemeinen verneint werden. Wir haben wohl ein musikalisches oder, richtiger gesagt, ein Publikum für Musik — der Unterschied der beiden Begriffe braucht nicht erst erläutert zu werden —, aber kein Publikum für das Schauspiel, wenigstens nicht in dem Sinne, wie es die Theatergeschichte früherer Jahrzehnte kennt. Die Zahl der Schaubühnen, die mit einer ständigen Schar von Freunden rechnen dürfen, welche mit Treue und liebevollem Interesse der Entwicklung des Instituts und seiner Leistungen folgen, ist von Jahr zu Jahr geringer geworden, der Stamm der Abonnenten, der für das gedeihliche Wachstum eines Theaters

stets das Rückgrat abgeben muß, schmilzt mehr und mehr zusammen, ja einzelne Bühnen verschmähen es sogar, einen solchen Stamm zu halten oder heranzuziehen. Statt dessen drängt sich in die Hallen, die meist keine alte Überlieferung weiht, eine buntgemengte, täglich neu zusammengesetzte, in ihren Neigungen und Bedürfnissen völlig unberechenbare Schar, die ebensowenig mit dem Hause irgend eine feinere Beziehung geistiger Art verknüpft wie mit dem Darsteller oder dem Dichter. Die Dichtung ist heimatlos geworden, ebenso der Darsteller. Die Gastreisen unsrer Schauspieler und Sänger nach dem gelobten Lande des Dollars sind ein Zeichen dieser Heimatlosigkeit. Wer nur irgend etwas Hervorragendes zu leisten meint, hofft, von jedem Verbande gelöst, in der weiten Welt erst recht zur Geltung zu kommen, und verliert dann in künstlerischer Hinsicht, anstatt zu gewinnen. Doch das nebenbei. Dieses moderne Publikum aber, ohne Interesse für das Institut selbst, will für den Abend für sein Geld unterhalten sein. Wird dieser Wunsch befriedigt, so kümmert es das Gestern oder Morgen wenig. Es verlangt von dem Dichter des Abends nichts als die Erfüllung dieses Wunsches, und zwar um jeden Preis. Die Mittel sind ihm gleichgiltig, wenn sie ihm nur nicht unbequem sind, d. h. tief greifen, Nachdenken erfordern oder unmittelbar den landläufigen Begriff der Sittlichkeit verletzen. Alles andre ist erlaubt. Und was für Klassen sind es, die das Theater besuchen, wenigstens in den großen Städten? Die Zahlungsfähigen, ein Begriff, der bekanntlich mit dem der Gebildeten nicht zu verwechseln ist. Die Eintrittspreise haben sich dank einer alles Maß und Ziel überschreitenden Bezahlung der darstellenden Kräfte — ein Übelstand, der in erster Reihe dem verderblichen Beispiel der Oper zu danken ist — immer mehr gesteigert, sodaß ein Besuch des Theaters, zumal für Familien, zu einer Luxusausgabe geworden ist. Weite Kreise der Gebildeten, der Beamten- und der Lehrerstand z. B., sind, zumal bei dem grellen Widerspruch zwischen Standesrücksichten und Einkommen, von dem Besuch des Schauspiels so gut wie ausgeschlossen. Auf diesem Wege ist unser Theater immer mehr zu einer Anstalt des Geldadels geworden, statt ein Sammelpunkt des geistigen Adels zu sein. Kenner des sogenannten „Premieren"-Publikums wissen das nur zu genau, in erster Reihe die schaffenden Routiniers des Bühnenerfolges.

Noch trauriger aber wird das Bild bei einem Blick auf das Publikum, das jetzt leider als tonangebend in Theaterfragen wirkt und gern als solches angesehen werden möchte, das Publikum der Reichshauptstadt. Der Traum der Berliner, der einen großen Teil von ihnen begeistert, für Deutschland ein Paris zu werden, ist auf keinem Wege der Erfüllung so nahe, als auf dem der dramatischen Litteratur, und was das für unser geistiges Volksleben und für das Drama bedeutet, sehen wir nur zu deutlich. Es hat immer etwas Mißliches, über ein Publikum oder eine Klasse des Publikums schlechthin abzuurteilen; ohne dabei den Einzelnen ungerecht zu treffen, wird es kaum ab-

gehen. Bei dem Theaterpublikum kommt noch das mit in Betracht, was wir oben in der Einleitung erörtert haben, der mächtige Korpsgeist, unter dessen Übermacht der Einzelwille unterdrückt wird. Das Theaterpublikum der Reichshauptstadt, so weit es sich — und das ist der maßgebende Teil — aus Einheimischen zusammensetzt, ist der Adel der „modernen Million," der rasch emporgekommene Günstling des pekuniären Erfolges, der den bunten Lappen einer prunkenden Selbstherrlichkeit gern auch noch den Schmuck des Mäcenatentums anheften möchte. Diese Besitzer des rasch, meist auf dem mühelosen Wege der Spekulation erworbenen und oft auf gleichem Wege nicht minder rasch verlornen Vermögens sind die echten Kinder unsrer unruhigen, nervösen, hastenden Zeit. Erfolg, Genuß, Aufregung sind die Losungsworte dieses modernen Adels, und ihre künstlerischen Bedürfnisse sind nach diesen Worten gebildet. Wie in ihren mit funkelnagelneuen Möbeln überladenen Salons die Geistreichelei und das frivole Wortspiel, das Leichte und Sensationelle an der Tagesordnung ist, so verlangen sie auch im Theater die gleiche Kost, nur noch etwas pikanter und mit mehr Pfeffer zugerichtet. Otto von Leixner hat in seinen „Sozialen Briefen aus Berlin" ein anschauliches Bild dieser Gesellschaftsklasse entworfen. Insbesondre sagt er von ihrem Einfluß auf die Kunst folgendes: „Die Besitzer dieses neuen Reichtums gehören zu den fleißigsten Besuchern der Theater und Konzerte wie der großen Ausstellungen; sie sind die Hauptkunden vieler Maler, die am meisten schmeichelnden Verehrer manches modischen Schriftstellers. Für sie vornehmlich bestimmt sind ganze Reihen von Bühnenstücken, Romanen und Dichtungen, Gemälden und Bildwerken. So wird ein nicht geringer Teil der Erzeugnisse durch sie beeinflußt und die reine, edle Kunst zu Gunsten des Verhüllt-Lüsternen, des Schwächlich-Eleganten hingeopfert. Diese Kreise namentlich sind die Pfleger des Fremdtums in Berlin, die eifrigsten Bewundrer der französischen Stücke und gar oft die Beförderer frivoler Lebensauffassung. In jüngster Zeit haben sie besonders die neueste, naturalistische Schule unterstützt und z. B. die „Freie Bühne" begönnert. Nicht aus litterarischer Begeisterung, sondern aus Sucht nach dem Neuen, aus einer Neugierde, die von unreinen Trieben nichts weniger als frei war, aus Lust an Aufregung." Für diese Kreise aber in erster Reihe sind die Werke berechnet, die jetzt in der Reichshauptstadt Triumphe feiern (denn die „Freie Bühne" hat über den Kreis der Clique hinaus wenig Bedeutung), die Dramen eines Lindau, eines Blumenthal, eines Schönthan; diese und verwandte Kreise aber sind es auch, die der modernen Operette und der Ausgeburt eines humorlosen Geistes, der Berliner Posse, die Wege geebnet haben. Macht sich in den erstgenannten Stücken ein geschmackloses Gemisch von frivoler und sogenannt geistreicher Manier und von Empfindsamkeit breit, so herrscht hier neben cynischer Gemeinheit, die in der Vorstellung noch gemeiner wirkt, der tollste, ausgelassenste Blödsinn, sodaß

man nur mit Schaudern daran denken kann, daß derartige „Geisteserzeugnisse“ Hunderte von Abenden die Häuser und die Taschen spekulativer Theaterdirektoren zu füllen imstande sind. Wenn das wirklich gebildete Publikum den Stamm der Berliner Theaterbesucher ausmachte, könnten derartige Erscheinungen nicht so beherrschend in den Vordergrund treten.

Von diesem Geschmack aber wird das gesamte, zum mindesten das norddeutsche Theater beeinflußt. Bis in die kleinsten Provinzialstädte dringen diese faden und diese pikanten Fabrikate und werden hier von einer Menge, die den Erfolg anbetet, willkommen geheißen oder doch meist nur mit stummem, unthätigem Kopfschütteln begrüßt. Die Direktoren aber, namentlich von kleinen Provinzbühnen, die bei der Betrachtung des geistigen Gesamtlebens, sehr mit Unrecht, meist außer Betracht bleiben, werden gezwungen, den Novitätenschwindel mitzumachen, wenn sie nicht mit leeren Taschen abziehen wollen. In kleinen Städten kann man hier öfter eine lehrreiche und auch nicht ganz trostlose Erfahrung machen, nämlich die, daß der Novitätenhunger des Publikums durch die Qualität des Gebotenen unbefriedigt bleibt, daß sich z. B. die Theaterfreunde eines kleinen Städtchens X trotz einer verhältnismäßig guten Aufführung staunend fragen, wie solch ein Stück in der Reichshauptstadt mehr als fünfzig mal vor vollen Häusern in Szene gehen kann. Leider sind das aber, wie gesagt, seltene Erscheinungen, in den meisten Fällen wird das, was mit Berliner Stempel als erfolgreich eingeht, gläubig hingenommen, wenigstens muß man es gesehen haben. Denn auch in kleinen Städten gehört es zur Bildung, über das „Zweite Gesicht“ und die „Sonne“ sprechen zu können.

Ist es nun keine Frage, daß der Geschmack des modernen Publikums bei der Unruhe, die unser Leben kennzeichnet, dem ruhigen Gedeihen einer Kunst wenig entgegenkommt, so wird man am allerwenigsten die Bevölkerung einer angehenden Weltstadt, die die Fehler des Modernen natürlich in schärferer Ausprägung zeigen muß, zum ausschlaggebenden Element in Kunstsachen machen wollen. Die Redensart, daß der Dichter der Neuzeit die schaffende Hand am Puls des öffentlichen Lebens haben müsse, ist in dieser Allgemeinheit meist ebenso eine bloße Redensart, wie bei der gegenwärtigen Gestaltung unsrer Verhältnisse die andre, daß dieser Puls nur in der Reichshauptstadt deutlich fühlbar sei. Glücklicherweise ist dem nicht so. Ein wirkliches, vollkräftiges und gesundes dichterisches Talent ist denn auch in der „Zentrale des modernen deutschen Lebens“ noch nicht hervorgetreten. Das Gute soll gewiß genommen werden, woher und von wem es auch komme. Daß wir aber auch das Schlechte nehmen sollten, weil es aus der Reichshauptstadt kommt, will uns nicht einleuchten. Im Gegenteil ist es eine ganz besonders wichtige Aufgabe, die den übrigen Bildungsmittelpunkten im Reiche zufällt, diesem Einflusse mit allen Kräften zu begegnen. Ein wirklich thatkräftiges

Vorgehen in dieser Richtung sehen wir bisher, leider nur auf künstlerischem Gebiete, in München, und es liegt aller Grund vor, zu wünschen, daß der Sieg in dem Wettbewerb um den Ehrentitel der ersten Kunststadt der süddeutschen Hauptstadt zufalle. Der natürlichen zentralisirenden Entwicklung muß mit allen Mitteln eine dezentralisirende Kraft entgegengestellt werden. Unsere Verfassung selbst huldigt mit Recht diesem Standpunkte. Natürlich werden in diesem Kampfe, von dem wir uns, wenn er erst einmal mit Kraft aufgenommen wird für unsre geistige Entwicklung die schönsten Früchte versprechen, die einander durch scharf ausgesprochene Stammeseigenart gegenüberstehenden Elemente am meisten Aussicht auf Erfolg haben, während die lauen und in der Mitte stehenden leicht Gefahr laufen, zerrieben zu werden. Notwendig ist es jedoch keineswegs, und daher ist damit in keiner Weise die Aufforderung zur Thatlosigkeit ausgesprochen. Bis jetzt aber sieht man auf keiner Seite erwähnenswerte Bemühungen, den Kampf aufzunehmen.

Für das Drama meinen wir die Notwendigkeit des Kampfes nachgewiesen zu haben. Der Mittel und Wege giebt es verschiedne. Vor allem müßten die Theaterleitungen größerer Bühnen im Reiche ihr Augenmerk darauf richten, einen Kreis von Dichtern dadurch an sich heranzuziehen, daß sie ihre Werke zur Aufführung bringen, auch wenn sie noch nicht das Placet der Reichshauptstadt erhalten haben. Zahlreiche, früher in litterarischer Beziehung hervorragende Bühnen haben hier, allzu willenlos und wohl auch aus Bequemlichkeit, Berlin die Führung überlassen, ohne daß sich dieses bisher in irgend einer Weise als besonders berufen dazu erwiesen hätte. Das Publikum zahlreicher hervorragenden Städte, in denen auch ein reges geistiges Leben herrscht, ist ganz anders geartet und zusammengesetzt als das Berliner und dürfte für viele künstlerische Werke eine weit feinere Empfindung und größere Empfänglichkeit haben als dieses. Die beliebt gewordene Manier der reichshauptstädtischen Presse aller Parteifärbungen, alles Fremde, wenn es nicht jenseits der Reichsgrenzen herkommt, totzuschweigen oder mit vornehmem Achselzucken abzuthun oder erst dann zu sanktionieren, wenn es mit Spreewasser nachgetauft ist, würde, wenn man sich anderwärts thatsächlich regte, auf die Dauer unhaltbar werden. Freilich auch die Dichter selbst müßten sich entwöhnen, die Lorbeerkränze zuerst dort zu holen, wo sie im Übereifer oft so groß und wuchtig geflochten werden, daß sie oft schon nach Wochen auf das richtige Maß zurechtgeschnitten werden müssen. Die große Glocke, die in Bewegung zu setzen ja so leicht ist, müßte nicht das Idol der Schaffenden bilden. Weniger Tamtam, aber mehr stille, pflichtbewußte und darum aus sich selbst heraus befriedigende Arbeit — die Mahnung gilt leider auch den modernen Bühnendichtern.

Aber mit der Bekämpfung des schlechten Berliner Einflusses ist es nicht gethan, so segensreich auch diese allein schon sein würde. Das Übel

sitzt tiefer. Einen wichtigen Punkt habe ich bereits oben gestreift, den Mangel eines ständigen Theaterpublikums. Einer der wenigen gesunden Gedanken, die der Begründung der „Freien Bühne", und wie alle diese Bühnen der „Modernen" heißen, zu Grunde liegen, ist der, einen dauernden Hörerkreis zu sammeln, mit dem der Dichter und, so weit sich das bisher bei der Mittellosigkeit dieser Unternehmungen erreichen ließ, auch die Darsteller in geistige Beziehungen treten können. Beide müssen ihr Publikum kennen und es bis zu einem gewissen Grade bilden und erziehen können, wie umgekehrt diesen beiden gegenüber dasselbe vonseiten des Publikums geschieht. Diese Beziehungen, bei denen allein eine Bühne gedeihen und blühen kann, sind fast völlig verloren gegangen, sie müssen wieder gesucht werden, und zwar durch Einrichtung eines festen Abonnements zu Preisen, die auch der gebildete Mittelstand erschwingen kann, oder doch durch dann und wann wiederkehrende Volksvorstellungen zu ermäßigten Preisen. Die Mittel hierzu können zum Teil durch Entlassung der geldgierigen Virtuosen aufgebracht werden. Lasse man diese ohnehin meist jedes Heimatsgefühls baren Herren und Damen getrost in das Land der Yankees und des Wutky fahren und das goldne Kalb anbeten. Wir verlieren wenig an ihnen. Halte man lieber auf ein passendes, wohlgeschultes Zusammenspiel. Auch dem Ausstattungsteufel, an dessen Hilfe fast nur die Dramen appelliren müssen, die nicht wissen, wie sie sonst ihres Leibes Blöße decken sollen, brauchte viel weniger geopfert zu werden. Bisher hat er nur zu oft dazu gedient, die ohnehin abnehmende Phantasie und Illusionsfähigkeit der Zuschauer noch mehr zu schwächen. Das Publikum gleicht in dieser Beziehung einem Kinde, das immer mehr verlangt, wenn ihm einmal etwas geboten wird. Es muß erzogen werden. Wie? diese Frage zu erörtern dürfte einen sehr zeitgemäßen Gegenstand für die Beratungen der Bühnengenossenschaft bilden. Hat sich einmal eine Bühne einen Stamm von Besuchern gesammelt, und wir halten das heute noch für ebenso möglich wie vor Jahrzehnten, und zwar aus Einheimischen, die gegenüber den ewig kommenden und gehenden Fremden stets die erste Rolle spielen sollten, so kann ein Theaterleiter und der Direktor vieles mit ihm beginnen, ihm Werke ernsten und heitern Schlages vorsetzen, die an einer stets neu zusammengesetzten Menge wirkungslos vorübergehen. Wenn die dichterischen Talente auch nicht über Nacht aus dem Boden wachsen, sie werden, davon sind wir überzeugt, kommen, wenn ihnen eine Stätte bereitet ist. So manches Talent schlummert im Verborgenen und leidet unter dem für den Dramatiker besonders schweren Lose, nicht zur Wirkung kommen zu können. Der Dramatiker muß seine Werke aufgeführt sehen können, nur aus der innigen Berührung mit dem Publikum, mit der Bühne kann er Lehre und Kraft zu neuen Thaten schöpfen. Manches Talent, das unter der Aussicht, nie von den Brettern herab sprechen zu können, leidet, wird auf die Bahnen des billigen Eintagserfolges oder auf schlimmere,

zu denen wir auch das Buchdrama rechnen, gewaltsam hingedrängt. Bis aber solche Talente, die in der Bühne mehr erblicken als eine Unterhaltungsstätte, heranreifen, können unsre Theaterleiter vieles nachholen, sei es aus der deutschen Bühnenlitteratur seit Goethe und Schiller, die natürlich ihre bleibende Stätte behalten, oder aus der fremdländischen, gewiß auch der französischen, deren ältere Erzeugnisse, wir nennen nur Augier, an sittlichem Ernst weit über dem Niveau der modernen Ehebruchskomödien stehen. Insbesondre wird den weniger an Rücksichten des Gewinnes gebundenen Hofbühnen in dieser Richtung eine hervorragende Rolle und Verantwortung zufallen. Wenn diese freilich, wie es geschieht, zu den fadesten Machwerken der neuen, sogenannten Lustspiellitteratur hinuntersteigen, da wird man sich nicht wundern dürfen, wenn sich auf den minder unabhängigen Bühnen die fragwürdigsten Werke breit machen. Die Hauptaufgabe der hervorragenden Bühnen aber wird die Erziehung des Publikums sein. Das Theater muß sich seiner geistigen und sittlichen Bedeutung wieder bewußt werden. Noch ist die Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen, nicht verschlossen. Hoffen wir, daß das Theater alles Ernstes sein Streben dahin richtet.

Dresden — Leonhard Lier

# Die französische Ausstellung in Moskau

In Moskau ist am 11. Mai die französische Ausstellung mit einer Feierlichkeit eröffnet worden, der man in Deutschland bisher nicht die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt hat, die aber von weit größerer Tragweite ist, als es auf den ersten Blick scheint. Auf Bitten der französischen Direktoren der Ausstellung wurde der Eröffnung eine religiöse Kundgebung vorausgeschickt, die um so auffallender ist, als sie einen scharf betonten rituell griechischen Charakter trug. Nicht nur sind die Ausstellungsräume mit Weihwasser besprengt worden, man hat sogar das berühmte wunderthätige Bild der Mutter Gottes von Zwerski in die Ausstellung getragen und in einem im Mittelpunkte der Räume gelegenen Pavillon der Verehrung der rechtgläubigen russischen Bevölkerung und der französischen Gäste, die hier doch gewissermaßen die Wirte waren, freigegeben. Vor diesem Bilde hielt dann der Bischof von Dmitrow, Wissarion, unter Beistand des Archimandriten Nikifor, des Abtes Athanasius und von acht Protohiereien sowie des Sängerchores vom Tschudowkloster, die in

vollem Ornat erschienen waren, die Weihrede. Die Rede selbst begnügte sich mit allgemeinen Betrachtungen über das Verhältnis von Mensch und Natur, ging dann zu dem Gedanken über, daß alle menschliche Kunst und Arbeit des göttlichen Segens bedürfe, um zu gedeihen, und schloß mit folgenden Worten: „Wir hoffen, daß die Veranstalter dieser Ausstellung durchdrungen sind von diesen Gedanken und von Demut gegen Gott, denn sie haben sich entschlossen, den Segen des Herrn durch uns zu erbitten, die wir Diener der rechtgläubigen Kirche sind. So soll jeder Christ handeln. Alles, was er thut, soll er zur Ehre Gottes thun, ihm für alles danken und seinen Segen zu allem erbitten. Und so soll denn der Segen Gottes auf der hier eröffneten Ausstellung ruhen, durch seinen Segen soll das hohe Ziel der Ausstellung erreicht werden — zwei Nationen einander nahe zu bringen auf dem Gebiete von Handel und Gewerbe und dadurch die freundschaftlichen und friedlichen Beziehungen zwischen ihnen zu kräftigen."

Diese Äußerungen sind weniger harmlos, als sie vielleicht scheinen. Sie sind ein wesentliches Glied in der immer stärker geknüpften Kette russisch-französischer Freundschaft. Sie geben dieser Freundschaft in den Augen des russischen Volkes die religiöse Bekräftigung und Billigung und müssen als das Gegenstück zu einer andern Kundgebung betrachtet werden, die zu Anfang unsers Jahrhunderts, im Jahre 1806, von der obersten geistlichen Behörde Rußlands ausging. Damals wurden die Franzosen als Fremdgläubige und Ungläubige verflucht und als Freunde der Juden, die eben zu einem großen Sanhedrin in Paris versammelt waren, dem Haß des Volkes preisgegeben. 1812 flammte dieser Haß zum zweitenmale auf, und dieselben Töne sind 1853 und 1854 angeschlagen worden. Die „gottlosen Franzosen" von damals sind jetzt durch den Segen des Bischofs in dem heiligen Moskau, das durch ihre Schuld in Flammen aufgegangen war, entsühnt worden. Die Mutter Gottes von Zwerski hat ihren Segen dazu gegeben, und Frankreich selbst ist nach Moskau gekommen, um Verzeihung und Segen zu erbitten. Alle diese Dinge sind nicht gering anzuschlagen; schon die Bedeutung, die in der gesamten russischen Presse diesen Eröffnungsfeierlichkeiten beigelegt wird, sollte zur richtigen Wertschätzung führen. Die Nowoje Wremja erläutert das überall in den Ausstellungsräumen angebrachte R F (République Française) als: Russie France, und die Franzosen werden gewiß nicht dagegen protestiren. Hand in Hand damit aber gehen bösartige Angriffe gegen Deutschland und die Deutschen in Rußland. Man möge, so führt der Swet aus, doch endlich die Franzosen an die Stelle der Deutschen setzen. Der nach Rußland einwandernde Franzose kehre nach Frankreich zurück, wenn er reich geworden sei, oder aber er werde schon in der zweiten Generation russisch. „Dagegen führt jeder Deutsche, der hier einwandert, eine ganze Plejade andrer Deutschen mit sich, die sich durch jüdische Fruchtbarkeit aus-

zeichnen und durch die Fähigkeit, unzählige deutsch-bleibende Deutsche auf dem Ort zu erzeugen, auf dem sie Fuß fassen." Das klingt nicht eben freundlich, und der Hinweis auf die jetzt besonders verhaßten Juden ist nicht ohne bösartige Berechnung angebracht.

Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf einen vor wenigen Tagen erschienenen Artikel der Nowoje Wremja über die angeblichen Handelsvertragsverhandlungen zwischen Deutschland und Rußland. Die Nowoje Wremja weiß ebenso gut wie wir, daß jene Verhandlungen nur in der Einbildung ihrer Erfinder vorhanden sind, und daß sie für Rußland nur zu haben sind, wenn es sich darum bemüht. Es liegt aber im Interesse des Blattes, diese offenkundigen Dinge zu verkehren, um seinerseits zu erklären, daß es von Deutschland nichts wissen wolle. Nicht Deutschland, sondern Frankreich sei der natürliche Handelsfreund Rußlands, „Frankreich, mit dem wir auch aus andern Gründen vorziehen, einen Handelsvertrag zu schließen." Daran zweifeln wir umso weniger, als das Blatt keinen Tag vorübergehen läßt, ohne die französische Freundschaft zu feiern. Die angeblich bevorstehende Ernennung des Generals Boisdeffre zum französischen Botschafter in Petersburg wird in diesem Sinn als eine ganz besondre Aufmerksamkeit gepriesen und die „Affaire Rothschild" eben dahin ausgebeutet. Ganz Frankreich sei entrüstet über das Verhalten Rothschilds, und die öffentliche Meinung so entschieden, daß sich eine Rußland feindselige Äußerung in Frankreich überhaupt nicht hervorwagen dürfe. In der geographischen Gesellschaft zu Toulouse z. B. sei der Sibirienreisende Rabot, als er Ungünstiges über die Verhältnisse in Sibirien vorbrachte, durch lautes Vive la Russie! zum Schweigen genötigt worden, und solcher Zeugnisse gebe es zahllose. „Die ungeheure Mehrheit des französischen Volkes sympathisirt mit unserm Vaterlande, und jeder Schritt der Regierung, der beweist, daß sie diese Stimmung teilt, wird von jener Mehrheit und natürlich auch von der gesamten russischen Gesellschaft mit aufrichtigem Beifall begrüßt werden." Wenn dieser Avis au lecteur nicht genügen sollte, so wird es an weitern nicht fehlen. Wir glauben aber nicht, daß die Herren Freycinet und Ribot noch der Ermunterung bedürfen, sie werden ihre „Pflicht" ohne sie thun. Dazu kommt soeben die Nachricht, daß beiden Herren, Ribot wie Freycinet, der Alexander-Newski-Orden vom Zaren verliehen worden ist. Gewiß pour cause, ganz ebenso wie der Andreasorden dem Herrn Carnot. Wenn, wie bekannt ist, am 1. Juli die große Vereinigung der russischen Ostseeflotte mit einem Teil der französischen Flotte vor Kronstadt stattfindet, werden weitere Zeichen der russisch-französischen Verbrüderung der Welt zu Gemüte geführt werden.

Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß, wo die heikle Frage wirtschaftlicher Interessen auftaucht, die russisch-französische entente cordiale brüchig wird. Das Scheitern der dreiprozentigen russischen Anleihe ist dafür ein bedeutsames Zeichen. Der kleine Rentier in Frankreich will keine russischen

Werte mehr kaufen — das ist weit mehr als die aufgebauschte Judenfrage der Grund, weshalb sich die Rothschilds im letzten Augenblick zurückgezogen haben. Auch in Moskau ist nach dem ersten Freudenrausch eine Ernüchterung eingetreten, da man sieht, wie sehr es die französischen Aussteller auf das Geldmachen in brutalster Form abgesehen haben. Man sucht zwar, um die Franzosen zu entlasten, nach einem Sündenbock und hat ihn glücklich in den russischen Juden gefunden, die als Vermittler und Mitunternehmer den Profit mit Frankreich teilen wollen; auch wird jetzt weidlich geschimpft. Aber was hat das alles zu sagen? Es ist eine kleine Abkühlung, die nicht vorhalten wird. Es bleibt beim Alten: Vive la France, vive la Russie!

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Schönheiten des Patriotismus. Zum Troste für unzufriedne Deutsche geben wir mit Kürzungen einen Artikel wieder, den Octave Mirbeau unter dieser Überschrift in Nr. 138 des Figaro veröffentlicht.

Herr Remy de Gourmont ist ein Schriftsteller von schönem Talent und einer der tiefsten Geister, die ich kenne. Da er weder reich ist, noch es versteht, die Schriftstellerei auf gewinnbringende Weise zu betreiben, so hat er eine Stelle an der Nationalbibliothek angenommen. Er hatte sie nicht irgend welcher Protektion zu verdanken, sondern war, was im Getriebe unsers Verwaltungsmechanismus ein äußerst seltner Ausnahmefall ist, wirklich der rechte Mann dafür. Seine Mußestunden benutzte er dazu, einige sehr schöne Bücher zu schreiben und am Mercure de France mitzuarbeiten. Man hätte denken sollen, daß dieser Mann, der, sein Leben zwischen Pflichterfüllung, gelehrten Studien und unpopulären Gedankenschöpfungen teilend, ein ganz klösterliches Dasein führte, niemandem im Wege war, niemandem seinen gestohlenen litterarischen Ruhm streitig machte, vor allen Stürmen des öffentlichen Lebens hätte geschützt sein müssen. Aber es kam anders.

Vor kurzem ist ein Bibliothekar in der Provinz, dessen knapper Gehalt zur Ernährung seiner sechs Kinder nicht hinreichte, vor die Wahl gestellt worden, ob er auf seine Bibliothekarstelle oder auf seine journalistische Nebenbeschäftigung verzichten wolle. Herrn von Gourmont erging es noch schlimmer und dümmer. Die Presse ist bei uns frei, unter der Bedingung, daß sie ihrem Amte als Volksverdummerin (son rôle d'abrutissement public) treu bleibt. Man verzeiht jeden Sprachschnitzer, wenn der Schriftsteller es nur so macht, wie die Tingeltangelsängerinnen, die immer mit einem patriotischen Couplet schließen. Jede Obscönität in Wort, Bild und Handlung ist gestattet, wenn nur dabei die Trikolore geschwenkt wird. Man darf stehlen, morden, verleumden, Verrat üben, ein wirklicher Zuchthäusler sein, das alles thut dem guten Rufe keinen Eintrag, wenn man nur Frauen beschimpft, die aus Deutschland kommen, alle Ereignisse des wirklichen Genies be-

speit und, alberne Kehrreime abbrüllend, das Grab des mittelmäßigen Malers Henri Regnault schmückt, dem eine preußische Kugel das Leben genommen hat. Patriotischen Roheiten gegenüber ist die Staatsgewalt, die ihre Polizei bei der unbedeutendsten Gelegenheit auf harmlose Spaziergänger loszulassen pflegt, völlig wehrlos. „Es ist ein bischen stark, aber sehr achtungswert,“ sagt sie in solchen Fällen. Warum ist der Patriotismus so achtungswert? Weil er eines der besten Mittel ist, das Volk dumm und lenkbar zu erhalten. Wagt sich aber in dieses Gewimmel von ekelhaften Flegeleien und philisterhaften Gemeinplätzen einmal eine ernsthafte, gediegne Gedankenarbeit hinein, sogleich führt die beleidigte Gesellschaft Beschwerde, und die Justiz erprobt die Schärfe ihres Schwertes.

Ja, es steht uns frei, uns zu versammeln, wo wir wollen, und zu schreiben, was wir wollen. Nur daß die Arbeiter, die sich auf der Straße versammeln und um Brot bitten, erschossen, die Männer, denen die von Herrn Reinach vorgeschlagenen Freiheitsbeschränkungen nicht gefallen, eingesperrt werden, und daß man denen ihr Brot nimmt, die eine der amtlichen Beglaubigung ermangelnde Ansicht verteidigen.

In der vorletzten Nummer des Mercure de France hatte Herr Remy de Gourmont unter der Überschrift „Das Joch des Patriotismus“ einen Artikel veröffentlicht, in dem er jene Art Patriotismus brandmarkt, von der ich spreche: einen Patriotismus, der jedes positiven Inhalts entbehrt, alles Schöne anfeindet und nur noch ein Köder für den Wählerfang, eine Reklame für Marktschreier, der Abzugskanal für alle menschlichen Dummheiten und Gemeinheiten ist. In jenem Artikel beging er drei Verbrechen gegen die Patriotenliturgie: er beschimpfte die Deutschen nicht, er machte kein Hehl aus seiner Bewunderung für Goethe, Heine und Wagner, und er ließ es an Begeisterung für Henri Regnault fehlen, indem er sagte, daß eine Flintenkugel, möge es zehnmal eine preußische sein, dem kein Genie geben könne, der keins habe. Der Artikel erregte Aufsehen, wurde viel besprochen, und ein anonymer Denunziant wollte Gourmont, der ein gläubiger Katholik ist, sogar zum Anarchisten stempeln. Gourmont schüttelte traurig den Kopf, antwortete kein Wort und vergaß den Lärm wie den Artikel. Aber die Regierung vergaß ihn nicht; ist doch ein Mann, der von Deutschland spricht, ohne es zum Kriege herauszufordern, ein äußerst gefährlicher Internationaler. Herr von Gourmont wurde abgesetzt. Er wollte vor seinem Abgange wenigstens das Thatsächliche feststellen; man schenkte ihm kein Gehör. Er verschlimmerte seine Lage noch durch das Eingeständnis, daß er das Andenken des einstmaligen Vorlesers der Kaiserin Augusta, Jules Lafargue, verehre. Er würde also auch den nicht erschossen haben, der doch gewiß ein Spion war, so wenig wie Goethe oder irgend einen Deutschen! Wessen hat man sich von einem solchen Bibliothekar zu versehen? Herr von Gourmont wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit entlassen. Sein Nachfolger wird ohne Zweifel ein verabschiedeter Militär sein, der schwört, uns binnen kürzester Frist Elsaß-Lothringen wieder zu verschaffen. Ich höre ihn schon, wie er beim Vorbeigehen vor dem Fach, wo Goethes Werke stehen, mit seiner von Absinth und Patriotismus heisern Stimme heult: „Lumpenkerl! Preuße! Dir ein Denkmal setzen! Ich . . . auf dich!“ Das ist der richtige Mann für die Stelle!

So weit der Figaro. Mag nun hier der französische Patriotismus richtig geschildert oder nur eine unpatriotische Strömung zum Worte gekommen sein, auf jeden Fall sind solche Auslassungen eines angesehenen Journalisten in einem einflußreichen Blatte ein interessanter Beitrag zur Charakteristik des heutigen Frankreichs und, wie gesagt, ein Trost für so manchen betrübten Deutschen zur Rechten wie zur Linken.

Zum deutschen Unterricht in Deutschland. An dem Beifall eines Einzelnen kann dem Verfasser der Aufsätze über „Sprachdummheiten" nicht viel gelegen sein. Wenn ich dennoch wünsche, daß meine Zuschrift zu seiner und vielleicht auch der Grenzbotenleser Kenntnis komme, so geschieht das aus zwei Gründen.

Erstens um an einem drastischen Beispiel zu zeigen, wie weit schon die Sprachverunstaltung getrieben wird, und wie nötig es ist, den Kampf gegen Stilnachlässigkeiten und Sprachstümpereien aufzunehmen.

In Karlsruhe ist an den Mädchenschulen ein Lehrbuch in Gebrauch, das den Schülerinnen zur rationellen Führung eines Haushalts Anleitung giebt: ein durchaus lobenswertes Schriftchen, wenn sich auch der Zweck vielleicht nicht in dem Maße erreichen läßt, wie es sich der Verfasser vorstellt. Aber was allein das Titelblatt an Genialität des Ausdrucks leistet, ist das Ungeheuerlichste, was mir bis jetzt in dieser Art vorgekommen ist. Es ist nämlich ein Lehrbuch für weibliche Schulen und Familien! Weibliche Schulen — so schreibt ein Lehrer für Mädchenschulen! Aber das möchte noch hingehen. Für Leute von nicht zu zartem Sprachgewissen liegt vielleicht eine gewisse Autorisation dafür in den ähnlichen, häufig gebrauchten Bildungen wie weibliche Feder für Frauenfeder u. s. w. Aber weibliche Familien? Was ist das? Dem Gedanken nach eine lächerliche contradictio in adjecto, aber nach dem zu urteilen, was es bedeuten soll, liegt darin eine stümperhafte Unbeholfenheit, die wahrlich dadurch nicht besser wird, daß es ein Lehrer ist, der sie zur Schau trägt. Wie einfach wäre das Richtige zu treffen gewesen: Lehrbuch für Mädchenschulen und Hausfrauen.

Weibliche Schulen! Wenn man durch den so oft wiederholten Fehler, der in solchen Ausdrücken liegt, stutzig gemacht der Regel nachsinnt, so findet man ein Sprachgesetz, das durch seine feine und tiefe Unterscheidung zwischen zwei verwandten Bildungen in hohem Grade unser Staunen erregt.

Das Adjektivum charakterisirt, das vorgesetzte Substantivum klassifizirt einen Begriff. Das Adjektivum giebt eine Eigenschaft, das Substantivum den Ort, die Stelle an, wo der Begriff zu finden ist. Die erste Verbindung giebt inneres Licht, die zweite Fach und Register. Man betrachte: ländliche Sitte und Landessitte, nächtliche Ruhe und Nachtruhe, weibliche Schulen und Mädchenschulen. Die frühe Sonne läßt sich gar nicht sagen, sondern nur die Morgensonne, eben weil Morgen die Sonne nicht charakterisirt, sondern nur Zeitbestimmung ist.

Solche tiefgefaßte Unterschiede verwischen zu wollen, ist eine Sünde gegen den Sprachgenius, für die keine Züchtigung zu schwer ist.

Was aber ist die Ursache dieser von Tag zu Tag stärker um sich greifenden beschämenden Sprachstümperei? Leider liegt der Hauptgrund hierfür sehr tief, nämlich in dem dem Deutschen eigentümlichen Mangel an freier Originalität, in seinem unseligen Hange, nicht das Selbstgedachte, Selbstgefühlte zur Darstellung zu bringen, sondern das, was er zusammengetragen, zusammenstudirt, zusammengelesen hat, wieder in neuer Anordnung von sich zu geben. Eine treffende Parodie dieses leidigen Bestrebens, Bücher zu machen, war einmal in den Grenzboten gegeben, in der Geschichte, wo die Frau für ihren Mann einen „Heinekommentar" verfertigte. Den Schreibenden fehlt eben die Elternliebe; es sind ja keine eigne, es sind fremde, aufgelesene Kinder, die sie in die Welt schicken, was liegt da an dem Anzug, in dem sie sich präsentiren? Daher der Mangel an Präzision und Richtigkeit im Ausdruck, daher die erbarmungswürdige Nachlässigkeit,

die ebenso beschämend wirkt, wie der in der ganzen Welt bekannte und verspottete geringe Sinn der Deutschen für Vollkommenheit und wirkliche Eleganz in der Kleidung.

Der zweite Grund, warum ich für diese meine Zuschrift Veröffentlichung wünsche, ist der, weil ich damit die Erörterung der Frage anregen möchte, inwieweit der Schulunterricht an der beklagenswerten Erscheinung schuld ist. Ich müßte meine innerste Überzeugung verleugnen, wenn ich nicht bekennen wollte, daß ich — an den höhern Schulen wenigstens — den gegenwärtigen Unterricht im Deutschen für verfehlt halte. Man bedenke, was für ein Sammelsurium von allen möglichen Wissenschaften sich in den deutschen Stunden zusammendrängt: Prosodie, Poetik, Litteraturgeschichte, litterarische Lektüre, Kunstgeschichte, poetische Psychologie, Philosophie, je nach der Laune des Lehrers auch noch Rhetorik, Deklamatorik, wenn nicht noch Mimik und Schauspielerkunst, die alle mit dem, was man Deutsch nennt, doch nur einen sehr losen Zusammenhang haben. Nach meiner Ansicht soll der Schüler im deutschen Unterricht den Gebrauch der Muttersprache erlernen, um darin Wissen und Gedanken richtig und geläufig zum Ausdruck bringen zu können.

Dazu dienen unsre Aufsätze. Gut, aber welche Systemlosigkeit, welche prahlerische Vielwisserei offenbart sich in den gestellten Aufgaben! Und was ist das Ergebnis dieser Bemühungen? Eine so klägliche Unbeholfenheit in der Anwendung der Muttersprache bei allen Angelegenheiten, wie sie der Tag mit sich bringt, daß jeder Reporter mit dem Gefühle souveräner Überlegenheit auf sie herabsieht, und wahrlich nicht mit Unrecht! Was muß wohl ein Schüler, der hintereinander die Themata zu behandeln hat: das Laplacesche Weltsystem, der Einfluß der mittelalterlichen Mystik auf Wolfram von Eschenbachs Parzival, der Mann strebt nach Freiheit, das Weib nach Sitte, denken, was beim Aufsatz die Hauptsache sei? Eignes Urteil, eigne Auffassung! Die kann er der gestellten Aufgabe gegenüber gar nicht haben. Reines, richtiges Deutsch? Warum sucht man denn deshalb so abstruse, fernliegende Fragen? Also das Wissen, die „allgemeine Bildung," dieser verderbliche, wahrhaft fatale Begriff, hinter den sich alles flüchtet, was der Forderung der Gründlichkeit, d. h. des tiefen Verständnisses, entgehen will, der überall der Herd der Flachheit und des getrosten Absprechens über Unverstandnes ist und so recht als Zeichen unsrer Zeit gelten kann.

Damit ein Gedanke, ein System von Gedanken mitteilbar sei, ist es noch lange nicht genug, daß es im Kopfe vorhanden ist. Es muß erst umgegossen werden, muß seine innere Verbindung auf andre Weise suchen, als so, wie es sie im Kopfe hat. Hier gilt das Gesetz der Ideenassoziation, dort das Gesetz des logischen Zusammenhanges. Denn die Sprache ist das Gewand der Logik. Damit es sich aber in die neue Verbindung bequeme, muß es umdestillirt werden, wodurch der rein geistige Gehalt zum Vorschein kommt, der Bodensatz aber zurückbleibt. Jeder Sprachschnitzer ist ein Erkennungszeichen dafür, daß dieser Prozeß nicht vollkommen vor sich gegangen ist, sondern dem Destillat noch Bodensatz beigemengt bleibt. Oder um mich gewöhnlicher auszudrücken, die Darstellung eines Gedankens hat zur Vorbedingung, daß er seinen subjektiven Charakter ablege und das Gepräge objektiver Klarheit annehme. Damit das aber möglich sei, muß uns sein Gehalt gründlich bekannt sein und wir aller bestehenden Beziehungen uns bewußt werden.

Eine Schulung im Gebrauch der Muttersprache hat nur dann Nutzen, wenn sie den hier angedeuteten Prozeß zum Gegenstand ihrer steten Aufmerksamkeit macht und ihn durch Übungen zu erleichtern sucht. Dann werden aber auch die „Sprach-

dummheiten" allmählich verschwinden, denn ich wiederhole: sie sind nur ein Zeichen dafür, daß man dieser Umbildung der Gedanken noch keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Sie sind auch wirklich Dummheiten, d. h. Mangel an Unterscheidungsvermögen in jedem einzelnen Falle, fehlende Einsicht, daß das Geschriebene noch die Spuren des subjektiven Zusammenhanges trägt, der frei ist von logischen und sprachlichen Fesseln, aber auch nicht für andre, d. h. für den Leser, geltend gemacht werden kann.

Dem deutschen Unterricht, wie er bis jetzt besteht, kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er seine Aufgabe zum Teil verkennt, daß er das Hauptgewicht darauf legt, den Inhalt der Aufsätze möglichst hoch zu spannen, den Stoff so weit herzuholen, daß ihn der Schüler aus eignen Mitteln gar nicht beibringen kann, und dadurch die Ursache der Vernachlässigung der Form zu sein, die wir so schmerzlich und zu unsrer Beschämung so häufig empfinden.

Wenn der deutsche Aufsatz, wie es der Kaiser will, Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts werden soll, so ist es umso nötiger, den Schwerpunkt des Deutschen auf das zu legen, was hier angedeutet worden ist. Dann auch wird es möglich sein, in die Sache selbst Ordnung, System, Fortschritt und wirkliches Wissen zu bringen; sonst, befürchte ich, verliert der Lehrplan einige Fächer und erreicht damit gar nichts, nämlich ein ausgebreiteteres Maß der üblichen „allgemeinen Bildung."

In Frankreich ist der Stil ein Kultus, der sogar seine Märtyrer hat, behauptet ein französischer Schriftsteller; möge er wenigstens in Deutschland ein Unterrichtsgegenstand werden! Es thut not.

Karlsruhe F. Geuer

Vereinsschriften. Es giebt zahllose wissenschaftliche Vereine in Deutschland, die Vereinsschriften drucken lassen. Man denke nur an die Geschichts- und Altertumsvereine, die jetzt fast in allen größern und auch in vielen kleinern Städten bestehen. Leider ist das, was in solchen Vereinsschriften veröffentlicht wird, für die Wissenschaft so gut wie verloren, und das ist doch zu bedauern. Denn wenn sich auch darunter viel Spreu, viel Unbedeutendes und Kleinliches befinden mag, so fehlt es doch auch nicht an vortrefflichen, fleißigen, ergebnisreichen Arbeiten, mit denen manchem Forscher, der auf demselben Gebiete thätig ist, ein großer Dienst erwiesen werden könnte. Aber — er lernt sie gar nicht kennen. Und daran ist nur die verkehrte Art und Weise schuld, wie solche Vereinsschriften verbreitet werden. Die Vereine nämlich, die einunddasselbe wissenschaftliche Gebiet bebauen, stehen unter einander in „Schriftenaustausch," d. h. jeder Verein sendet seine Veröffentlichungen umsonst an alle ähnlichen Vereine und erwartet dafür, daß diese auch ihre Veröffentlichungen ihm regelmäßig zusenden. So häuft sich in den Vereinsbibliotheken eine Unmasse solcher Vereinsschriften auf, aber irgend welchen Nutzen gewährt dieser Haufe niemand. Vielen Vereinen fehlt es schon an dem nötigen Raum, an dem nötigen Geld und an den nötigen Arbeitskräften, die eingegangenen Vereinsschriften zu ordnen, einbinden zu lassen, zu verzeichnen und so aufzustellen, daß sie bequem zu benutzen sind. Nichts ist vollständig da, bald fehlt hier, bald da ein Heft, die einzelnen Hefte liegen womöglich in Pakete zusammengeschnürt auf dem Fußboden, braucht man eins, so ist niemand da, der es einem herausgäbe, man muß warten, bis die Vereinsbibliothek geöffnet ist, was vielleicht einmal in der Woche ein oder zwei Stunden lang der Fall ist. Der „Bibliothekar" des Vereins ist, wie alle andern Mitglieder, ein vielbeschäftigter Mann, der sich nur nebenbei und ganz gelegentlich ein Stündchen der Bibliothek

widmen kann, und dem man nicht zumuten kann, zu jeder beliebigen Stunde litterarische Wünsche zu befriedigen. Wie vieles verstäubt und verkommt aber auch ganz unbenutzt in solchen Vereinsbibliotheken, namentlich wenn die Vereine, wie gerade unsre Geschichts- und Altertumsvereine, rein lokalen Charakter haben! Was fragt der, der sich mit der Geschichte Hamburgs beschäftigt, nach der Geschichte Wiens? Was fragt ein Altertumsfreund in den Rheinlanden nach den Kunstdenkmälern Schlesiens? Der größte Teil von allen solchen Vereinsveröffentlichungen — das kann man getrost behaupten — wird von den Vereinen an Stellen verschwendet, wo sie niemand braucht, niemand sucht. Dort aber, wo sie oft gesucht werden, sind sie fast nie oder doch nur zum allergeringsten Teile zu finden: an den großen öffentlichen Bibliotheken, den Staatsbibliotheken, den Universitätsbibliotheken, den größern Stadtbibliotheken. Keine einzige dieser Anstalten ist in der Lage, die deutschen Vereinsschriften aus eignen Mitteln auch nur mit Auswahl anzuschaffen, geschweige denn irgend welche Vollständigkeit darin zu erstreben. Viele werden so gut wie nichts davon haben. Ist das nicht ein Stück verkehrter Welt?

Was ich mit diesen Zeilen anregen wollte, ist das, daß die wissenschaftlichen Vereine in Zukunft bei der Verteilung ihrer Vereinsschriften vor allen auch die öffentlichen Bibliotheken bedenken möchten. Sie brauchten die Auflage nur um hundert Exemplare zu erhöhen, so könnten alle großen Bibliotheken Deutschlands, die etwa in Frage kämen, berücksichtigt werden. Freilich könnten die Bibliotheken den Vereinen keine Gegengeschenke machen, wenigstens nicht alle und nicht regelmäßig; aber man sollte doch meinen, daß es den Vereinen weniger darauf ankommen müßte, Gegengaben nutzlos bei sich aufzuspeichern, als ihre eignen Gaben dankbar benutzt zu sehen. Das kann aber nur an unsern großen öffentlichen Bibliotheken geschehen.

Der Altreichskanzler ist die neueste Erfindung unsrer immer geistreicher werdenden Zeitungssprache, er wird seit einigen Wochen aus einer Zeitung in die andere gegeben, und jede, die ihn zum erstenmale bringt, strahlt augenscheinlich vor Vergnügen über den wundervollen Witz, den sie ihren Lesern damit vorsetzt. Das Wort ist gebildet nach Altweibersommer, Sauregurkenzeit, Armesünderglocke, Liebfrauenmilch, Gutleuthaus u. ähnl. In allen diesen Wörtern bezieht sich das voranstehende Eigenschaftswort immer nur auf die erste Hälfte der nachstehenden Zusammensetzung, nie auf die ganze Zusammensetzung: die Armesünderglocke ist nicht die arme Sünderglocke, sondern die Glocke der armen Sünder. Der Altreichskanzler ist also nicht, wie sich der geistreiche Erfinder eingebildet hat, der alte Reichskanzler (wie der Altmeister der alte Meister), sondern der Kanzler des alten Reiches. Bismarck war aber der Kanzler des neuen Reiches, das er uns geschaffen hat. 's ist nur gut, daß sich solche alberne Geistreichelei fast regelmäßig überschlägt und durch sich selber zu Falle kommt. Die Sucht, dem Einfachen, Natürlichen und Vernünftigen in der Sprache aus dem Wege zu gehen, durchaus etwas Besondres, Apartes, noch nie Dagewesenes sagen zu wollen, wird immer greulicher. In einer Lebensbeschreibung Bismarcks, die mir kürzlich in die Hand kam, trug gleich das erste Kapitel die Überschrift: Unter dem Zeichen des Eisenkreuzes. Ist es nicht geradezu eine Frivolität, aus unserm teuern, für alle Zeiten der vaterländischen Geschichte angehörenden und, wie man glauben sollte, für alle Zeiten unantastbaren eisernen Kreuz aus bloßer Originalitätssucht ein Eisenkreuz zu machen? Der Mensch verdiente doch — na, ich will nicht sagen, was er verdiente!

Alfred von Arneth und der Thran. Wer noch nicht wissen sollte, was „geistreich“ ist, dem können wir es jetzt an einem Beispiele deutlich machen. Der Historiker Alfred von Arneth in Wien hat für seine Freunde eine Selbstbiographie drucken lassen, aus der vor allem das eine hervorzugehen scheint, daß sein Lebensweg ihn ziemlich mühelos stetig aufwärts zu allerlei Ämtern und Würden geführt hat. Eine lange Besprechung dieses Buches in einer Wiener Zeitung hebt nun folgendermaßen an. „Die Küste von Neufundland wird von der Schiffahrt gemieden, weil dort das »Sand-Eiland« mit seinen sturmgepeitschten Fluten als Grab unzähliger Fahrzeuge droht. Einmal landete dennoch ein Walfischfänger ohne Havarie, weil er seine Thranfässer geopfert, ihr Öl in die stürmischen Fluten gegossen und sich eine glatte Wasserfläche bereitet hatte. Über sich selbst zu schreiben ist die schwierigste Aufgabe, weil man zwischen Selbstanklagen und Selbstlob hin- und hergeworfen wird. Nur ein harmonisches Naturell zieht sich gleich jenem Walfischfänger aus der Schwierigkeit, sodaß die aufgeregtesten Fluten des Lebens und der Kritik ihm nichts anhaben.“ Der ununterrichtete Leser wird glauben, mit diesem Bilde sei es auf eine Verspottung des Buches abgesehen. Aber weit gefehlt! Herr von Arneth wird mit Komplimenten überschüttet und soll sich augenscheinlich auch durch den Vergleich seiner Darstellungsweise mit einem Thranfasse geschmeichelt fühlen. Weiterhin finden wir folgende nicht minder köstliche Parallele. „In einer Vision sieht der Prophet Ezechiel ein weites Beinhaus sich aufthun, doch der Geist rauscht darüber hin und bekleidet die dürren Knochen mit Fleisch und Adern und Haut, bis sie zu leben beginnen. Ähnlich thut sich das Archiv auf, ein Abgrund von vergilbtem Papier; doch der rückwärts gewendete Prophet, der Geschichtschreiber, erweckt aus dieser toten Vergangenheit lebensvolle Gestalten.“ Welcher Nationalität der ungenannte Verfasser dieser ebenso „tiefen als brillanten“ Sätze angehört, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Aber leider werden die in solchem Stil geschriebenen Blätter auch von andern gelesen und verderben langsam, aber gründlich den Geschmack.

# Litteratur

**Der internationale Sozialismus von 1885 bis 1890. Von L. Winterer, Pfarrer und Kanonikus in Mülhausen im Elsaß, Mitglied des deutschen Reichstages. Genehmigte Übersetzung aus dem Französischen von Johannes Berg. Köln am Rhein, J. P. Bachem, 1890**

Wer sich über die Geschichte der sozialistischen Bewegung in dem angegebenen Zeitabschnitt unterrichten will, der findet hier das Thatsächliche: Kongreßverhandlungen, Kundgebungen, amtliche Berichte der deutschen Regierungen, Geheimbundprozesse u. s. w. nach Staaten geordnet ziemlich vollständig beisammen. Ein zweiter kürzerer Teil ist dem Anarchismus gewidmet. Die Berichterstattung des Verfassers läßt eine tiefere Einsicht in das Wesen der sozialen Bewegung nicht erkennen; sie bekundet jene ganz äußerliche und mechanische Auffassung, die man wohl bei einem Polizeibeamten, aber nicht bei einem Pfarrer natürlich findet. Im dritten Teile

hängt er eine Kritik des Sozialismus an, die aber sehr schwach ausfällt. Er stellt die vom Anarchismus und von der Sozialdemokratie drohende Gefahr als entsetzlich groß dar, um zu dem Ergebnis zu gelangen, daß die „Kirche“ allein noch helfen könne. Bei den elsässischen Fabrikanten scheint sie ihre Aufgabe schon gelöst zu haben, denn der Verfasser kennt solche, die alle Christenpflichten erfüllt haben, denen aber die Arbeiter — mit Dynamit geantwortet haben. Die Kirche mag nun sehen, was sie bei diesen bösen Menschen ausrichtet; der Staat wird sie nicht hindern. Gegen den Wahlspruch, den Winterer dem bekannten sozialdemokratischen gegenüberstellt: „Christen aller Länder, schließt euch zusammen!“ haben wir natürlich nichts einzuwenden, aber die Bekehrung seiner bösartigen elsässischen Arbeiter — wenn sie wirklich so bösartig sind — werden Herr Winterer und seine Konfratres schon allein besorgen müssen; was sollten ihnen englische und amerikanische Christen dabei helfen können? — Daß der deutsche Pfarrer Winterer des Deutschen nicht hinreichend mächtig ist, um seine Schrift selbst aus dem Französischen ins Deutsche übersetzen zu können, setzt uns einigermaßen in Erstaunen.

**Forschungen und Erlebnisse im „Dunkelsten Afrika.“** Geschichte der Nachhut der Emin-Pascha-Entsatz(!)-Expedition von **James S. Jameson**, Naturforscher der Expedition. Nach dessen Tode herausgegeben von Frau J. S. Jameson. Mit einer Karte und 98 Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers. Autorisirte Übersetzung von E. Oppert. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckereiaktiengesellschaft, 1891

Jameson hatte als wohlhabender Sammel- und Zeichendilettant und Jäger die Welt durchstreift, als er sich der englischen Emin-Pascha-Expedition anschloß, um ungefähr dieselben Enttäuschungen wie sein Freund Barttelot zu erfahren und ein nicht viel weniger trauriges Ende zu finden. Er starb nach einer entbehrungsreichen Kahnreise von den Stanley-Fällen nach der Bengolastation, als er verzweifelt über Barttelots Ermordung Tippu Tip aufgesucht hatte, um womöglich noch den Zusammenbruch der Expedition zu verhindern. Gleich Barttelot hatte er sich bald nach der Abreise mit Stanley entzweit; unglaubliche Szenen, die dieser hervorrief, erzählen die beiden fast gleichlautend, und beiden sind bekanntlich schwere Vorwürfe von dem Leiter der Expedition gemacht worden. So ist denn auch der Zweck der vorliegenden Veröffentlichung zunächst die Entkräftung der gegen Jameson erhobenen Anklagen. Jameson, einer der nichts Ernstes leistenden, im Dilettantismus aufgehenden englischen Weltbummler, war offenbar nicht imstande, den schweren Aufgaben zu genügen, die Stanleys schlecht organisirte Expedition den paar europäischen Teilnehmern stellte, er suchte Sport — nur so ist seine passive Teilnahme an einer kannibalischen Szene zu erklären —, aber er hat mit bestem Willen gegen die Schwierigkeiten angekämpft, die sich im Lager am Aruwimi immer höher türmten. Seine Tagebuchaufzeichnungen und Briefe machen den Eindruck, daß unter der Hand ihres Verfassers daraus eine anziehende Schilderung der obern Kongoländer hätte hervorgehen können. Sie bieten manche hübsche Beobachtung, und es ist schade, daß sie so ungesichtet dargeboten werden. So wie das Buch vorliegt, mit seinem Ballast persönlicher Bemerkungen, hat es die Übersetzung ins Deutsche, die sehr ungenügend ausgefallen ist, kaum verdient.

**Die Verbannten.** Ein erzählendes Gedicht von **Max Haushofer**. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1890

Max Haushofer ist eine der wunderlichsten Gestalten unsrer Litteratur. Ein sehr gelehrter Mann, vertraut mit den naturwissenschaftlichen Theorien unsrer Zeit,

aber auch sonst sehr belesen, ein gewandter Schriftsteller, ein erfinderischer Kopf, scheint er viele Eigenschaften zu besitzen, die den Dichter ausmachen, und er ist auch in der That mit mehr oder weniger umfänglichen poetischen Werken hervorgetreten. Dennoch wagen wir ohne Bedenken den Ausspruch, daß sich kaum jemals ein minder poetischer Mann in den Ruf eines Dichters gesetzt hat, als Max Haushofer. Aber er hat doch eine ungeheure, unerschöpfliche Phantasie, werden uns seine Parteigänger — er hat wirklich solche! — entgegnen. Dann werden wir ihnen sagen: Ja wohl, Haushofer ist der größte Phantast, den wir kennen, er ist der rasend gewordene Mathematiker, der in seinen Mußestunden froh ist, der strengen Göttin der Ordnung und Harmonie ein Schnippchen schlagen und der Phantasie die Zügel schießen lassen zu können. Aber ein Dichter ist er darum nicht im geringsten, denn ihm fehlt die vornehmste Eigenschaft des Dichters, des Künstlers überhaupt: Natur und Einfalt. Weder besitzt er sie für seine Person, noch vermag er sie darzustellen, er kennt sie offenbar gar nicht. Mit der Phantasterei steht seine nüchterne, prosaische, abstrakte Sprache in vollem Einklange. Das ganze Buch von mehr als fünfhundert Seiten haben wir mit großer Geduld gelesen, der Kopf wirbelt uns von all dem Teufelsspuk, der darin sein Spiel treibt, aber ein zufälliges Gleichnis, eine jedem fühlenden Gemüte sich unwillkürlich aufdrängende Metapher erinnern wir uns nicht in dem ganzen dicken Bande gefunden zu haben. Das ist nicht die Sprache eines Dichters, nicht einmal eines Talents, sondern nur die eines geschickten Schriftstellers, der zu allen seinen Mängeln auch noch den verhängnisvollen Mangel an Geschmack aufweist. Denn nur daraus ist die unendliche Langeweile zu erklären, die dieses Buch erzeugt. Es ist gar nicht zu sagen, wie eintönig es in seiner scheinbar unerschöpflichen Buntheit ist: ein Pedant hat es geschrieben, der sich aufs Phantasiren verlegt. Für jeden, der sich nur im geringsten auf die Kunst versteht, ist eigentlich dieses Gedicht durch das Vorwort gerichtet, das ihm der Dichter in letzter Stunde, wie es scheint, von einigem Zweifel an sich selbst erfaßt, vorausgeschickt hat, und das keinen andern Zweck hat, als die Idee der Dichtung, das Geheimnis des Titels zu erläutern. Wie schlimm, daß dies nötig war! Aus dem Buche selbst wird man über das, was Haushofer gewollt hat, nicht klug, und soweit man ihn versteht, mutet er trivial an. Das Ganze ist eine lose an einander gereihte Folge von Phantasien, ohne Humor, ohne die Anmut des Märchens, gruselig zuweilen, eintönig trübselig. Diese Kritik schreiben wir nieder, ohne die Notwendigkeit zu fühlen, sie ausführlich zu begründen; jeder verständige Leser des Buches wird sie bestätigen und das Gedicht zu jenen wunderlichen Erzeugnissen gequälter Arbeit stellen, an denen unsre Litteratur leider keinen Mangel hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten
23

# Rothschild und Rußland

Es ist interessant, zu sehen, daß es heute noch eine Großmacht giebt, die es wagt, Rußland die Stirn zu bieten. Wir sind daran seit langem nicht mehr gewöhnt, sondern halten es für ganz natürlich und billig, wenn sich gewisse Staaten Europas im Wettkriechen üben oder doch wenigstens ängstlich vermeiden, den Zaren zu ärgern. Für ganz erstaunlich aber müßte es gelten, wenn es ein europäischer Staat unternehmen wollte, was das Haus Rothschild unternommen hat, nämlich sich mittelbar in die innern Zustände Rußlands einzumischen. Denn etwas derart ist es, wenn Rothschild — sei es nun der von London oder der von Paris oder beide — plötzlich den Beutel vor der schon ausgestreckten Hand des Herrn Wyschnegradski in die Tasche zurücksteckt mit der Eröffnung, Rußland möge erst sein Verhalten gegen seine Juden ändern, dann könne es Geld bekommen, nicht eher. Die diplomatischen Beziehungen Rußlands zum Hause Rothschild werden nun wohl abgebrochen, die Gesandten abberufen werden, aber wer zuletzt in dem Kampfe siegen wird, ist noch keineswegs vorauszusehen. Rothschild wird zunächst, und mit vollem Recht, seinen Triumph feiern in der Meinung Europas, und die Juden werden stolz auf ihn sein. Ob diesen russischen Juden jedoch der Schritt des Börsenherrn durchaus zum Nutzen gereichen wird, das ist recht sehr fraglich. Bleibt es bei diesem einen Schlage, wird der Kampf nicht mit irgend welchen Waffen weitergeführt, so fürchten wir, daß der russische Jude nach wie vor gehauen werden wird; im Ärger über den von Rothschild empfangenen Schlag wird man in Rußland vielleicht noch weiter als bisher ausholen. Aber die Juden sind in ihrer Politik zäher und gewandter als andre Mächte, und wer weiß, was die Börse zuletzt noch ausrichtet! Ist es doch noch nicht lange her, daß

der große nationale Führer Katkow seinen jährlichen Tribut von den Juden bezog, dafür daß er sie in seiner „Moskauer Zeitung" ungeschoren ließ. Ganz neuerdings scheint sogar einer der höchsten Würdenträger des Zarenreiches, der eben zurückgetretene Generalgouverneur von Moskau, Fürst Dolgorukow, ein Mann von dem höchsten Geschlechtsadel, ein Liebling von Zar und Volk, von einem Eisenbahnmillionär jüdischen Stammes in jüdischem Interesse erreicht worden zu sein. Und wie die Dinge heute stehen, sind die jüdischen Interessen wohl noch größerer Opfer wert, als vor zehn und zwanzig Jahren. Es handelt sich ja fast um das Dasein von einigen Millionen Menschen, es ist eine Verteidigung des Lebens.

Es scheint wirklich die Absicht der russischen Staatsregierung zu sein, die Juden, die sich besonders seit dem Bau der Eisenbahnen trotz entgegenstehender Gesetze und Verordnungen in allen russischen Städten niedergelassen haben, zu verjagen und in den ihnen gesetzlich freistehenden altpolnischen Provinzen einzugrenzen. Es würde so ein Staatsghetto gebildet werden, das aus allen Städten und einigen Flecken des Westens bestehen würde. Denn auch hier im Westen durften die Juden außerhalb dieser bestimmten Ortschaften gesetzlich bisher nicht wohnen; vom flachen Lande wurden sie seit Jahren durch alle möglichen Verordnungen entfernt, die besonders in dem Verbot bestanden, gewisse Gewerbe zu betreiben und Landbesitz zu erwerben. In die Städte zusammengedrängt in einer Zeit, wo ohnehin der Niedergang der Landwirtschaft dem handeltreibenden Juden die Nahrung sehr verdünnt hat, müssen sie fürchterlichen Notständen entgegengehen. Gegenwärtig ist die Armut unter den Juden in diesen Provinzen bereits so groß geworden, daß sie zu Tausenden und Zehntausenden nach Amerika gehen: der letzte Groschen wird zur Überfahrt verwandt. „Gott sei Dank, es ist a bissel schütterer geworden" sagte der Jude, als die Auswanderung eben angefangen hatte; die Nachbleibenden waren „schütterer," undichter geworden und konnten sich besser ernähren, weil weniger Konkurrenz dawar. Aber seitdem ist das Land verarmt, der Bauer hat nichts, der Herr wenig, und auch die Nachgebliebenen von den Juden fristen kaum das Leben. Was wird werden, wenn aus Rußland die Ausgewiesenen hinzukommen und diese Judenstädte überfüllen? Denn der Jude ist nun einmal kein Handarbeiter, und selbst wenn er es werden wollte, fände er in diesen Städten ohne Industrie keinen Erwerb. Bei dem heutigen Verkehrswesen könnte aber auch der Handel nicht gedeihen, wenn er auf diese Judenstädte beschränkt wäre; auch der Handel wäre dem Juden also schwer gelähmt, es bliebe ihm nur der kleine Lokalhandel offen. Die gegenwärtige Verarmung der christlichen Bevölkerung gestattet dafür ein sehr beschränktes Feld des Erwerbes. Auswanderung wäre das zunächstliegende. Bis jetzt aber hindert die russische Regierung den Juden auch an dieser letzten Rettung; statt die Augen zuzudrücken, wenn die Leute auswandern wollen, ohne sich vorher einen

Paß besorgt zu haben, werden sie bedroht und gehindert. Das wird wahrscheinlich bald so geändert werden, daß den Juden alle Erleichterung zur Auswanderung gewährt werden wird. Aber ebenso bald dürften sich Amerika, England und vielleicht noch andre Staaten gegen die jüdische Einwanderung verschließen; was dann? Dann werden die Geldbarone Hirsch und Rothschild zu sorgen haben, daß ihre Volksgenossen in Rußland nicht einfach verhungern.

Wer diese Judenfrage zu lösen wüßte, der wäre ein sehr weiser Mann. Man kann es ja den Russen eigentlich nicht verdenken, wenn sie sich gegen die jüdische Einwanderung sträuben. Der Stand der Kultur und das Beamtentum sind auch heute noch in Rußland so, daß sie wenig Widerstand bieten gegen die unterwühlenden und parasitischen Kräfte der Juden. Rußland ist staatlich wohl stark genug, einen Teil seiner Juden zu verjagen oder einzugrenzen, aber zu schwach, ihre übeln Kräfte in Schranken zu halten; Wucher, Bestechung, unehrlicher Handel, Aussaugung des Volkes würden, schon jetzt von den Russen selbst kunstfertig geübt, durch die Juden zu ungeahnter Blüte gebracht werden. Anderseits sind manche der bisherigen Maßregeln so, wie sie eines Kulturstaates kaum würdig sind. Ein liberaler Gouverneur sieht heute durch die Finger, wenn sich die Juden in seinem Gubernium widergesetzlich niederlassen; ein bestechlicher Polizeimeister läßt sie gegen gute Rubel in die Stadt, in den Kreis. In etlichen Jahren haben sich Hunderte in der Stadt, im Kreise, Tausende im Gubernium angesiedelt, haben Häuser, treiben Gewerbe und Handel; hier, wo es für jedes Ding ein Gesetz giebt, das das Ding gebietet, und eines, das dasselbe Ding verbietet, richtet sich die Menge vor allem nach dem Beamten, nicht nach dem Gesetz, das sie ja selten kennt. „Der Gouverneur erlaubt," heißt: „das Gesetz erlaubt," und so sind die eingewanderten Juden oft in gutem Glauben auf dem ungesetzlichen Boden seit Jahren heimisch. Nun kommt ein neuer Gouverneur, ein Streber. Juden jagen ist, wie er weiß, oben heute gut angesehen; also beginnt er seine Juden zu bedrängen, jagt sie vielleicht plötzlich samt und sonders hinaus. In Stadt und Kreis geht es leidlich, so lange der bestechliche Polizeimeister im Amte bleibt oder ein eben solcher ihm folgt: er läßt sich alljährlich seinen Tribut zahlen, und seine Unterbeamten fahren auch gut, indem sie diesen Tribut beitreiben: „Zahle mir 10 Rubel, Jossel — heißt es —, sonst werde ich sorgen, daß du vor den Polizeimeister kommst, und da geht es, weißt du, nicht ohne 20 Rubel ab." Ab und zu und hie und da kommt dann noch so eine allgemeine Besteuerung; es heißt plötzlich: Ihr müßt alle hinaus, alle, ohne Gnade; denn von Petersburg ist strenger Befehl gekommen, daß kein Jude hier wohnen darf. Die Angst ist groß, und das Geld springt aus dem Beutel. Oder ein Hehler beim Pferdediebstahl, ein Schmuggler, ein Händler ohne Gewerbeschein wird ergriffen: „Zahle!" und er zahlt seinen letzten Heller, und um zu leben, bleibt er beim Handel ohne Gewerbeschein. Im nächsten Jahr

faßt ihn der Polizeimann wieder beim Kragen, und die Zitrone wird wieder ausgepreßt, und so jedes Jahr. Oder es kommt gar ein Polizeimeister in die Stadt oder den Kreis, der ehrlich und unbestechlich ist. Das ist das Schlimmste, besonders wenn er nichts vom Liberalismus hält. Dann wird das Gesetz streng gehandhabt, also verboten, was der Vorgänger duldete, und die Juden müssen fort. Aber die Beamten, die die Juden hineingelassen hatten, bleiben unbestraft. Was alles möglich ist, das zeigen Vorgänge in Moskau aus allerneuester Zeit. Der Generalgouverneur Fürst Dolgorukow hatte sein Amt niedergelegt; sein Nachfolger, Großfürst Sergius, erklärte, er werde das Amt nicht eher übernehmen, als bis alle Juden aus Moskau entfernt worden wären. Nun kam die Judenvertreibung, und da traten denn wunderbare Dinge ans Licht. Der Jude durfte sich dort wie anderwärts in Rußland nur niederlassen als Kaufmann, Gelehrter, Gewerke und mußte einen entsprechenden Schein besitzen. Aber ein Jude hatte dem andern geholfen, und so fand man z. B. 230 Juden, die sich als Kutscher des reichen jüdischen Eisenbahnbauers Poläkow auswiesen; ja dieser Sonderling hatte sogar 350 Köche jüdischer Nation bei sich angestellt. Nun giebt es wohl in ganz Moskau weder einen Juden, der das Handwerk eines Kutschers in einem Hause von Stande, noch einen, der das eines Kochs ausübt, und Poläkow selbst wird sich hüten, sich von einem Juden fahren oder sich seine Mahlzeiten von einem Juden bereiten zu lassen. Nach dem Rücktritte Dolgorukows stellte sich heraus, daß Herr Poläkow für 800000 Rubel Wechsel des Fürsten in Händen hatte. Als der Zar sich anschickte, die sämtlichen Schulden zu bezahlen, zerriß Poläkow die Wechsel, ohne Zahlung zu nehmen.

Auf den Universitäten sollen nur 5 Prozent jüdische Studenten geduldet werden. Das ist zwar nicht eben liberal; aber es sind statt 5 Prozent 10, 20, 30 Prozent da, und wer weiß, ob man nicht den Überschuß ebenfalls hinausjagen wird, was noch weit unliberaler wäre. Sie entziehen sich der Wehrpflicht. Freilich, denn der Jude liebt es von Natur nicht, sich mit Schieß- oder andern Waffen zu beschäftigen, und außerdem wartet seiner im Dienst eine böse Behandlung: er wird gehöhnt als Jude, gehöhnt wegen seiner Religion, seiner Sprache; mit Vorliebe wird er gerade am Schabbes, am Laubhüttenfeste und zu andern jüdischen Festen zum Dienst gezogen. Also er läuft davon, sobald er in das dienstpflichtige Alter tritt. Aber nun wird die Familie für den Sohn, die Gemeinde für die Familie verantwortlich gemacht: 300 Rubel für jeden, der sich nicht stellt. Gewaltige Summen an Strafgeldern für jüdische Wegläufer ruhen bereits als Schulden auf den meist armen jüdischen Gemeinden in den Westprovinzen. Auch sonst wird der Jude vom russischen Beamten rauh, oft sehr hart behandelt, natürlich besonders dann, wenn der Beamte wie heute weiß, daß man oben hart gegen die Juden gesinnt ist. Die Ausreißer z. B., die ohne Paß nach Deutschland oder Österreich hinüberschlüpfen wollen und dabei gefaßt werden, sieht man in Ketten

gelegt, zu Fuß, in militärischem Geleit den Heimweg antreten. Nicht selten sind darunter Juden aus besserer Lebenslage; ein Mann mit einem guten Reisekoffer in der Hand und Handschellen am Knöchel, das ist nicht eben eine christliche Behandlung. Dabei verordnet noch das bisherige Gesetz, daß der Auswanderer 100 Rubel Steuer an den Staat zu erlegen habe. Würde dieses Gesetz hier angewandt, was freilich nur selten vorkommen mag, so behielte man die Masse der Armen gewaltsam im Lande, denn in der Regel hat der auswandernde Jude wenig mehr als das Reisegeld, oft auch das nicht. Doch wird hier ohne Zweifel Wandel geschafft werden.

Selbst die Art der Gesetzgebung hat Schuld an dem Elend; denn heute wird eine Verordnung erlassen, die morgen wieder geändert wird, und der Jude, der sich heute nach dem Gesetz einrichtet, verliert morgen seine Nahrung durch das neue Gesetz; der stete Wechsel, dieses Umhersuchen nach einem Mittel, sie fern oder in Schranken zu halten, ohne zu einem Abschluß zu kommen, führt viele Unbilligkeit mit sich. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre es allenfalls zu billigen, wenn die Juden überall in schonender, aber entschiedener Weise aus Rußland hinausgedrängt würden. Aber wird es dabei bleiben? Schwerlich, denn das heutige System wird nicht ewig dauern, und es giebt kein Gesetz, worin der Jude nicht ein Loch fände; besonders kein russisches. Und dann: wohin? Wenn man sie einmal in das Staatsghetto sperrt, müßte man doch wenigstens zusehen, ob dadrin auch so viel Nahrung ist, daß sie nicht verhungern oder zum Verbrechen greifen müssen. Und die Nahrung wird, wie gesagt, nicht ausreichen.

Deutschland hat seine Grenze gegen die Einwanderung der armen und dem Staate keineswegs nützlichen jüdischen Schnorrer seit sechs Jahren ziemlich dicht geschlossen. Aber darf man annehmen, daß das heutige System der grundsätzlichen staatlichen Absperrung auf wirtschaftlichem und nationalem Gebiet lange herrschen werde? Schwerlich; und dann wird Polen doch wieder der Quell sein, aus dem sich das Judentum in rohester Form zu uns ergießen wird. Ohnehin wird es, etwa über Österreich, schon Wege finden, auch bei dem gegenwärtigen System hereinzukommen, um so eher, je stärker der Druck ist, den Rußland ausübt. Wenn Österreich den russischen Juden seine Grenze nicht schließt und mit dem neuen Handelsvertrage die deutsch-österreichische Grenze einen leichten Verkehr gestatten wird, so werden wir die Folgen der russischen Ghettopolitik sehr bald spüren. Die Judenfrage ist eben international und wird es bleiben, es sei denn, daß die Geldbarone sie lösen. Wollte es Rußland machen wie Spanien vor dreihundert Jahren, nämlich seine Juden nicht bloß aus den innerrussischen Provinzen, sondern aus den Grenzen des Staates vertreiben, so würde es dem eignen Volke, wenigstens dem freilich nicht national russischen des Westens, schweres Unheil zufügen; es würde lange währen, bis an die Stelle der Juden in den Städten christliche Händler und

Gewerken träten, die sie in ihren guten Leistungen ersetzen könnten, denn weder Polen noch Rußland hat einen Mittelstand; Russen würden auch weder freiwillig einwandern, noch hier festzuhalten sein. Das einzige Element, das die Juden schnell ersetzen könnte, wären die Deutschen, und gegen diese würde sich Rußland sträuben.

Bleibt es dabei, die Juden in ein Staatsghetto zu sperren, so wird, von allem andern abgesehen, eine nach Millionen zählende Judenmasse in der starren religiösen und nationalen Abgeschlossenheit, der nationalen und Kulturverkommenheit, dem Fanatismus, der Gegensätzlichkeit zu den Völkern und der Kultur Europas, die von jeher das Wesen der Judenfrage ausgemacht haben, gewaltsam erhalten und bestärkt. Die Frage wird künstlich geschärft werden und sich zuletzt doch wieder vor die andern Staaten Europas stellen. Die heutige Politik der absoluten Nichteinmischung, des absoluten Fürsichseins ist auch hier nicht haltbar. Die Großmacht Rothschild hat ja dieses politische Prinzip auch schon gebrochen. Wird das russische Staatsghetto eingerichtet und bewacht, so werden sich wohl oder übel andre Großmächte eines Tages entschließen müssen, denselben Weg zu gehen, d. h. die Judenfrage international zu erörtern und — vielleicht eine Lösung zu finden.

# Die Lage Deutschlands in Afrika

Am 1. Juni ist in Berlin der Kolonialrat zusammengetreten, fast genau ein Jahr nach Abschluß des vielbesprochenen deutsch-englischen Abkommens. Da fühlen wir die Pflicht, zurückzublicken, etwa wie ein Hausvater vor Jahresschluß seine Bücher durchsieht, um sich darüber klar zu werden, wie Soll und Haben zu einander stehen. Über das deutsch-englische Abkommen wollen wir den alten Streit nicht wieder aufrühren: wenn auch nicht den vollen Preis, so doch einen Teil des Preises haben wir gegen unsre klipp und klar gebotenen Zugeständnisse erhalten. Helgoland ist unser, und England hält sich von unserm genau festgestellten Interessenkreise in Afrika fern. Was noch aussteht, fällt in das Gebiet der großen Politik und entzieht sich vorläufig aller Beurteilung; nur das eine läßt sich schon jetzt sagen, daß die bisher zwischen uns und England vorhandenen afrikanischen Konflikte hinweggeräumt sind. Es giebt keinen Punkt, wo sich unsre Wege feindselig kreuzten, und es ist erwiesen, daß

die englische Regierung bemüht gewesen ist, die Steine des Anstoßes wegzuräumen, die der rücksichtslose Freibeuterinstinkt der Nation durch ihre Landjäger uns in unsre afrikanischen Pfade legte. Der Alltagsärger, den uns jede afrikanische Post brachte, gehört nach dieser Seite hin glücklich zu den hoffentlich ein für allemal hinter uns liegenden Dingen.

Wie sieht es nun zur Stunde in unsern Kolonialgebieten aus, in Ostafrika, in Kamerun und in Südwestafrika? Was ist erreicht, und welches sind die Aufgaben, die wir in nächster Zeit anzugreifen und zu lösen haben? Worauf wird der Kolonialrat seine Aufmerksamkeit zu richten haben?

Als nach Abschluß des deutsch-englischen Abkommens unsre Presse, und zwar gerade die koloniefreundliche, Stellung zu nehmen hatte, war ein wesentlicher Grund ihres Mißtrauens die geringe Zuversicht, die man zu der Umsicht und Erfahrung der neuen Männer hegte, die berufen waren, fortan die Interessen des Reiches im schwarzen Erdteil zu vertreten. Vom Reichskanzler von Caprivi war bekannt, daß er bei früherer Gelegenheit sehr kühl über die Zukunft der Kolonien gesprochen hatte. Der Staatssekretär konnte nicht anders als fremd einer Frage gegenüberstehen, die bisher ganz außerhalb des Bereiches seiner Thätigkeit gelegen hatte und natürlich zurückstehen mußte im Vergleich zu dem fast unermeßlichen Arbeitsfelde, in das er sich plötzlich hineinversetzt sah. Der neue Chef des Kolonialamtes endlich war zwar als hervorragender Jurist bekannt, über Koloniefragen aber hatte er, so viel man wußte, nur sehr beiläufig gearbeitet. Man kannte von ihm eine schwungvoll geschriebene Einleitung zu dem bekannten Buche von Schück über die Kolonialpolitik des Großen Kurfürsten, und wer diese Einleitung gelesen hatte, mochte wohl bemerkt haben, daß Dr. Kayser einen feinen Sinn für das Wesentliche in verwickelten Fragen hatte — wer aber hätte daraus schließen können, daß er thatsächlich imstande sein würde, auch unter dem Druck so ungünstiger Verhältnisse, wie man sie zu sehen glaubte, die Führung in den afrikanischen Dingen zu ergreifen und zu behaupten? Mit den pekuniären Verhältnissen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft stand es kläglich, und die wenig geklärte Stellung zwischen Gesellschaft und Reichsregierung bot ewigen Anlaß zu Weiterungen und Mißverständnissen, die lähmend wirkten. Endlich hatte die Nation ihre Lieblinge für die Arbeit in Afrika bereits gefunden: die Wißmann, Peters, Emin, Gravenreuth und wie sie alle heißen, die mit Land und Leuten vertraut waren, die wollte man nicht missen, ihnen wollte man, wenn irgend möglich, die Führung in die Hand spielen. Und nun ging bald von dem einen, bald vom andern das Gerücht, daß er „afrikamüde" geworden sei. Es hieß, sie würden wohl überhaupt nicht nach Afrika zurückgehen, oder: man würde genötigt sein, sie abzuberufen. Dann kam die Klage, daß Ostafrika ohne Sansibar wirtschaftlich nicht zu behaupten sei, mit dem Hafen von Dar-es-Salaam sei es nichts, und so fort in stets neuen Besorgnissen

und Klagen, die um so leichter Boden fanden, als natürlich Nachrichten aus Afrika stets nur langsam zu haben sind, und die menschliche Natur, wenn sie einmal zum Mißtrauen geneigt ist, nur schwer ihren Pessimismus fallen läßt.

Es erscheint uns nun geradezu bewunderungswürdig, was trotzdem im Laufe dieses einen Jahres geschehen ist. Vor allem: Ostafrika ist jetzt Reichskolonie und steht finanziell auf gesichertem Boden. Das Zagen, mit dem in allen wirtschaftlichen Fragen unser deutsches Kapital zurückhielt, hat aufgehört, und das Organ der deutschen Kolonialgesellschaft hat bereits in seiner Nummer vom 10. Januar 1891 dieser veränderten Stimmung Ausdruck gegeben. „Als ein günstiges Omen — schreibt die Redaktion — betrachten wir es, daß am 1. Januar die Reichsflagge, das Symbol deutscher Macht und Stärke, als Zeichen der unmittelbaren und ausschließlichen Herrschaft Deutschlands über die ostafrikanische Küste aufgezogen worden ist. Aber der in die Zukunft schauende Kolonialfreund sieht des deutschen Reiches Flagge, unter dessen Schutz und Schirm ein reges wirtschaftliches Leben sich entfalten wird, von des Meeres umbrandeten Küsten in das noch unbekannte Innere getragen. Denn das Interesse für überseeische Unternehmungen Deutschlands, welches früher als Kolonialchauvinismus verspottet wurde, ist jetzt Gemeingut der gebildeten Klasse der Nation geworden. Über die Mittel und Wege, zu diesem Ziele zu gelangen, mögen, wie das ja natürlich ist, verschiedne Ansichten herrschen, aber darin sind alle einig, daß die wirtschaftliche Entwicklung eines der wichtigsten Mittel, und daß es notwendig ist, mit aller Macht eine solche herbeizuführen. Die Ansätze dazu sind überall vorhanden, das Kapital zeigt sich heute bereiter als früher, sich in Unternehmungen in den deutschen Kolonien einzulassen, und die von Jahr zu Jahr wachsende Erfahrung macht das Risiko geringer.“

Das wurde vor bald sechs Monaten geschrieben; seitdem aber haben sich die Verhältnisse in Ostafrika noch wesentlich gebessert. Die Schutztruppe ist endgiltig organisirt, und zwar so, daß sie, wie der Erfolg bewiesen hat, allen billigen Anforderungen genügt und uns noch neuerdings die Überraschung bereiten konnte, daß die räuberischen Massais, die unsre Karawanenstraßen verlegten, aus unserm Territorium verdrängt wurden. Die Verwaltung der gesamten Kolonie ist in die erprobten Hände des Freiherrn von Soden gelegt, das Arbeitsfeld von Emin, Peters und Wißmann, die bisher durch die Unbestimmtheit ihrer Aufgaben in unerquickliche Kompetenzstreitigkeiten zu geraten Gefahr liefen, ist so bestimmt umgrenzt, daß sich ihre Kreise nicht mehr gegenseitig stören können. Es ist sicher, daß uns die Erfahrung und Tüchtigkeit dieser bewährten Pioniere erhalten bleibt, und jeder von ihnen führt in seiner Weise die deutsche Sache ihrem Ziele näher. Auf den Seen werden bald deutsche Dampfer Verkehr und Handel sichern, die erste Eisenbahnlinie ist gesichert, Plantagen erstehen in immer weiterem Umfange, und die eingeborene

Bevölkerung gewinnt von Monat zu Monat mehr die Überzeugung, daß die Beschränkungen, die ihr auferlegt werden, einen Gewinn an Sicherheit der Existenz bedeuten. Langsam rückt die Arbeit der Missionen vor, und die unsittliche Gewaltherrschaft der arabischen Sklavenjäger, die alle bösen Instinkte der Schwarzen lebendig erhielten, ist einfürallemal im deutschen Schutzgebiet gebrochen.

Wer die Geschichte der Kolonisation europäischer Staaten auf barbarischem Boden kennt, wird zugeben, daß dies Erfolge sind, die beispiellos dastehen. Mit weniger Blutvergießen, mit milderer Hand, unter größerer Schonung alles dessen, was lebensfähig ist und berechtigte Eigenart darstellt, sind niemals Kolonien gegründet worden.

Arbeit freilich giebt es in Ostafrika noch unendlich viel. Bis die Schwarzen so weit kultivirt sind, als es die beschränkten Fähigkeiten der Rasse gestatten, bis das Christentum Fuß faßt, bis Handel und Wandel, Plantagenbau und Nutzkulturen allgemein gesichert sind, bis endlich das Verkehrsleben in die Bahnen moderner Kultur übergeht, bis dahin hat es noch gute Weile. Wir bezweifeln nicht, daß Deutschland noch mehr als einmal genötigt sein wird, neben der Milde auch Strenge walten zu lassen, daß an Geduld, Ausdauer und kühnem Unternehmungsgeist noch die höchsten Forderungen werden gestellt werden, aber wir sehen, daß es rüstig vorwärts geht, und haben den guten Glauben, recht geführt zu werden. In diesem Sinne rufen wir dem Genius loci ein Glückauf zu!

Und nun Kamerun. Wir brauchen hier die Geschichte der Entstehung unsers Anrechts auf Kamerun nicht darzulegen. Die Handelsinitiative Wörmanns, die Thätigkeit Nachtigals und seiner Nachfolger haben den Boden bereitet und für ein Eintreten des deutschen Reiches die Voraussetzungen geschaffen. Seit dem Sommer 1884 steht des Kamerundelta unter dem Schutze der deutschen Flagge, der folgende Winter brachte die Notwendigkeit, die Machtmittel Deutschlands den Eingebornen gegenüber zur Anwendung zu bringen und führte 1885 zum Abschluß unsers Friedens mit den Eingebornen und zur Regulirung unsrer Grenzverhältnisse gegen England. Die von dem Grafen Herbert Bismarck im Mai 1885 in London geführten Verhandlungen hatten den Verzicht Englands auf das ganze Kamerungebiet und auf die Küstenstrecke bis zum Rio del Rey zur Folge, und im Zusammenhang damit entstand die „Kamerun-Land- und Plantagengesellschaft“ von Wörmann, Thormälen und Kompagnie, die „den fruchtbaren, mit dicker Humusschicht bekleideten Lavaboden des Kamerungebirges“ zur Anlage von Plantagen auszunutzen beschloß.

Seitdem sind sechs Jahre fleißiger Arbeit ins Land gegangen. Freiherr von Soden hat die Verwaltung des Landes organisirt, die deutschen Plantagen sind in blühendem Zustande, und trotz aller Behinderungen von dem Stamme der Duallas, die wie eine Harpyienschar an den ins Hinterland führenden

Straßen lagern, hat man es möglich gemacht, die Kolonie aus eignen Mitteln durch den Ertrag ihrer Zölle zu erhalten. Freilich schien damit unter den gegebenen Verhältnissen das denkbar mögliche erreicht. Die Beeinträchtigung, die der Handel durch das den Duallas gewährte Vermittlerprivileg erlitt, ließ sich nicht abwenden, wenn es nicht möglich wurde, jenseits des von ihnen besetzten Striches in unmittelbare Beziehungen zu den Stämmen zu treten, die die eigentlichen Produzenten der Artikel sind, welche unsern Kaufleuten zugehen, und die zugleich ein weites Absatzgebiet für unsre Industrie und unsern Importhandel bieten. Immer lästiger machten sich die der Schiffahrt höchst ungünstigen Verhältnisse unsrer Landungsplätze im Kamerundelta geltend, die Unmöglichkeit, zugleich bei dem Mangel eines Slips an beschädigten Fahrzeugen Reparaturen vorzunehmen, wurde zu einer höchst kostspieligen Kalamität, da man genötigt war, bis nach Kapstadt zu fahren, wenn man einen Schaden gründlich ausbessern wollte. Endlich hatte Deutschland durch seine Garantie der Brüsseler Kongreßakte auch die Verpflichtungen übernommen, die die Akte in Bezug auf die Verdrängung des Sklavenhandels allen in Afrika kolonisirenden Nationen auflegt. Da nun die Akte als Mittel zur Bekämpfung des Sklavenhandels die Anlegung von Wegen ins Innere und die Errichtung von Stationen bezeichnet, so lagen in dieser Hinsicht sehr bestimmte Verpflichtungen vor, denen Deutschland nachzukommen hatte. Aber es kam noch eine weitere hochpolitische Erwägung hinzu, die unsrer Kolonieleitung die Pflicht auferlegte, rasch und durchgreifend zu handeln.

Frankreich hat, im Gegensatz zu den bei uns herrschenden Strömungen, den von allgemeiner Begeisterung begleiteten Plan gefaßt, seine afrikanischen Kolonien noch wesentlich zu erweitern, und zwar so, daß es vom Niger ausgehend die Landschaft zwischen dem Ubanghi und dem Tschadsee, das Bassin des Schari und des Baghirmi erwirbt und von dort aus nach Süden und Westen vordringend uns das Hinterland von Kamerun abnimmt, ehe uns noch deutsche Pfadfinder dort Stellung und Recht sichern. Nun liegt wohl auf der Hand, daß ein Gelingen dieses Planes unserm Schutzgebiet in Kamerun die Lebensadern unterbinden und den bereits gewonnenen Boden einem langsamen, aber sichern Untergange weihen würde. Zum Glück ist von dem Entschluß, diese Gedanken in Angriff zu nehmen, bis zu ihrer thatsächlichen Durchführung ein weiter Weg. Wenn auch Paul Crampel den Anfang gemacht und eben jetzt das Comité de l'Afrique française Herrn Dybowski an den Senegal gesandt hat, damit er von dort aus weiter vordringe, verloren ist die Position für uns noch keineswegs. Nur gilt es die Zeit zu nützen, die noch übrig bleibt.

Mit Rücksicht auf all diese Dinge ist jener Nachtragsetat für Kamerun an den Reichstag gegangen, der nach stürmischen Debatten im Plenum wie in der Kommission endlich in der Abendsitzung des Reichstages am 8. Mai

angenommen wurde, mit allen Stimmen gegen die der Freisinnigen und der Sozialdemokraten.

Es lohnt wohl, nachträglich auf die Debatten der letzten Stunden einen Rückblick zu werfen, weil sie in drastischer Weise zeigen, wohin Deutschland käme, wenn die Herren hinter Eugen Richter das entscheidende Wort zu sprechen hätten. Es handelte sich um einen Vorschuß aus den Matrikularbeiträgen des Reiches in der Höhe von 1425000 Mark zur Förderung von Kultur und Handel im Schutzgebiete von Kamerun, eine Summe, die ohne Zinsen aus den Zolleinnahmen des Schutzgebietes in sechzehn jährlichen Raten zu 90750 Mark zurückgezahlt werden sollte. Nach einer befürwortenden Ansprache des Berichterstatters, des Abgeordneten Prinz von Arenberg, schickte der Freisinn drei Redner ins Feld, die Herren Haußmann, Barth und Bar, die das ganze Füllhorn deutschfreisinniger Koloniefeindschaft auf das unglückliche Schutzgebiet ausschütteten. Es war im wesentlichen ein Kampf für die Privilegien der Duallas. Diese 30000 Karawanenräuber wurden als die unseligen Opfer des kaufmännischen Egoismus der Herren Wörmann, Jantzen und Thormälen und des mangelhaften Rechtsgefühls der deutschen Reichsregierung hingestellt, und die unglaubliche Forderung erhoben, daß Deutschland die Stellung dieser Bande unerschüttert fortbestehen lasse. Das garantirte Recht des Zwischenhandels, das ihnen Nachtigal und später Freiherr von Soden gesichert habe, dürfe nicht angetastet und in keinem Falle Gewalt gebraucht werden. Es sei eine Thorheit, sich von der Anlegung von Wegen und Stationen eine Beschränkung des Sklavenhandels und eine Förderung der Missionen zu versprechen, und außerdem höchst zweifelhaft, ob das Reich irgend ein Recht habe, solche Wege und Stationen zu errichten. Dr. von Bar erwärmte sich gar für die Souveränitätsrechte der Negerhäuptlinge und ging schließlich so weit, den europäischen Staaten das Recht abzustreiten, jenen barbarischen Völkern eine Kultur zu bringen, nach der sie keinerlei Verlangen empfänden.

Wenn der Chef des Kolonialamtes darauf entgegnete, daß sich nach den hier aufgestellten Regeln Amerika, Afrika und die andern Weltteile noch heute in dem Zustande höchster Barbarei befinden würden, so war damit der Nagel auf den Kopf getroffen. Denn in der That, wenn ein ersessenes Unrecht zum Recht werden kann und eine gewohnte Sünde auch vom allgemeinen sittlichen Standpunkt als Lokaltugend soll gelten dürfen, wenn die Kultur Halt machen soll vor jeder Thür, die sich nicht von selbst öffnet, so ist es mit dem Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit am Ende. Aber was kümmert das die Fortschrittspartei! Der doktrinäre Gesichtspunkt dieser Fanatiker des Formalismus kann kaum besser gezeichnet werden als durch die Schlußworte des Abgeordneten Barth: „Alle diejenigen — so sagte er —, die diese Summe bewilligen, übernehmen damit die Verantwortlichkeit [Verantwortung!] für alles das, was aus dieser Veränderung unsrer Kolonialpolitik an der westafrikanischen

Küste erwächst. Es liegt hier eine Veränderung unsrer bisherigen kolonialpolitischen Ziele vor. Wir thun, was in Hunderten von Jahren an diesem Teil der Küste gar kein europäischer Staat gethan hat. Wir verändern gewaltsam die Handelsgewohnheiten in dieser Gegend, wir übernehmen auf diese Weise eine sehr starke Verantwortlichkeit, und diese Verantwortlichkeit zu tragen, dazu erklären sich meine politischen Freunde und ich nicht bereit." Dr. v. Bar aber meinte: „Wenn die Duallas, ohne Souveränitätsrechte abgetreten zu haben, in dem Lande sitzen, so haben sie einfach deshalb das Recht, in dem Lande zu thun, was ihnen beliebt." Zum Glück giebt es noch νόμοι ἄγραφοι, ungeschriebene Gesetze, die über dem Souveränitätsrecht barbarischer Nationen stehen, und diese ungeschriebenen Gesetze heißen uns den Sklavenhandel brechen, den Raubhandel unmöglich machen, Menschenfresser vernichten und allem entgegentreten, was dem höhern Menschheitsgesetze widerspricht. Oder hält der Abgeordnete v. Bar auch die Menschenfresserei für ein Souveränitätsrecht, das wir heilig zu halten haben? Wenn er konsequent ist, müßte er das thun; wenn er es nicht thun will, würde es ihm schwer fallen, den grundsätzlichen Unterschied zu behaupten, der ihn nötigt, hier zu bejahen und dort zu verneinen. Aber zu solchen Inkonsequenzen müssen unsre Doktrinäre schließlich gelangen. Ein Glück, daß trotz ihrer Hartnäckigkeit der Reichstag über ihre Köpfe hinweg seine Beschlüsse ausführen kann.

Wir kommen nun, da von Togo nicht viel zu sagen ist, auf das Schmerzenskind unsrer Kolonialpolitik, auf Südwestafrika.

Bekanntlich ist in den letzten Monaten mehrmals das Gerücht in Umlauf gesetzt worden, Deutschland beabsichtige, seine südwestafrikanische Kolonie zu verkaufen. Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß unsre Regierung diesen Gedanken nie gehabt hat, daß er nur zeigt, wohin die Wünsche unsrer deutschfreisinnigen Kolonialmächte gehen. Wohl aber ist es begreiflich, wenn nach den kalten Äußerungen unsrer Regierung während der Kolonialdebatte im Januar des Jahres vielfach die Vorstellung Boden gewann, daß man nicht gesonnen sei, mit rechtem Ernst an die Regelung der schwierigen südwestafrikanischen Verhältnisse hinanzutreten. Man empfand es wie einen Schimpf, daß unsre Schutztruppe Gewehr beim Fuß den Räubereien eines Hendrik Witboy gegenüber eine wenig rühmliche Neutralität behauptete, und wollte nicht einsehen, daß, so lange nicht mit größern Mitteln aufgetreten würde, ein offner Bruch mit dem kühnen und verschlagenen Häuptling allerdings sehr übel angebracht gewesen wäre. Damara und Namaqualand blieben trotz ihres der europäischen Kolonisation günstigen Klimas die Stiefkinder, und das Glück und Geschick, womit sowohl Dr. Göring als Hauptmann von François auf diesem Boden gearbeitet haben, vermochten ebenso wenig eine Wandlung herbeizuführen, wie die Aufforderungen, die eine systematische Besiedelung des Landes vonseiten der Kolonialgesellschaft anregten.

Es bewahrheitet sich an Südwestafrika der alte Satz, daß die Pioniere einer fruchtbaren Kolonisation Kaufleute sein müssen, die im wohlverstandenen eignen Interesse mit Mitteln ausgerüstet, die den Bedürfnissen entsprechen, ans Werk gehen. Die Pflicht des Reiches besteht dann im wesentlichen darin, ihren Spuren folgend überall da Sicherheit zu schaffen und das Recht zu vertreten, wo sie Fuß gefaßt haben. Welche Gründe das deutsche Kapital bisher veranlaßt haben, sich dem vielversprechenden südwestafrikanischen Schutzgebiete gegenüber ablehnend zu verhalten, mag dahingestellt bleiben. Das Organ der deutschen Kolonialgesellschaft, die deutsche Kolonialzeitung, hat in einer ganzen Reihe vortrefflicher Artikel den Nachweis geführt, daß wir es keineswegs mit einem Abenteuer, sondern mit sehr realer Gelegenheit zu Erwerb und fruchtbarer Arbeit zu thun haben würden.

Wie dem auch sei, wir freuen uns, feststellen zu können, daß der jetzt zusammengetretene Kolonialrat Gelegenheit haben wird, auch in Südwestafrika mit Umständen zu rechnen, die ein energisches und segensreiches Ausbauen dieses Schutzgebietes ermöglichen. Die letzten Tage haben uns die erfreuliche Kunde gebracht, daß sich in Hamburg eine Damara- und Namaquagesellschaft gebildet hat, die unter Beteiligung englischer Kapitalisten besonders an die Ausbeutung der Mineralschätze des Gebietes gehen will. Beträchtliche Kapitalien stehen der neuen Gesellschaft zur Verfügung, ihre Bestätigung durch den Reichskanzler wird wohl bald erfolgen. Wir halten diese gemeinsame Arbeit deutscher und englischer Unternehmer für ganz besonders glücklich. Wir können von den Engländern, die uns an kolonialer Erfahrung — darüber wollen wir uns doch nicht täuschen — überlegen sind, gewiß viel lernen. Die Verbindung englischer Zähigkeit und Kapitalkraft mit deutschem Fleiß und deutscher Wissenschaftlichkeit ist sicher dazu angethan, die Siegel zu brechen, die bis jetzt den Reichtum des Landes verschlossen haben. Ist aber nach dieser Richtung ein wirklicher Erfolg erzielt, so wird der Unternehmungsmut von selbst wachsen.

So sehen wir, wohin wir auch in unsern afrikanischen Schutzgebieten die Blicke lenken, Keime zu neuem, frischem Leben. Der Bann, der wie ein Alp auf unsern Unternehmungen lastete, ist gebrochen. Geht es in gleichem Schritt weiter, so werden wir in Afrika bald überall auf gesichertem Boden stehen. Quod Deus bene vertat.

# Ihnes Römische Geschichte

Die Römische Geschichte von Wilhelm Ihne, deren Umfang vom Verfasser zunächst nur auf drei Bände berechnet worden war, ist in den spätern Abschnitten von Band zu Band ausführlicher geworden und hat im vorigen Jahre mit dem achten Bande, der die Aufrichtung der Alleinherrschaft durch Octavian schildert, einen vorläufigen Abschluß erreicht. Die acht Bände sind in ziemlich regelmäßiger Folge ausgegeben worden. Dem ersten Bande (von der Gründung Roms bis zum ersten punischen Kriege. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1868) folgte 1870 der zweite Band, vom ersten punischen Kriege bis zum Ende des zweiten, 1872 der dritte Band, die äußere Geschichte bis zum Fall von Numantia, 1876 der vierte Band, Verfassung und Volk auf dem Höhepunkte der Republik, 1879 der fünfte Band, der Verfall der Republik, 1886 der sechste Band, der Kampf um die persönliche Herrschaft, und 1890 der siebente und achte Band, die Bürgerkriege bis zum Triumvirat und das Triumvirat bis zum Kaisertum.

Ihnes Werk wendet sich „in erster Linie" nicht an den Gelehrten, sondern „an das ganze gebildete Publikum." Es stellt sich also gegen Mommsens Römische Geschichte. Da diese in der Gunst der Leser einen Genossen nicht verträgt, muß jede neuere, selbständige Darstellung der römischen Geschichte ihr Gegner werden, besonders in den Abschnitten, wo bei Mommsen der Geschichtschreiber vom Parteimann beeinflußt wird. Dieser Gegensatz zu Mommsen giebt der Auffassung und Darstellung Ihnes ihr Gepräge und beherrscht, häufig unausgesprochen, aber dem Leser deutlich fühlbar, das ganze achtbändige Werk. Bereits das Vorwort erkennt zwar an, daß sich Mommsens Buch mit Recht „einer ausgedehnten Popularität" erfreut, aber es erhebt zugleich den Vorwurf gegen ihn, daß er „oft in der gedrängtesten Weise nur die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Untersuchungen giebt, ohne die Quellen und die Beweisführung anzudeuten, auf welchen die Ergebnisse beruhen. Er verlangt vom Leser einfach Zustimmung und giebt ihm nicht die Mittel an die Hand, die Richtigkeit der Schlüsse zu prüfen, oder auch nur (?) für sich selbst eine auf Beweise gestützte Überzeugung zu gewinnen." Gegenüber dieser Behandlungsweise der römischen Geschichte will Ihne den Leser in den Stand

setzen, an der Forschung selbst teilzunehmen. Er entwickelt daher nicht nur in der Darstellung selbst die verschiednen Ansichten, um ihnen schließlich seine eigne gegenüberzustellen; er giebt auch unter der Darstellung zahlreiche Anmerkungen, in denen schwierigere Stellen oder Widersprüche in unsrer Überlieferung besprochen und mit zunehmender Ausführlichkeit die Beweisstellen selbst mitgeteilt werden, sodaß in den spätern Bänden häufig ein Viertel oder ein Drittel, zuweilen die Hälfte der Seite mit Abschriften aus griechischen und römischen Schriftstellern gefüllt ist. Diese Belastung des Buches muß unnötig genannt werden. Einfache Verweisungen würden genügen, denn wer die Urteile des Verfassers nachprüfen will, besitzt die ausgeschriebenen Schriftsteller entweder selbst, oder sie stehn ihm mit leichter Mühe zur Verfügung, für ihn sind also lange Abschriften überflüssig; wer aber lateinisch und griechisch überhaupt nicht oder nicht mehr recht versteht — und Ihnes Buch wendet sich „in erster Linie" ans Volk —, für den sind sie nutzlos. Auch die Ausführlichkeit, mit der die Anmerkungen kleinere Streitfragen behandeln, ist nicht zu billigen, trotz des Scharfsinns, womit diese Untersuchungen geführt werden, und trotz vieler Anregungen, die darin enthalten sind. Man kann von einem Geschichtsforscher, der fürs Volk schreibt, verlangen, daß er den Stoff völlig verarbeite und nicht nötig habe, sein Buch mit Anmerkungen zu überlasten. Diese Art des Arbeitens mag bequem sein, aber sie entspricht doch nicht den Anforderungen, die wir an ein im besten Sinne „populäres" Buch stellen.

Die Verschiedenheit in der Auffassungs- und Darstellungsweise Mommsens und Ihnes tritt bereits in den ersten Abschnitten deutlich hervor. Beide Forscher widmen der Schilderung des Zeitraums von den Anfängen Roms bis zum Zusammenstoß der Römer und Karthager gegen fünfhundert Seiten. In glänzender und fesselnder Darstellung entwirft Mommsen ein Bild des alten Italiens; er führt uns zu dem Stamme der Latiner, als deren Hafenplatz sich Rom erhob; er zeigt, welche Umstände das Übergewicht der Stadt über die andern Orte des Stammgebietes beförderten, und welche Thatsachen der sagenhaften Überlieferung von der ältesten Geschichte und Verfassung Roms zu Grunde liegen; er schildert die Umwälzung der Verfassung und die Ausdehnung des römischen Gebietes und erweitert den Gesichtskreis von Abschnitt zu Abschnitt durch die Erzählung der Kämpfe Roms mit den sabellischen Stämmen, den Etruskern und den Hellenen, deren Städtegründungen in Großgriechenland das Übergreifen des erobernden Staates über die natürlichen Grenzen Italiens herbeiführten. Ihne beginnt seine Darstellung mit den Worten: „Als Troja nach dem Rate der Götter von den Griechen bezwungen war, floh der edle Äneas mit einem Haufen Trojaner aus der brennenden Stadt," und giebt nun zunächst auf siebzig Seiten eine kurze Erzählung der Sagen von der Gründung Roms, den sieben Königen und dem Sturze der Königsherrschaft. Die Aufnahme dieser Sagen wird man nicht tadeln wollen,

im Gegenteil, je mehr diese alten Erzählungen aus der Schule verdrängt werden, um so lieber begegnen wir ihnen in einer Darstellung, die fürs Volk geschrieben ist; denn es ist gewiß nicht ohne Wert, zu wissen, was die Römer über ihre eigne Vergangenheit gefabelt und geglaubt haben, und die Beanlagung eines Volkes verrät sich auch in den Zügen, mit denen es seine Sagen ausstattet. Aber mit der breiten Ausführlichkeit, womit Ihne seiner Erzählung Abschnitt für Abschnitt eine „Kritik" der Sage folgen läßt, kann man nicht einverstanden sein. Die Teilnahme des Lesers muß nachlassen, wenn er als Ergebnis langer Erörterungen immer nur dasselbe erfährt, daß nämlich diese alten Sagen eben wirklich Sagen sind. Ihne giebt in diesen Abschnitten zu viel oder zu wenig, zu wenig für den Forscher, zu viel für den Laien. Er ist hier zum Nachteil für das Buch den Ausführungen Schweglers gefolgt; während dieser aber im ersten Bande seiner Römischen Geschichte die Überlieferung nach allen Richtungen hin durchforscht und in ihre einzelnen Bestandteile zerlegt, versucht Ihne nur die Ergebnisse dieser Untersuchungen zusammenzufassen und setzt sich dadurch dem Vorwurf aus, den er selbst gegen Mommsen erhebt. „Dem Laien — meint schon Clason in der Fortsetzung des Schweglerschen Werkes — wird es unmöglich sein, unabhängig vom Autor sich über die jedesmal in Frage stehende Sache ein Bild zu machen. Und wiederum vermißt der Fachgenosse vielfach die genauere Ausführung eines Beweises." Man kann diesem Urteile nur beipflichten.

Der erste Band Ihnes ist überhaupt der schwächste. Es fehlt hier alles, was den Leser anziehn und fesseln könnte. Ihnes Blick reicht nicht sehr weit, und seiner Auffassungs- und Gestaltungsweise mangelt die bildende und belebende Kraft, die uns bei Mommsen selbst da fesselt, wo wir seine Ansichten nicht teilen können. Mommsen beherrscht die Überlieferung; Ihne läßt sich von ihr beherrschen und verliert sich, wo sie versagt, in Einzeluntersuchungen, über denen der Zusammenhang des Ganzen verloren geht. Schon äußerlich macht sich das fühlbar. Während Mommsen die Schilderung des Zeitraumes vom Sturz der Königsherrschaft bis zum tarentinischen Krieg in neun Kapitel zusammendrängt, braucht Ihne dazu sechsunddreißig Kapitel, und obwohl dieses Buch fast zweihundert Seiten stärker ist als bei Mommsen, so bleibt doch, da für die ältesten Zeiten der römischen Geschichte nur spärliche und trübe Quellen fließen, der Inhalt dürr und die Darstellung trocken. Erst um die Wende des vierten und des dritten vorchristlichen Jahrhunderts werden unsre Quellen stärker und reiner, und damit erhält auch Ihnes Darstellung mehr Leben. Schon die Abschnitte, die den tarentinischen Krieg und die Kämpfe gegen die Karthager schildern, bieten ein klares Bild der großen Ereignisse, und die Erzählung der innern Kämpfe von den gracchischen Bestrebungen an bis zur Rückkehr Octavians aus Ägypten gehört zu dem besten, was wir über diesen Zeitraum besitzen. Einen besondern Vorzug von Ihnes Darstellung bildet die

klare Erzählung der geschichtlichen Vorgänge; weniger befriedigt die Darlegung der innern Zustände, am bedenklichsten ist die Charakterschilderung der großen Männer, die in den Kampf entscheidend eingreifen. Das fortwährende Hinblicken auf Mommsen hat hier etwas Peinliches. Ihne scheint förmlich eine Übereinstimmung mit seinem Vorgänger zu scheuen, und wo ihn die Überlieferung dazu zwingt, sucht er wenigstens den Charakter seines Helden noch unter Mommsens Schilderung hinabzudrücken oder darüber hinaus zu erheben. Dabei können Widersprüche und Unklarheiten nicht ausbleiben. Die Begabung des Pompejus ist schon von Mommsen überaus gering geschätzt worden, aber Pompejus bleibt doch auch bei Mommsen wenigstens „ein guter Offizier.“ Ihne meint zwar auch gelegentlich: „Pompejus war ein erfahrener Feldherr, der es verstand, in großem Stil zu operiren,“ aber beim Rückblick auf das Leben des Helden urteilt er: „Pompejus besaß kaum mehr kriegerische Begabung, als der durchschnittliche Römer; es war überall nur die althergebrachte Routine, die er, allerdings mit Umsicht [gleich dem durchschnittlichen Römer?], zur Anwendung brachte, zuletzt scheint ihm sogar der persönliche Mut und [der] Verstand geschwunden zu sein.“ Zwei Seiten später dagegen liest man wieder: „Wie bitter mögen die verruchten Mörder des Pompejus ihre That bereut haben, als sie kurz nachher im verzweifelten Kampfe Cäsar gegenüberstanden! Und wer kann sagen, was der Ausgang dieses Kampfes gewesen wäre, wenn sie damals einen Pompejus an ihrer Spitze gehabt hätten?“ Ja, wenn Pompejus als Feldherr wie als Staatsmann wirklich eine solche Null war, wie Ihne meint, was hätte er denn und noch dazu mit seinem geschwundnen Verstand den Ägyptern helfen können?

Eine rätselhafte und sehr verschieden beurteilte Gestalt ist Sulla. Mommsen hat ihn „gerettet,“ so weit die Überlieferung das zuließ. Ihne sucht noch weiter zu retten, und zwar gerade dort, wo unsre Quellen in der Verurteilung Sullas übereinstimmen, in der Anschuldigung jener fast beispiellosen Grausamkeit, womit Sulla seine Gegner aus dem Wege räumte. Ihne meint, „es hieße einen ungerechten Maßstab anlegen an den größten Mann, den bis dahin Rom erzeugt hatte, wollte man ihn messen und beurteilen nach der Zahl der Opfer, die der fürchterliche Kampf gefordert hatte. Moralisch wiegt ein einziges Menschenleben, das der Rachsucht oder Bosheit geopfert wird, schwerer als Tausende, die in einem Kampf erliegen für eine große Sache. Nur dann könnte Sulla dem Abscheu der Menschheit verfallen, wenn er in wilder, planloser Mordsucht oder zur Befriedigung persönlicher Leidenschaften gehandelt hätte.“ Eine wunderliche Moral, die den Verfasser zwingen wird, auch den Schreckensmännern der großen Revolution „gerecht zu werden“! Und wenn Ihne als Beweis dafür, „daß die Schreckenstage vergessen und vergeben waren,“ das prunkvolle Leichenbegängnis Sullas und die Trauer der römischen Matronen anführt, so braucht man dem nur die überschwänglichen Ehren-

bezeugungen, die der Leiche eines Marat erwiesen wurden, entgegenzuhalten, um zu erkennen, was eine solche Beweisführung wert ist; die Geschichte und besonders die alte Geschichte vergißt die stillen Klagen der Niedergetretnen über den Gefühlen des Siegers. Aber vor allem auch hier wieder, in welchen kaum glaublichen Widerspruch gerät Ihne mit sich selbst, wenn er von Marius sagt: „Es mag noch zweifelhaft sein, ob die in roher Leidenschaftlichkeit verübten Unthaten seines [des Marius] letzten Lebensjahres ihn als Menschen mehr verabscheuungswürdig erscheinen lassen als seinen großen Gegner Sulla die in kaltem Blute und mit politischer Berechnung systematisch angeordneten Massenmorde"! Hat Ihne denn auf Seite 454 ganz vergessen, was er auf Seite 364 geschrieben hat?

Während Ihne bei Pompejus und Sulla noch bis zu einem gewissen Punkte Mommsen folgt, sind die Fälle weit häufiger, wo er in der Beurteilung großer Männer von Mommsen abweicht. Sertorius ist bei Ihne „ohne staatsmännisches Talent, durch und durch Soldat und nur Soldat," ein vaterlandsloser Condottiere. — Crassus ist durch seine Vielseitigkeit und Tüchtigkeit als Soldat, als Redner und als Geschäftsmann „ein ungewöhnlicher Mann" und in vielen Dingen dem großen Marlborough nicht unähnlich. — „Hätte Rom in seinem hohen Adel viele Männer gehabt wie Lucullus, die bei großer Begabung, hoher Bildung, militärischer und politischer (?) Tüchtigkeit sich so frei gehalten hätten von dem Mißbrauch der Gewalt, von Habsucht (?) und Gewaltthätigkeit, von Herrschsucht und Willkür, so hätte die Republik unter der Leitung eines weisen und kräftigen Senates noch länger fortbestehen können." — „Verglichen mit der Tücke der römischen Staatskunst, war der blutgetränkte Ehrgeiz Jugurthas die reine Unschuld; die Römer waren nicht berechtigt, darüber zu Gericht zu sitzen; nie hat Jugurtha einen Schritt gethan, den die Römer als einen gegen sie gerichteten Angriff auslegen konnten." — Catilina ist anscheinend ein ganz ehrenwerter Mann, der „in den Jahren 64 und 63 mit Ausdauer, Beharrlichkeit und, sagen wir, mit Mäßigung einen ganz berechtigten Zweck verfolgte" (nämlich die Wahl zum Konsulat; was er als Konsul thun wollte, wissen wir ja nicht recht) und eigentlich nur durch den Widerstand seiner Gegner auf ungesetzliche Wege gedrängt wurde. — Cäsar ist „keineswegs der klug berechnende, von Geburt an ehrgeizige Politiker, wie er gewöhnlich geschildert wird, der von Anfang an seinen Plan, zur Alleinherrschaft zu gelangen, fix und fertig in der Tasche hat (!) und keinen Schritt thut, der nicht berechnet wäre, ihn diesem Ziele zu nähern"; seine Absicht in Gallien konnte keine andre sein, „als die römische Herrschaft zu erweitern, den asiatischen Eroberungen des Pompejus ähnliche in Europa an die Seite zu stellen und, während er so den Interessen des Staates diente, seine persönliche Stellung in demselben zu heben"; er sah nur „in allgemeinen schattenhaften Umrissen die Notwendigkeit der Änderung," und „es war, als wenn der

Herrscher von Gallien mit einem gallischen Heer(!) in Italien einfiele, um es zu erobern"; „daß Cäsar sich mit überschwänglichen und anstößigen Ehren überschütten ließ, daß er sogar nach dem verhaßten und gefürchteten Königstitel strebte, ist ein psychologisches Rätsel bei einem Manne, der sein Leben lang immer mit kluger und kalter Berechnung gehandelt und nie sich durch Gefühle und Eitelkeit hatte beherrschen lassen. Es erscheint als eine solche Schwäche und Verleugnung seiner eigensten Natur, daß seine Verehrer trotz aller Zeugnisse haben leugnen wollen, er habe wirklich nach der Königskrone getrachtet. Aber dieses ist die reine Willkür. Die Beweise sind zu schlagend." An andern Stellen warnt Ihne wiederholt, dem Stadtklatsch zu viel zu trauen; doch hier sind die Stimmen von Cäsars Feinden „schlagende Beweise," und ohne auf Cäsars Freunde zu hören, beschuldigt Ihne den größten Römer lieber eines Widerspruchs gegen „seine eigenste Natur" und sucht, kaum glaublich, „das psychologische Rätsel" durch die Annahme einer geistigen Krankheit bei Cäsar zu lösen: „mag man es Verblendung, mag man es Schwäche oder eine geistige Krankheit(!) nennen," „wenigstens war Cäsar in seiner letzten Zeit körperlich geschwächt," fügt eine Anmerkung erläuternd hinzu und bringt das Zeugnis Suetons bei, wonach Cäsar an plötzlichen Ohnmachtszufällen und Schlaflosigkeit gelitten hätte!

Woran alle diese Charakterschilderungen leiden, geht wohl schon aus den ausgeschriebnen Stellen hervor. Diese Gestalten haben gleichsam kein Rückgrat, es fehlt ihnen an Kraft und Saft; sie stehn nicht über den Ereignissen, sondern lassen sich von ihnen treiben. Die Kunst, einen großen Charakter mit wenigen Zügen lebenswahr zu schildern, geht Ihne ab, und das verkleinernde Nörgeln an den wenigen bedeutenden Männern und dem einen wirklich großen Mann, den Rom besessen hat, wirkt ebenso unerfreulich, wie das Nachhelfen und Emporheben bei den vielen Mittelmäßigkeiten. Daß Ihnes Urteil trotzdem in vielen Fällen und besonders in Einzelheiten das rechte trifft, soll nicht geleugnet werden, aber es bleibt ein großer Mangel des Buches, daß die leitenden Männer zu wenig als die alles bewegende und treibende Kraft hervortreten, und daß man sich bei dieser Erzählung des Zusammenbruchs der Republik und der Kämpfe um die Alleinherrschaft schließlich der Goethischen Worte erinnert: „Jeder solcher Lumpenhunde wird vom zweiten abgethan."

Bezeichnend für Ihnes Kunst in der Charakterschilderung ist es, daß er eine besondre Vorliebe für Cicero hegt, also für den Mann, der gerade als Staatsmann am wenigsten Charakter zeigt; denn in dieser Beziehung vermag ihn auch Ihne nicht zu retten, so viel er auch sonst zu einer gerechtern Würdigung des Mannes beiträgt. Im Gegensatz zu denen, die nach Drumanns Vorgange den großen Redner mit Spott förmlich überschüttet und ihn nicht nur als Staatsmann der Eitelkeit, des Wankelmuts und der Unfähigkeit, sondern sogar als Menschen der Feigheit beschuldigt haben, schreibt Ihne die

bittern, aber treffenden Worte: „Dies ist ein ungerechter Vorwurf. Er geht aus von Leuten der Wissenschaft, von Schriftstellern, die in Gelehrsamkeit befangen mit einseitiger Vorliebe diejenigen Eigenschaften preisen, zu deren Erwerbung sie selbst keine Gelegenheit haben. Wenn diese Cicero verspotten, weil er für sein Leben gefürchtet, seine Feinde ausgewiesen, sich versteckt und geflüchtet habe, so vergessen sie, daß nicht bloß Cicero, sondern alle seine Landsleute und Zeitgenossen, gerade wie er selbst, ihr Leben zu retten suchten, wenn ihre siegreichen Feinde es gefährdeten." Nach den vielen gröblichen Angriffen auf Cicero ist es eine wahre Freude, die Abschnitte zu lesen, in denen Ihne seine Thätigkeit im Staatsleben behandelt. Er verschweigt keineswegs die Fehler und Schwächen Ciceros, seine Eitelkeit und Ruhmredigkeit, den Mangel an Selbstbeherrschung in der Verbannung und seine Unentschlossenheit und Kurzsichtigkeit beim Ausbruch des Bürgerkrieges; den Staatsmann Cicero kann auch Ihne nicht retten. Aber er hebt mit vollem Rechte die hellen Züge in Ciceros Bilde hervor, die künstlerische Beanlagung des Redners, seine Uneigennützigkeit in der Verwaltung der Statthalterschaft, die Offenheit, womit er in den Briefen seine geheimsten Gedanken ausspricht, seine Vaterlandsliebe und die Treue, mit der er während seiner beiden letzten Lebensjahre bei einer verlornen Sache ausharrt. Es ist Ihnes Verdienst, uns Cicero als Menschen wieder lieb und achtungswürdig gemacht zu haben.

Wie Ihne in der Charakterschilderung Mommsen nicht ebenbürtig ist, so steht auch die Darlegung der innern Zustände und der Gegensätze und letzten Ziele der Parteien hinter den entsprechenden Abschnitten bei Mommsen zurück. Ihne erkennt richtig die Ursachen des Verfalls der Republik in den ungesunden wirtschaftlichen Verhältnissen, dem Sklavenwesen, dem Schwinden des Bauernstandes, der Ausdehnung des großen Grundbesitzes über ganz Italien. Aber den gracchischen Bestrebungen, diese Schäden zu heilen, bringt er wenig Teilnahme entgegen. Das Auftreten des Tiberius Gracchus wird mit den Worten eingeleitet: „Ehe wir auf eine Würdigung des Inhalts dieser Reform eingehen, drängt sich schon hier die Frage auf, ob es weise war in (!) einem so blutjungen Staatsmann, der erst am Anfang seiner Laufbahn stand, einen voraussichtlich schweren Kampf so auf eigne Faust, aus bloßer Begeisterung und Vertrauen auf seine Sache zu unternehmen. Der Erfolg hat gezeigt, daß er, wenn auch nicht unrecht, so doch unweise handelte." Ihne selbst verspottet an andern Stellen das vaticinium ex eventu, und wir meinen, in einer Volksnot komme es nicht darauf an, daß der Mann, der sich zum Retter berufen fühlt, einen Kahlkopf und den Geheimratstitel oder eine Reihe Orden vor der Brust hat. Tiberius war dreißig Jahre alt, als er den Kampf begann; er hatte an zwei Feldzügen, in Afrika und in Spanien, hier als hoher Offizier teilgenommen; er hatte den ganzen Jammer der Adelswirtschaft kennen lernen, und er sah richtig, wo der Hebel anzusetzen war, um eine Besserung

herbeizuführen. Erst der Widerstand seiner Gegner trieb ihn zu ungesetzlichem Vorgehen, und er ging unter, weil ihm die Deckung einer Partei fehlte. Deshalb suchte sich der jüngere Gracchus am Ritterstand einen Rückhalt zu schaffen. Ihne urteilt mißgünstig, Gajus Gracchus hätte den Teufel durch Beelzebub austreiben wollen. Gewiß, viele Ritter mochten ebenso wenig wert sein, wie die Mehrzahl unter den Senatoren. Aber es war doch nicht des Gracchus Schuld, daß er bei so verlotterten Zuständen die Waffen nehmen mußte, wo und wie er sie fand. Und Gracchus dachte auch gar nicht daran, den Ritterstand an Stelle des Senatorenstandes als mächtigstes Glied des Staatswesens einzusetzen; vielmehr wollte er selbst die Macht in Händen halten. Ihne verkennt eben völlig die eigentlichen Ziele des Gracchus; er meint, ein „Volksregiment," wie es sich Gracchus gedacht hätte, wäre undenkbar ohne einen leitenden Mann an der Spitze, wie hätte das Volk Jahr auf Jahr solche Männer finden können? „Männer" waren eben dazu gar nicht nötig, ein Mann hätte genügt, und Gajus Gracchus war dieser Mann. Als sein Tribunat im Jahre 123 ablief, ließ er sich für das Jahr 122 von neuem wählen, und für 121 bewarb er sich zum drittenmal um das Amt. Daß das Volk ihn bei seiner dritten Bewerbung fallen ließ, war der Anfang vom Ende. Deshalb ist auch Ihnes Vorwurf ungerecht, Gracchus hätte unmögliches gewollt. Wir kennen seine letzten Ziele überhaupt nicht sicher und können nicht wissen, was er in einer festern Stellung möglich gemacht hätte. Das aber ist klar, und Ihne hätte das nicht übersehen sollen, daß Gracchus der erste Römer war, der den allmächtigen Senat nicht nur schwächen, sondern zurückdrängen, die Macht teilen und sich selbst an die Spitze des Staates stellen wollte. Unverständlich ist Ihnes Betrachtung, die übrigens bei Cäsars Beurteilung ähnlich wiederkehrt: „Etwas wesentlich Neues wollte er nicht schaffen. Er gehört also nicht in die Reihe der genialen Naturen. Ganz im Geiste der Männer, die vor ihm an der Ausbildung des römischen Verfassungs- und Staatswesens gearbeitet haben, stellte er sich auf den Boden der gegebenen Verhältnisse, und das Werk, das er im Auge hatte, war nichts andres als eine Reform." Dies wäre doch eher ein Lob als ein Tadel! Hat denn je, wenn es kein Phantast war, ein Mann gelebt, der nicht „auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse" gestanden hätte?

Im Gegensatze zu der Reform des Gracchus, die vor der Vollendung durch den frühzeitigen Tod ihres Urhebers unterbrochen wurde, bewundert Ihne die Restauration Sullas, die er eine Restauration im großartigsten Stile nennt. Auch hier kann man dem Urteile des Verfassers nicht folgen. Wir meinen, viel eher als Gracchus verdient Sulla den Vorwurf, unmögliches gewollt zu haben und mit den abscheulichsten Mitteln. Das Glück hat ihm bis zu seiner letzten Stunde beigestanden, er hat alles, was er für gut hielt, unter Strömen von Blut durchsetzen und erzwingen können — und schon in

seinem Todesjahre krachte der Bau, den er aufgeführt hatte, in allen Fugen! Dies war das Werk des größten Mannes, „den bis dahin Rom erzeugt hatte."

Am mißgünstigsten urteilt Ihne über Cäsars Werk. Doch würden wir uns noch mehr in Einzelheiten verlieren, wenn wir dem Verfasser auch hierhin folgen wollten. Mommsen ist in der Bewunderung des großen Mannes zu weit gegangen; Ihne widerspricht dem an manchen Stellen richtig, aber das Bild, das er von Cäsars Thätigkeit entwirft, ist ohne Liebe aufgefaßt und in den Umrissen wie in der Ausführung fehlerhaft. Anstatt noch weitere Mängel hervorzuheben, wollen wir zum Schluß lieber nochmals auf einen Vorzug Ihnes hinweisen, nämlich auf die klare, durchaus auf den Quellen beruhende Erzählung der Ereignisse. Zwar können wir auch hier nicht ohne jede Einschränkung loben. Die Darstellung ist ohne Schwung, sie packt den Leser nicht, sie läßt ihn kalt. Auch die Schreibweise Ihnes hat, wie wohl schon die ausgeschriebnen Stellen beweisen, nichts anziehendes; sie ist trocken, nicht arm an Fehlern, reichlich mit Fremdwörtern durchsetzt, zuweilen gekünstelt, oft trivial. Daher wird auch Ihnes Buch wohl kaum in weitern Volkskreisen eine Verbreitung gleich dem Mommsens erhalten. Dies wird überdies durch den Umfang und den Preis des Werkes erschwert. Dennoch muß man Ihnes Schilderung der Kämpfe, unter denen sich die Umwandlung der römischen Republik in die Monarchie vollzogen hat, zu dem besten rechnen, was man dem gebildeten Leser für diesen Zeitraum empfehlen kann. In den Bibliotheken unsrer höhern Schulen sollte das Buch daher nicht fehlen.

# Was kann die Schule zur Charakterbildung thun?

In einer preußischen Provinz findet dieses Jahr die übliche Direktorenkonferenz statt. Die Fragen, die dabei verhandelt werden sollen, sind schon vor anderthalb Jahren den Lehrerkollegien mitgeteilt und von diesen beraten worden. Das Ergebnis dieser Beratungen ist den Referenten übermittelt worden, und das Provinzialschulkollegium ist auch schon im Besitz der Gesamtberichte. Da wird plötzlich sämtlichen Anstalten noch eine neue Frage vorgelegt, sie sollen sich darüber äußern, was die Schule thun könne, um den Charakter zu bilden! Es liegt auf der Hand, wodurch sich das Provinzialschulkollegium hat bestimmen lassen, nachträglich diese Frage zu stellen, es ist die Rede des Kaisers

bei der Eröffnung der Schulkonferenz. Gerade diese Vorgeschichte giebt uns Stoff zur Beantwortung der Frage.

Wenn der Kaiser ein Wort seines Lehrers rühmt: „Wer erziehen will, muß selbst erzogen sein,“ so darf man wohl erst recht sagen, daß niemand einen Charakter bilden kann, der nicht selbst ein Charakter ist. Das erste aber, was zum Charakter gehört, ist Selbständigkeit, und gerade diese vermissen wir in der gesamten Unterrichtsverwaltung. Jene Frage ist entweder so wichtig, daß sich alle Lehrer darüber klar sein müssen — dann durfte man nicht erst auf die Anregung von oben warten —, oder sie ist minder wichtig — dann brauchte man sie nicht noch nachträglich zu stellen. Es erinnert das an das Vorgehen einiger Berliner Gymnasialdirektoren, die unmittelbar nach der Eröffnung der Schulkonferenz ihren Jungen drei Stunden freigaben, damit sie aufs Eis gehen könnten. Verträgt das der Unterricht, dann streiche man überhaupt diese Stunden, verträgt er es nicht, dann hätte man es auch in diesem Falle lassen sollen. Nun geschieht es zwar nicht alle Tage, daß der Kaiser persönlich in die Angelegenheiten der Schule eingreift, aber die Abhängigkeit der Provinzialbehörden von Berlin ist etwas Bleibendes, und wie die Schulkollegien sich in allem und jedem nach dem Ministerium richten müssen, so schreiben sie ihrerseits wieder den Direktoren bis ins kleinste vor, wie sie sich zu verhalten haben, sodaß diese als Direktoren kaum noch Persönlichkeiten zu nennen sind. So bestimmt z. B. die Behörde, daß der Unterricht am letzten Tage vor den Ferien bis um ein Uhr dauert, daß aber auswärtige Schüler, die sonst an diesem Tage ihre Heimat nicht erreichen können, um elf, frühestens um zehn entlassen werden dürfen. Nun kommt es aber vor, daß sie zu einer noch frühern Stunde abreisen müssen. Wagt in diesem Falle der Direktor den Schüler zu entlassen? Wir könnten Direktoren nennen, die erst gehorsam anfragen, wie sie sich zu verhalten haben, und nach dem Wortlaut der Verfügung müssen sie das auch thun. Aber ist das eines Direktors würdig? Und wie viele überflüssige Verfügungen werden erlassen! Da soll z. B. eine neue Stimmgabel eingeführt werden. Würde es nicht genügen, das in einem kurzen Schreiben anzuzeigen? Nein, es ergehen vier lange Verordnungen, und auf jede einzelne muß der Direktor berichten. Wo soll er da noch Zeit haben, sich um die wirkliche Leitung der Anstalt zu kümmern? Er kann höchstens seinen Ärger an den Lehrern auslassen, und dann sind diese Unglücklichen erst recht nicht die Männer, den Charakter ihrer Schüler zu bilden. Mit welcher Unterwürfigkeit begegnen oft die Lehrer ihrem Direktor; nicht wie Männer, die dieselbe Bildung haben und dieselbe Stellung einnehmen könnten, nein, wie Diener, die von der Laune ihres Herrn abhängen. Aber freilich, das geht nach oben weiter; wo wird je ein Provinzialschulrat einen Direktor seinen Kollegen nennen! Und nun gar erst der Herr Ministerialrat! Aber selbst wo ein würdiges Verhältnis zwischen dem Direktor und den Lehrern

besteht, sind diese so eingeschränkt, daß ihnen eine erziehende Thätigkeit kaum möglich ist. Daß man bei dem heutigen Humanitätsdusel dem Lehrer die Strafgewalt weit über das Maß beschnitten hat, ist ja bekannt, aber man hat ihm auch den Unterricht festgelegt, man nötigt ihn schon ein Jahr vorher, ehe er noch seine Schüler gesehen hat, ehe er weiß, was er ihnen zumuten kann, anzugeben, was er mit ihnen lesen will! So kommt man den Zuständen in Frankreich nahe, wo der Unterrichtsminister zu jeder Stunde weiß, was im entferntesten Lyceum gerade vorgenommen wird.

Unter diesen Umständen läßt sich die Frage, was die Schule thun kann, um den Charakter zu bilden, sehr einfach beantworten: Herzlich wenig oder — nichts.

Was könnte sie aber thun? Wenn auf allen Stufen der Unterrichtsverwaltung eine größere Selbständigkeit herrschte, so käme das zuletzt oder zuerst, wie man will, den Schülern zugute. Fühlt sich der Lehrer als Mann, der seinen Vorgesetzten zwar Gehorsam schuldet, aber auch von ihnen geachtet wird, weil er dieselbe Bildung besitzt wie sie und auch einmal an ihre Stelle treten kann, so wird er auch im Schüler den künftigen Mann sehen und ihn demgemäß behandeln. Er wird ihn nicht von vornherein für seinen Feind halten, der alles darauf anlegt, ihm zu schaden und ihn zu betrügen, sondern wird ihm mit Vertrauen entgegenkommen und in den meisten Fällen auch Vertrauen finden. Dabei müssen wir wieder an eine Verfügung von oben denken. Um zu verhüten, daß Unterschriften gefälscht werden, haben einige Schulkollegien oder das Ministerium bestimmt, daß Arrestzettel dem Schüler niemals in die Hand gegeben werden dürfen, sondern mit der Post oder durch den Schuldiener den Eltern zugestellt werden sollen. Das heißt aber doch jeden Schüler ohne Unterschied von vornherein für einen Fälscher erklären. Weil der eine oder der andre aus Angst vor der Strafe einmal die Unterschrift des Vaters nachmacht, wird jedem, der etwas nicht gelernt hat, gesagt, daß man ihn auch für einen Betrüger halte. Wo soll da das Vertrauen herkommen? Wie kann man zur Ehrlichkeit und Offenheit erziehen, wenn man dem Jungen keine Gelegenheit giebt, ehrlich und offen zu sein? Und verhütet man denn wirklich den Betrug? Wir könnten Fälle anführen, wo gewitzigte Burschen mit Hilfe des Dienstmädchens, sogar des Briefträgers solche Briefe an sich zu bringen gewußt und der Schule ein Schnippchen geschlagen haben. Durch diese Behandlung drängt man die Jungen geradezu auf den Weg des Betruges. Denn was vermag alle Weisheit des Lehrers gegen die Erfindungskraft der Jungen? Also fort damit! Man halte den Schüler so lange für ehrlich, bis er Beweise vom Gegenteil gegeben hat, dann wird er sich auch der Offenheit und Ehrlichkeit befleißigen.

Mit Strafen soll der Lehrer sparsam sein. Das ist ein sehr richtiger Grundsatz, der aber doch in der Anwendung seine Grenzen findet. So gewissenlos

es ist, bei jeder Kleinigkeit zu strafen, so gewissenlos ist es auch, gar nicht zu strafen. Wie soll der Schüler zu einem Gefühle der Pflicht kommen, wenn er nicht die Verletzung der Pflicht büßen muß? Mit einer liebevollen Vorhaltung ist es nicht immer gethan. Beim erstenmal mag sie genügen, dann aber muß Strafe eintreten. Man sei mäßig in den Forderungen, halte aber streng darauf, daß die Forderungen auch erfüllt werden. Hat ein Junge seine Arbeit nicht gemacht, so muß er nachsitzen, und ist er ungezogen gewesen, so ist in den untern Klassen ein Klaps gewöhnlich besser als andre Strafen, wird auch gar nicht als etwas so Ungeheures empfunden, wie es am grünen Tische erscheint. Selbstverständlich muß darin die nötige Vorsicht angewandt werden. Wir Alten sind wahrscheinlich alle noch heute unsern Lehrern für jeden Schlag dankbar. Nur durch weise Strenge kann die Jugend zum Bewußtsein der Pflicht gebracht werden. Und wann wäre das Pflichtgefühl nötiger gewesen als heute? Die einen reißen an den Banden des Staates, die andern führen ein gedankenloses Genußleben, wissen nicht, was es gekostet hat, das Reich aufzurichten, wissen nichts von der Not der Väter, wissen nichts von einer Verpflichtung, den Besitz zu behaupten und zu vermehren, sondern nehmen das gegebene gleichgiltig hin und denken, es müsse so sein. Diesen Bürschchen kann nur durch Strenge das Pflichtgefühl beigebracht werden. Das Pflichtgefühl hat Achtung vor dem Bestehenden, Liebe zum Bestehenden, Liebe zum Vaterlande zur Folge. Man täusche sich nicht; patriotische Feste thun es nicht, und die vielen Gedenktage, die jetzt in der Schule gefeiert werden, die zahlreichen Jugendschriften patriotischen Inhalts übersättigen den Schüler, sodaß er von den großen Männern unsrer Tage schließlich nichts mehr hören will. Dazu kommt noch, daß der Lehrer doch völlig außer stande ist, bei diesen patriotischen Festlichkeiten immer etwas neues zu sagen, daß er sich wiederholen muß und endlich nur mit halbem Herzen spricht. Nein, in jeder Unterrichtsstunde muß man dem Schüler zeigen, daß er Pflichten zu erfüllen hat, daß er um der andern willen da ist, nicht umgekehrt; in der Geschichtsstunde lerne er die Vergangenheit des eignen Volkes und die Geschichte der andern Völker kennen, man mache ihn mit seiner Heimat, seiner Sprache, der Litteratur seines Volkes bekannt, dann wird er von selbst sein Vaterland lieben, ohne daß ihm der Patriotismus eingepreßt wird.

Ähnlich ist es mit der Religion. Weder durch Vermehrung der Religionsstunden, noch durch Einführung täglicher Schulandachten werden wir ein frömmeres Geschlecht erziehen. Man sehe sich doch den Religionsunterricht an, wie er gewöhnlich und namentlich in den obern Klassen erteilt wird! Es handelt sich da immer nur um die Einprägung von Kenntnissen, eine Wirkung auf das Herz ist selten zu beobachten. Es ist das auch schwer zu verlangen, da die Religion — Prüfungsgegenstand ist und über die Leistungen eine Zensur erteilt wird! Ebenso wenig versprechen wir uns von den Schul-

andachten. An vielen Anstalten, wo sie eingeführt sind, herrscht ein so frivoler Ton, daß man erstaunt nach dem Grunde fragt. Zum Teil sind die Schüler ebenfalls übersättigt und nehmen nichts mehr auf, zum Teil wissen sie, daß die Lehrer selbst das nicht glauben, was sie predigen, und verlieren so die Achtung vor dem Lehrer und die Achtung vor dem Heiligen. Nein, durch so äußerliche Mittel läßt sich Frömmigkeit nicht schaffen. Frömmigkeit und Vaterlandsliebe sind zarte Pflanzen, die man nicht immerfort in die Hand nehmen darf. Wenn der Lehrer selbst streng sittliche Grundsätze hat und darnach handelt, wenn er von Gott und göttlichen Lehren mit einer heiligen Scheu spricht, dann wird er in den Kindern auch jene Frömmigkeit wecken, die zwar nicht immer den Menschen, aber stets Gott gefällt.

So könnte unsre Jugend zu Offenheit, Pflichttreue und Willensstärke, Vaterlandsliebe und Frömmigkeit erzogen werden, wenn man sich oben damit begnügte, allgemeine Bestimmungen zu erlassen, im einzelnen aber dem Lehrer mehr Freiheit und Selbständigkeit ließe. Dieser Mangel an Selbständigkeit macht sich auch bei den Schülern, namentlich in den obersten Klassen, geltend. Ein seltsamer Widerspruch! Auf der einen Seite scheut man sich, die Schüler fest anzugreifen, auf der andern gängelt man sie bis zur Universität wie kleine Kinder. Der Primaner wird zwar mit „Sie" angeredet, im übrigen aber ebenso behandelt wie der Sextaner. Für den Achtzehnjährigen gelten dieselben Schulgesetze wie für den Neunjährigen, er muß in der Klasse in einem Fache ebenso viel leisten wie im andern, eigentümliche Richtungen seines Geistes werden nicht berücksichtigt, unerfahren, unselbständig, unfähig, sich fortzubilden, verläßt er die Schule, vollgestopft mit Kenntnissen, aber — kein Charakter. Ganz recht: es ist hohe Zeit, daß die Schule etwas für die Charakterbildung thue.

## Hamerling der Philosoph

Nach seinem Tode hat Hamerling die Welt noch mit einem philosophischen Werk überrascht, dessen „Autorkorrektur" an seiner Stelle ein Freund, Dr. Adolf Harpf, hat besorgen müssen.*) Das Vorwort enthält eine ausführliche Verteidigung seines Unterfangens, als Dichter Philosophie zu treiben und sogar ein philosophisches Buch zu schreiben. Man muß lächeln über den Ernst, mit dem er die etwaigen Einwürfe litterarischer Philister widerlegt. Solchen

*) Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis. Von Robert Hamerling. Zwei Bände. Hamburg, Verlag und Druckerei der Aktiengesellschaft (J. F. Richter), 1891.

Leuten hätte er schon Ehre genug erwiesen, wenn er statt seines langen Vorworts Lessings kurzen Machtspruch hingesetzt hätte: „Darf ein Prediger Komödien machen? Warum nicht? wenn er kann. Darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Warum nicht? wenn er will!"

Über die Zeit, wo wir in der Stimmung des Jünglings von Sais an jeden neuen Philosophen hinantraten, sind wir hinaus. Wir wissen längst, daß es Thorheit ist, eine andre und bessre Lösung der Rätsel des Daseins zu suchen, als die der christliche Glaube darbietet. Wenn wir eine neue Metaphysik — denn das ist Hamerlings Buch — in die Hand nehmen, so geschieht es ohne alle Aufregung in der Erwartung, darin einige neue Ansichten und Aufschlüsse zu finden über Dinge, die innerhalb der Grenzen des erkennbaren und der Hauptsache nach längst erkannten liegen; im vorliegenden Falle aber interessiert es uns noch weit mehr, daß wir einmal das seltene Glück haben sollen, einen Dichter von Bedeutung seine Weltansicht im Zusammenhang darstellen zu hören, die in seinen Dichterwerken unvollständig, zerstreut und mit fremden Anschauungen vermischt (denn der wahre Dichter stellt doch nicht immer nur sich selbst dar) sozusagen herumliegt. Das philosophische System eines Menschen ist seine geordnete Weltansicht. Und wie jeder seinen eignen leiblichen Gesichtskreis hat, den kein andrer haben kann, so lange er nicht des ersten Stelle einnimmt, so hat auch jeder selbständig denkende Mann seine eigne Weltansicht, und zwar nicht bloß für einige Augenblicke, denn in geistiger Beziehung kann nie einer an die Stelle des andern treten. Gelingt also einem Manne in geistiger Beziehung das Kunststück, das im Gebiete der räumlichen Erscheinungen Mutter Natur für unser Auge besorgt, indem sie, wo immer wir auch stehen mögen, alle über uns befindlichen sichtbaren Raumpunkte zu einer schönen halben Hohlkugel anordnet, die sie über unsern kreisrunden Horizont stülpt, gelingt es ihm, das Gewirr seiner Kenntnisse und Erfahrungen in ein geordnetes System aufzulösen, so kann dieses System nur sein eignes sein, und andre können wohl daran lernen, wie man so etwas macht, aber sie können sichs nicht vollständig aneignen. Teilweise schon, wie sich ja auch die körperlichen Gesichtskreise der verschiednen Standpunkte teilweise decken.

Wollten wir Hamerling in eine Schule einzwängen, so müßten wir ihn zu den Positivisten rechnen. Die Welt ist! Nach ihrem Ursprung zu fragen hat keinen Sinn. Jenseits derselben giebt es nichts. So wie sie ist, ist sie begreiflich. Das ist ungefähr der Kern seiner Metaphysik. „Erklären läßt sich nur, sagt er (I, 108), was eine Ursache hat. Das Sein kann keine Ursache haben; denn diese Ursache müßte doch auch sein, wäre also ein Sein vor dem Sein." Und S. 134: „Niemals ist das Endliche aus dem Unendlichen hervorgegangen; es ist noch bis zum heutigen Tage in ihm. Beide sind von Anbeginn und in alle Ewigkeit nur in und mit und durch einander.

Das Unendliche ist nur, insofern das Endliche, das Endliche nur, insofern das Unendliche ist, so gewiß das Sein nur Sinn hat in Bezug auf ein Seiendes, das Seiende nur durch das Sein seiend ist, und nur in figürlichem Sinne kann man sagen, das Unendliche ist endlich »geworden,« »weil« es sonst nicht hätte real »werden« können. In diesem bloß figürlichen Sinne sprach auch ich von einem Endlichwerden des Unendlichen, verwahre mich aber aufs entschiedenste gegen die Annahme eines »Werdens« im zeitlichen Sinne des Wortes. Ich wollte nur sagen: das Unendliche ist endlich, und so muß es sein, wenn es ein reales Sein, ein Leben ist. Das Unendliche existirt nirgends als im Endlichen." Sehr scharf spricht er sich gegen jenen Idealismus aus, der die Wirklichkeit der Dinge leugnet. Die Dinge an sich existiren. „Wenn ich vom Ding an sich rede, heißt es I, 81, so meine ich nicht das Kantische Ding an sich. Schon darum nicht, weil ich nicht weiß, was das Kantische Ding an sich ist. Als ich Kant zum erstenmale las, da wußte ich es; seit ich aber die Werke der neueren Erklärer Kants gelesen, weiß ich es nicht. Nein, nicht die Kantischen Dinge an sich meine ich, sondern die des gesunden Menschenverstandes oder, wenn man will, die der Naturwissenschaft: das, was auch ohne mich da ist, vor mir da war und nach mir da sein wird, vorausgesetzt, daß es etwas dergleichen giebt. Nach meinem Begriff ist also das Ding an sich die Voraussetzung desjenigen, was von den Dingen übrig bleibt. [H. meint ohne Zweifel: das vorausgesetzte Etwas, das von den Dingen übrig bleibt], wenn man die Wahrnehmung davon abzieht, gleichsam das Nettoobjekt gegenüber dem Bruttoobjekt, das die Sinne liefern. Ich teile die Ansicht nicht, daß dann sofort nichts übrig bleibe, sondern es bleibt vorläufig meiner Meinung nach dasjenige übrig, was die bestimmte Wahrnehmung just an diesem Orte und in dieser Zeit bedingt [er meint: verursacht!], sei dies nun ein Subjektives oder ein Objektives. Der beste Ausdruck für das Ding an sich wäre »Ursache,« und zwar im gewöhnlichen Sinne des Wortes, dann aber in seinem etymologischen Sinne, als Ur-Sache. Dieser Ausdruck Ursache, als Ur-Sache, ist in der philosophischen Terminologie von unschätzbarem Wert. Ich habe mir, offen gestanden, unter Kants »Ding oder Dingen an sich« niemals etwas andres denken können, als was ich mir auch unter den Monaden des Leibniz denken mußte." Kraft- und Lebenspunkte nennt er sie an andrer Stelle. Sie sind nichts andres als die Atome, die, ohne selbst körperlich zu sein, die Vorstellung des Körperlichen, der Materie in uns erzeugen, sobald sie in einer gewissen Zahl und Gruppirung beisammen sind.

In Beziehung auf die Erklärbarkeit der Welt, d. h. die Möglichkeit, alle Erscheinungen aus der Beschaffenheit und den Bewegungen der Atome herzuleiten, ist er seiner Sache nicht ganz gewiß. Während sich an einigen Stellen hochfliegende Erwartung äußert, klingen andre recht kleinmütig. „Was

können wir denn eigentlich erklären?" sagt er II, 222. „Können wir die Schwere erklären? Die Anziehung und Abstoßung? Den Magnetismus? Die Elektrizität?" Und das, nachdem er selbst alle diese Erscheinungen sehr schön „erklärt" hat! Und nachdem er die Begriffe von Zeit und Raum klar gemacht hat und die Antinomie, d. h. den Widerspruch, den Kant darin gefunden hatte, gelöst zu haben glaubt, läßt er sich doch den Ausruf entschlüpfen: „Unter den Problemen der Philosophie wäre das der Zeit und des Raumes allein schon genügend, um darüber den Verstand zu verlieren." Nach dem Schlußkapitel hätte das gegenwärtige Menschengeschlecht überhaupt nichts mehr zu erwarten; selbst wenn uns die Zukunft noch neue Aufschlüsse über den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen bringen sollte, so würde uns dieser Fortschritt der Erkenntnis nicht entschädigen für die zu gewärtigende Verarmung unsers Gemütslebens. „Wißt ihr, woran die Welt zu Grunde gehen wird? Durch das Umsichgreifen jenes vernichtenden Prinzips, das wir Verstand nennen ... Das Erd- und Menschheitsleben geht in derselben Weise zu Grunde, wie das Leben des Individuums zu Grunde geht, welches keineswegs am Anfang oder am Ende, sondern in der Mitte seiner Laufbahn zum Gipfelpunkt seiner Blüte gelangt.... Das geistig wahrhaft Schöpferische, Lebendige, Göttliche ruht immer im Unbewußten, das u. a. den Mythos und die Sprache geschaffen.... Allerdings bringt der Verstand und das Bewußte in uns das Leben zur höchsten Reife, aber über die Reife hinaus fortwirkend führt er es mit gleicher Notwendigkeit seinem Untergang entgegen.... Neue Epochen mögen kommen; aber die griechisch-germanische Weltepoche hat ihren Gipfelpunkt in Beziehung auf Litteratur und Kunst hinter sich. Frisches Völkermaterial wird zur Begründung eines neuen, schöpferkräftigen Kunst- und Litteraturlebens nötig sein. [Wie aus einer andern Stelle hervorgeht, denkt Hamerling an die Slawen; warum nicht an die Kalmücken?] Das von den Sagen ans Weltende gesetzte Gottesreich bedeutet nur die Zurücknahme alles Lebens in den [natürlich unbewußten] Geist, die sich auch einzeln und individuell vollziehen läßt." Wie? das erfahren wir nicht.

Wenig schmeichelhaft für unsre Zeit klingt auch, was Hamerling über die Gestalt schreibt, die der Mystizismus heutzutage angenommen hat (II, 140 ff.). „Wohin sind die stigmatisirten weiblichen Heiligen, die ekstatischen Jungfrauen früherer Jahrzehnte im katholischen und die Seherinnen im protestantischen Deutschland gekommen, welche im magischen Traumschlaf Bände voll höherer Weisheit in die Feder ihrer Ärzte diktirten? Heute erscheinen zwar die Geister der Weisen selbst aus dem Jenseits, aber es ist nicht »höhere Weisheit,« sondern meist „höherer Blödsinn," was sie sagen oder auf Schiefertafeln schreiben... Es scheint, daß jede Zeit wie jedes Volk die »Geister« besitzt, die sie verdient.... Dehnte wirklich die kleine Narrenwelt makrokosmisch sich bis hinter die Kulissen dieser Welt ins Jenseits aus, so muß ich sagen, daß

diese Vorstellung mir die ganze Freude an der Welt verderben würde, daß diese ganze irdische Existenz anfinge, mir unheimlich zu werden, und daß ich verzweifeln müßte am Großen, Schönen und Erhabenen, das ich ursprünglich in ihr fand. Ich würde nicht mehr in einem »Kosmos« und unter der Herrschaft einer sittlichen Weltordnung zu existiren glauben, sondern in einer Welt von burschikosem, gemein-komischem Charakter, umschwirrt von unsichtbaren Rüpelseelenschwärmen, deren Zahl ja, seit Menschen leben und sterben, schon ins Unendliche sich vermehrt haben müßte."

Nun, das Jenseits der Rüpelseelen schenken auch wir den Abonnenten der Sphinx; aber Hamerling kennt überhaupt kein Jenseits. Er ist so ehrlich, von Religion gar nicht zu sprechen, während es sonst bei atheistischen Philosophen unsrer Zeit allgemein üblich ist, ihre Schüler mit Attrapen zu betrügen, auf die sie „Gott" und „Religion" schreiben. Die Kapitelüberschriften des vierten und letzten Buches der „Atomistik" lauten: Ichsinn und Allsinn, Zweckbegriff, Sittlichkeit, Schönheit, Optimismus und Pessimismus, das Problem der Gesittung. Die Religion erwähnt er nur einmal als eine Sache, die den Philosophen nichts angehe. Er sagt Seite 147: „Der philosophische Begriff eines persönlichen Gottes gehört zu den merkwürdigsten psychologischen Erscheinungen in der geistigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Betrachtet man die Rolle, welche dieser Begriff als solcher in der Philosophie gespielt hat und noch heute spielt, so kann man nicht umhin, nach den Gründen zu fragen, welche die philosophirende Wissenschaft noch immer veranlassen, das geheimnisvolle höchste Objekt religiösen Glaubens auf das logische Gebiet hinüberzerren zu wollen? Wer seinen Glauben mit Gründen verteidigt, kann mit Gründen widerlegt werden. Die Philosophie sollte von jetzt an tausend Jahre lang darauf verzichten, den Namen Gottes auch nur in den Mund zu nehmen. Nichts ist mir von jeher unbegreiflicher gewesen, als der Ernst, mit welchem von dem schlechten Spaß des Anselmus gesprochen wird, welchen man »den berühmten ontologischen Beweis« desselben nennt." Darauf wäre zu erwidern, daß sich die Philosophie zwar der logischen Methode zu bedienen hat, daß sich aber ihr Inhalt nicht auf die Kategorien beschränkt, sondern die ganze Welt, daher auch die Gottesidee umfaßt, und daß Hamerling den ontologischen Beweis so wenig verstanden hat, wie ihn Kant und Schopenhauer verstanden haben. Er führt weiterhin aus, daß ein persönlicher Gott nur in Menschengestalt vorgestellt werden könne, daß aber ein unvorstellbarer Gott um nichts besser sei als ein unpersönlicher, der eben dem Bedürfnis des menschlichen Gemütes nicht genüge. Das kurze „Gottesbegriff" überschriebene Kapitel schließt mit den Worten: „Suchst du Gott? Du wirst ihn nur finden, wenn das in dir, was ihn sucht, selbst Gott ist." An die Stelle der Religion tritt bei Hamerling der „Allsinn." „Die Lösung des moralischen sowie des Glücksproblems liegt für den Menschen darin, die strengste Abgeschlossenheit

und Unabhängigkeit des persönlichen Ichs von der Außenwelt mit der unbedingtesten Selbstlosigkeit und Hingebung an das Ganze, die Zwecke der Natur und des Alls zu vereinigen." Ja, aber wer, außer dem Katechismus, giebt uns Auskunft über die Zwecke des Alls? Wie stelle ichs an, mich dem All hinzugeben? Ich kann das doch immer nur mittelbar durch Hingebung an irgend ein kleineres Ganze. Und diese verschiednen Ganzen, denen wir uns hinzugeben haben: Familie, Stand, Gemeinde, Partei, Staat, Kirche, geraten sie nicht aller Augenblicke in Streit mit einander und mit den Zwecken der Natur?

Daß man als Atheist ein edler und tüchtiger Mensch sein kann, hat ja, wenn es noch eines Beweises bedürfen sollte, Hamerling selbst bewiesen. Er hat noch mehr bewiesen: daß man ohne Glauben an Gott dreißig Jahre lang grausame Leiden ertragen kann, ohne Pessimist zu werden. Aber die Aufgabe, ohne Glauben an Gott eine brauchbare Regel des Handelns für die Masse aufzustellen, hat auch er nicht gelöst. Im zweiten Teile, Seite 207, spricht er ein großes Wort gelassen aus. „Ihr treibt ein gefährliches Spiel, ihr Philosophen, sagen ängstliche Gemüter, indem ihr der Moral alle Stützen des Glaubens unter den Füßen wegzieht, um sie einzig auf den moralischen Instinkt zu gründen, den doch viele von den Aufgeklärten nicht einmal theoretisch anerkennen! Darauf entgegne ich: Jene Stützen sind nun einmal morsch, kein Verlaß mehr auf sie! Es ist möglich, daß der moralische Instinkt für die Menschheit nicht ausreicht, wenn sie ihn unterdrückt und leugnet. Hat sie wirklich nicht genug innern Halt, und muß sie deswegen zu Grunde gehen — ei, so mag sie zu Grunde gehen; sie ist in diesem Falle nicht wert, zu bestehen!" Ist das nicht ein wenig lieblos? Was ihn selbst in seinem Leiden aufrecht erhalten hat, das war seine gesunde Natur, in der der Wille zum Leben überwog, und besonders seine Freude am Schönen, die ihm das Leben stets begehrenswert erscheinen ließ. Sind das nicht auch Stützen? War Hamerling ganz sicher, daß er auch ohne sie seine nächste Pflicht erfüllt, seine körperlichen Leiden heldenmütig ertragen hätte? Hat er sich jemals gesagt: wenn ich mich ohne diese beiden Naturgaben nicht aufrecht zu erhalten vermag, dann bin ich nicht wert, zu bestehen? Unzählige müssen ohne sie auskommen. Nicht jeder bringt ein heiteres Temperament mit auf die Welt, Hilty meint in seinem Büchlein „Glück" sogar, wer ungläubig und dabei mit fünfzig Jahren noch nicht Pessimist sei, dem fehle es an Verstand, und der größte Teil der ärmern Bevölkerung der nördlichen Länder hat so wenig Gelegenheit, Schönes zu genießen, daß der Schönheitssinn bei ihm schon ganz verkümmert ist. Soll man diesen Leuten vollends auch noch die Stütze der Religion entziehen, die, nebenbei bemerkt, nur dort morsch ist, wo man sie absichtlich oder durch ungeschickte Behandlung der kirchlichen Dinge ausgehöhlt hat?

Und wenn die Religion gar nicht eine bloß äußerliche Stütze wäre, sondern mit der Moral in einer organischen Verbindung stünde? Es ist richtig, die Moral beruht auf den sittlichen Ideen, die unter der Herrschaft aller Religionen wesentlich dieselben bleiben, und der Einfluß der Religionen beschränkt sich der Hauptsache nach darauf, daß sie die Entfaltung jener Ideen fördern oder hindern, und daß wir Antriebe und Beweggründe, jenen Ideen nachzuleben, von ihnen empfangen. Ich freue mich, in diesem Punkte den Dichterphilosophen auf meiner Seite zu finden, denn auch er gründet die Moral auf unwandelbare sittliche Ideen und bekämpft mit schlagenden Gründen sowohl die rein historische Ableitung der Rechtsidee, wie sie Ihering versucht hat, als auch die unbeholfenen Versuche der Darwinianer, nach ihrem bekannten Rezept aus Anpassung, Vererbung und Gewöhnung eine Moral zusammenzubrauen. Die Förderung der sittlichen Ideen durch die Religion darf aber, wenigstens soweit die christliche in Betracht kommt, keineswegs bloß als ein äußerliches Stützen angesehen werden. Regungen der Liebe und des Gerechtigkeitssinnes verspürt allerdings jeder Mensch; aber daß man diesen Regungen unter allen Umständen folgen müsse, auch wenn die entgegenstehenden selbstsüchtigen Regungen ihnen an Kraft überlegen sind, diese Überzeugung ergiebt sich für den Durchschnittsmenschen doch bloß aus der Vorstellung eines Gottes, der die Liebe und Gerechtigkeit in Person ist, und der ein dem seinen ähnliches Verhalten von uns, seinen Geschöpfen, fordert. Die Vorstellung einer sittlichen Weltordnung vermag für sich allein schon aus dem Grunde nicht dasselbe zu leisten, weil sie für sich allein gar nicht bestehen kann. Denn in unsrer irdischen Menschenwelt vermag sich die sittliche Ordnung nur so unvollkommen durchzusetzen, daß die meisten derer, die nicht an Gott glauben, an ihr irre werden. Der Gläubige aber hofft eben, daß die Siege der Ungerechtigkeit und die Niederlagen der Gerechtigkeit, die wir so oft erleben müssen, in jener Welt werden ausgeglichen werden, und nur unter dieser Voraussetzung ist eine sittliche Weltordnung vorhanden.

Ohne den Glauben an den persönlichen Gott führen die sittlichen Ideen ein wurzelkrankes Dasein, und dasselbe, was Hamerling gegen die Moral der Materialisten und Pessimisten einwendet, gilt auch von den seinigen, zumal da auch noch dazu die Anwendung der sittlichen Ideen von der Beschaffenheit unsrer religiösen oder religionslosen Vorstellungen abhängt. „Stellen wir uns vor, sagt Hamerling (II, 203), Karl Vogt befände sich ganz allein und unbemerkt in einem Zimmer, in welchem vieles Geld und viele Wertsachen umherliegen. Er könnte etwas davon einstecken, denn wir nehmen ausdrücklich an, daß die Verhältnisse derart sind, um eine Entdeckung für immer unmöglich zu machen. Zugegriffen, Herr Karl Vogt! Warum stecken Sie denn nichts ein? Es kommt ja nie ans Licht, und der moralische Instinkt ist eine bloße Angewöhnung. Was man sich angewöhnt, kann man sich wieder

abgewöhnen, und ein freier Mann kann sich darüber hinwegsetzen. Aber Herr Karl Vogt oder Herr L. Büchner wird nichts einstecken, und wenn sie es doch thäten, so würden sich ihre Freunde, die Herren Materialisten, des Individuums, Karl Vogt oder L. Büchner geheißen, nicht bloß vor andern, sondern auch unter sich schämen!" Darüber bin ich andrer Meinung. Was im heutigen Europa jeden anständigen Menschen abhält, silberne Löffel einzustecken, das ist der Umstand, daß bei uns der Diebstahl als ein entehrendes Verbrechen gilt, und daß sich jeder, der einen solchen begeht, damit für immer aus der anständigen Gesellschaft ausschließt. Dieser Umstand wirkt auch in solchen Fällen noch stark genug, vom Diebstahl abzuhalten, wo jede Gefahr der Entdeckung ausgeschlossen zu sein scheint, denn die Möglichkeit der Entdeckung bleibt ja stets bestehen. Viele in unsrer Zeit übliche Arten der Bereicherung verletzen die Idee der Gerechtigkeit in weit höherem Grade als der einfache Diebstahl, weil sie den Nebenmenschen oder vielleicht Hunderte von Nebenmenschen weit mehr schädigen, aber da sie dem Sünder keinen gesellschaftlichen Makel anheften, so sind sie trotzdem im Schwange, auch bei angesehenen Personen, die sich selbst ganz aufrichtig für Muster der Rechtschaffenheit halten. Der Teil der Moral der modernen Kulturvölker, der sich auf die Eigentumsverhältnisse bezieht, beruht thatsächlich größtenteils auf äußerlicher Dressur und angewöhnten Vorurteilen. Aber wir gehen noch weiter und behaupten, daß ohne die Rücksicht auf das Urteil oder Vorurteil der Gesellschaft die Herren Büchner und Vogt und noch manche andre sich unter Umständen eines Diebstahls, ja sogar eines Raubmordes nicht einmal unter sich schämen würden. Bulwer hat das Problem in seinem Eugen Aram behandelt. Ein junger Gelehrter von edelm Charakter und zartester Empfindung verschafft sich durch einen Raubmord die Mittel, den Wissenschaften und seinen Mitmenschen große Dienste zu leisten. Der Mensch, den er erschlagen hat, war ein des Daseins unwürdiger roher Kerl, der sein Geld auf unrechtmäßige Weise erworben hatte und es ungenützt liegen ließ oder zum Schaden seiner Mitmenschen anwendete. Was — außer der Furcht vor Entdeckung — sollte den Helden des Romans von solcher That zurückhalten? Die Idee der Gerechtigkeit? Aber die forderte ja gerade, daß das Geld einem Unwürdigen genommen und einem Würdigen gegeben würde. Die Liebe? Aber die wurde ja gerade geübt, wenn ein Mensch hinweggeräumt wurde, der dem Glücke vieler andern im Wege stand! Wo keine geordnete Rechtspflege besteht, da hat sich noch immer jeder tapfere Mann für berufen erachtet, die verletzte Gerechtigkeit auf gewaltsamem Wege herzustellen, durch Handlungen, die von Diebstahl, Raub und Mord nur dem Namen, aber nicht dem Wesen nach verschieden sind. Was den schlichten Christen von Gewaltthat zurückhält, das sind einzig die Gebote: Du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, und das Vertrauen, daß Gott einem jeden zu seinem Rechte verhelfen werde, wenn es

die Obrigkeit nicht thue, nach der Verheißung der Schrift: „Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr!"

Mit Recht spricht Hamerling dem Pessimismus die Fähigkeit, eine Moral zu begründen, rundweg ab; wenn die Pessimisten, meint er, den Mut hätten, die Konsequenzen ihrer Lehre zu ziehen, würden sie ihre Mitmenschen einfach totschlagen, um sie von der Qual des Daseins zu befreien. Aber auch diese Beweisführung kehrt sich gegen ihn selbst, denn er für seine Person hatte zwar Freude am Leben und würde sich jeden solchen Erlösungsversuch ernstlich verbeten haben; aber so weit haben doch wieder die Pessimisten Recht, daß, wenn auch nicht die meisten, wie sie behaupten, doch wenigstens sehr viele Menschen ohne alle Freude nur sich und andern zur Last leben; wozu die leben lassen? Wir wollen gar nicht vom Massenelend sprechen; aber denken wir an Fälle, die selbst in reichen Häusern vorkommen. Ein zweijähriges Kind verfällt in eine höchst schmerzhafte unheilbare Krankheit. Es ist geistig entwickelt genug, das volle Maß seiner Qualen zu empfinden, aber so weit reicht seine Ausbildung noch nicht, daß es in irgend einem idealen Gut, wie Kunst oder Wissenschaft, Entschädigung für sein leibliches Elend finden oder auch nur durch Hoffnung getröstet werden könnte. Uns ist ein Fall bekannt, wo ein Vater, der seine Kinder zärtlich liebte, den Arzt bat, den Qualen seines Söhnchens mit einem Pülverchen ein schmerzloses Ende zu bereiten. Der Arzt, ein frommer Mann, erwiderte: „Da sei Gott vor!" Würde sich ein ungläubiger Arzt nicht sogar verpflichtet gefühlt haben, dem Wunsche des Vaters nachzugeben? Für den Leugner des Jenseits ist in solchem Falle die Tötung eine Forderung der Liebe wie der Gerechtigkeit. Ich wüßte in der ganzen Welt nichts, was von einer solchen Befreiungsthat zurückhalten könnte, als den Glauben an einen Gott, der allein Herr über Leben und Tod ist und Eingriffe in sein Recht nicht duldet, und an ein Jenseits, in dem der unschuldig leidende entschädigt werden wird. Ohne diesen Glauben wäre es im höchsten Grade unvernünftig, Krüppel und Mißgeburten am Leben zu erhalten; sie müßten von Staatswegen selbst gegen den Willen der Eltern umgebracht werden. Endlich, wie will ein Nichtchrist die Ansicht aller mannhaften Heidenvölker widerlegen, der Freie dürfe in unwürdiger Lage nicht verharren, sondern müsse sich, wenn es anders nicht geht, durch Selbstmord daraus befreien? Und nach unsrer Verfassung ist jeder Leinweber, jeder Schustergesell, jeder Hausknecht, jeder Tagelöhner ein freier Mann!

Obwohl ein entschiedner Gegner des Pessimismus, sieht doch Hamerling mit Schopenhauer in der Wesenseinheit aller Geschöpfe „das Grundprinzip des moralischen Triebes" und macht sich das berühmte buddhistische Tat twam asi (das bist du) zu eigen, d. h. also, unsre Liebe zum Nebenmenschen (aber auch zu jedem Tier und jeder Blume!) soll daraus entspringen, daß wir uns

sagen, der andre und wir selbst seien einunddasselbe Wesen. Ich begreife nicht, wie geistreiche Leute Schopenhauer immer noch diesen Unsinn nachsprechen können. Wenn sie damit Ernst machen wollen, müssen sie doch vor allem Vegetarianer werden und im Benehmen gegen die Tiere alle Abgeschmacktheiten der Inder mitmachen. Aber auch abgesehen von der Notwendigkeit, die bisherigen Pflichten gegen die Menschen auf die Tiere und vielleicht auch auf die Pflanzen, Steine und Gase auszudehnen (sodaß der Chemiker als Frevler erscheinen würde, der Atome auseinander reißt, die sich liebend suchen, und solche, die sich fliehen, an einander fesselt), ist es gar nicht wahr, daß die Wesensidentität mit der Moral irgend etwas zu schaffen habe.

Auf die Gefahr hin, den Grenzboten eine Denunziation des Tierschutzvereins und mir den Ruf eines Kannibalen zuzuziehen, will ich ein Geständnis ablegen. Ich esse jede Woche ein paarmal Ochsen- und Schweinefleisch, habe also ziemlich viel Atome im Leibe, die früher Ochsen und Schweinen angehört haben; mithin besteht ein ziemlich hoher Grad der leiblichen Wesenseinheit zwischen mir und den besagten beiden Klassen von Tierbrüdern. Dennoch empfinde ich etwas dergleichen wie Zuneigung weder zu den Schweinen noch zu den Ochsen, und wenn ich sehe, wie beim Schlachten nicht allzusanft mit ihnen verfahren wird, so fühle ich — nun kommt das kannibalische — weder Mitleid mit ihnen, noch Unwillen gegen die rohen Schlächter, sondern ich denke: Dieses Vieh hats zeitlebens gut gehabt, warum soll es nicht vor seinem Tode wenigstens fünf Minuten lang auch einmal das Elend des Daseins kosten? Und die Fleischergesellen betrachte ich als Werkzeuge der ausgleichenden Gerechtigkeit. Dagegen empört mich jede Mißhandlung eines Pferdes im tiefsten Innern, obwohl ich niemals Pferdefleisch esse, ja den Genuß von Pferdefleisch für eine barbarische Roheit erkläre, weil das Pferd dem Menschen geistig und kameradschaftlich so nahe steht, daß die Verwendung des Pferdes als Nahrungsmittel halbe Menschenfresserei ist. Ein Tier nun, das seine ganze Lebenszeit im Dienste des Menschen verbringt, das bei vernünftiger Behandlung jedem seiner Winke gehorcht, und das so viel Verstand und feine Empfindung zeigt, ein solches Tier auch noch mißhandeln, das ist in der That abscheulich. Man sieht also, daß ich allerdings den Pflichtenkreis auch auf die Tiere ausdehne, aber nur auf die höhern Tiere, und nicht deswegen, weil wir Menschen mit ihnen im Stoffwechsel stehen, oder weil unsre und ihre Atome vielleicht Lebensäußerungen desselben Weltwesens sind, sondern weil sie ein dem unsern ähnliches Seelenleben haben und uns als Arbeitsgehilfen oder sonstwie nahe stehen. Die Frage nach der Wesensidentität der Körperatome und der Seelen hat lediglich ein theoretisches Interesse; auf die Empfindung und das sittliche Verhalten übt die Art ihrer Beantwortung keinen Einfluß. Auch halte ich folgende Sätze Feuerbachs für falsch, die Hamerling in demselben Zusammenhange lobend anführt: „Die Liebe ist nichts andres, als die Bethätigung der Einheit

der Gattung. Die Gattung ist es, die mir Liebe einflößt. Ein liebevolles Herz ist das Herz der Gattung. Das persönliche Wesen nur als persönliches liebt nicht; es ist nur ausscheidend und abstoßend; die Person streng gefaßt als Person kann nur hassen, trennen, entzweien." Gerade umgekehrt kann ich nur lieben als Person, die Liebe hat einen Sinn nur, so weit der, den ich liebe, ein andrer ist als ich. In jenem pflanzen- oder polypenartigen Zusammenhängen mit andern, wie es sich in Familien und Sippen zeigt, besteht keineswegs die höchste Blüte des Lebens, vielmehr ist das, als erweiterte und veredelte Selbstsucht, erst ihr Anfang.

Können wir auch die Weltansicht Hamerlings gerade in den wesentlichsten Punkten nicht teilen, so hat er doch durch die Art und Weise, wie er sie darstellt und begründet, aufs neue unsre Zuneigung und Hochschätzung gewonnen, denn auch hier offenbart er seine gesunde, heitere Natur, sein zartes und edles Gemüt, seine ehrliche, unerschrockene Wahrheitsliebe. Wollten wir auf seine Naturphilosophie eingehen, so würden wir in den meisten Stücken unsre Übereinstimmung mit ihm bezeugen müssen. Wir pflichten sowohl seiner Atomistik bei, die der von Lotze sehr nahe verwandt ist, wie der Bedeutung, die er der Polarität beimißt. Seine kecke Kritik hergebrachter physikalischer Lehrsätze wirkt ungemein erfrischend und verdient von den Vertretern der Naturwissenschaft reiflich erwogen zu werden. So z. B. bestreitet er mit einleuchtenden Gründen das Gesetz der Trägheit und sagt über den Luftdruck sehr gut: „Daß die Moleküle unsers Leibes durch den auf uns lastenden ungeheuern Luftdruck deshalb nicht zermalmt werden, weil die von allen Seiten her einwirkenden Druckkräfte der Atmosphäre sich wechselseitig das Gleichgewicht halten, mag richtig sein, aber der Ausdruck ist nicht klar. Denn ein Gegenstand, der sich zwischen gleichen und entgegengesetzt wirkenden Druckkräften befindet, wird, so viel ich weiß, zerquetscht."

Das Buch liest sich von Anfang bis zu Ende angenehm und erhält den Leser sogar in Spannung. Daß der Ausdruck hie und da nicht ganz einwandfrei ist, erklärt sich zur Genüge aus dem körperlichen Zustande des Verfassers und daraus, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, die letzte Hand an sein Werk zu legen.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Anton Springer †.** Soeben kommt die Trauerkunde, daß Anton Springer gestorben ist (31. Mai). Er war schon seit Jahren krank oder doch kränklich. Auch ältere seiner Schüler werden ihn kaum anders gekannt haben als wie ein edles Reis aus dem Treibhause, das man sorgfältig verhüllt über die Straße trägt. Aber immer raffte er sich auf Zeit wieder empor, immer gesundete er wieder; es war, als ob sich bei ihm der Geist den Leib immer aufs neue schüfe, dieser Feuergeist, dieser mächtige, unbeugsame Wille, der in ihm lebte. Nun hat er doch endlich versagt.

Mit Springer ist einer der größten Gelehrten und einer der geistvollsten Lehrer dahingegangen. Springer ist der Schöpfer der ganzen neuern Kunstwissenschaft, er ist es gewesen, der sie von der Stufe einer schönen Liebhaberei eigentlich erst auf die Stufe einer Wissenschaft emporgehoben hat, dadurch daß er sie von Anfang an und immer im innigsten Zusammenhange mit der Geschichte und Kulturgeschichte und als Teil davon auffaßte und behandelte. Wie er selbst von der politischen Geschichte — der Geschichte Österreichs — hergekommen war, so war und blieb es auch seine Überzeugung, daß der Kunsthistoriker vor allen Dingen Historiker sein müsse. Alles schöngeistige Dilettiren auf kunstwissenschaftlichem Gebiete war ihm tief zuwider. In diesem Sinne machte er Schule, erzog er seine Schüler. Und wer wäre nicht sein Schüler gewesen? Alle, die heute an deutschen Universitäten und Kunstsammlungen das junge Fach der modernen Kunstwissenschaft vertreten, haben zu Springers Füßen gesessen, in Bonn, seit 1873 in Leipzig. Er selbst aber blieb stets der Meister. An umfassendem Wissen kam ihm keiner gleich, seine Kenntnis der Kunstdenkmäler wie der Schriftquellen war erstaunlich, in die dunkelsten Gebiete, wie in die frühmittelalterliche Kunst, hat er zuerst durch eindringende Studien Licht gebracht, auch die vervielfältigenden Künste, die Kleinkünste, die Kunstgewerbe beherrschte er wie kein zweiter, ja er war schließlich selbst ein firmer Archäolog. Aber auch an Weite des Blickes, Sicherheit des Urteiles und Kraft und Schönheit der Darstellung überragte er sie alle. Sein Buch über Rafael und Michelangelo gehört zu den klassischen Werken unsrer Litteratur, seine „Bilder aus der neuern Kunstgeschichte" zu den gehaltreichsten und formvollendetsten Studien, sein Textbuch zu den „Kunsthistorischen Bilderbogen," das die Summe unsrer heutigen kunstwissenschaftlichen Kenntnis zieht, hat seinen Namen in die weitesten Kreise der Gebildeten getragen.

Und wie hat er als Lehrer gewirkt! Wer aus einem Springerschen Kolleg nicht begeistert hinwegging, war keiner Begeisterung fähig. Die Art, wie er leise, mit halb verschleierter Stimme anhob, nach wenigen Minuten aber die Worte Flügel bekamen und er nun mit hinreißender Gewalt, der Gefahr nicht achtend, in der er dabei schwebte, bis zur Erschöpfung sprach, wird allen unvergeßlich bleiben. Er hätte noch eine Reihe von Jahren an seinem Platze stehen müssen, er wird fehlen, sehr fehlen. Nur sechsundsechzig Jahre alt ist er geworden.

**Der monarchische Sinn in Frankreich.** Von der letzten Präsidentenreise hatte ein Mitarbeiter des Figaro erzählt, in Toulouse hätten ihn einige Landleute gefragt, ob Carnot verheiratet sei, und auf die bejahende Antwort habe einer ge-

äußert: O das ist gut, dann hat die Geschichte Bestand! (ça durera). Francis Magnard, der Leiter des Blattes, knüpft daran folgende Bemerkungen. „Es ist klar, daß dieser Bauer nicht etwa die Monarchie wieder herstellen will; seine Äußerung ist nur ein neuer Beweis dafür, einen wie großen Dienst Herr Carnot der Republik erweist, indem er ihr ein menschliches Antlitz verleiht, sie in seiner Person sichtbar macht und auch noch sein achtungswertes Privatleben für sie in die Wagschale wirft. Diese Auffassung der Staatsgewalt ist keine Besonderheit der lateinischen Rasse; in England, in Deutschland, in Rußland erhält sich, allen Enttäuschungen zum Trotz, bei den Massen das Trugbild des wohlwollenden Alleinherrschers (du bon Tyran), der alles weiß, alles vermag, und dem man alles verzeiht. Die Völker bleiben eben unwissende Kinder, und die politischen Persönlichkeiten sind für sie ungefähr dasselbe, wie die Illustrationen für kindliche Leser. Ich sehe nicht ein, warum man das nicht monarchischen Sinn nennen soll; von dieser Auffassung ist es noch unendlich weit bis zu der Annahme, daß das Volk für die Wiederherstellung der Monarchie auch nur das unbedeutendste Opfer zu bringen Lust habe. Nur dieses geht vorläufig aus solchen Erscheinungen sicher hervor, daß der Vertreter der Staatsgewalt, der unter allen Umständen sehr mächtig ist, keine Persönlichkeit neben sich darf aufkommen lassen, die ihn verdunkelt; indem Grévy, Freycinet, Goblet und andre solche Leute ruhig zusahen, wie sich im General Boulanger eine volkstümliche Legende verkörperte, wurden sie die Gründer des Boulangismus. Das Abenteuer ist verunglückt, und nun hat sich die öffentliche Meinung Herrn Carnot zugewandt, in dessen Person sie die verkörperte Festigkeit und Dauer der bestehenden Staatsordnung begrüßt."

Das ergiebt eine hübsche Ergänzung des berühmten Sprüchleins Oxenstiernas: Weisheit oder gar Genie ist gefährlich. Einem tadellosen Frack auf Reisen wohnt eine weit größere und noch dazu von Explosionsgefahr ganz freie staatserhaltende Kraft inne.

Der strafbare Korrektor. In einer Anklagesache wegen Beleidigung durch die Presse hat ein Urteil des Reichsgerichts ausgesprochen, daß auch der Korrektor des Blattes, das den beleidigenden Artikel enthalten hat, wenn er den Artikel korrigirt habe, als „Gehilfe" strafbar werde, „da er den Inhalt des Artikels bei dem Lesen der Korrektur kennen gelernt, also den ehrenkränkenden Inhalt des Artikels erkannt und dennoch seine Dienste als Korrektor geleistet habe." Darnach sei der § 49 des Strafgesetzbuchs richtig gegen ihn angewandt worden.

Nicht ohne Grund hat diese Entscheidung in den Kreisen der Presse großes Aufsehen erregt. Allerdings bestimmt § 49 des Strafgesetzbuchs: „Als Gehilfe wird bestraft, wer dem Thäter bei Begehung des Vergehens durch Rat oder That wissentlich Hilfe leistet." Hält man es nun schon für eine „wissentliche" Hilfeleistung, daß der Korrektor sich bewußt ist, den ihm vorliegenden Artikel zu korrigiren, dann ist er allerdings, wenn der Artikel strafbar ist, der strafbaren Beihilfe schuldig. Aber die wissentliche Hilfeleistung setzt doch voraus, daß der Handelnde sich auch der Strafbarkeit dessen, wozu er Hilfe leistet, bewußt ist. In dieser Beziehung besteht aber ein wesentlicher Unterschied einerseits zwischen dem Verfasser des Artikels und dem Redakteur, unter dessen Verantwortlichkeit der Artikel Aufnahme findet, und anderseits denen, die nur für die geschäftliche Herstellung der Zeitung mitwirken. Der Verfasser des Artikels und der Redakteur können sich nicht darauf berufen, daß ihnen die strafbare Natur des Artikels nicht bewußt

gewesen sei. Sie nehmen den Artikel auf ihre Verantwortung. Ganz anders die, die nur an der geschäftlichen Herstellung der Zeitung und in ihr des Artikels arbeiten; also namentlich der Setzer und der Korrektor. Ihr Beruf ist es nicht, sich mit dem Inhalt des Artikels zu beschäftigen; sie haben zunächst nur mechanisch für dessen richtige Herstellung zu sorgen. Dabei kann man zugeben, daß in gewissen äußersten Fällen, wo ein durch den Artikel verübtes schweres Verbrechen oder Vergehen so offen vorliegt, daß es auch den zur mechanischen Mitwirkung berufenen nicht entgehen konnte, auch diese wegen ihrer Mitwirkung straffällig werden können. In der großen Mehrzahl der Fälle aber wird daran nicht zu denken sein, zumal bei einfachen Beleidigungen, da die Überschreitung der Grenze des auf diesem Gebiete erlaubten fast niemals so auf der Hand liegt, daß sie auch dem Setzer und dem Korrektor sich aufdrängen und zum klaren Bewußtsein kommen müßte. Zu diesen juristischen Erwägungen hätte der Richter umso mehr gelangen müssen, als er sich doch gleichzeitig sagen mußte, daß ein völlig unerträglicher Zustand daraus erwachsen würde, wenn jeder Setzer und jeder Korrektor bei Meidung eigner Straffälligkeit verpflichtet wäre, dem Redakteur gewissermaßen ins Handwerk zu pfuschen und jeden Artikel, der ihm bedenklich schiene, seinerseits zu beanstanden. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß das Reichsgericht durch die Revision in die Lage gebracht war, die von der Vorinstanz angewandten unrichtigen Grundsätze zu berichtigen. Man muß daher in der That jenes Urteil als durchaus verfehlt bezeichnen.

Kein Blatt hat sich so sehr über diesen unglücklichen Richterspruch ereifert, als die Nationalzeitung. Vielleicht aber ist es gut, daß einmal dieses Blatt sozusagen am eignen Leibe erfahren hat, wie eine Jurisprudenz wirkt, die „nicht den Schutz der berechtigten Interessen des Volkslebens, sondern die juristische Konsequenzmacherei für ihre höchste Aufgabe hält.“ Denn gerade die Nationalzeitung hat im Laufe der letzten Jahre diese Richtung dadurch begünstigt und für ihre andauernde Herrschaft in aller Zukunft gewirkt, daß sie eine fast blinde Protektion für den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches geübt hat, ein Werk, das ganz von demselben Geiste erfüllt ist, wie jener Richterspruch, und das auch schwerlich durch die jetzt tagende Kommission zu etwas wesentlich anderm wird umgeschaffen werden können.

Drei Schwurgerichtsurteile. Es ist in diesen Blättern schon so oft, erst im vorigen Hefte wieder, auf die Mängel der Rechtspflege durch die Schwurgerichte hingewiesen worden, daß lediglich die von jedem Unbefangenen längst als richtig anerkannten Ausführungen wiederholt werden müßten, wenn die Unzulänglichkeit dieser Einrichtung hier aufs neue auseinandergesetzt werden sollte. Da aber stets wieder die Aufmerksamkeit auf die Unbrauchbarkeit dieses Instituts und die mit seinem Fortbestehen fortdauernde Schädigung einer geordneten Justiz hingelenkt werden muß, wenn das Interesse an seiner Abschaffung nicht erlahmen soll, so werden hier die Verhandlungen eines süddeutschen Schwurgerichts aus dem laufenden Jahre mitgeteilt.

Der erste Fall betraf die Untersuchungssache gegen den Bauunternehmer H. in B. wegen betrüglichen Bankerotts. Der Angeklagte war durch verschiedne Verluste, die er infolge von Bauunternehmungen erlitten hatte, in Schulden geraten und wurde von seinen Gläubigern bedrängt. Im Herbst 1888 war er mit zwei bedeutenden Forderungen eingeklagt und faßte daraufhin den Entschluß zur Flucht. Er entwich in der Nacht vom 14. zum 15. September mit einer Summe von mindestens 300 Mark, die er seinen Gläubigern entzog. Er begab sich nach den

Vereinigten Staaten von Nordamerika, kehrte aber, nachdem er das Geld verbraucht hatte, im Dezember 1890 wieder nach Deutschland zurück, wo er wegen des von ihm begangenen Verbrechens im Sinne des § 209, Art. 1 der Konkursordnung in Untersuchung gezogen wurde. Der Angeklagte war des ihm zur Last gelegten Verbrechens vollkommen geständig, und auch sein Verteidiger trat der Ansicht des Staatsanwaltes, der die Verurteilung unter Zulassung mildernder Umstände beantragte, durchaus bei. Die Geschworenen fanden jedoch, daß der Angeklagte unschuldig sei, und so mußte er freigesprochen werden.

Der zweite Fall betraf die Strafsache gegen den Briefträger und Gärtner S. in W. wegen Meineids. Der Angeklagte war früher als Polizeioffiziant der Gemeinde W. angestellt, wurde aber im Jahre 1884 entlassen, weil sich ergeben hatte, daß er ein ihm von der Gemeinde geliefertes Kleidungsstück, nachdem er die Dienstabzeichen entfernt, widerrechtlich zu seinem eignen Vorteil verkauft hatte. Am 6. November 1890 fand ein Wortwechsel zwischen dem Angeklagten und dem Schneider statt, der im Auftrage des Angeklagten die Dienstabzeichen aus dem Kleidungsstücke seinerzeit entfernt hatte. Bei diesem Wortwechsel warf der Schneider dem Angeklagten den von ihm an der Gemeinde begangenen Betrug vor. Der Angeklagte erhob gegen den Schneider Klage wegen Beleidigung, worauf dieser in der betreffenden Schöffengerichtssitzung zu seiner Rechtfertigung die Thatsache des widerrechtlichen Verkaufs des Dienstkleides vorbrachte. Der Angeklagte, über diese Einwendung gehört und ausdrücklich vor Meineid gewarnt, übrigens auf seine gesetzliche Befugnis zur Zeugnisverweigerung hingewiesen, leugnete den Verkauf und erklärte die Angaben des Schneiders für unwahr. Dieser hatte jedoch die seinerzeit ausgetrennten Dienstabzeichen dem Ortsvorsteher übergeben, und der Angeklagte selbst hatte diesem das Geständnis abgelegt, daß er das Kleidungsstück unbefugt verkauft habe. Diese Thatsachen wurden nachträglich bewiesen und damit dargethan, daß der Angeklagte in der Schöffengerichtssitzung die Unwahrheit gesagt und beschworen hatte. Trotz dieser Sachlage fanden die Geschwornen, daß der Angeklagte nicht schuldig sei.

Der dritte Fall betraf die Strafsache gegen den Handarbeiter D. aus N. wegen Urkundenfälschung und Betrugs. Der Angeklagte wurde am 17. November 1890 mit einer Arbeiterwochenfahrkarte in einem Eisenbahnzuge zwischen N. und H. betroffen, auf der das auf beiden Seiten der Karte aufgestempelte Datum ausgewischt war. Dem kontrolirenden Schaffner gab der Arbeiter auf die Frage, wann er die Karte gelöst habe, die barsche Antwort, die Karte sei noch giltig. Bei seiner Vorführung vor dem Stationsbeamten gab er an, er habe die Karte am 13. November gelöst. Die sofort erfolgende telegraphische Anfrage am Ausgabeort brachte die Antwort, daß die Karte schon am 4. November gelöst worden war, am 17. November also ungiltig war. In der eingeleiteten Untersuchung brachte nun der Angeklagte vor, daß er die Karte am Morgen seiner Fahrt im Bahnhofe des Abfahrortes gefunden habe. Diese Aussage nahm er aber später als unwahr zurück und behauptete, er habe die Karte am 4. November gekauft, an einem der giltigen Tage nicht benutzen können und deshalb am 17. November den nicht benutzten Fahrtag nachholen wollen. Von dem Datumstempel behauptete er, er sei zufällig in seiner durch Regen durchfeuchteten Rocktasche verwischt worden. Daß er den ihm zur Last gelegten versuchten Betrug durch Benutzung der ungiltigen Fahrkarte begangen habe, räumte der Angeklagte in Übereinstimmung mit seinem Verteidiger vollkommen ein, der Verteidiger erklärte auch, dem Antrage des Staatsanwalts auf Bejahung der Schuldfrage nicht entgegentreten zu können. Die Ge-

schwornen verneinten aber auch in diesem Falle die Schuld des Angeklagten, worauf auch dieser Angeklagte freigesprochen werden mußte.

Damit hatte die Tagesordnung dieser Session und die „Rechtspflege" der Geschwornen ihr Ende erreicht.

Zur neugriechischen Aussprache des Altgriechischen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu dem vortrefflichen Aufsatz in Nr. 21 der Grenzboten über die Aussprache des Altgriechischen einen kleinen Nachtrag zu liefern. Am Schlusse des genannten Aufsatzes ist auf die Unzuträglichkeiten, ja die Unerträglichkeit der Annahme der neugriechischen Aussprache der Vokale und Konsonanten für unser geistiges und litterarisches Leben und auf die heillose Verirrung hingewiesen, die durch die neugriechische Aussprache der in der ursprünglichen oder in der latinisirten Form bei uns eingebürgerten altgriechischen Namen und Wörter entstehen müßte. Ich möchte noch auf Accent und Quantität aufmerksam machen. Bekanntlich sprechen die Neugriechen die Wörter lediglich nach dem Accent aus, es giebt für sie keine Längen und Kürzen. Infolge dessen ist kein Neugrieche, es sei denn nach langer und mühevoller Übung, imstande, einen altgriechischen Vers, auch nicht den einfachsten, nach Rhythmus und Quantität zu lesen. Und dennoch sind die antiken Verse auf die Prosodie, auf Länge und Kürze der Silben, nicht auf den Wortaccent gebaut, mit Ausnahme natürlich der schönen „politischen" Verse eines Tzetzes und seiner Genossen. Was soll nun aus unsern unglückseligen Gymnasiasten gegenüber den Versen des Omiros und Sofóklis werden, wenn sie die neugriechische Aussprache auf das Altgriechische anwenden sollen? Ihnen zu sagen: Vokale und Konsonanten sprecht ihr nach neugriechischer Weise aus, aber Verse — und Prosa? — lest ihr nach altgriechischer Quantität der Silben, auf die sie gebaut sind, das geht doch offenbar nicht; denn das wäre nicht allein die greulichste Halbheit, sondern das würde auch den von den Deutschen in Athen — hoffentlich sind unsre Institutssekretäre bei der Sache nicht beteiligt — erwarteten großen Vorteil aufheben, daß gymnasialgebildete Deutsche sich leichter als jetzt mit Neugriechen sollen verständigen können. Denn ein nach antiker Quantität der Silben ausgesprochenes Wort versteht der Neugrieche gerade so gut und so schlecht, wie ein nach erasmischer Aussprache ausgesprochenes. Oder sollen wir unsern Jungen einpauken, die altgriechischen Wörter und Verse nicht allein nach neugriechischem Vokalismus und Konsonantismus, sondern auch, nach neugriechischem Muster, nur nach dem Accent auszusprechen? Dann können sie „politische" Verse lesen, wie aber fangen sie es an, um z. B. die folgenden Verse der Odyssee (I. 68 ff.) die ich, um den Eindruck der Quantität auch für das Auge aufzuheben, nach neugriechischer Aussprache mit lateinischen Buchstaben und der richtigen Accentuation (ohne Unterscheidung von Acut, Gravis und Circumflex, der in der Rede nicht bemerkbar ist) hersetze, als einen anständigen Hexameter zu lesen?

> Allá Posidáon gäíochos askjelés äi
> Kjiklopos kjechólotä, ón ofthalmú aláosen,
> Antitheon Polifimon, ón krátos esti mégiston u. s. w.

Oder wünschen Sie ein Pröbchen von Trimetern? Wir schlagen unsers lieben Sofóklis Antigóni auf und lesen Vers 11 ff.:

> Emí mén udhis mithos, Antigóni, filon
> úth idhis út alginós iket' ex ótu
> diin adelphin esteríthimen dío,
> miá thanónton iméra dipli cheri u. s. w.

Von irgend einer Chorstrophe der griechischen Tragödie oder von einem Pindarischen Verse reden wir besser gar nicht; die Hexameter und Trimeter werden genügen, zu zeigen, wohin eine folgerichtige Anwendung der neugriechischen Aussprache auf das Altgriechische führt.

Zu Zesen und Campe. Der Aufsatz im zwanzigsten Hefte der Grenzboten, der sich mit dem Gedanken einer deutschen Sprachakademie beschäftigt, enthält an den Stellen, wo sich der Verfasser bei Beurteilung der Thätigkeit Zesens und Campes auf das Gebiet der deutschen Wortgeschichte begiebt, eine Reihe von Irrtümern, die es der Mühe lohnt zu berichtigen. Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, daß die deutsche Sprache Zesen eine große Zahl trefflicher Neubildungen verdankt; aber man traut seinen Augen nicht, wenn man unter den beispielsweise angeführten sechzehn Neubildungen gleich an zweiter Stelle das Wort Augenblick findet, das doch in sinnlicher Bedeutung schon im Mittelhochdeutschen ganz gewöhnlich ist und in der heutigen, auf die Zeit übertragenen Bedeutung schon im sechzehnten Jahrhundert so häufig vorkommt, daß es im Grimmschen Wörterbuch allein siebenmal aus Luthers Bibelübersetzung belegt wird. Ist es immer noch ein unbilliges Verlangen, daß, wer sich über Fragen der neuhochdeutschen Wortgeschichte auslassen will, zunächst aus dem Grimmschen Wörterbuche Belehrung suche? Nicht minder greift der Verfasser des Aufsatzes fehl, wenn er das Wort Ebenbild zu einer Zesenschen Neubildung macht, während wiederum nur ein Blick in das Grimmsche Wörterbuch hätte zeigen können, daß althochdeutsch epanpilidi wie mittelhochdeutsch ebenbilde gewöhnliche Wörter sind, und daß das entsprechende neuhochdeutsche Ebenbild auch vor Zesen in keinem Zeitabschnitte verschwunden gewesen ist, wie es ja auch in Luthers Bibel wiederholt vorkommt. Für Gotteshaus, das wir auch als Zesensche Neubildung anerkennen sollen, sind die gotischen und althochdeutschen Formen gudhus und gotis hûs, wie die mittelhochdeutschen gothûs und goteshûs längst vorhanden, und wiederum gebraucht es auch Luther im Neuen Testamente Matthäus 12, 4, was für bibelfremde Leute aus Heynes deutschem Wörterbuche zu ersehen war. Ebenso ließ sich das angeblich Zesensche Wort Handschrift in jedem mittelhochdeutschen Wörterbuche finden, wenn man sich nicht damit begnügen wollte, daß Luther im Kolosserbriefe 2, 14 übersetzt: „Und hat ausgetilget die Handschrift, so wider uns war.“ Daß Höfling nicht von Zesen herrührt, lehrt ebenfalls das Grimmsche Wörterbuch; näheres über dieses viel ältere Wort bietet K. Prahl in seinem Schulprogramm über Zesen (Danziger städtisches Gymnasium, 1890). Auch für die „Zesensche Neubildung“ leutselig brauchen wir unsern Wortforscher nur auf den sechsten Band des Grimmschen Wörterbuches zu verweisen, wo er liutsaelic und liutsaelikeit schon aus dem dreizehnten Jahrhundert und natürlich auch aus Luthers Bibelübersetzung belegt finden kann. Spitzfindigkeit endlich ist bereits hundert Jahre vor dem Beginne von Zesens Schriftstellerei ein gewöhnliches Wort, so in der 1535 zu Mainz erschienenen Tacitusübersetzung von Micyllus, Blatt 45: Derhalben hat sich der Tiberius hierinn eyner klugheit und spitzfündigkeit gebraucht und dem alten gesatz eyn newe nasen gemacht. 1541 finden wir in dem Wörterbuche von Frisius Spitzfündigkeit als Verdeutschung von argutiae. Luther gebraucht dafür in seiner Schrift „Von den guten Werken“ den noch getrennten Ausdruck spitzige fundlin: wer mochts alles erzelen, die behenden newen spitzigen fundlin, die sich teglich meren in aller hanthierung (Druck vom Jahre 1520).

Doch Zesen liegt uns schon etwas fern, seine Schriften sind selten geworden, und darum kann es für eine Art von unanfechtbarem Gewohnheitsrechte gelten, daß man über ihn aus dritter Hand redet. Aber wie steht es mit Campe? Da ist es zunächst auffällig, daß Campes im Verein mit namhaften damaligen Gelehrten herausgegebenen „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache" vom Verfasser einfach als „berüchtigt" bezeichnet werden. Ist die unbescheidene Frage erlaubt, ob der Verfasser die Campischen „Beiträge" jemals in den Händen gehabt hat? Wir zweifeln daran und glauben sogar zuversichtlich, daß wirkliche Prüfung der von Campe oder seinen Freunden angestellten Erörterungen und gemachten Vorschläge auch bei ihm ein günstigeres Urteil über den vielgescholtenen Puristen ergeben würde. Berüchtigt in gewissem Sinne kann man ja Campes „Beiträge" nennen, insofern er durch einige mehr verstandesmäßig richtige und nüchterne als tief geschöpfte Bemerkungen über die Sprache hervorragender Dichter der damaligen Zeit vielfach Anstoß erregte und darum zu großer Genugthuung vieler von Goethe und Schiller in den Xenien des Jahres 1796 rücksichtslos verhöhnt und als geistloser Pedant an den Pranger gestellt wurde. Es ist natürlich, daß die große Menge der Gebildeten sich in solchem Streit lieber auf die Seite der großen Dichter als des richtenden und gelegentlich auch krittelnden Sprachforschers stellte, zumal da dieser wegen seiner frühern Lehrthätigkeit und der weiter von ihm verfaßten Erziehungsschriften seinen Zeitgenossen vorzugsweise als „Schulmeister" und somit als Träger einer Reihe von unlieblichen Eigenschaften galt. Zu seinen „Beiträgen" fand er sich angeregt durch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die seiner Schrift „Über die Reinigung und Berichtigung der deutschen Sprache" im Jahre 1794 den damals gerade für die beste solcher Veröffentlichungen ausgesetzten Preis zuerkannt hatte; im Jahre 1801 erschien sein Verdeutschungswörterbuch, und in den Jahren 1807 bis 1811 gab er sein großes fünfbändiges Wörterbuch heraus. Über dieses Werk (und die ganze sprachbessernde Thätigkeit) urteilt Jakob Grimm in der Vorrede zu seinem eignen deutschen Wörterbuche sehr ungünstig und beachtet es in den von ihm selber herrührenden Bänden seines großen Werkes sehr wenig. Aber bei aller Verehrung für J. Grimm wird man ihm doch hierin nicht ganz beistimmen, man findet denn auch, daß seit einer Reihe von Jahren die Fortsetzer des Grimmschen Wörterbuches den einst fast verfemten Campe beachten und — achten gelernt haben, wenn sie auch auf einem viel höhern Standpunkte der Sprachkenntnis und der Sprachbetrachtung angelangt sind. Auch dem Aufsatze über die Sprachakademie wäre es vorteilhaft gewesen, wenn sich der Verfasser mit Campes sprachlichen Veröffentlichungen, insbesondre mit seinen beiden Wörterbüchern genauer beschäftigt hätte; er würde dann wenigstens manche Wörter nicht als Campische Schöpfung bezeichnet haben, die in Wirklichkeit schon vor Campe gebraucht worden sind. Lehrreich und bezeichnend ist z. B. die Erörterung Campes über das Wort altertümlich. Er glaubte dieses beim Druck des Verdeutschungswörterbuches (1800) noch als sein Eigentum in Anspruch nehmen zu dürfen; aber nachträglich fügt er hinzu, daß schon vor ihm Voß im Museum vom Jahre 1786 das Wort gebraucht habe, und so schließt er die Erörterung ehrlich mit dem Spruche: Jedem das Seine! Natürlich führt er nun auch in dem spätern großen Wörterbuche das Wort altertümlich nicht als eigne Neubildung an, sondern weist ausdrücklich darauf hin, daß es sich schon bei einigen Schriftstellern vor ihm finde. Woher hat der Verfasser des Grenzbotenaufsatzes seine Nachrichten über das Aufkommen des Wortes altertümlich? Hätte er Campe selber zu Rate gezogen, so würde er es diesem sicherlich nicht zuge

schrieben haben. Noch bedenklicher ist es, wenn das Wort Beweggrund auf Campe zurückgeführt wird, während dieser selber im Wörterbuche angiebt, daß es vor ihm von Wieland und von dem Philosophen Lambert gebraucht worden sei. Bei Lambert findet es sich z. B. im Neuen Organon 1, 511 (aus dem Jahre 1764). Übrigens handelte es sich hier nicht um eine selbständige Wortschöpfung, sondern nur, wie wir ähnliches auch bei Gegenständen des Gewerbfleißes sehen, um gefälligere Gestaltung einer schon längst gemachten Erfindung; dem Beweggrunde nämlich geht als ältere Form der Bewegungsgrund bei Andr. Gryphius (1660) voraus. Vollends verfehlt ist es, die Prägung des Wortes Eigenname Campe zuzuschreiben, da dieser selbst in seinem Wörterbuche schon bei Kaspar Stieler (1691) das Wort anführt. Wie ferner das aus dem mittelhochdeutschen längst bekannte Wort handlich dazu kommt, als Neubildung Campes zu gelten, darüber kann ich auch nicht einmal eine Vermutung wagen. Jünger ist sicher das Wort Öffentlichkeit, doch auch dies wird man nicht für Campisch erklären, da es schon 1777 von Adelung aufgeführt wird; Campe selbst nimmt auch nur das Verdienst in Anspruch, das Fremdwort Publizität in besondern Sinne durch Öffentlichkeit verdeutscht, nicht aber das Wort neu gebildet zu haben. Verunglückt ist endlich auch der Versuch, das Wort vaterländisch für Campe in Anspruch zu nehmen. Vielleicht hat Campe selber durch den Schluß der Vorrede zu seiner „Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache," ohne es zu wollen, Veranlassung zu einem Mißverständnis gegeben. Er sagt dort nämlich, daß sich nicht selten ein patriotischer Schriftsteller gezwungen sehe, vor der Hand zu einem ausländischen Lappen (d. h. einem Fremdworte) zu greifen. „So ging es mir, fährt er fort, in diesem Augenblicke mit dem Worte patriotisch, wovon ich erst hintennach erkannte, daß ich es durch vaterländisch hinlänglich hätte verdeutschen können." Damit will Campe wohl nur sagen, daß er für das Wort patriotisch recht gut das deutsche Wort vaterländisch hätte gebrauchen können, ohne dem Sinne dieses letztern Zwang anzuthun. Wenn aber auch der Wortlaut dieser Stelle wie der ähnliche Ausdruck im Verdeutschungswörterbuche ein Mißverständnis möglich machte, so konnte doch das große Wörterbuch die nötige Aufklärung geben; denn hier denkt Campe gar nicht daran, das Wort vaterländisch überhaupt als Neubildung und noch weniger als seine eigne zu bezeichnen, was er doch sonst sehr gewissenhaft thut, wo er zu solcher Angabe berechtigt zu sein glaubt. Das konnte er aber in diesem Falle als belesener und kenntnisreicher Mann nicht; er wußte zunächst, daß das Wort vaterländisch im Jahre 1780 bei Adelung verzeichnet war, er kannte es auch sicherlich aus manchem frühern Wörterbuche. Doch könnte nicht eine Neuerung Campes darin gefunden werden, daß er das im Sinne von einheimisch längst übliche Wort vaterländisch zu dem sittlichen Begriff umprägte, den man mit patriotisch bezeichnet? Diese Unterscheidung macht aber der Verfasser des Grenzbotenaufsatzes nicht, und wenn er sie machte, so würde er auch damit noch im Irrtum sein, freilich in einem sehr verzeihlichen, da er ihn mit E. Wülcker teilt, der als einer der Fortsetzer des Grimmschen Wörterbuches den Buchstaben V bearbeitet und hier unter vaterländisch bemerkt: „Wir bedienen uns meist des Fremdworts patriotisch, was Campe passend mit obigem Worte verdeutschte." Der Irrtum läßt sich leicht widerlegen. Wir finden nämlich im Dictionnaire du Voyageur, Dernière Edition, Genève 1695 (wann zuerst erschienen?), Bd. 2, 372: Ein vatterländischer Mann — qui s'intéresse pour le bien de la patrie, studiosus patriae; daneben dann vatterländische Tracht — la mode du pays. Wörtlich dieselben Angaben trifft man im Dictionnaire Orateur 2, 376 (Frankfurt,

1709), bei Matthias von Erberg, Großes Universaldictionarium 3, 749 (Nürnberg, 1710), Veneroni-Castelli, Kaiserliches Sprach- und Wörterbuch 3, 170 (Frankfurt, 1714); ferner wird vatterländisch bloß durch amans patriae wiedergegeben in Deutzlers Clavis Germanicolatina 293 (fünfte Auflage, Basel, 1706) und in dem noch unter dem Namen des im sechzehnten Jahrhundert lebenden Johann Frisius veröffentlichten Dictionarium bilingue 2, 252 (Zürich, 1719). Hiernach hat Campe keine Veranlassung, die Verwendung des Wortes vaterländisch als Ersatz für das Fremdwort patriotisch sich zuzuschreiben.

**Groß-Strehlitz** G

Sprachfortschritte. Geld und neue Bücher wurden in frühern Zeiten ausgegeben; jetzt wird Geld nur noch verausgabt (ein schönes Wort: ver-aus-gabt!), und Bücher gelangen(!) nur noch zur Ausgabe. In den letzten Tagen kündigte aber eine Berliner Verlagsbuchhandlung an, daß am 26. Mai bei ihr das und das Buch zur Ver(!)ausgabung gelangen würde. Das ist nun ganz besonders schön gesagt, denn hier verbindet sich das verausgaben, zum Substantiv umgestaltet, mit dem gelangen zu einer wahrhaft großartigen Gesamtwirkung. Wie wäre es, wenn die Verlagshandlung das nächstemal auch das gelangen wieder zum Substantiv erhöbe und, mit Hilfe eines der jetzt so beliebten Zeitwörter erfolgen und stattfinden, ankündigte: die Zurverausgabungsgelangung des Buches findet am 26. Juni statt? Auf diesem Wege ließe sich noch unendlich viel Neues und Schönes schaffen. Nur Mut!

## Litteratur

**Evangelisch-soziale Zeitfragen, herausgegeben mit Unterstützung des evangelisch-sozialen Kongresses von Professor Otto Baumgarten in Jena. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1891**

Die neu erschienenen Hefte schließen sich den ersten sechsen, die in Nr. 10 besprochen wurden, würdig an: Heft 7: Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande von Professor Dr. Theodor Freiherr von der Goltz, entwickelt die rechte Art der sozialen Wirksamkeit der evangelischen Kirche aus ihrem Wesen und warnt vor der Einbildung, die Kirche habe von Gott die Sendung empfangen, durch unmittelbares Eingreifen in die Sozialpolitik die Sozialreform in die rechte Bahn zu leiten. Heft 8 und 9 enthalten eine streng wissenschaftliche Arbeit von Dr. Karl Oldenburg: Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie. Diese ganz objektive auf gründlicher Kenntnis der Litteratur und Geschichte des Sozialismus beruhende Darstellung ist allen warm zu empfehlen, die sich über den Gegenstand unterrichten wollen, aber keine Zeit zum Studium umfangreicher Werke haben. Solcher Unterricht ist gar sehr nötig, denn trotz allem endlosen Geschwätz und Geschreib über Sozialismus und Sozialdemokratie fehlt es an nichts mehr als an Sachkenntnis. Durch Sachkenntnis und überdies durch edle Wärme zeichnet sich auch Heft 10 aus: Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre

Abhilfe von W. Quistorp, Pastor in Schwerinsburg in Pommern. Der Verfasser kennt die ländlichen Verhältnisse seiner Heimat gründlich und redet sowohl seinen Amtsbrüdern wie den Rittergutsbesitzern ernstlich ins Gewissen. Auf S. 34 berührt er einen Punkt der sozialen Frage, den die Herren Nationalökonomen und, wie es scheint, auch die regierenden Herren bisher noch keines Blickes gewürdigt haben. „Geht die Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebe so weiter, daß der Körnerbau zu Gunsten der Spiritusbrennereien und der Zuckerfabriken noch mehr eingeschränkt wird, so werden bald Hunderttausende von Familien den Winter über arbeitslos sein, und im Sommer wird man schließlich nicht mehr mit Polen und Russen auskommen können, sondern man wird schließlich noch für die Sommermonate zu Chinesen seine Zuflucht nehmen müssen.“ Rezensent pflegt den Kern, der in dieser Einzelwahrnehmung steckt, so auszudrücken: Seitdem wir eine wissenschaftliche Nationalökonomie haben, haben wir im Leben, in der Wirklichkeit keine Volkswirtschaft mehr. Das Wesen der Volkswirtschaft: daß das Volk der Wirt ist auf seinem Boden, und daß der bebaute vaterländische Boden zunächst die Bestimmung hat, seinen Wirt, das Volk zu nähren und ihm als Heimstätte und Wirkungskreis zu dienen, dieses Wesen scheint dem Bewußtsein der Gebildeten völlig entschwunden zu sein. Heute ist nach der geltenden Meinung der Boden nicht mehr für das Volk, sondern nur noch dazu da, Rente für eine Anzahl von Besitzern abzuwerfen, und wenn die Zeit noch einmal wiederkehren sollte, wo er bei Schafzucht die höchste Rente abwarf, so würden auch in Deutschland, wie vordem in England, die Menschen von den Schafen gefressen werden.

**Glück.** Von Professor Dr. C. Hilty. Zweite, vermehrte Auflage. Frauenfeld, J. Huber, und Leipzig, J. C. Hinrichs, 1891

Der Verfasser hat den Mut, es unverblümt auszusprechen, daß die Grundsätze des Christentums gegen die jetzt herrschenden Sitten und manche davon sogar gegen die Gesetze des modernen Staates verstoßen. Er für seine Person macht mit dem Christentum Ernst und behauptet u. a., daß Reichtum und Vornehmheit dumm machten. Er hält es deshalb nach dem Rate des Apostels mehr mit den niedrigen Dingen und Menschen als mit den hohen, auch schon darum, weil die Menschen niedrigen Standes interessanter seien als die vornehmen. Der zweite Abschnitt des Büchleins enthält das Enchiridion des Epiktet, der dritte ein sehr merkwürdiges Schriftchen, eigentlich nur Aufsätzchen, des Sturm und Drang-Klinger. In den Erläuterungen und Anmerkungen zu diesen Aufzeichnungen zweier merkwürdigen, sehr selbständigen Menschen stellt der Verfasser das Verhältnis des Christentums zur heidnischen Lebensweisheit aufs lichtvollste dar. S. 88 wirft er die Frage auf, ob nicht unter Umständen „auch heute noch die stoische Philosophie ein wirksameres Erziehungsmittel als die Religion sei?“ In einer Anmerkung fügt er hinzu: „Namentlich wirksamer als die Schulreligion, an die wir wenigstens aus der Churer Kantonsschule her eine unauslöschliche Erinnerung besitzen. Wir verdankten unsre ganze moralische Erziehung den damaligen ausgezeichneten Vertretern der klassischen Bildung.“ Diese Schwierigkeit ist, gleich mancher andern, nach der in diesen Blättern wiederholt dargelegten Ansicht zu lösen, daß die geistige Welt so wenig wie die materielle auf der ausschließlichen Wirksamkeit einer einzigen Kraft beruht. Sie geht aus dem Spiel vieler Kräfte hervor, unter denen der Geist des Christentums nur eine, wenn auch seit seinem Eintritt in die Welt die vornehmste ist, und nicht jeder Mensch eignet sich zum Werkzeuge oder Gefäße jeder dieser Kräfte. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir uns hoffentlich mit dem Verfasser auch

über seine Polemik gegen Lessing verständigen. „Es giebt nichts Unwahreres, sagt er S. 114, und im Grunde Trostloseres, als die viel bewunderte Maxime Lessings, wonach ein ewiges Streben nach Wahrheit dem Besitz derselben vorzuziehen sein soll. Es wäre gerade ebenso vernünftig, zu behaupten, ein ewiges Dürsten oder ein ewiges Frieren sei wohlthätiger als das Finden der erfrischenden Quelle oder der alles belebende Sonnenstrahl." Wie uns scheint, nimmt Hilty das Wort Wahrheit hier in einem andern Sinne als Lessing. Hilty besitzt, wenn wir ihn recht verstehen, doch nur eine unumstößliche Wahrheit oder, wenn man will, zwei Wahrheiten: daß es einen Gott und eine von ihm begründete sittliche Weltordnung giebt, und daß treue Arbeit im Vertrauen auf Gott der einzige Weg zum Glück ist. Diese Wahrheit dürfte nun Lessing ebenfalls besessen haben. Die Beschaffenheit Gottes aber, sein Weltplan, die Auferstehung Christi, die Wirkungsweise der Gnade, und über was sich sonst die Theologen herumstreiten, das alles bleibt nun einmal dunkel und zweifelhaft und für solche, die es durchaus genau wissen wollen, Gegenstand der Forschung. Auch Hilty weiß nichts Gewisses darüber, ja er erklärt sogar die Wissenschaft der Theologie für unmöglich. Für alle aber, denen das Forschen und Streiten nun einmal Vergnügen macht, ist doch diese Unmöglichkeit klarer Einsicht wirklich ein Glück. Wie im Jenseits der Besitz der vollen Wahrheit mit dem Forschungsdrange in Übereinstimmung gebracht werden wird, darüber brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Aber eigentlich ist es kleinlich und unrecht, daß wir eine Meinungsverschiedenheit auskramen, anstatt unsern Lesern einfach zu sagen: Nehmt und lest, gleichviel ob ihr und wir mit allen Ansichten des Verfassers einverstanden sind oder nicht. Es giebt wenig Bücher, die bei so kleinem Umfange so viele gute, kernhafte Gedanken und heilsame Anregungen darböten. Daß die Form vortrefflich ist, versteht sich von selbst bei einem Manne, der kein Wort spricht oder schreibt, wenn er nicht wirklich etwas zu sagen hat.

**Reichszuschuß für Arbeiterkinder.** Ein sozialpolitischer Vorschlag von H. O. Lehmann, Professor der Rechte an der Universität Marburg. Mit einer Übersicht des Grundkapitals und des Reingewinns der deutschen Aktiengesellschaften. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1890

Lediglich als Zeichen der Zeit und ohne ein Urteil darüber abzugeben teilen wir den Vorschlag des Verfassers wörtlich mit: „1. Jeder bedürftigen Arbeiterfamilie wird für jedes Kind unter vierzehn Jahren mit Ausschluß des ersten ein jährlicher Zuschuß von 50 Mk. gewährt. 2. Die hierfür erforderlichen Mittel werden durch folgende Reichssteuern aufgebracht: a) Eine Einkommensteuer von 5 Prozent von allen — unter Deklarationspflicht festzustellenden — Jahreseinkommen über 10000 Mk. b) Eine Erbschaftssteuer von 6 Prozent von allen Erbschaften im Betrage von über 100000 Mk., 3 Prozent von den Erbschaften im Betrage von 50—100000 Mk. c) Eine Steuer von 12 Prozent vom Reingewinn der Aktiengesellschaften." Den größten Teil der Schrift (58 von 76 Seiten) bildet die: „Übersicht des Grundkapitals und des Reingewinns der deutschen Aktien- und Kommandit-Aktien-Gesellschaften aus den im Etatsjahr 1889/90 im Reichsanzeiger veröffentlichten Rechnungsabschlüssen zusammengestellt." Das eingezahlte Grundkapital sämtlicher Gesellschaften betrug in dem angegebenen Jahre 4866250000, der Reingewinn 482304000 Mk. oder 9,91 Prozent. Die Versicherungsgesellschaften (um einige der wichtigsten Klassen namhaft zu machen) erzielten durchschnittlich 25,23 Prozent, die Zuckerfabriken 15,37, die Brauereien 10,42, die Eisenindustrie 9,30, die Bergwerke 7,59 Prozent.

**Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur.** Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1890.

Diese von Alexander von Weilen eingeleitete Neuausgabe der alten „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur" von Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823) gehört zu den von Bernhard Seuffert herausgegebenen „Deutschen Litteraturdenkmalen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in Neudrucken" und bildet den neunundzwanzigsten und dreißigsten Band. Sie ist eine der denkwürdigsten Zeugnisse für die Vorgeschichte der Sturm- und Drangperiode unsrer Litteratur, die bedeutendste kritische Leistung des Dichters der Tragödie „Ugolino" und hat für Historiker und Litterarhistoriker noch heute Wert. Für diese und die Bibliotheken, die nicht alle im Besitz der alten Ausgaben so interessanter Bücher sind, ist der Neudruck denn wohl auch bestimmt. Wenn es darüber hinaus einen Kreis von Litteraturfreunden gäbe, denen es wirklich am Herzen läge, die Urteile Gödekes oder Hettners über Gerstenberg an der Quelle nachzuprüfen, so wäre dies ganz erfreulich. Wir fürchten, daß im Gegenteil trotz aller Neudrucke und kritischen Ausgaben die Zahl der Litteraturfreunde, die auch nur die wichtigsten, noch vollkommen lebensfähigen und eindrucksfähigen poetischen Schöpfungen des vorigen Jahrhunderts kennen lernen, in starker Abnahme begriffen ist. Und mit Zumutungen, wie sie die fortschreitende Spezialisirung der Wissenschaft mehr und mehr an die ernstern Litteraturfreunde stellt, wird das Übel nicht gehoben, sondern wahrscheinlich verstärkt.

**Italienisches Leben.** Geschichten und Abenteuer aus alten Skizzenbüchern von Gustav Flörke. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger (sic!), 1890.

Die Novellen dieses vortrefflichen Buches haben eine Beimischung von persönlichen Erinnerungen, von Beobachtungen, die nicht gerade zu poetischem Zweck gemacht wurden, und die Skizzen einen Anhauch poetischer Stimmung. Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner der Landschaft, der Menschen, der Sitten Italiens, und man muß ihm bezeugen, daß er mit überraschend scharfem Blick und strenger Treue der Naturwiedergabe reizvolle Genrebilder giebt, die wie die „Herren Banditen," die „Fragmente aus den Albaner Bergen," „Nach Fiesole" nicht ohne Humor sind. Gelegentlich, wie z. B. in der letztgenannten Schilderung, packt Flörke zu viel an kleinen Zügen in die Skizze hinein, ein Fehler, der bekanntlich leichter zu überwinden ist als der entgegengesetzte. Unter den Novellen Senza moccolo und „Die Volskerin" geben wir der letztern den Vorzug, obschon auch die erstgenannte ein bedeutendes Motiv und viel inneres warmes Leben hat. Dem Stil Flörkes gebricht es leider an der Schlichtheit, die von seinen lebensvollen Erfindungen und tragischen Ausgängen gefordert wird. Immerhin gehören diese beiden Novellen zu dem Besten, was im letzten Jahrzehnt geschrieben und erschienen ist, die Lebensfülle in ihnen spottet aller Einwendungen gegen Komposition und Vortrag. Und so hoffen wir dem Verfasser bei Gelegenheit wieder zu begegnen; er gehört zu den poetischen Naturen, auf deren erneute Bekanntschaft man sich freut.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Wünsche für die Statistik

Auf keinem wissenschaftlichen Gebiete häufen sich die Veröffentlichungen in solchem Maße, wie auf dem der Statistik. Es erweitert sich nicht nur fortwährend der Kreis der Erscheinungen, die in den Bereich der Beobachtungen gezogen werden, sondern es wächst auch mit jedem Jahresabschluß neuer Stoff zu, und dabei ist nicht, wie auf andern Gebieten des Wissens, z. B. in den Naturwissenschaften, der Geschichte, der vergleichenden Sprachforschung u. s. w., für irgend eine Zeit ein Abschluß, eine Erschöpfung des Gegenstandes zu erwarten, sondern jeder Zeitabschnitt, jede regelmäßig wiederkehrende Zählung vermehrt wieder unerbittlich den Vorrat an Erfahrungen und Beobachtungen, die der Verarbeitung und der Nutzbarmachung harren. In dieser mit rühmenswertem Eifer, aber ohne erkennbares Ziel rastlos wiederkehrenden Anhäufung von Urstoff für die Forschung erkennen wir den von Goethe gekennzeichneten „ehrwürdigen deutschen Fleiß, der mehr auf die Sammlung und Entwicklung von Einzelheiten als auf Resultate losgeht." Wer sich die große Anzahl statistischer und volkswirtschaftlicher Zeitschriften, die allein in Deutschland erscheinen, der statistischen Jahrbücher und Berichte, der Besprechungen, Abhandlungen u. s. w. vergegenwärtigt, wer z. B. den kürzlich im Druck erschienenen Katalog der Bibliothek des königlich sächsischen statistischen Büreaus durchblättert, der etwa 19000 Titel für die jüngste der Wissenschaften aufzählt, dem muß sich der Gedanke aufdrängen, wohin denn eine solche Anhäufung von Stoff führen soll, wer wohl dereinst dafür bestimmt sein mag, diesen Stoff zu sichten und daraus das für die Wissenschaft und das Leben verwertbare herauszuziehen. Es ist auch nicht auf den Eintritt eines Zeitpunktes zu rechnen, wo man sagen wird, die bisher gewonnenen Zahlenreihen seien genügend, daraus

ein abschließendes Urteil abzuleiten. Die Erhebungen müssen, wenn auch für die Wissenschaft neue Gesetze gewonnen oder bekannte Erfahrungen bestätigt sein werden, schon wegen andrer Bedürfnisse der Verwaltung fortgesetzt werden, auch um die Gesetze des Daseins auf ihre Stetigkeit zu prüfen. Dann werden die veröffentlichten Zählungsergebnisse wieder neue Gesichtspunkte eröffnen, neue Anregungen bieten. Und so wird immer weiter, immer mehr gezählt werden.

Für den allgemeinen Nutzen werden aus der amtlichen Statistik, abgesehen von den Erfahrungen, die die Verwaltung sammeln wird, im großen und ganzen nur einige Bereicherungen unsrer Kenntnisse der Gesetze des Daseins abfallen. Ein weit größerer Nutzen erwächst uns dagegen durch die Beiträge zur Landeskunde, die auf diesem Wege gewonnen werden. Auf diesem Gebiete liegt der hauptsächliche Wert der Statistik, und wenn sich die Statistiker dem Vorwurfe entziehen wollen, den Cicero gegen die richtet, die sich in der Wissenschaft so vergraben, daß sie zum öffentlichen Nutzen nichts beitragen könnten, müssen sie sich vor allem die Förderung der Landeskunde zur Aufgabe setzen. In dieser Hinsicht müssen wir auch bereitwillig anerkennen, daß für die Verdichtung des Stoffes zu unmittelbarem handlichem Gebrauche nach englischen und amerikanischen Mustern in jüngster Zeit schon viel geschehen ist durch die Herausgabe statistischer Hand- und Jahrbücher, durch Landesbeschreibungen u. s. w., und es läßt sich nicht verkennen, daß die Grundlinien eines Arbeitsplanes erkennbar werden, der sich aus der richtigen Erkenntnis der Bedürfnisse von selbst ergiebt. Aber noch keinerlei Einverständnis ist darüber erkennbar, wie im sonstigen die Arbeitseinteilung erfolgen soll, deren Notwendigkeit doch nicht bestritten wird.

Aus neuester Zeit liegen zwei Vorschläge vor, die, wenn sie auch beide demselben Wunsche entstammen, ungeregelte Bestrebungen in sichere Bahnen zu leiten, doch gerade in der Verschiedenheit der Endziele den Widerspruch der Ansichten darüber erkennen lassen, wem die Aufgabe überlassen werden soll, den meist von den Behörden gelieferten Stoff an Zahlen zu deuten und für wissenschaftliche oder staatliche Zwecke zu verwerten. Das von dem Unterstaatssekretär a. D. Georg von Mayr gegründete „Allgemeine Statistische Archiv" (Tübingen, Lauppsche Buchhandlung) soll ein litterarischer Mittelpunkt für die wissenschaftliche statistische Forschung in allgemein ansprechender Form werden. Dieses Unternehmen ist gewiß freudig zu begrüßen, und wenn dadurch Wohlgefallen an der Statistik auch in Verwaltungskreisen geweckt werden sollte, so wäre das Verdienst umso größer. Aber was soll eine Zeitschrift mit beschränktem Raum gegenüber der Unmasse von statistischem Stoff ausrichten, der fortwährend anwächst, der gedeutet und bearbeitet werden soll? Einen andern Vorschlag finden wir in einem offnen Schreiben des verdienstvollen Direktors des königlich sächsischen statistischen Büreaus Professor Dr. Böhmert in Dresden, worin ausgesprochen ist, daß als Idealzustand die

Schaffung statistischer Zentralstellen nach Art der Oberrechnungskammern erscheine, während die statistischen Ämter nicht bloß Zahlen erheben, sondern auch Thatsachen ermitteln, Einrichtungen und Zustände beschreiben und in dieser der Wissenschaft und Praxis gewidmeten Thätigkeit ihre Antriebe zwar zunächst von den Regierungen und Behörden, gleichzeitig aber auch von den Parlamenten und vom Volke selbst erhalten sollen. Das ist ein gesunder, praktischer Vorschlag. Wenn Zahlen der Deutung bedürfen, so sind doch die statistischen Ämter, die der Sache zunächst stehen, die Entstehung der Zahlen kennen und deren Gruppirung veranstaltet haben, in erster Linie berufen, wenigstens die Erläuterungen zu liefern, die zur richtigen Deutung der Ziffern unerläßlich scheinen, z. B. für die Ursachen der Schwankungen im Verkehre der Waren und in der Benutzung der Bahnen und Wasserstraßen, für die Erscheinungen, die sich bei der Ein- und Auswanderung bieten — nach Zielen und Beweggründen —, für Umstände, von denen die Erträgnisse von Steuern, Zöllen und Abgaben abhängen, und für hundert andre Dinge, die ein Augenblicksbild oder einen Entwicklungsgang der Dinge in Zahlen darstellen. Auf diese Weise wird die Entstehung einer Menge von Irrtümern verhindert, in die eine den Dingen fernstehende Zeitschrift geraten könnte, die lediglich aus Ziffern ohne Text Schlüsse zu ziehen in der Lage wäre. Ebenso der Beherzigung wert ist der Vorschlag, daß die statistischen Ämter Einrichtungen und Zustände beschreiben und nicht nur Zahlen dafür bringen sollen. Wenn wir nur Zahlen erfahren über die in einem Lande bestehenden Lehranstalten, Krankenhäuser, über Bergwerke, Salinen, Steinbrüche, über Bewässerungen oder Entwässerungen, Aufforstungen u. s. w., so bleibt dabei die verzeihliche Neugierde des Laien, wo denn solche Anstalten, Einrichtungen, Naturerscheinungen u. s. w. zu finden sind, wo sich dieses oder jenes im Lande gebessert haben soll, selbst dann unbefriedigt, wenn wir Verhältniszahlen zum Kopfe der Bevölkerung, zur Fläche, über die Kosten und deren Deckung erhalten. Was soll da für den Leser im Gedächtnisse haften bleiben? welche Vorstellungen werden dadurch geschaffen? Nomina si nescis, periet cognitio rerum. Wenn aber Namen und Örtlichkeiten beigegeben werden, dann gewinnt die Zifferndarstellung Gestalt und Farben, dann wird auch das Interesse allgemeiner geweckt werden. Die deutschen statistischen Ämter würden z. B. eine große Aufgabe erfüllen, wenn sie durch Verbindung von Zahlen und Text unter Einhaltung eines durch gemeinschaftliche Beratung gewonnenen einheitlichen Musters eine Beschreibung des deutschen Reiches veranstalteten und zu diesem Zwecke auch andre Kräfte heranzögen. Böhmert hat durch seine Hinweisungen auf die eigentlichen Aufgaben der statistischen Ämter den Kern der bestehenden Mißstände getroffen. Wir müssen uns erinnern, wie denn eigentlich die Wissenschaft der Statistik als solche entstanden ist. Anfänglich, als die Statistik noch einfache Landes- und Volkskunde war, brachte

man Zahlen und Texte. Später galt dies als ein Merkmal einer ursprünglichen Naivität, das abgestreift werden müsse. Man meinte, die Darstellung offenkundiger oder doch leicht zu ergründender Dinge sei keine rechte Kunst und verdiene nicht den Namen einer Wissenschaft. Für diese neue Wissenschaft galt es aber, Lehrstühle an den Hochschulen zu erobern. In diesem Kampfe um die Gleichberechtigung mit andern Wissenszweigen erfolgte die Lossagung von der alten ursprünglichen Länder- und Völkerkunde, die Abstoßung der beschreibenden und erläuternden Texte. Die Statistik ist aber nicht nur eine wissenschaftliche Methode der Massenbeobachtung und der Darstellung in Zahlen oder in bildlichen Versinnlichungen, sonst würde sie in der That das Urteil von Say verdienen, der sie zu einer Dienerin der Nationalökonomie herabgesetzt hat; die Statistik hat auch die Ursachen der Erscheinungen zu erforschen. Wenn wir auf dem Wege der politischen Arithmetik zur Erkenntnis einer Physiologie der Gesellschaft gelangen wollen, so ist ein erläuternder Text unerläßlich. Aber auch beim einfachern Geschäfte der amtlichen Statistik ist der Text unentbehrlich, um Mißverständnissen vorzubeugen und um Darstellung und Beschreibung mit der Erklärung zu verbinden. Das Beispiel der Engländer, die die Ursachen der Erscheinungen vernachlässigen und nur die Zahlen beachteten, in deren längern Jahresreihen sich die verschiednen Einflüsse wieder ausgleichen sollen, verdient keine Nachahmung.

Wenn es, wie Rümelin sagt, Aufgabe der Statistik als Wissenschaft ist, „den Zahlen den Mund zu öffnen," so muß es auch als Aufgabe der amtlichen Statistik, die ja bei der Entstehung dieser Zahlen zunächst beteiligt ist, anerkannt werden, dafür zu sorgen, daß diese stummen Zahlen bei der Nachforschung nach der Ursache der Erscheinungen nicht mißdeutet werden. Wenn schon die Gelegenheiten zu Irrtümern bei der Erhebung selbst und dann wieder bei der ersten Verarbeitung und Darstellung des Urstoffes recht zahlreich sind, so entsteht eine neue Gefahr bei der Deutung der stummen Zahl, die der knappste und nur äußerliche Ausdruck der Erscheinung ist. Die amtliche Statistik, die nur Zahlen bringt, ist sozusagen in dem Verfahren zur Ermittlung der Wahrheit nur der Thatrichter; das Urteil selbst wird gefällt vom Politiker, vom Parlamentarier, vom Fachgelehrten, vom Zeitungsschreiber oder Zeitungsleser, vom Staatsmanne, vom Gebildeten wie vom Ungebildeten, vom Gutmeinenden wie vom Übelwollenden. Man sagt wohl: „Zahlen beweisen"; aber was beweisen sie? Der Gegner, dem wir Zahlen vorführen, wird dadurch nur mundtot gemacht und für den Augenblick in einen Zustand der Wehrlosigkeit versetzt. Daher die Vorliebe von Dilettanten und angehenden Politikern für statistische Zahlen. Decipimur specie recti. Man könnte weit richtiger und aus der Erfahrung schöpfend sagen: „Zahlen täuschen." Goethe schon meinte, daß man mit Zahlen alles beweisen könne. Die Statistik erfüllt ihre Aufgabe nur zur Hälfte, wenn sie nur Zahlen, sozusagen nur

statistische „Lieder ohne Worte“ bringt. Hier begegnen sich ein untergeordnetes technisches Raumbedürfnis und eine gelehrte Sucht der Beschränkung auf abstrakten Stoff in eleganten Tabellen. In der statistischen Technik liegt ein gefährlicher Reiz. Man würde der Menschheit einen schlechten Dienst erwiesen haben, wenn man sie nur gelehrt hätte, zu logarithmiren, ihr aber die Geheimnisse des Delogarithmirens vorenthalten hätte. Ähnlich verhält es sich mit dem Finden und dem Deuten statistischer Zahlen. Wenn die Statistik nur Ziffern bringt, sich aber dann aus Vornehmheit oder Bescheidenheit entfernt, so verhält sie sich im Grunde wie der Geist in Raimunds Diamant des Geisterkönigs: „Ich bin dein Vater Cephysses und sage dir nur dieses,“ worauf der Geist verduftet und mit ihm auch das Verständnis. So werden Rätsel durch Rätsel gelöst. Der Statistiker, der nur Tabellen bringt, erinnert uns gleichzeitig an den magenschwachen Lebemann, der wünschte, daß man alles Essen möchte trinken können, und an den Philosophen des Altertums, der darüber klagte, daß man nicht alles Wissen in Mathematik auflösen könne. Es ist unzweifelhaft wahr, daß die Arithmetik, wie die alten Griechen sagten, von Irrtümern frei ist, daß die Natur selbst den Irrtum aus der Zahl ausschließt. Diesen Satz dürfen wir aber nicht schlankweg auf die Statistik anwenden. Denn Statistik ist angewandte Arithmetik, und auf dem Wege von der Erscheinung, von der beobachteten Thatsache bis zur gewonnenen Zahl ist soviel menschliche Beihilfe thätig gewesen, daß nicht nur unterwegs die Gefahr des Irrtums entsteht — das ist die kleinere Gefahr —, sondern es entsteht auch bei der Deutung einer Zahl, die wir nicht in ihre Koeffizienten auflösen können, eine neue Fehlerquelle, und dieser weit größeren Gefahr könnte wohl in den meisten Fällen durch eine erläuternde Bemerkung vorgebeugt werden.

Von allen Arten menschlicher Neugierde ist gewiß eine der edelsten die statistische Neugierde, die sich fortgesetzt über den Stand der Dinge unterrichten, die für allgemeine Erfahrungssätze oder landläufige Meinungen sichere, handliche, zur Vergleichung geeignete Zahlen erhalten muß, um die Lebensbedingungen des Staates und der Gesellschaft kennen zu lernen. Aber bei dem Bestreben, sich auf diesem kürzesten Wege über die Ergebnisse und das Zusammenwirken der mannichfachen Ursachen zu unterrichten, die sich in gewissen wahrnehmbaren, zählbaren, meßbaren oder wägbaren Erscheinungen äußern, erscheint die Zahl nach Verflüchtigung alles Beiwerkes als eine Art von Sublimat der Thatsachen, als le budget des choses, wie einmal der Konsul Buonaparte über statistische Zahlen urteilte; die Zahl ist die einfachste Ausdrucksweise, deren wir Menschen fähig sind. Wie man aus der einfachen, kunstlosen Sprache der Bibel auf deren göttlichen Ursprung geschlossen hat, so schließt man auch aus der Anspruchslosigkeit, der Unanfechtbarkeit und Unerbittlichkeit der Zahlen auf deren innere Wahrheit. Gewiß giebt es nichts bestrickenderes als eine schlichte, schmucklose Darstellung der Dinge; es ist dies

sozusagen die Poesie der Überzeugung. Während aber ernst erdachte und klar ausgedrückte Worte jede Mißdeutung ausschließen, ist dies nicht in gleicher Weise der Fall bei der stummen Zahl. Der mannichfach gewitzigte Statistiker entgeht freilich leicht der Gefahr des Irrtums; solchem ist aber der Laie stets ausgesetzt, für den Zahlen wie die Orakelsprüche des Apollo Loxias, die stets nach zwei Seiten schielten, sehr oft zunächst ungelöste Rätsel sind, durch die obscurum per obscurius erklärt wird. Alle Statistiker sind zweifellos gebildete Leute, aber nicht alle gebildeten Leute sind Statistiker. Warum unterlassen es so häufig die Statistiker, ihren Belehrung suchenden Mitmenschen und Zeitgenossen, die dieselben Gangsteige der Erkenntnis erklimmen möchten, die von den Vorgängern etwa zurückgelegt worden sind, hie und da einen freundlichen Wink, einen Wegweiser und da, wo etwa ab und zu ein fürwitziger Forscher abstürzte, ein „Marterl“ zu widmen, damit die Nachpilgernden sich nicht auch versteigen oder verunglücken? Es sieht freilich nicht so gelehrt und vornehm aus, als wenn nur blanke Ziffern in wohlgeordneter Aufstellung vorgewiesen werden, aber das Ganze wird dadurch gemeinverständlicher. Und wenn auch der Deutsche besonders dann empfindlich ist, wenn die Wertschätzung des Auffassungsvermögens des Lesers in Frage kommt, so wird er sich doch nicht gleich wie ein dummer Kerl behandelt fühlen, wenn er vor einem Mißverständnis gewarnt wird; denn auch das ist eine deutsche Eigentümlichkeit, daß es für gelehrte Leute keineswegs als Schande gilt, wenn sie vom Rechnungswesen und vom Zahlenwerke nichts verstehen, und zwar wohl deshalb, weil Zählen und Rechnen nicht als gelehrte Beschäftigung gilt. Denn nachgerade wurde es zum Merkmal der artes liberales, daß man Dinge ohne unmittelbaren Nutzen trieb. So schämt man sich ja auch nicht, über Schwäche und Verfall des Gedächtnisses zu klagen, während man doch niemand über Mängel seines Verstandes klagen hört. Vergeßlichkeit und Zerstreuung gereichen nämlich dem Gelehrten nicht zum Vorwurfe, sondern sie gelten als eine vornehme Berufskrankheit, der besonders die der Wirklichkeit entrückten Forscher verfallen. Die Statistiker, die weit mehr als die Gelehrten irgend eines andern Faches darauf bedacht sein müssen, in dem Maße, wie sie ja unmittelbar aus dem Leben schöpfen, auch volkstümlich und gemeinverständlich zu bleiben und für die Verbreitung und Verwertung ihrer Forschungsergebnisse zu wirken, können und müssen sich um so mehr von gelehrten Schrullen freihalten. Die Statistik kann nicht wie z. B. die Professorenphilosophie der Philosophieprofessoren die Einmischung unzünftiger Laien mit Abscheu wie eine Erniedrigung ihrer Kunst zurückweisen, sie bedarf nicht wie jene Philosophie der zum Handwerke gehörigen Kunstausdrücke, die auf jeden Laien schweißtreibend wirken, sie soll im Gegenteil durch Verdeutschung der Zahlen alles dem gemeinen Verständnis näher bringen, sie braucht nicht wie die Berufsphilosophie zu befürchten, daß dadurch die Geheimkunst der Wissenden, die

sich ja nur unter sich verständigen wollen, herabgewürdigt und in die Gefahr gebracht werde, zu wertlosem Gemeingute zu werden. Die Statistik ist ein Wissen aus dem Leben und für das Leben, und das soll sie bleiben.

Man wird diese Abschweifung vom Gegenstande entschuldigen; es scheint um so nötiger, bei jeder Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß die Wissenschaft für das Leben arbeiten muß, als gerade in jüngster Zeit wieder bei dem Streit um die Schulfrage recht deutlich die Besorgnis wahrnehmbar wurde, es möchte bei dieser Gelegenheit das Bildungsniveau der Lehrer herabgedrückt werden, die dann mit ihrem überflüssigen philologischen Wissen nichts Rechtes mehr anzufangen wüßten, während man doch meinen sollte, es handle sich in erster Linie darum, wie die Jugend für das Leben heranzubilden sei. Börne hat einmal gesagt, daß die schlimmste von allen Aristokratien die des Geistes sei. Unser nationales Leben, die Entwicklung unsrer nationalen Kräfte leidet unter den Vorurteilen einer Geistesaristokratie, deren Herrschaft den ungestümen Anforderungen des Lebens auf die Dauer nicht wird widerstehen können.

Bei der jüngsten der Wissenschaften, der Statistik, möge man daher argwöhnisch darauf achten, daß nicht auch hier die gelehrte Neigung, wie auf andern Gebieten des Wissens, entstehen möge, etwas Zünftiges zu schaffen. Was würde z. B. aus der Statistik werden, wenn aller Stoff in „graphischen Darstellungen," in Kartogrammen, in Flächen- und Liniendiagrammen vorgeführt werden, wenn aus den Tabellenwerken jeder erläuternde Text verschwinden sollte? Aber nicht nur eine gelehrte Sucht ist in dieser Richtung zu befürchten. Auch die amtliche Statistik scheint mitunter, um sich nicht dem Verdacht offiziöser Färbung auszusetzen, auf Erläuterungen zu verzichten, und endlich führen auch die geschäftlichen Bedürfnisse nüchterner Rechner, wie der Engländer und Amerikaner, dazu, daß man sich mit längern Zahlenreihen ohne Text in der Meinung abfindet, daß sich die Schwankungen der Erscheinungen und die Ungleichartigkeiten der Ursachen immerhin nahezu wieder ausgleichen. Der Geschäftsmann mag sich Durchschnittswahrheiten und Wahrscheinlichkeiten genügen lassen. Für die Spekulation oder für ein oberflächliches Wissensbedürfnis ist dies ausreichend. Es genügt auch für Politiker, die, wie Demosthenes einmal den Athenern vorgeworfen hat, lieber rasch einen ungefähr richtigen Begriff von einer Sache gewinnen, als sich ruhig und gründlich belehren lassen wollen. Aber die Verwaltung muß auf die Thatsachen zurückgehen, die den Zahlen zu Grunde liegen, und ein gleiches Bedürfnis besteht für die Volkswirtschaft, für die Kenntnis der Gesetze des Lebens und der Gesellschaft.

Wo eine Zahl nicht das Merkmal einer stetigen und allgemeinen, sondern einer zufälligen und vereinzelten Ursache ist, wo demnach eine Störung vorliegt, und irrtümlich in der Zahl das Anzeichen einer Regelmäßigkeit oder Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen gesucht würde, da möge also die amtliche

Statistik mit Erläuterungen nicht kargen, wie solche überhaupt jeder Mißdeutung vorbeugen sollen.

Daneben wäre es wünschenswert, wenn sich die amtliche Statistik auch zu dem Zwecke mit der alten Sitte, Texte zu bringen, wieder befreundete, um Landesbeschreibungen zum allgemeinen Gebrauch herzustellen. Für sich allein ist die Statistik einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, und die Mißerfolge der alten Statistik auf diesem Gebiete stehen wohl mit dem Umstande im Zusammenhange, daß diese Leistungen auch schon den damaligen Zeitbedürfnissen nicht mehr genügten. Aber gerade in der Notwendigkeit, mit den Vertretern andrer Wissenszweige in Verbindung zu treten, liegt das beste Mittel, eine gewisse Vereinsamung der Statistik zu verhüten. Kleine volkstümliche Handbücher sollten daneben das Wissenswerte über den Boden und seine Eigenschaften, über die Geschichte, die Verfassung, die Verwaltung, die öffentlichen Einrichtungen, die Bevölkerung und deren Bewegungen u. s. w. bringen, wobei Zahlen und Beschreibung sich gegenseitig erläutern und ergänzen müßten. Für wissenschaftliche Zwecke könnte der Plan erweitert werden. Würde für das ganze deutsche Reich und ebenso für die einzelnen Staaten unter Anlehnung an schon vorhandene oder erst zu schaffende Muster eine einheitliche Form für diese Mittel zur Verbreitung der Landeskunde gewonnen, so würde auf diesem Wege viel Nutzen geschafft und die Volkstümlichkeit der Statistik ebenso gefördert, wie die patriotische Aufgabe erfüllt werden, die Cicero mit den Worten bezeichnet: Nosse rempublicam.

Neben diesen Aufgaben, zu denen die amtliche Statistik vorzugsweise den Stoff zu liefern hätte, würde sodann die Wissenschaft berufen sein, kritisch und vergleichend alle Ergebnisse der Zählung und Beobachtung für ihre Zwecke zu bearbeiten und zu erklären. Das wäre die Aufgabe einer Zeitschrift. Die Gründung des „Allgemeinen Statistischen Archives“ ist deshalb besonders zu begrüßen, weil darin der Versuch gemacht wird, für den bisher in staatswissenschaftlichen, volkswirtschaftlichen oder amtlichen statistischen Zeitschriften zerstreuten Stoff einen Sammelpunkt zu schaffen. Der schon im ersten Hefte bethätigte Vorsatz, gleichzeitig den wissenschaftlichen Standpunkt zu wahren und in anziehender Darstellung Zählungsergebnisse oder Aufgaben der Statistik zu besprechen, ist ein sehr glücklicher Gedanke, dem wir den besten Erfolg wünschen. Insbesondre beglückwünschen wir den Herausgeber zu dem Vorhaben, durch eine anziehende Darstellung auch den Ansprüchen der Form gerecht werden zu wollen. Mit umso größerer Genugthuung müssen wir dieses Bestreben begrüßen, als die Versündigungen der deutschen Wissenschaft gegen die Form und daneben die Mißachtung der Sprache eine Eigentümlichkeit der Neige des Jahrhunderts werden zu sollen scheint. Man gewinnt vielfach den Eindruck, als ob insbesondre die gelehrte deutsche Jugend glaubte, daß man sich keinen Zwang anzuthun brauche, da man ja nur wie „unter Pfarrerstöchtern“

sei. Und fast ist es so; denn jeder Laie, der Belehrung sucht, wird durch dieses hemdärmelige Geltendmachen der Persönlichkeit abgestoßen. Wenn man sich fragt, wer denn unsre schöne deutsche Sprache in der Neuzeit wieder so verhunzt hat, so pflegt man meist auf unsre politischen Tagesblätter hinzuweisen, auch Heine kriegt dabei einen Hieb ab — nicht mit Unrecht; die Schuldigen sind aber — abgesehen von andern Übelthätern — auch in Menge unter den Vertretern der Wissenschaft zu finden. Wenn also das „Allgemeine Statistische Archiv" besondern Wert auf eine anziehende, hoffentlich auch auf eine fehlerfreie und geschmackvolle Darstellung legt, so erwirbt sich der Herausgeber dadurch ein namhaftes Verdienst.

Wenn wir die beiden eingangs erwähnten Kundgebungen über die Aufgaben der Statistik zusammenhalten, so gewinnen wir einen Ausblick auf eine unverkennbare Möglichkeit einer bessern Gestaltung der Sachlage durch die Vereinigung der von denselben Wünschen erfüllten Bestrebungen. Wenn eine Art von statistischem Rechnungshofe für das ganze deutsche Reich die Technik der Verarbeitung der Zählungsergebnisse besorgen und die statistischen Landesämter bei der Erhebung leiten soll, so dürfte dieser Wunsch zunächst zu beschränken sein auf die von Reichs wegen angeordneten allgemeinen Zählungen, die sich teils regelmäßig wiederholen, wie die Volkszählungen und die Ermittelungen über die Bewegung der Bevölkerung, oder einmalige Erhebungen sind, deren zeitweilige Wiederholung jedoch grundsätzlich in Aussicht genommen ist, wie die Erhebungen über Bodenbenutzung und über die Berufsarten und die Viehzählungen. In den letztern Fällen hat das statistische Amt des Reiches die Bearbeitung der Ermittlungen in kleinern Bundesstaaten schon mehrfach übernommen. Außerdem bearbeitet heute schon das kaiserliche statistische Amt ohne Mitwirkung der statistischen Landesämter des Reiches oder des Zollvereines die Statistik der Zölle und der Verbrauchssteuern, die Handelsstatistik und die Strafrechtspflege und auf Grund von Vorarbeiten der Landesbehörden die Statistik der Bevölkerung, gewisser Industriezweige, des Verkehrs auf den Wasserstraßen u. s. w. Heute schon liegt also ein Ansatz zur Entwicklung der Dinge in solcher Richtung vor, und der Gang der Sache selbst scheint auf eine solche Lösung hinzuweisen. Das Reich wird immer mehr dazu gedrängt werden, auf weitern Gebieten Erfahrungen zu sammeln und zum Nutzen des Ganzen zu verarbeiten. Wir steuern also längst auf eine Zentralisation hin. Dieses Wort hat freilich schon oft Befürchtungen erweckt. Fachleute haben das Bedenken ausgesprochen, daß eine Stelle, die so viele Millionen von Zählkarten zu verarbeiten haben würde, nicht mit der Gründlichkeit vorgehen könnte, mit der eine kleinere Landesstelle ihre Aufgabe erfüllen könnte. Die Erfahrungen aber, die bisher auf diesem Gebiete gewonnen worden sind, sind geeignet, alle Befürchtungen zu zerstreuen. Preußen hat, abgesehen von den Verkehrsanstalten, niemals statistische Stellen in den Provinzen gehabt

und die 1866 vorgefundenen alsbald aufgelöst; und doch hat die preußische Statistik im letzten Jahrzehnt unzweifelhaft große Fortschritte gemacht und insbesondre eine den Ansprüchen der Verwaltung entsprechende Vertiefung der Verarbeitung niemals vermissen lassen. Wenn sich also diese Einrichtung für Preußen bewährt hat, warum soll aus rein technischen Gründen von ihrer Ausdehnung auf den Rest des Reiches eine Verflachung der Bearbeitungen befürchtet werden? Die für das Reich wie für Preußen getroffenen Einrichtungen haben vielmehr den Beweis geliefert, daß die Zentralisation die Einheitlichkeit in der Wahl der Gesichtspunkte und in der Verwertung des Stoffes nur gefördert hat. Bei Fortsetzung dieses Verfahrens würden die Ansprüche der Dezentralisation, wenn auch auf anderm Boden, volle Befriedigung erfahren, die statistischen Landesämter würden durch die Ausstattung des Reichsamtes in Berlin als technische Zentralstelle so wesentlich entlastet werden, daß sie die so gewonnene Muße der Bearbeitung der innern Landesstatistik, etwa nach einem einheitlichen Plane für das ganze Reich, widmen und insbesondre brauchbare Landesbeschreibungen herstellen und zeitweise erneuern könnten. Unter solchen Bedingungen wäre eine engere Verbindung der Statistik mit der Nationalökonomie denkbar. Auch den Wünschen der Wissenschaft könnte dann, freilich unter Anwendung einer gewissen Vorsicht und unter steter Abwehr von allzu dringlichen und mutwilligen Gelüsten, nach Gebühr entsprochen werden; in nicht geringerm Maße aber auch den Bedürfnissen des öffentlichen Lebens, des Verkehrs, der Landwirtschaft u. s. w. Alle aber, die irgend ein Interesse an statistischen Erhebungen haben, sind auf den Staat angewiesen, der allein imstande ist, die nötigen Zahlen zu liefern, die die gewünschten Aufschlüsse oder doch die Unterlagen zu solchen zu liefern, und der über jedem Verdachte eigennütziger Absichten steht. Die Statistik darf weder der Wissenschaft noch dem Wissensdrange von Interessenten dienstbar gemacht werden; eine ihrer schönsten Aufgaben erblicken wir aber in der Vertrauensstellung, die zwischen Staat und Volk vermittelnd wirken kann. Wenn sich nun das Reich und die Bundesstaaten in solcher Weise in die Aufgaben der Statistik teilten, so könnten in einem „Allgemeinen Statistischen Archiv" für Deutschland alle weitern wissenschaftlichen und kritischen Wünsche Aufnahme und Besprechung finden, und durch diese Dreiteilung könnte etwas mehr Ordnung und Richtung in die statistische Bewegung unsrer Zeit gebracht werden, deren Ziele heute nicht recht erkennbar sind.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Statistik in der bevorzugten Lage ist, in erster Linie für den öffentlichen Nutzen zu arbeiten, weil sie durch die praktischen Bedürfnisse des Staates und des öffentlichen Lebens auf solche Aufgaben hingewiesen wird, während auf andern Gebieten des Wissens Gegenstand und Richtung der Arbeiten vielfach bestimmt werden durch Neigung, Wissen und Fähigkeit der Einzelnen, wobei nicht nur ein vorgestecktes Ziel

nicht erkennbar ist, sondern auch die Versuchung gefährlich wirkt, möglichst entlegene und dunkle Winkel des vermeintlichen Arbeitsfeldes zur Befriedigung eines besondern gelehrten Ehrgeizes und des Wunsches, einmal etwas ganz Neues zu bringen, zu durchforschen. Diese Zersplitterung der Kräfte ist höchst bedauerlich. Wenn man von diesem Standpunkt aus die Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten des Wissens überblickt, so muß in jedem Wohlmeinenden der Wunsch entstehen, daß soviel guter Wille, soviel Arbeitskraft, soviel Wissen und Können zu einheitlichen Zielen, und sei es auch zunächst nur für die großen nationalen Aufgaben des deutschen Reiches, geleitet und vereinigt werden möchte, deren Lösung nur von dem Zusammenwirken aller Kräfte erwartet werden kann. Wir brauchen auf geistigem Gebiet ein ordentliches, von nationalen Zwecken bestimmtes Arbeitsprogramm. Diesem Wunsche wird sich jeder anschließen, dem die Erfüllung der großen nationalen Aufgaben des wieder gegründeten deutschen Reiches am Herzen liegt. Auf diesem Gebiete ließe sich vor allem auch eine Versöhnung in unserm Parteileben erblicken. Die Wurzel unsrer Uneinigkeit oder der günstige Boden, worauf dieses Unkraut gedeiht, ist die unselige Neigung der Deutschen und besonders der gelehrten Welt zur Rechthaberei.

Eine Erfüllung solcher vaterländischen Wünsche könnte freilich nur dann gelingen, wenn einmal eine deutsche Reichsakademie für die Wissenschaften gegründet würde, deren erste Aufgabe es sein sollte, einen Arbeitsplan für die deutsche Forschung zu entwerfen, die bereits in Vereinen, Zeitschriften und Kommissionen die zu gemeinschaftlichen Zielen führenden Wege vielfach eingeschlagen hat. Auf allen Gebieten des Wissens sollten alle Fähigkeiten, alle Bestrebungen im großen Vaterlande zusammengefaßt werden, um sich über die großen vorliegenden Aufgaben zu einigen. Das wäre eine der schönsten Aufgaben für das deutsche Reich, und der deutsche Kaiser, dem dieses Unternehmen gelänge, würde sich das Verdienst erwerben, für die innere Festigung des deutschen Reiches einen starken neuen Reif um das Gebinde zu schlagen.

# Die Rechtsverfolgung wider den Staat

Von O. Bähr

Die Frage des „Rechtsstaates“ läßt sich in zwei vorzugsweise in Betracht kommende Fragen auflösen. Die eine Frage ist die, ob und inwieweit Einrichtungen getroffen sind, die den Bürgern in ihren Rechtsstreitigkeiten die Entscheidung durch unabhängige, unparteiische Richter gewährleisten. In dieser Richtung kann in Deutschland durch die Reichsjustizgesetze der Rechtsstaat für ziemlich vollkommen hergestellt erachtet werden. Daneben aber kommt für den Begriff des „Rechtsstaates“ noch besonders die Frage in Betracht, ob und inwieweit die Staatsgewalt selbst in ihren Rechtsverhältnissen zu den einzelnen Bürgern sich einer unabhängigen, unparteiischen Rechtsprechung unterwirft. Diese Frage läßt sich wieder in eine doppelte auflösen, je nachdem man die materielle oder die formelle Seite in Betracht zieht. Die materielle Seite wird durch die Frage bestimmt, welche Handlungen der Staatsgewalt der Rechtsprechung unterworfen sind. In dieser Beziehung sind die Verhältnisse wohl nicht in allen deutschen Staaten ganz gleich geordnet. Im allgemeinen kann man als den herrschenden Grundsatz annehmen, daß der Staat unbedingt nur in seinen Privatrechtsverhältnissen, in Fragen öffentlichrechtlicher Natur dagegen nur ausnahmsweise der Rechtsprechung der ordentlichen Gerichte unterliegt. Daneben kommt dann noch die Zuständigkeit der in neuerer Zeit geschaffenen Verwaltungsgerichte in Betracht. Diese materielle Seite der Sache soll uns aber hier nicht beschäftigen. Die formelle Seite betrifft die Frage der Gestaltung der wider den Staat zu führenden Prozesse. Und von dieser Seite der Sache soll hier ein besondrer Punkt, die Vertretung des Staates in den gegen ihn zu erhebenden Prozessen, in Betracht gezogen werden.

Um den Staat zu verklagen, muß man vor allem wissen, wen man im Namen des Staates verklagen soll, wem also die erhobene Klage zuzustellen ist, um nötigenfalls ein Kontumazialerkenntnis gegen den Staat zu erwirken. Bereits in dem preußischen Gesetze vom 26. April 1851 war bestimmt: „Der Fiskus hat seinen persönlichen Gerichtsstand bei dem Gerichte, in dessen Bezirke die Behörde ihren Sitz hat, welche befugt ist, den Rechtsstreit im Namen des Fiskus zu führen.“ Und eine fast gleichlautende Bestimmung ist auch in die

deutsche Zivilprozeßordnung (§ 20) aufgenommen worden. So ist denn dieser preußische Satz in ganz Deutschland Rechtens geworden, und der, der einen Rechtsanspruch gegen den Staat auf dem Prozeßwege verfolgen will, muß vor allem die Behörde wissen, die er im Namen des Staates zu belangen hat. Diese Behörde ausfindig zu machen, ist aber in Preußen und auch im deutschen Reiche durchaus nicht immer leicht. Denn eine Behörde, die allgemein den Staat oder, wie er in seiner verklagbaren Eigenschaft genannt wird, den Fiskus zu vertreten berufen wäre, giebt es nicht. Vielmehr ist diese Vertretung einer großen Anzahl von Behörden zugewiesen, und die bezüglichen Bestimmungen lassen es mitunter höchst zweifelhaft erscheinen, gegen welche Behörde die Klage zu richten sei. Wehe aber dem Kläger, wenn er nicht die richtige Behörde trifft! Dann wendet die Behörde, der er die Klage hat zustellen lassen, ein, sie sei nicht der richtige Verklagte. Findet das Gericht diesen Einwand begründet, so wird der Kläger abgewiesen und muß die Kosten des Prozesses tragen. Dann kann er sehen, ob er eine andre Behörde findet, die den Staat zu vertreten hat, und gegen diese kann er dann einen neuen Prozeß anfangen. Vielleicht ist auch diese nicht die richtige, dann wird der Kläger wieder abgewiesen. Ist er dann noch nicht prozeßmüde, so kann er in einem dritten Prozesse versuchen, ob er den richtigen Verklagten trifft.

Mir ist aus meiner Praxis folgender Fall, der im Laufe der siebziger Jahre spielte, noch in Erinnerung. Die Witwe eines Professors in Kiel glaubte einen Anspruch auf den Gehalt ihres verstorbenen Mannes für ein Gnadenjahr zu haben. Da dieser Anspruch nicht anerkannt wurde, wollte sie den Fiskus verklagen. Sie richtete ihre Klage zuerst gegen die königliche Regierung zu Schleswig. Diese wendete ein, sie sei nicht zur Vertretung des Fiskus in dieser Sache berufen; in Angelegenheiten der Universität werde der Fiskus von dem Universitäts-Kurator vertreten. Im Verhandlungstermine ließ hierauf der Anwalt der Klägerin die Klage fallen; natürlich unter Bezahlung der Kosten. Er erhob nun dieselbe Klage gegen den Kurator der Universität als den Vertreter des königlichen Kultusministeriums. Dieser Kurator war zugleich der Oberpräsident. Aber auch dieser Verklagte wendete ein, er sei nicht der richtige, da das Kuratorium nicht das Kultusministerium vertrete. In erster Instanz ward dieser Einwand verworfen, und der eingeklagte Anspruch der Klägerin zuerkannt. Nun appellirte der Verklagte wegen Verwerfung seines Einwandes, und in zweiter Instanz wurde erkannt, daß allerdings der Universitäts-Kurator und Oberpräsident nicht der richtige Verklagte sei; wobei die Entscheidungsgründe dahingestellt sein ließen, ob die Provinzialregierung oder das königliche Kultusministerium unmittelbar zu verklagen sei. Auf eine weitere Beschwerde wurde diese Entscheidung durch ein Erkenntnis des Obertribunals bestätigt, ohne daß auch diese Instanz sich gemüßigt gefunden hätte, auszusprechen, wer denn nun eigentlich in diesem Falle

zu verklagen sei. Was schließlich aus der Sache geworden ist, ist mir nicht bekannt. Aber ist es nicht traurig, wenn einer armen Witwe, die ihr Recht verfolgen will, solche Schwierigkeiten bereitet werden?

Manche Ansprüche wider den Staat sind überdies an eine ganz kurze Verjährungsfrist geknüpft. Ist nun während des unrichtig angestellten Prozesses diese Verjährungsfrist abgelaufen, so kann der Kläger nicht einmal mehr eine neue Klage erheben, und dann ist er also durch die zweifelhafte Behördenkompetenz geradezu um sein Recht gebracht. So bildet diese an die mannichfaltige Gliederung der Behörden geknüpfte Zuständigkeitsfrage ein Mittel, durch das sich der Staat proteusartig der Rechtsprechung entzieht.

Wer noch nicht eine vollkommene Anschauung von den Schwierigkeiten haben sollte, die die Auffindung der in jedem Einzelfalle zu belangenden Behörde in Preußen wie im Reiche darbietet, der erhält diese Anschauung in vollem Maße aus einer jüngst erschienenen Schrift: Zusammenstellung der Behörden, welche den preußischen Landes- und den deutschen Reichsfiskus im Prozesse zu vertreten befugt sind. Von Ulrich Fritze, Gerichtsassessor in Kassel. (Berlin, bei Franz Vahlen.) Zugleich gewährt diese Schrift in höchst dankenswerter Weise die Mittel, die gedachten Schwierigkeiten, so gut wie es eben möglich ist, zu überwinden, indem sie alle über die Vertretung des Staates im Prozeß vorhandenen Bestimmungen gesammelt und zusammengestellt hat. Dem Vernehmen nach hat der Verfasser, während er zeitweise im preußischen Justizministerium beschäftigt war, auf höhere Veranlassung diese Schrift zu bearbeiten unternommen, und es ist höchst erfreulich, daß man endlich auch an höherer Stelle dieser Angelegenheit, die in der That eine schwere Anklage gegen die bestehende Gesetzgebung begründet, Aufmerksamkeit zuwendet.

Das Material zu der Schrift hat der Verfasser aus einer großen Anzahl an sehr verschiedenen Stellen abgedruckter Gesetze, Verordnungen, Erlasse Verfügungen, Bekanntmachungen, Urteile und sonstiger Hilfsmittel zusammensuchen müssen. Von der Vertretung des preußischen Landesfiskus handeln Seite 1 bis 150, von der Vertretung des Reichsfiskus Seite 151 bis 191. Schon aus diesem Umfange der Schrift ersieht man, daß die Lehre von der Vertretung des Fiskus eine ganze kleine Wissenschaft umfaßt, die jeder Anwalt sich aneignen muß, wenn er es vermeiden will, seiner Partei die Kosten eines vergeblichen Prozesses aufzuladen. Gerade die große Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der der Verfasser alles auf die Lehre bezügliche Material aufgesucht und zusammengestellt hat, ergiebt nun aber auch, wie viele Zweifel und Lücken noch in der Lehre vorhanden sind, und wie selbst unter Benutzung dieser fleißigen Arbeit die Prozeßparteien bei einem gegen den Fiskus zu erhebenden Rechtsstreit noch keineswegs sicher gestellt sind vor der Gefahr, eine unrichtige Behörde zu verklagen.

In engem Zusammenhange mit dem Zweifel über die zu belangende Behörde stehen dann auch noch andre Zweifel, die sich einer wider den Fiskus zu erhebenden Klage entgegenstellen. Vielfach ist es zweifelhaft, ob in dem Einzelfalle der Reichsfiskus oder der Landesfiskus zu verklagen sei. Diese Frage tritt namentlich hervor, wenn die betreffende Verwaltung zwar für das Reich, aber doch von einer Landesbehörde geführt wird. So z. B. herrscht jetzt beim Militär- und teilweise auch beim Marinefiskus ein Durcheinander von Reichs- und Landesbehörden, reichs- und landesrechtlichen Vorschriften, durch die sich hindurchzufinden eine überaus schwierige und im Erfolge unsichre Arbeit ist. Auch dieses Verhältnis, über das sich zur Zeit eine ganze besondre Litteratur und Rechtsprechung gebildet hat, bedürfte dringend einer gesetzlichen Ordnung.

Weiter tritt auch vielfach der Zweifel hervor, ob in Fällen, wo gegen eine öffentliche, unter Staatsverwaltung stehende Anstalt ein Anspruch erhoben wird, der Fiskus oder die Anstalt selbst als eine neben dem Fiskus bestehende juristische Persönlichkeit zu belangen sei. Dahin gehören namentlich Ansprüche gegen Witwenkassen, Universitäten, Gymnasien u. s. w. Für die Geltendmachung von Gehalts- oder Pensionsansprüchen der Beamten von solchen Anstalten erwachsen daraus oft die größten Schwierigkeiten, von denen der oben angeführte Fall von der Professorswitwe ein Beispiel giebt.

Auf die Einzelheiten der gedachten Schrift wollen wir hier um so weniger eingehen, als der ganz buntgegliederte Beamtenapparat, der dabei in Betracht kommt, an und für sich nur wenig Interesse darbietet. Um die Sachlage zu kennzeichnen, wollen wir nur noch folgendes anführen. Da, wo Einzelbestimmungen in die Lehre eingegriffen haben, haben diese öfters wieder die Folge gehabt, daß sich über ihre Tragweite ein ganzes Gebiet von Streitfragen entwickelt hat. Grundsätzlich soll im allgemeinen die Vertretung des Fiskus in Verwaltungsangelegenheiten den „Provinzialbehörden" zustehen. Aber nun entsteht wieder die Frage: Welche Behörden sind Provinzialbehörden? Man hat neue Behörden geschaffen, die sich mit dem Bestande der Provinzen nicht decken, dabei aber versäumt, zu bestimmen, ob sie gleichwohl in der Vertretung des Fiskus den Charakter der Provinzialbehörden haben sollen. In andern Fällen fehlt es zwar nicht an positiven Bestimmungen, aber sie sind niemals amtlich veröffentlicht worden. In der obengedachten Schrift hat daher das Material öfters nur aus Privatsammlungen entnommen werden können, die höchstens offiziösen Charakter haben, mitunter auch nur berichten, ohne die einschlagende Bestimmung wörtlich wiederzugeben, sodaß eine Nachprüfung unmöglich ist.

Wenn man diesen ganzen chaotischen Zustand betrachtet, worin sich zur Zeit die fragliche Lehre befindet, und wenn man sich klar macht, welchen Gefahren dadurch die gegen den Staat Recht suchenden vielfach ausgesetzt sind,

so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß bei uns der „Rechtsstaat“ doch noch auf schwachen Füßen steht. Unwillkürlich wird man zu der Frage geführt, ob denn nicht dieser Zustand geändert werden könne? Und dabei kommt uns in Erinnerung, daß in einem früheren deutschen Staate eine Einrichtung bestand, die alle Gefahren dieser Art dem Rechtsuchenden abnahm; eine Einrichtung, die freilich mit dem gedachten Staat selbst von der Bildfläche verschwunden ist. In dem kurhessischen Gesetze vom 11. Juli 1832 war angeordnet, daß jede Klage gegen den Staat, die Landesherrschaft oder eine öffentliche Anstalt, deren Vermögen ausschließlich der Verfügung der Staatsbehörden unterworfen war, gegen den „Staatsanwalt“ zu richten sei. Dieser Staatsanwalt war freilich nicht der Staatsanwalt im heutigen Sinne, der im Strafprozesse Anklage zu erheben hat. Vielmehr war der hessische Staatsanwalt der ein für allemal bestellte zivilrechtliche Vertreter des Staates in allen Rechtssachen. Für jede Provinz war ein solcher Staatsanwalt angestellt. Die Klage war gegen den Staatsanwalt der Provinz zu richten, die die Angelegenheit betraf oder worin sie vorkam oder zu behandeln war. Diese Einrichtung ließ so gut wie niemals Zweifel und Streitigkeiten der gedachten Art aufkommen. War die Klage dem Staatsanwalt eingehändigt, so hatte dieser sie der Behörde einzureichen, die den Prozeß zu führen und ihn mit Instruktion zu versehen hatte. Bestanden Zweifel über diese Behörde, so waren diese zwischen den Behörden untereinander auszutragen. Der Kläger aber hatte nicht darunter zu leiden. Das war eine Einrichtung, die eines Staates, der das Recht hochhält, würdig ist.

Wann werden wir wohl dahin kommen, daß diese wertvolle Einrichtung eines vielgeschmähten Landes (oder wenigstens eine ähnliche) in ganz Deutschland Eingang findet an der Stelle der jetzigen, die sich vielfach als eine dem guten Rechte gestellte Falle ausweist? Einstweilen wollen wir aber dem Schriftsteller und auch denen, die ihn zu seiner Schrift veranlaßt haben, dankbar dafür sein, daß durch diese Schrift wenigstens einiges Licht über diese schwache Seite unseres Rechtslebens verbreitet worden ist.

# Der zukünftige Unterricht in der neuesten Geschichte

Von Ottokar Lorenz

Es liegt mir durchaus fern, die großen und prinzipiellen Fragen des Unterrichts, die seit Monaten von kundigeren Seiten erörtert werden, wieder und wieder besprechen zu wollen. In einem wissenschaftlichen Gebiete, dem man im allgemeinen auf dem Standpunkt aller Schulparteien so sympathisch gegenübersteht, wie es bei der Geschichte der Fall ist, wäre nichts weniger geeignet, Förderung zu schaffen, als das starke Hervortreten gelehrter Fachkreise, denen die Erfahrungen der Schulmänner nicht ganz zur Seite stehen. Wer sich in der Schule mit dem Geschichtsunterricht beschäftigt, dem mögen über manche Dinge Zweifel entstehen und Schwierigkeiten in Betreff der Mitteilung des Stoffes bekannt sein, die der lediglich auf die Sache gerichteten Aufmerksamkeit entgangen waren. Auch mag der Lehrer genötigt sein, zur Erweiterung des Interesses sich andrer Hilfsmittel zu bedienen als der historische Schriftsteller, der sich sein Publikum am liebsten unter denen denkt, die selbst Geschichte machten.

Daß es für den Geschichtslehrer Aufgaben giebt, die dem reinen Wissenschaftsbetriebe ferner liegen, daran kann und wird kein Verständiger zweifeln, und jedermann weiß, daß sich gerade in dieser Richtung die deutsche Schulwelt seit geraumer Zeit der gerechtesten Anerkennung aller Nationen zu erfreuen gehabt hat. Wenn sich nun über diesen oder jenen Teil des Gesamtunterrichts Klagen erheben, deren Berücksichtigung mitunter die Lebensbedingungen eines Faches abschneiden würden, so kann man es begreiflich finden, daß der Lehrerstand alsdann dem Laienelement in Schulsachen überhaupt die Berechtigung bestreiten möchte, mitzureden. Bei dem Geschichtsunterricht kann glücklicherweise von einem solchen Gegensatze kaum die Rede sein. Die Meinungsverschiedenheiten, denen man auf diesem Gebiete begegnet, sind im Grunde sehr gering. Man stellt von manchen Seiten an den Unterricht in der Geschichte in den höhern Schulanstalten eine gewisse Mehrforderung, die eigentlich nur schmeichelhaft für die Lehrer dieses Faches sein kann. Was viele gebildete Männer, die in ihren Mannesjahren eine Stellung im öffentlichen Leben er-

rungen haben, zuweilen wünschten, ist nichts andres, als daß die Schule etwas mehr für ihre Kenntnisse in der politischen neuen Geschichte hätte thun können. Mancher hatte es sicher nur zu bedauern, daß der brave Lehrer, der soviel Schönes von Perikles und Alcibiades zu erzählen wußte, seinen Unterricht schon bei dem vorigen oder dem Anfange dieses Jahrhunderts abzubrechen genötigt war.

Und wenn die Schule mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit die Vertreibung des Pisistratus und des Tarquinius moralisch und politisch begreiflich zu machen wußte, so war vielleicht mancher in spätern Jahren ungewiß, ob er denn nun nach den gleichen im Altertum so beliebten Grundsätzen auch über König Karl von England und seinen vertriebenen Sohn urteilen dürfe oder nicht; aus seinem Schulunterricht in der Geschichte werden ihm nur sehr dunkle Begriffe über diese modernen Ereignisse übrig geblieben sein.

Hier ist der Punkt, wo die Meinungen über das, was auf den höhern Schulen geboten werden könnte, bekanntlich einigermaßen auseinandergehen, aber der Streit, das wird man mit Freuden zugeben, wird glücklicherweise nicht leidenschaftlich geführt. Ich gehöre zu denen, die da meinen, der Unterricht der Jugend könnte wirklich etwas mehr leisten, um das Verständnis unsrer nächsten Vergangenheit zu erleichtern, er sollte die Wege weisen, auf denen man zu vollerer Kenntnis der neuern Geschichte gelangen kann. Ich bilde mir ein, es müßte doch jedermann, der die höhern Schulen besucht hat, einen klaren Einblick in den heutigen politischen Zustand von Europa erhalten haben, sodaß ihm die innern Verhältnisse und äußern Beziehungen von jedem dieser Staaten geläufig wären. Aber ich bin nicht sicher, ob selbst unter meinen nächsten Fachgenossen an den Universitäten diese Ansicht geteilt wird, da sich selbst Treitschke gegen die Versuche ausgesprochen hat, einen ausgiebigern Unterricht in der Geschichte an den Mittelschulen erteilen zu lassen.

Die Professoren der Universitäten gefallen sich in dem scheinbar berechtigten Gedanken, daß sie selbst am meisten berufen wären, dem künftigen Beamten, Arzt, Richter, Geistlichen, Rechtsanwalt, Kameralisten und Ökonomen, den künftigen Staatsmännern und Landtagsboten die wünschenswerten historischen Aufklärungen zu geben. Gewiß ein sehr schöner Traum, aber leider nur ein Traum. Denn sich einbilden zu sollen, daß von den Tausenden von Studenten der Medizin, der Naturwissenschaft, der Rechte und selbst der Theologie auch nur der fünfzigste Teil Zeit und Muße übrig behalte, um sich einigermaßen mit Geschichte zu beschäftigen, ist doch eine zu starke Zumutung. Auch darf man gewiß verlangen, daß Betrachtungen solcher Art auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse an den Universitäten selbst angestellt werden. Nun hat aber der Besuch der historischen Vorlesungen zum bloßen Zwecke der allgemeinen Bildung längst aufgehört, und größere Privatkollegien über Geschichte werden fast ausschließlich nur von solchen belegt, die sich in diesem Fache einem

Examen unterziehen wollen. Ich habe in meinem vor kurzem erschienenen zweiten Bande der „Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben“ auf Grund von allerdings nur ungefähr zutreffenden statistischen Zusammenstellungen, die ich mir zu verschaffen gesucht habe, nachgewiesen, daß im besten Falle zehn Prozent aller Studenten Kollegien über Geschichte hören, und habe zugleich die dringende Bitte ausgesprochen, mich zu berichtigen, wenn jemand glaubt, bessere Erfahrungen in dieser Beziehung zu haben. Man scheint es jedoch vorzuziehen, diese Sache tot zu schweigen, wie man es immer thut, wenn man mit unangenehmen Thatsachen zu rechnen hat. Ich glaube aber meinerseits nunmehr zu dem Schlusse berechtigt zu sein, daß die Geschichte auf den Universitäten heutzutage nicht mehr als ein Gegenstand angesehen wird, in dem sich der Student eine über die Mittelschule hinausreichende Bildung angedeihen läßt. Von einem verschwindend kleinen Prozentsatz von Liebhabern aller Fakultäten abgesehen, ist das Geschichtsstudium ein Fachstudium geworden, und der allergrößte Teil der ernsten wissenschaftlichen Kollegien trägt demgemäß auch diesen Charakter. Weit über zehntausend Studenten, die einstens in Staat, Kirche und Gesellschaft entscheidende Stellungen einnehmen werden, betrachten ihr gesamtes geschichtliches Wissen mit dem Abgang von der Mittelschule für abgeschlossen und denken nicht entfernt daran, sich während ihres Universitätsstudiums in dieser Beziehung „weiter auszubilden.“ Was man von der Hoffnung redet, daß der Universitätslehrer berufen sein werde, die in den Mittelschulen noch unausgefüllt gelassene Lücke der historischen Bildung zu ergänzen, ist eine grobe und vielleicht nicht ganz unbeabsichtigte Täuschung.

In Österreich, dessen Einrichtungen manchmal unterschätzt werden, hat man niemals aufgehört, dem Geschichtsstudium auf den Universitäten die Bedeutung zuzuschreiben, daß es mindestens für den Juristen unentbehrlich sei. Man hat in dieser Fakultät gewisse Zwangskollegien aus uralter Universitätstradition aufrecht erhalten, zu denen auch geschichtliche gehören. Die Maßregel hat jedoch nur sehr mäßige Wirkungen ausgeübt. Unter den Tausenden und Abertausenden, die in Wien meine angeblichen Zuhörer gewesen sind, hat immer nur ein ganz kleiner Teil die Vorlesungen wirklich gehört. Diesem Umstande wird es wohl zuzuschreiben sein, daß sich die österreichische Regierung endlich veranlaßt gesehen hat, die österreichische Staatsgeschichte zu einem Gegenstande der Staatsprüfung zu machen, und daß man in dem Gesetze, das jüngst in Betreff der juristischen Studien dem österreichischen Herrenhause vorgelegt worden ist, die ausdrückliche Forderung an den Studenten gestellt findet, sich in neuerer Staatsgeschichte fortzubilden. Man wird abwarten müssen, welche Wirkung solche scharfe Maßregeln auf das historische Universitätsstudium ausüben werden. In der Art und Weise, wie man seit der Studienordnung vom Jahre 1855 das Belegen gewisser Kollegien der philosophischen Fakultät dort erzwang, lag eine unglaubliche Unwürdigkeit fiskalischer Natur, in deren

Einzelheiten hier nicht weiter eingegangen werden soll. Wenn die österreichische Regierung trotz aller übeln Erfahrungen die Überzeugung nicht aufgegeben hat, daß der Student an den rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten auch einen historischen Unterricht erhalten sollte, so wird man ihr wenigstens nicht streitig machen können, daß sie sehr folgerichtig verfahren ist, wenn sie von nun an beim Staatsexamen auch den wirklichen Nachweis historischer Kenntnisse fordert. Ich glaube aber schwerlich, daß man in Deutschland zu ähnlichen Einrichtungen schreiten wird, und so weit ich sehe, sind Wünsche dieser Art auch von gar keiner Seite zu Tage getreten.

Es bleibt also dabei: seine historische Bildung erwirbt der gebildete gute Deutsche in erster Linie auf dem Gymnasium, und sofern ihm diese Bildung durch einen planmäßigen Unterricht vermittelt werden soll, ausschließlich auf dem Gymnasium. Wenn ich nicht irre, ist dieser Gedanke so außerordentlich ernst und vielsagend, daß man fast annehmen möchte, die ihm zu Grunde liegende Thatsache sei bei weiten nicht genug bekannt. Denn wer sich ihm nicht absichtlich verschließen will, wird nun zugeben müssen, daß bei der Frage über den Umfang des Geschichtsunterrichts auf den Gymnasien allerdings die Bedürfnisse in Rechnung zu ziehen seien, die das heutige öffentliche und politische Leben mit sich bringt. Ein andres war es seinerzeit, wenn die einstige Lateinschule ihre Zöglinge mit einer gediegnen Grundlage antiker Geschichtskenntnisse zur Universität entließ, damit sie dort eine allseitige Geschichtsbildung noch zu erwerben suchten; und etwas andres ist es, wenn das heutige Gymnasium alle geschichtliche Bildung, die der künftige Staatsdiener erlangt, in sich abzuschließen berufen ist. Daß sich die Beschaffenheit des Geschichtsunterrichts auf den Gymnasien darnach einrichten muß, ist klar, und da man sich bei den hochentwickelten Ansprüchen der akademischen Fachbildung auf alle Fälle genötigt sieht, dem Geschichtsunterricht schon auf dem Gymnasium ein praktisches Ziel zu weisen, so kann die ideale Liebhaberei für diesen oder jenen Abschnitt der Geschichte wahrhaftig keine Rolle mehr spielen, sondern die eiserne Notwendigkeit ist es, die das Gymnasium zwingt, seinen Schülern das unentbehrliche Maß von Kenntnissen moderner historischer und politischer Zustände zukommen zu lassen. Nicht die Frage, ob man mehr oder weniger von der antiken Geschichte halten mag, ob man sich mehr für Solon oder für Mirabeau begeistern könne oder solle, wird für den Umfang und die Art und Weise des Geschichtsunterrichts in den Gymnasien entscheidend werden, sondern die gemeine Erfahrung, daß man mit Menschen, die eine ganz rüpelhafte Unwissenheit über die historischen und politischen Thatsachen des modernen Staates besitzen, nicht zu regieren und zu verwalten und wahrscheinlich nicht einmal zu verhandeln und zu parlamentiren imstande wäre.

Dieser Umstand ist es, der den Schulmännern, welcher Ansicht, Richtung und pädagogischen Überzeugung sie auch sonst sein mögen, nur allzubald die

eiserne Faust des wirklichen Bedürfnisses fühlbar machen wird. Was aber die Regierungen in diesem Falle zeitig in Betracht zu ziehen haben werden, sind die Mittel und Wege, einen Lehrerstand zu gewinnen, der einer so wichtigen und täglich stärker herantretenden Aufgabe gewachsen wäre. Denn daß es in einer solchen Sache mit ein paar Verordnungen nicht abgethan ist, wird man gewiß zugeben, wenn auch in den letzten Jahren die Frage des Geschichtsunterrichts besonders in Preußen mehr vom Standpunkte der scharfen Eingriffe als unter dem Gesichtspunkte einer sorgfältig vorzubereitenden Maßregel betrachtet worden zu sein scheint. Denn da las man aller Augenblicke in den Zeitungen von ministeriellen, schulrätlichen und Direktionsanweisungen über die Erweiterung des historischen Lehrstoffes. Der Frankfurter Friede, nein! der Tod des Kaisers Wilhelm — ja selbst des Kaisers Friedrich sollte die in Zukunft zu gewinnende Grenze des historischen Unterrichts bilden. Von dem Augenblicke an, wo bekannt wurde, daß Kaiser Wilhelm II. von seinem Kasseler Gymnasialunterricht nicht die besten Erinnerungen behalten habe und daß ihm die Dürftigkeit und Einseitigkeit besonders des Geschichtsunterrichts auf den Gymnasien bekannt sei, schien die preußische hohe Beamtenschaft mit einemmale begeistert zu sein für den Unterricht in der neuesten Geschichte. Man schwelgte förmlich in schönen Wendungen, mit denen das Gemeingut einer so edeln patriotischen Wissenschaft anempfohlen werden sollte. Aber den Erfolg dieser Anstrengungen scheint man sich nach dem bekannten Lustspiel „Der König hats gesagt“ gedacht zu haben, denn daß auch nur die mindeste Überlegung darüber angestellt worden wäre, ob denn überhaupt die Lehrer vorhanden seien, die diese neueste Geschichte selber halbwegs genügend wissen und daher einigermaßen zu lehren verstehen, über diese Kleinigkeit verlautete nichts. Man hatte also entweder die Meinung, daß jeder Mensch von Natur aus befähigt sei, neueste Geschichte zu lehren, oder man begnügte sich mit einem weniger genügenden Unterricht.

Wie dem aber auch sein mag, es wird unter allen Umständen der Mühe wert sein, zu überlegen, welche Ausbildung sich der künftige Lehrer der Geschichte angedeihen lassen müsse, wenn er seine Schüler mit Nutzen in die neuere und neueste Geschichte einführen will. Sei es, daß man von Seite der Behörden selbst endlich zu dem Wunsche gelangen wird, das auf den Unterricht in neuerer Geschichte gerichtete Ziel durch eine entsprechende Vorbereitung der Lehrer zu erreichen, sei es, daß man es dem Eifer des Einzelnen überläßt, sich für diesen Zweck besser zu befähigen, in beiden Fällen wird es erwünscht sein, über die Sache nachzudenken und die Erfahrungen derer zu hören, die mit dem Gegenstande selbst genau vertraut sind. Denn die vielfältige Wahrnehmung, daß am Ende doch nur der einen Gegenstand mit Erfolg lehrt, der ihn selbst kennt, wird bei der neuern Geschichte sicher auch zutreffend sein. Und wenn ich auch recht gut weiß, daß man in Sachen der

Schule heutzutage weit mehr von der praktischen Pädagogik, als von der reellen Kenntnis der Wissenschaften selbst zu erwarten pflegt, so glaube ich doch nicht, daß sich ein pädagogisches Seminar mit einem Nürnberger Trichter vergleichen lasse, und ich halte daher die Frage für gerechtfertigt, ob die heutigen Lehrer für den Unterricht in neuerer und neuester Geschichte planmäßig vorbereitet werden oder nicht. Ist es nicht der Fall, so wird man sich darüber erst noch gewissenhaftere Rechenschaft zu geben haben, auf welche Weise der künftige Geschichtslehrer die neuere und neueste Geschichte überhaupt zu erlernen haben wird.

Doch will ich nicht versäumen, mich von vornherein ausdrücklich gegen das Mißverständnis zu verwahren, als bezweifelte ich die Thatsache, daß es selbstverständlich eine große Zahl von ältern Lehrern geben wird, die einen ganz vortrefflichen Unterricht in neuerer Geschichte erteilen, auch wenn sie sich die dazu nötige Vorbereitung eben nicht auf dem Wege von Universitätsstudien erworben haben, wie man sie für die Zukunft zu diesem Zwecke empfehlen dürfte. Es ist ja eine bekannte Erfahrung, daß sich viele Männer erst in spätern Jahren einem sie interessirenden Berufe widmen, und es wäre wirklich eine unschickliche Pedanterie, jedermann darauf anzusehen, ob er nach einem ein für allemal festzulegenden System hierbei verfahren sei oder nicht. Was ich über die wünschenswerte Vorbereitung zu sagen habe, die jemand zum Zwecke des Unterrichts in neuerer und neuester Geschichte anzustreben hat, will keineswegs das Bestehende tadeln oder herabsetzen, sondern das Bessere und Planvollere einfach anbahnen. Wenn man vielleicht mehr Aufmerksamkeit darauf verwenden sollte, dem künftigen Lehrer des Gegenstandes gleich von vornherein statt ihn zu Studien zu nötigen, die für seinen Beruf wenig Nutzen haben werden, gleichsam für die moderne Geschichte zu erziehen, so braucht sich deshalb wahrlich niemand zurückgesetzt zu finden, der sich zu demselben Ziele auf seine eigne Weise durchgerungen hat. Das, was aber vor allem zugestanden werden müßte, wenn eine Erörterung über die Frage der Vorbereitung und Ausbildung des neuern Geschichtslehrers fruchtbringend sein sollte, ist die Erkenntnis, daß dies eine Sache von besondrer Art ist, die mit dem Studium älterer und ältester Zeiten und Perioden der Geschichte sehr wenig gemein hat.

Heute lehrt an den deutschen Gymnasien, im großen und ganzen genommen, der Philologe unter anderm auch Geschichte: in vielen Fällen, ich wiederhole das hier noch einmal, gewiß ganz gut und gewissenhaft. Philologie ist aber ihrem Wesen nach nicht nur etwas sehr verschiednes von neuerer Geschichte, sondern sie verhindert auch in zwei Richtungen ein scharfes Studium derselben. Denn sie nimmt erstens für sich selbst einen viel zu großen Zeitaufwand in Anspruch, und sie lenkt die Aufmerksamkeit vom modernen Leben überhaupt wie von allen jenen Wissenszweigen im besondern ab, ohne deren genauere Kenntnis es gar kein Verständnis für neuere Geschichte giebt. Dies

Verständnis erfordert eine sehr ausgebreitete Lektüre in den mannichfaltigsten Gebieten des modernen Geisteslebens, die Philologie dagegen ist eine Wissenschaft, die ohne starke Vertiefung in das einzelste nicht gedeihen kann. Die neuere Geschichte erfordert umfassende Sprachkenntnisse; der klassische Philolog wird schwerlich in der Lage sein, auch noch Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch zu betreiben. Die neuere Geschichte kann ohne das ausgebreitetste Studium der Litteraturen und der Philosophie der großen Kulturvölker überhaupt nicht verstanden, geschweige denn gelehrt werden; die klassische Philologie ist eine in sich beruhende Welt, die sich am wohlsten befindet, wenn sie sich in sich zu versenken Zeit genug hat. Es ist eine traurige Folge der heute herrschenden Unterrichtskonfusion in Deutschland, daß sich ein gebildeter Mann immerfort in die Lage gesetzt sieht, sich gegen den Verdacht zu verwahren, als wäre er ein Feind der klassischen Studien oder gar der Griechen und Römer und ihrer Kultur im besondern; aber soll man aus Furcht, von böswilligen Leuten verleumdet zu werden, beständig genötigt sein, die allergewöhnlichsten Thatsachen zu verschweigen?

Das deutsche Gymnasium beruhte seit undenklicher Zeit auf der vorherrschenden Ausbildung seiner Lehrer in der klassischen Philologie und darf sich seiner in aller Welt hinreichend gewürdigten Verdienste sattsam rühmen und erfreuen. Aber jeder Verständige muß doch einsehen, daß, wenn Johannes Sturm vor dreihundert Jahren sein Mustergymnasium beruhigt seinen Philologen in die Hand geben konnte, er wohl nicht daran gedacht hat, daß diese trefflich gebildeten Humanisten dereinst von dem dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege, von der französischen Revolution, den Freiheitskriegen und den Nationalstaaten des neunzehnten Jahrhunderts zu handeln haben würden, alles Dinge, die mit ihrer Wissenschaft nichts zu thun haben. Nun hat aber der moderne Büreaukratismus dafür gesorgt, daß die unheimlich altertümliche Ehe zwischen Philologie und Geschichte nicht nur in den Schuleinrichtungen, sondern auch in den Prüfungs- und Lehrbefähigungsbestimmungen nicht nur aufrecht erhalten, sondern immer fester ausgebildet wird. Daß auf diese Weise Aufgaben vorgezeichnet wurden, die nicht glatt erfüllt werden konnten, ist klar. Ich habe schon anderwärts den Nachweis geführt, daß in Preußen die Kandidaten der Philologie, die sich zu gleicher Zeit die Lehrbefähigung in Geschichte zu erwerben suchen, ungemein zahlreich sind, daß aber nur eine verschwindend kleine Zahl von diesen die Lehrbefähigung für die oberste Stufe wirklich erhält. Mehr als achtzig Prozent dieser in Geschichte als Nebenfach geprüften Philologen hat nichts andres als eine untergeordnete Bildung in Geschichte auf der Universität erworben. Ja es scheint mir von den Unterrichtsbehörden nicht einmal der Nachweis geführt zu sein, daß der Unterricht auf der obersten Stufe in Geschichte ausschließlich nur von solchen erteilt wird, die die Lehrbefähigung hierzu thatsächlich besitzen. Ich glaube nach vorläufiger Kenntnis-

nahme der Prüfungsakten sogar zu dem Zweifel berechtigt zu sein, daß es kaum so viele für die Geschichte als Hauptfach auf der obersten Stufe zu lehren befähigte Kandidaten gebe, als nötig wären, um das thatsächliche Bedürfnis zu befriedigen. So gering ist die Zahl der jährlich bei den preußischen Prüfungskommissionen für Geschichte als Hauptfach völlig approbirten Lehrer!

Die Schlüsse, die sich hieraus ergeben, sind nicht mißzuverstehen, und ich hoffe, kein ehrlicher Philologe wird mir grollen, wenn ich sage, die Forderung, daß er sich neben seiner Wissenschaft eine solide Bildung in neuerer Geschichte während seiner Universitätszeit angedeihen lassen solle, gehe viel zu weit. Wenn man daran festhalten will, daß das Gymnasium allerdings berufen sei, in neuerer und neuester Geschichte Unterricht zu erteilen, so muß die fast ausschließliche Verbindung von Fächern aufhören, die nur eine sehr geringe oder gar keine Verwandtschaft mit einander haben.

Zu dem innern Gegensatze, der zwischen moderner Geschichte und klassischer Philologie besteht, gesellt sich außerdem noch eine Art von Geringschätzung, die nun einmal auf einer so jungen Wissenschaft — und die neueste Geschichte wird immer etwas sehr jugendliches behalten — zu ruhen pflegt. Es würde ja unter allen Umständen ein hartes Verlangen sein, wenn die ehrwürdige Großmutter von Philologie die eben erst engagirte Primadonna im Gymnasialunterricht als gleichwertig ansehen sollte, aber in Deutschland haben es die Umstände nun einmal mit sich gebracht, daß auch auf den höchsten Stufen wissenschaftlicher Einsicht und Leistung die Pflege der neuesten Geschichte noch immer nicht neben den übrigen Wissenschaftszweigen für ebenbürtig gilt. Wir leben eben nicht in Frankreich oder England, wo man seit Jahrhunderten der Staats- und Zeitgeschichte eine Hochachtung entgegengebracht hat, mit der sich nichts vergleichen läßt, und wo es seit Richelieu und Clarendon als höchste Ehre gegolten hat, unter die Geschichtschreiber der Zeit gerechnet zu werden. An den Universitäten in Deutschland gehörte noch vor vierzig Jahren ein größeres Kolleg über neueste Geschichte zu den Seltenheiten. Und wie man in akademischen Gelehrtenkreisen hiervon zu denken pflegt, davon erhält man den richtigen Begriff, wenn man sich erinnert, daß sich die Berliner Akademie der Wissenschaften durchaus nicht beehren wollte, Herrn von Treitschke unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Mir selbst ist folgendes heitere Erlebnis im Gedächtnis. Als ich in der Wiener Akademie eine in ähnlicher Weise thätige bekannte Persönlichkeit einmal bei den Wahlen vorzuschlagen Miene machte, erklärte einer der gelehrten Auguren: er lege Verwahrung gegen die Aufnahme noch „weiterer Journalisten“ in die Akademie der Wissenschaften ein.

Wenn schon die sogenannten Forscher nicht begreifen können, wie man der Beschäftigung mit der neuesten Geschichte den Wert einer altbewährten akademisch geaichten Wissenschaft beimessen könnte, so wäre es kein Wunder, wenn dieses Vorurteil umso mehr in den Lehrerkreisen Platz gegriffen hätte,

wo man zu der Beobachtung gleichsam gezwungen wird, daß hie und da der Lehrer dieses Faches auch nicht die leiseste Anstrengung zu machen brauchte, um es lehren zu dürfen. Der hauptsächlichste Grund, weshalb man im Gymnasium die neueste Geschichte allerdings nicht gut ausschließen könne — so sagte mir einmal bezeichnend genug ein von lauter „Wissenschaft“ erfüllter Mann —, sei eigentlich der, daß man die Schüler doch nicht gut in die öffentlichen Lesemuseen aufnehmen könne.

Bei solchen Anschauungen ist es nicht zu verwundern, daß man über die planmäßige Vorbereitung der Lehrer für diesen Gegenstand noch kaum nachzudenken der Mühe wert gefunden hat. In keinem Staatsprüfungsgesetze, in keiner Unterrichtsverordnung, in keiner Erläuterung zu den Lehrplänen findet sich auch nur die allergeringste Andeutung darüber, was ein Lehrer, der die neueste Geschichte vortragen soll, zu thun und zu lassen habe, was er gelernt haben und wissen müsse. „Die Geschichte wird von nun an bis zum Jahre 1888 vorgenommen!“ Der Minister hats gesagt, und also ist es gut. Daß man nebenher doch auch die Frage aufwerfen könnte, ob denn der brave Mann, der in der Schule seit so vielen Jahren seine Feldzüge des Hannibal mit um so größerer Genauigkeit beschrieben hat, je weniger er von der Strategie verstand, auch befähigt sein werde, über die orientalische Frage und den Krimkrieg etwas Nützliches zu lehren — dies scheint man im hohen Rate für weniger erwägungswert gehalten zu haben. Man hätte sonst doch gleichzeitig eine Weisung geben müssen, was künftighin von einem Manne zu verlangen sei, dem man das schwierige und verantwortungsvolle Geschäft überträgt, in die Gemüter der Jugend die ersten Keime des Verständnisses für unsre eigne Zeit zu pflanzen.

Ich will mich, indem ich nun von meinem Standpunkte die Frage zu beantworten suche, durchaus nicht in eine Erörterung darüber einlassen, welche Erleichterungen dem künftigen Lehrer der neuern Geschichte nach andern Seiten hin gewährt werden müßten, wenn man von ihm fordert, für diesen Gegenstand würdig vorbereitet zu sein. Nicht über die technischen Mittel, das Gleichgewicht der Lehraufgaben an den Anstalten aufrecht zu halten und die gleiche Verwendbarkeit der Lehrer zu sichern, kann ich mich hier verbreiten, ich möchte nur sagen, was von einem Geschichtslehrer verlangt werden muß.

Alles geschichtliche Verständnis, besonders aber das der neuern und neuesten Zeit, kann ohne eine gewisse juristische Grundlage nicht gedeihen. Wer auch nur einigermaßen in das Räderwerk der neuern Staatskunst geblickt hat, wird von vornherein zugeben, daß eine Geschichtsbetrachtung ohne die starke Empfindung und selbst positive Kenntnis der rechtlichen Vorbedingungen des ganzen Staatslebens etwas recht Zweifelhaftes, mitunter selbst nicht Ungefährliches ist. Der Philologe, der neben seiner ehrenwerten und hochachtbaren Wissenschaft in seinen Universitätsjahren ein bischen in Geschichte

dilettirt, dann sich einem Examen unter anderm auch aus diesem gedächtnisschweren Gegenstand unterzogen und vielleicht seit Jahren seine alte Geschichte vorgetragen hat, wird das nicht gern hören und zugeben wollen. Wenn er so in sein Museum gebannt ist und sieht die Welt kaum einen Feiertag, so wird er sein Gewissen durch den tröstlichen Gedanken beruhigen, daß am Ende die Grundlagen alles heutigen Rechtes doch im Altertum zu finden seien; er wird etwas von der Wichtigkeit des „römischen Staatsrechts,“ das er ja in der Lehrerbibliothek stehn hat, träumen und dann mit der Selbstgewißheit, die den Vertretern uralter Glaubenswahrheiten natürlich sind, seinen Unterricht über den Wiener Kongreß oder die Bundesakte oder die landständischen Verfassungen ruhig fortsetzen.

Ich will ihn darin nicht stören, sondern bitte mir meinerseits nur ganz bescheiden aus, die Gründe angeben zu dürfen, warum eine gewisse juristische Bildung unbedingt erforderlich ist. Alles geschichtliche Leben erscheint auf den ersten Blick als eine Wirkung der persönlichen Willensakte der Menschen, und das jugendliche Alter, mit dem es der Lehrer auf den Gymnasien zu thun hat, macht es am wenigsten wünschenswert, sich bei Gelegenheit des Geschichtsunterrichts in die Fragen der Willensfreiheit zu vertiefen. Wenn nun der Lehrer nicht sattelfest im Staats- und Völkerrecht ist, so wird sein Unterricht in der neuesten Geschichte nicht nur hie und da auf Klippen stoßen, sondern er wird sogar zu Verkehrtheiten Anlaß geben, die den Wert des neuesten Geschichtsunterrichts recht zweifelhaft machen können. Sattelfest im Staats- und Völkerrecht zu sein will aber immerhin etwas sagen; selbst der gelehrteste Philologe kann es nicht auf dem Wege klassischer Inspiration besitzen. Dann aber handelt es sich bei dem zu erwerbenden Verständnis für die moderne Geschichte gar nicht etwa bloß um eine Summe von Gesetzeskenntnissen, sondern um die rechtsverständige Denkungsart, die eben doch auf keinem andern Wege erworben werden kann, als dadurch, daß bis zu einem gewissen Grade juristische Studien gemacht worden sind. Daraus ergiebt sich, daß das wirkliche Studium der neuern Geschichte ganz anders beschaffen sein müßte, als es von Seiten der Philologen betrieben zu werden pflegt, wenn der Unterricht in diesen jetzt meistenteils unbekannt gebliebenen Gegenständen auf den Mittelschulen nützlich werden sollte.

In erster Linie wird sich der Student der neuern Geschichte als ein Fachverwandter der staatswissenschaftlichen Fakultät betrachten müssen, wenn er planmäßig seine Bildung anstrebt, und umgekehrt sollte von den Regierungen niemandem gestattet werden, diesen Gegenstand zu lehren, der sich nicht über einige Studien in diesen staatswissenschaftlichen Fächern auszuweisen imstande wäre. Das moderne politische Leben beruht auf drei großen Grundlagen, auf Volkswirtschaft, auf Staats- und auf Völkerrecht, und von keinem dieser großen Wissenszweige vermag der neuere Historiker auch nur einen Augenblick abzu-

sehen. Sehr zu wünschen wäre ja allerdings, daß dem Geschichtslehrer auch Kirchenrecht geläufig wäre, aber es ist zuzugeben, daß dieses Fach, wenn es nicht bloß nach seiner historischen Seite gelehrt wird, auf zu spezielle Wege führt, die dem Lehrer an den Mittelschulen doch ferner liegen. Freilich macht man mit jungen Historikern (recte Philologen), die eben die Geschichte ohne jede Kenntnis des öffentlichen Rechtes betreiben, oft heitere Erfahrungen. So kann man sich bei einem Examen gut und gern eine halbe Stunde über alle Phasen des Investiturstreits unterhalten, um schließlich zu bemerken, daß der junge Mann nicht die leiseste Ahnung davon hat, wie eigentlich in Preußen heutzutage ein Bischof erschaffen wird, oder man bespricht die sämtlichen Kirchenkonflikte seit Luther und Zwingli und merkt schließlich, daß der junge Gelehrte Worte wie etwa jura circa sacra in seinem Leben nie gehört hat. Dieser landesübliche Mangel hatte wenig auf sich, so lange der Geschichtslehrer, seines Zeichens Philolog, auf dem Gymnasium fast ausschließlich alte Geschichte lehrte und gelegentlich ein bischen Unterricht in neuerer erteilte. Ganz anders liegt aber die Sache, wenn man wirklich die Absicht haben sollte, eine entsprechende und folglich überwiegende Stundenzahl der neuen Geschichte zuzuwenden. Daß dies nur auf Kosten des jetzt vorherrschenden Unterrichts in alter Geschichte wird geschehen können, ist wenigstens wahrscheinlich, und es hätte dann in Zukunft gar keinen Sinn mehr, den Philologen den Unterricht in Geschichte anzuvertrauen. Die nötige Ausbildung des künftigen Geschichtslehrers müßte aus der philologischen Gruppe herausgezogen und mehr in die staatswissenschaftliche verschoben werden.

Für die Gegenstände der neuern Geschichte und der Philologie selbst würde die Auflösung der jetzt bestehenden Ehe beiderseits nur zum Vorteile gereichen, denn der Philolog würde sich nach der Entlastung von Gegenständen, die er sich meist rein mechanisch erwerben muß, weil ihm die Zeit zu einer gründlichen Vertiefung fehlt, sehr viel mehr mit seinem Fache beschäftigen können; während der Historiker schon auf der Universität seine wahren und wirklichen Fachstudien ins Auge fassen könnte. Wenn die Schulbehörden Kombinationen mehrerer Fächer zu fordern genötigt sind, würden dazu die modernen Sprachen oder die Geographie auch in Verbindung mit einem Teil der Naturwissenschaften weit passender erscheinen und leichter zu bewältigen sein, als das große, eigenartige und ganz abseits liegende Gebiet der klassischen Philologie, das der Natur der Sache nach als eine alte Großmacht das neue Fach der modernen Geschichte immer nur ins Schlepptau nehmen kann.

Welche Entscheidungen aber auch aus Rücksicht auf eine wünschenswerte Ersparung von Lehrkräften die Schulbehörden treffen möchten, von einer ernstern Ausbildung des Geschichtslehrers dürften sie doch schwerlich absehen können, wenn nicht der ausgiebigere Betrieb der neuern Geschichte mehr schaden und sich zu einer von mancher Seite schon heute geweissagten Gefahr gestalten soll.

Denn eben für das Lebensalter, in das der gewünschte ernstlichere Unterricht in neuerer Geschichte (vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahre) hauptsächlich fallen dürfte, kommt es darauf an, eine gesicherte Grundlage zu gewinnen, und diese kann nur eine positive staatsrechtliche sein. Aber diese Grundlage wird nicht sowohl dadurch wirksam werden, daß man viele staatsrechtliche Erörterungen anstellt, zu denen immer die am geneigtesten sind, die am wenigsten davon verstehen, sondern dadurch, daß der Lehrer sie recht fest in sich hat. In sich haben wird er sie aber nur dann, wenn er die nötigen volkswirtschaftlichen, staats- und völkerrechtlichen Studien betrieben hat. Dabei ist mir die Thatsache weder unbekannt noch dem Gedächtnis entschwunden, daß Niebuhr die herrlichsten Vorlesungen über die französische Revolution gehalten hat; aber hier ist nicht davon die Rede, was das Genie zu leisten imstande ist, sondern es handelt sich um die durchschnittlich zu empfehlende Bildung, die man sich zweckmäßiger Weise angedeihen läßt, um einen gewissen Beruf von vornherein richtig anzugreifen. Ich kenne auch zahlreiche Fälle, wo junge Philologen, nachdem sie sich in höchst ehrenwerter Weise in ihren Fächern bewährt hatten, von geringfügigen Eindrücken erfüllt, sich immer tiefer in das historische Fach einlebten und schließlich an Eifer und Verständnis vielleicht ihren Lehrmeister übertrafen. Aber von allen solchen Besonderheiten soll hier nicht geredet werden, wenn man sich zu der Überzeugung bekennt, daß es durchschnittlich und im großen und ganzen in Deutschland zwar viele vortreffliche, hochachtbare Philologen, aber so gut wie keine direkt vorbereiteten und für diesen Zweck ausgebildete Lehrer der neuesten Geschichte an den höhern Schulen giebt.

Daß zur Erreichung dieses schwierigen und hohen Ziels unbedingt eine gewisse juristische Bildung erforderlich sei, ist übrigens durchaus keine neue Behauptung, vielmehr hat selbst der preußische Gesetzgeber, der vor Jahren die Bestimmungen über das Staatsexamen für die höhern Schulanstalten entworfen und auch noch neuestens wiederholt hat, offenbar hier ganz ähnliche Gedanken gehegt. Es ist nur bezeichnend, daß er mit einer, man möchte sagen, philologischen Akribie den Fleck genau neben das Loch gesetzt hat.

Seit dem Beginn des Jahrhunderts sind die Forschungen über die Verfassungen der alten Staaten mit Vorliebe betrieben worden, und die Altertumswissenschaften haben auf diesen Gebieten die vorzüglichsten Früchte gezeitigt. Der preußische Gesetzgeber glaubte daher auch von den Schulamtskandidaten verlangen zu können, daß sie diesen Dingen eine möglichst große Aufmerksamkeit schenkten, und die Prüfungsordnungen legten fast in allen Ländern auf die Kenntnis des Verfassungswesens großes Gewicht. Ich weiß nicht, ob dies der geschichtlichen Bildung im allgemeinen wesentlichen Nutzen brachte, sicherlich wurde die Sache mitunter übertrieben. Ich kannte einen gelehrten Philologen, dessen Steckenpferd der attische Prozeß gewesen war. Wenn er

einen Schulamtskandidaten prüfte, so hatte man immer den Eindruck, als ob der junge Mann bestimmt wäre, sofort die Stelle eines Staatsanwalts im alten Athen zu übernehmen. Denn während er vermutlich nicht imstande gewesen wäre, auch nur die geringfügigste Angelegenheit mit seinem Amtsrichter ohne die Hilfe eines Rechtsanwalts zu verhandeln, wußte er den athenischen Richtern jede Art von Staats- und Privatklage mit überzeugender Kenntnis aller Rechtsgebräuche vorzulegen. Waren die beiden Gelehrten, der alte durch viele Fragen, der junge durch seine wohleinstudierten Antworten, selbst über die γραφὴ παρανόμων endlich zu herzlicher Übereinstimmung gelangt, so stand nichts im Wege, daß dem Kandidaten die umfassendsten Lehrbefähigungen für das Gymnasium zugesprochen wurden.

Bei so weit verbreiteter Überzeugung von der heilkräftigen und verstandesstärkenden Wirkung einer Kenntnis der alten Verfassungszustände war es nun kein Wunder, daß man in den Prüfungsverordnungen für die neuere Geschichte ebenfalls das Verfassungswesen aufs stärkste zu betonen anfing. Eben das Bewußtsein von dem innigen Zusammenhang zwischen Staatsrecht und Geschichte verschärfte mit Recht die Bestimmungen über die Prüfung, nur versah man es in dem einen Punkte, daß man einen Teil für das Ganze ansah und eine Nebensache zu einer Hauptsache machte. Man drückte sich außerdem mit Vorsicht und Ungeschick so aus, daß man weder deutlich zu erkennen gab, in welchen Verfassungen der junge Historiker genauer unterrichtet sein sollte, noch auch die Zeiträume bezeichnete, für die das Verfassungsstudium empfohlen wurde. Die Verordnung sprach daher ganz allgemein von der „Verfassung des Vaterlandes“ und überließ es dem einsichtsvollen Examinator, ob damit die Verfassungsgeschichte von Reuß-Greiz, oder von Preußen, von Baiern, Hannover oder gar von ganz Deutschland gemeint sei.

Auf alle Fälle berührte man mit der fatalen Verfassungsgeschichte ein Gebiet, worin sich unser Vaterland niemals besonders ausgezeichnet hat, mag man dabei auf die Gesamtheit oder auf die einzelnen Länder blicken. Das, was hier und dort fehlt, ist die deutlich erkennbare Folgerichtigkeit der Entwicklung, die sich dem gelehrten Kenner nur dann einigermaßen offenbart, wenn er die Einzelheiten mehr auf ihren allgemeinen staatsrechtlichen Gehalt hin untersucht, eine Arbeit, die aber ein sehr vorgeschrittenes Bewußtsein vom Staats- und Rechtsleben erfordern würde. Bleibt er beim Einzelnen stehen, so wird ihm das deutsche Verfassungsrecht nichts als eine Fülle von Sprüngen, Wandlungen und Unterbrechungen aufweisen, deren historische Bewältigung wohl zu dem schwierigsten gehört, was man überhaupt erforschen kann. Und dieser Umstand gilt von den einzelnen Staaten ebenso wie vom Reich, und was das schlimmste ist, er verdichtet sich mit jedem Jahrhundert bis in die neueste Zeit immer mehr und mehr. Wenn man je so unbescheiden gewesen wäre, einen unglücklichen Kandidaten nach dem immerwährenden Reichstag in

Regensburg und seinen höchst verwickelten Einrichtungen zu fragen, so würde vermutlich niemals einer eine Lehramtsprüfung bestanden haben.

Trotzdem bin ich sehr bereit, anzuerkennen, daß der der Verfügung zu Grunde liegende Gedanke ganz richtig war, und ich meine nicht, daß der Lehrer für neuere Geschichte nichts von Verfassungen wissen sollte. Im Gegenteil; nur gestatte man mir zu sagen, daß mit einem Kolleg über Tacitus Germania gar nichts gethan ist, auch das viele Einpauken der Waitzischen Verfassungsgeschichte keinen Nutzen bringen kann. Man muß, da wir nun einmal keine Engländer sind, die ihren Hallam in der Tasche tragen können, schon etwas tiefer in die moderne Jurisprudenz hineingreifen, wenn man Lehrer zu haben wünscht, die die neueste Geschichte wissen sollen.

Wie man es auch angreifen mag, man kommt immer wieder zu demselben Schlusse, daß dem neuern Geschichtslehrer seine schönste Philologie gar keinen unmittelbar auf seinen Zweck gerichteten Nutzen schaffen wird. Ich bescheide mich gern, wenn man mit Treitschke sagt: Laßt doch in unserm guten Deutschland die Sache überhaupt beim Alten; die neuere Geschichte taugt ohnehin nicht viel für junge Leute von sechzehn bis neunzehn Jahren; es ist also besser, daß die Schüler bei den Griechen und Römern in die Schule gehen; Gott wird weiter helfen. Das hochgespannte Interesse der Jugend wird ja ein paar Prozent von Studenten bestimmen, später bei den gewiegtesten Kennern der neuesten Geschichte ein zweistündiges Publikum zu hören, und die übrigen neunzig Prozent, Ärzte, Richter, Geistliche u. s. w, nun, die bilden sich eben historisch mit den Tagesblättern in der Hand recht und schlecht weiter.

Will man diesen thatsächlichen Bestand der Dinge ferner bestehen lassen, so bin ich der letzte, der ein Wehgeschrei erheben möchte, als stünde der Verfall unsers Staates bevor. Aus tausend Quellen — das weiß ich wohl — fließt einer lebenskräftigen Nation tagtäglich ihr historisch-politisches Bewußtsein stark und immer neubelebend zu. Die Vorstellung, als müßte alles und jedes immer nur durch den Schulmeister besorgt werden, veraltet hoffentlich immer mehr und mehr. Wenn man aber behauptet, es müsse und solle neuere Geschichte in unsern höhern Lehranstalten gelehrt und gelernt werden, dann flunkere man nicht, daß dies durch die philologisch im übrigen gewiß ausgezeichnet gebildeten Lehrer besorgt werden könne, sondern man sorge dafür, daß die neuere und neueste Geschichte in dem zu ihrem Verständnis erforderlichen Umfang von den künftigen Lehrern wirklich studiert worden sei.

# Die internationale Kunstausstellung in Berlin

Von Adolf Rosenberg

1

Es wäre dies Jahr wirklich zum erstenmale eine internationale Kunstausstellung, die diesen Namen verdiente, zu stande gekommen, wenn der Pariser Pöbel nicht im letzten Augenblick seine Gassenbubennatur gegen Anstand und Ehre ausgespielt hätte. Mit wenigen Ausnahmen, die wir aus Höflichkeit rühmlich nennen wollen, haben die französischen Künstler ihre anfänglich gemachten Zusagen zurückgezogen, und alle Bemühungen und Ehrenerweisungen vonseiten der hohen Protektorin und des Vereins der Berliner Künstler, die mancher Patriot nicht ohne ein Gefühl der Bitterkeit und Demütigung empfunden haben mag, sind vergeblich gewesen. Der Verein der Berliner Künstler hatte ein Fest im engen Kreise veranstaltet, ein Fest mit lebenden Bildern, dessen erstes zu Ehren des erwarteten Gastes aus Paris, des Malers Eduard Detaille, sein populärstes Bild En reconnaissance — eine Dorfstraße mit der Leiche eines erschossenen preußischen Ulanen im Vordergrunde und vorsichtig nahenden französischen Soldaten im Mittelgrunde — verkörperte. Aber Detaille kam nicht, weil sich der tapfre Schlachtenmaler vor der Pariser Crapule fürchtete, und die Huldigung der französischen Kunst fiel ins Wasser.

Wenn die Berliner internationale Kunstausstellung eine offizielle Veranstaltung des Staates oder einer amtlichen Körperschaft wäre, würde die Zurückhaltung der Franzosen zu entschuldigen, sogar zu rechtfertigen sein. Das deutsche Reich hat sich von der Pariser Weltausstellung von 1889 ferngehalten, und da man in Frankreich Deutschland und Berlin, den Brennpunkt französischen Hasses, für eins nimmt, so ist die Wiedervergeltung in den Augen vieler Franzosen nicht bloß erlaubt, sondern auch geboten. Aber der Pariser Chauvinismus hat in seiner blinden Wut übersehen, daß es sich hier nicht um ein Unternehmen der deutschen Reichs- oder der preußischen Staatsregierung handelt, sondern um eine Ausstellung, in der eine Jubelfeier einer privaten Körperschaft ihren Glanz- und Höhepunkt finden soll. Der Verein der Berliner Künstler ist stets ausländischen, insbesondre französischen Künstlern

mit allen Ehren der Gastfreundschaft entgegengekommen. Er hat ihren Bildern die besten Plätze seines Ausstellungslokals eingeräumt, und wenn dieses nicht ausreichte, andre Räume gemietet. Das rohe Benehmen, das der „höflichsten Nation der Welt“ in diesem Falle beliebt hat, trifft also nicht als beleidigende Herausforderung das deutsche Volk und die deutsche Reichsregierung, sondern nur einen Verein, der sich mit dieser Roheit so gut wie möglich abzufinden hat, und der auch mit großer Gelassenheit darüber zu seinem Tagewerk übergegangen ist, ohne sich aufzuregen und den empfindlichen zu spielen.

Wir Deutschen haben das Kräutlein Geduld stets im Schatzkästchen unsers Humors, und es bewahrt uns auch davor, eine Kraftprobe zu unrechter Zeit zu machen. Dieser und jener hat um des lieben Friedens willen manche Zugeständnisse gemacht und manche Demütigungen auf sich genommen, um — nach guter deutscher Art — ein mit warmer Begeisterung begonnenes Werk auch äußerlich und innerlich vollendet zu machen. Nun das durch die kindische Empfindlichkeit der Pariser äußerlich nicht geglückt ist, muß man das jetzt entstandene Werk auf seinen innern Gehalt prüfen und darnach beurteilen, ob und was wir durch die Zurückhaltung der Franzosen verloren haben.

Man wird dabei einige sehr nüchterne, aber auch den Ausschlag gebende Erwägungen in den Vordergrund zu stellen haben. Einmal ist der Verkehr zwischen Berlin und Paris seit dem Anfang der dreißiger Jahre sehr rege, der geschäftliche wie der Verkehr der Vergnügungsreisenden, und er nimmt seit etwa 1876 in steigendem Maße zu. Der Vorteil, soweit er sich auf Bildung und Überbildung, auf Ansammlung von nützlichen und unnützen Kenntnissen erstreckt, liegt dabei auf seiten der Berliner. Der Berliner, d. h. der in Berlin wohnende Kulturmensch, der sich für Kunst und Litteratur interessirt und dazu das nötige Geld hat, seinen Wissensdurst oder, wenn man will, sein Renommirgelüste durch Reisen nach dem Auslande zu befriedigen, ist der Großstädter Europas, dessen Aneignungsfähigkeit die größte, dessen Fassungsgabe die schnellste ist. Mit großer Leichtigkeit findet er sich in Paris und in dessen Welt- und Kunstleben zurecht, und der Berlinische Kunstfreund, Kunstsammler und Kunsthändler weiß in der Galerie des Luxembourgmuseums und im Hotel Drouot ebenso gut, vielleicht noch besser Bescheid als in der Berliner Nationalgalerie und in Lepkes Kunstauktionshaus. Dazu kommt noch, daß gewisse Pariser Kunsthändler in immer kürzer werdenden Zwischenräumen große Mengen französischer Bilder aus neuerer Zeit, die immer mit großen Namen — Rousseau, Troyon, Diaz, Dupré, Corot, Daubigny, J. F. Millet, Meissonier, Detaille, Neureille, Ribot u. dergl. m. — geschmückt sind, sich aber bei näherer Prüfung als flüchtige Skizzen, als Ausschuß französischer Privatsammlungen oder gar als verdächtige Schwarten herausstellen, in den Berliner Kunsthandel abstoßen. Bei aller Franzosenverehrung sind aber die Berliner Kunstfreunde meist so vorsichtig, daß sie auf diesen „faulen Zauber“

nicht anbeißen. Auch die ausübenden Künstler benutzen jede sich ihnen bietende Gelegenheit, die Pariser Kunstzustände kennen zu lernen und einen Einblick in das Treiben der dortigen Werkstätten zu gewinnen.

Anders stellt sich die Sache, wenn man sie von der Pariser Seite aus betrachtet. Französische Journalisten und schreibfertige Touristen, die seit etwa 1878, seit dem Berliner Kongreß, häufiger nach Berlin kommen, sich auch wohl als Korrespondenten von Pariser Blättern monatelang in Berlin aufhalten, halten mit rührender Treue an der von ihrem Ahnherrn Tissot aufgestellten Schablone fest: sie reißen alles herunter, was in Berlin lebt, webt, schafft, schreibt, malt und in Thon bildet, ohne sich um eine Einzelheit zu kümmern, ohne sich eine wirkliche Anschauung der Dinge — ehrlich als ehrliche Feinde — zu erwerben, und wenn einmal ein unbefangener, wahrheitsliebender Franzose nach Berlin kommt, steht er ratlos und bestürzt vor einer neuen Welt, deren Anblick ihm durch die Gewissenlosigkeit seiner Presse, die nur in militärischen Dingen Argusaugen hat und mit den stärksten Farben an die Wand malt, zwei Jahrzehnte hindurch verborgen geblieben ist.

In Wahrheit ist also nicht der Deutsche, nicht der bewegliche, allezeit reisefertige und reisemutige Berliner der, der durch die Zurückhaltung der Franzosen von der Berliner internationalen Kunstausstellung etwa an dem Zuwachs seines Wissens oder seines künstlerischen Vermögens verloren hat, sondern der Pariser, der unbehilflichste Großstädter der Welt, der verlassen ist wie ein Kind, sobald er über den Gesichtskreis der Boulevards hinausgekommen ist, und dem durch eine nähere Berührung mit Berlin vielleicht ein Licht über die Berechtigung seiner Anmaßung aufgegangen wäre.

Unsre Kenntnis der französischen Malerei, die wir alljährlich mit leichter Mühe und geringem Geldaufwande im Pariser Salon erneuern können, giebt uns sogar hinlänglichen Grund, das Ausbleiben der Franzosen nicht nur nicht zu bedauern, sondern als einen glücklichen Zufall zu preisen. Denn die französische Malerei befindet sich, seitdem der Naturalismus zu einer stetig wachsenden Herrschaft gelangt ist, in beständigem Rückgange, den jeder neue Salon drastischer als sein Vorgänger vor Augen führt. Die Franzosen teilen hier das Schicksal aller Entdecker und Erfinder: sie haben den Naturalismus entdeckt oder doch wenigstens neu erfunden; aber sie ernten nicht die Früchte ihrer Entdeckung, sondern sie haben nur die Last und den Schaden davon. Wohin ihre naturalistischen Bilder gedrungen sind, haben sie bei schwachen Naturen, in revolutionären Köpfen, deren Träger aus Widerspenstigkeit und Faulheit keinen Schulzwang dulden wollten, Schaden gestiftet. Lehrreiche Beispiele dafür sind die jungen Münchner Naturalisten und die Helden der Glasgower Schule, die man die „Sansculotten der Malerei" nennen kann, weil sie sich mit einer in der Kunstgeschichte beispiellos dastehenden Ungeniertheit über die Grundbedingungen jeglicher Kunstübung — einschließlich der chinesischen —

hinwegsetzen. Mit diesen Äußerungen eines auf den Urzustand menschlicher Bildung und Gesittung zurückgeführten Kunstgeistes ist die internationale Kunstausstellung in Berlin anscheinend nicht behelligt worden, oder die Mitglieder der Berliner Aufnahmekommission, die schon seit geraumer Zeit in dem Verdacht stehen, sich gegen alle naturalistischen Ausschreitungen eiskalt zu verhalten, haben kurzer Hand die Tempelschänder aus dem Tempel der Kunst hinausgejagt. Man wird in der ganzen Ausstellung unter sechstausend Kunstwerken kaum ein Dutzend finden, die durch impressionistische oder naturalistische Grimassen Auge und Sinn verletzten. Die Veranstalter der Ausstellung sind augenscheinlich von der Absicht geleitet worden, nur das Beste und Edelste aus dem künstlerischen Schaffen unsrer Zeit auszuwählen, und in einer solchen Harmonie hat das unvernünftige Stammeln blöder Naturalisten, die zu früh aus der Schule gelaufen sind, keinen Platz. Ohne sich auf ästhetische Auseinandersetzungen einzulassen, haben sich die Berliner Machthaber einfach auf den Mangel an Raum berufen, und das darüber von München aus erhobene Geschrei wird keinen andern Eindruck machen, als frühere Proteste von Berliner und Düsseldorfer Künstlern gegen ihre schlechte Behandlung in München. Ein bischen Energie und Tyrannei, wenn sie nur etwas Gescheites zu stande bringt, thut in unsrer zuchtlosen, jede Autorität verhöhnenden Zeit ungemein wohl, mag auch dieser und jener über einen empfangenen Streich ein Jammergeschrei erheben. Wenn die Münchner ihren Glaspalast durchaus „naturalistisch" ausstaffiren wollen, muß auch den Berlinern das Recht bleiben, den naturalistischen Kunstverderbern die Thür zu weisen. Schwer genug haben wir ohnehin schon unter dieser sogenannten „Revolution der Kunst" gelitten.

Die Fremden, die die deutsche Kunst erst durch diese Ausstellung kennen lernen oder sich darüber nach dem von der Ausstellung gebotenen Material ein Urteil bilden wollen, werden schwerlich zu einem für uns günstigen Urteil kommen. Sie werden sagen, daß die Berliner Künstler vortreffliche Organisatoren und Dekorateure seien, daß die Anordnung und Ausschmückung der Ausstellung, die mit staunenswertem Geschick herbeigeführte Verbindung von Kunst und Natur, von Park und Gebäude, von lebenden Pflanzen, springenden Wassern und Gebilden von Menschenhand, von Ruhe und Bewegung — alles zusammengenommen — ein wohlgelungenes Meisterwerk von unvergleichlicher Wirkung darstelle, daß es aber den von Berliner Künstlern ausgestellten Bildern — mit der Plastik ist es besser bestellt — an großem Wurf und an Kraft und Schwung der Phantasie gebreche.

Diese — objektiv richtige — Beobachtung erklärt sich aber aus verschiednen Gründen, von denen wenigstens zwei ein abfälliges Urteil wesentlich mildern. Die Berliner Künstler sind mit Absicht in den Hintergrund getreten, um den fremden Gästen alle Ehren der Gastfreundschaft zu erweisen. Sie haben ihnen die besten Räume überlassen und auch insofern auf jeden Wetteifer verzichtet,

als sie keine Eliteausstellung veranstalteten, sondern in einer den Umständen entsprechenden Beschränkung mit wenigen Ausnahmen nur das boten, was eine Jahresausstellung der Akademie zu bieten pflegt, die künstlerische Produktion eines Jahres. Und dasselbe gilt von Düsseldorf, München, Karlsruhe, Stuttgart, Dresden, Weimar u. s. w. Eine auserlesene Zahl deutscher Kunstwerke, die bei weitem mehr geeignet wäre, die wirkliche Höhe deutscher Kunst zu kennzeichnen, ist gegenwärtig auf der deutschen Ausstellung in London zu sehen. Dagegen enthalten die Abteilungen der fremden Nationen in Berlin durchweg Eliteausstellungen, die teils durch Behörden und Komitees in der Heimat, teils durch deutsche Abgeordnete mit Unterstützung der Fürsten und Regierungen zusammengebracht worden sind. Damit Künstler wie Menzel und Knaus, deren Namen in der Schätzung deutscher Kunst durch das Ausland gegenwärtig am höchsten stehen, auf der Ausstellung wenigstens vertreten sind, hat man sich genötigt gesehen, auf Arbeiten zurückzugreifen, die vielleicht nur deshalb gewählt worden sind, weil sie gerade zu haben waren, die aber keineswegs den Höhepunkt des Schaffens der beiden Meister bezeichnen. Von Menzel ist u. a. der Gottesdienst in der Buchenhalle bei Kösen (1868) und das Ballsouper (1878), von Knaus die Beratung der Hauensteiner Bauern (1872) ausgestellt. Wenn die Jury noch strenger vorgegangen wäre und noch ein paar Dutzend von Reklamebildnissen hinausgewiesen hätte, würde sie ein paar Kabinette gewonnen haben, in denen sie durch auserlesene Werke von Menzel, Knaus, Gentz, A. und O. Achenbach, Vautier u. a. dem Auslande eine weit höhere Meinung von der deutschen Malerei hätte beibringen können, als es jetzt möglich ist.

Ein zweiter Umstand, der zum Nachteil der deutschen Malerei ins Gewicht fällt, ist der, daß ihre besten, ihre gedankenreichsten und schwungvollsten Schöpfungen aus dem letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete der monumentalen und dekorativen Malerei liegen. Man muß in die Museen, in die Ministerien, in die Regierungs- und Gerichtsgebäude, in die Rathäuser, in das Berliner Zeughaus, in die höhern Lehranstalten gehen, um zu sehen, welchen Aufschwung die Malerei großen Stils nach den Ereignissen von 1870 und 1871 genommen hat. Von dieser großen Zahl von Arbeiten hat die Ausstellung nur wenig aufzuweisen, weil sie meist auf die Wände gemalt sind und die Kommission von der Ausstellung von Kartons und ähnlichen Vorarbeiten Abstand genommen zu haben scheint, mit vollem Recht, weil diese Hilfsmittel doch keinen richtigen Begriff von den in Farben ausgeführten Werken geben können. Daraus erklärt sich, daß Maler wie Geselschap, Janssen, Bleibtreu, Schenrenberg, Wislicenus, E. und F. Roeber, Carl Gehrts, Hermann Prell u. a. entweder gar nicht oder nur durch solche Proben ihrer Kunst vertreten sind, die nicht den vollen Umfang ihrer Fähigkeit zeigen. Eine der wenigen Ausnahmen bildet die Darstellung des Besuchs Friedrichs des Großen bei den

Seidenwebern Gebrüder v. d. Leyen in Krefeld (1763) von Albert Baur in Düsseldorf, ein mit Wachsfarben auf Leinwand gemaltes Bild, das zu einem Cyklus von dekorativen, für die Webeschule in Krefeld bestimmten Gemälden gehört, auf denen die Geschichte der Seidenindustrie auf ihren wichtigsten Entwicklungsstufen geschildert wird. Wenn man einem Künstler eine solche halb archäologische halb pädagogische Aufgabe stellt, darf man sich nicht wundern, wenn dabei frostige Kompositionen herauskommen, an denen die künstlerische Phantasie keinen Anteil gehabt hat.

In die monumentale Malerei hat sich der letzte Rest von Geschichtsmalerei geflüchtet, den sich die deutsche Kunst aus den zwanziger und dreißiger Jahren bis über 1870 hinaus bewahrt hat. Was man aber auch in öffentlichen Gebäuden an den Wänden, Decken und Kuppelwölbungen malt, und wie gut und klug und tadelsfrei man es auch malen mag — es kommt alles zusammen nicht über den Wert von Erinnerungstafeln an geschichtliche Ereignisse hinaus, mit denen wir nach dem unerschütterlichen Naturgesetze von Werden und Vergehen jeden Zusammenhang verloren haben. Das Band zwischen dem alten und dem neuen deutschen Reiche ist nicht gewaltsam zerrissen worden, sondern es hat sich aus Altersschwäche gelockert und gelöst. Es kann also nicht gewaltsam wieder zusammengeknüpft werden, am allerwenigsten durch eine neue Bearbeitung von geschichtlichen Leitfäden und Prachtwerken, die der jüngsten Generation wieder das Märchen von der alten Kaiserherrlichkeit, die uns in den Abgrund geführt hat, einflößen wollen. Wir lassen uns heute nicht mehr die Sinne durch die Thaten der Karolinger und Ottonen benebeln und am allerwenigsten durch den romantischen Nimbus der Hohenstaufen, deren Staatskunst vom Gesichtspunkte der modernen Politik betrachtet doch kindisch war. Wir Deutschen sind erst seit 1870 eine Nation geworden, und wir können darum noch keine nationale Geschichtsmalerei haben. Einen Ersatz dafür bietet uns nur die Schilderung der Kriegsthaten unsers Heeres und andrer Vorgänge aus den Jahren 1870 und 1871 und die Darstellung von Staatshandlungen, von Zeremonien, Manöverszenen und dergleichen mehr aus den inzwischen verflossenen zwei Jahrzehnten. Solche Darstellungen fallen natürlich in dem Grade, als die großen Männer von weltgeschichtlicher Bedeutung daraus verschwinden, mehr und mehr in das Genre hinein, wodurch jedoch die absolute Wertschätzung eines Kunstwerkes nicht beeinträchtigt wird.

Daß diese Beobachtung hinsichtlich des Rückganges der deutschen Geschichtsmalerei nicht willkürlich, erklügelt oder künstlich zurechtgemacht ist, lehrt uns die beste Analogie, die wir überhaupt beibringen können: die Malerei Italiens. Auch wer mehr von der neuern italienischen Malerei kennt, als unsre Ausstellung bietet, der weiß, daß in Italien eine Geschichtsmalerei in dem Sinne der alten Düsseldorfer und Münchner, d. h. eine ihre Motive aus der heimischen Geschichte schöpfende Darstellungskunst nicht besteht. Auch

Italien ist erst 1870 eine Nation geworden, und was die Maler seit diesem Anfang des neuen Staatslebens aus der Geschichte der kleinen Fürstentümer und Republiken herausgeholt haben, hat nur das Gepräge des Genrebildes mit einer den Neigungen der Zeit entsprechenden, immer stärker werdenden Betonung des Kostüms und des übrigen archäologischen Apparats, ohne daß irgend eine dieser Darstellungen einen weitern Nachhall im Volke oder auch nur ein lebendiges Verständnis gefunden hätte. Wir brauchen also nicht an der schöpferischen Kraft unsrer Kunst zu verzweifeln, sondern müssen mit Geduld die natürliche Entwicklung der Dinge und vor allem die Erstarkung unsers Nationalgefühls abwarten, die den Boden für das Gedeihen der Geschichtsmalerei großen Stils vorzubereiten haben. Denn daß das Nationalgefühl sehr wesentlich zu großen und edeln Kunstschöpfungen beiträgt, ist eine der wichtigsten und eindringlichsten Lehren, die uns die Berliner internationale Kunstausstellung giebt. Wir wollen dabei die russischen Maler, in deren Werken sich die nationale Tendenz als einseitige Feindseligkeit gegen das Germanentum verkörpert hat, das Nationalgefühl also mehr den Eindruck einer künstlich zum Wachstum gebrachten Pflanze macht, außer Acht lassen. Was aber bei ihnen zur Glut des Fanatismus geworden ist, leuchtet bei den Spaniern, den Polen, den Tschechen als Flamme der Begeisterung. Von neuem stehen wir, wie 1883 in München, vor der überraschenden Erscheinung, daß in einem kleinen Lande wie Spanien gegenwärtig die Geschichtsmalerei in höchster Blüte steht, weil sich die Spanier trotz ihrer politischen Zerrissenheit, trotz der häufigen Bürgerkriege dieses Jahrhunderts als eine Nation fühlen, und weil sie mit leidenschaftlicher Liebe an der Geschichte ihres Landes hängen, ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, daß die meisten Blätter dieser Geschichte mit Blut und Thränen geschrieben sind. Was die formale Seite der Darstellung der spanischen Malerei betrifft, so ist von dem Einflusse der Franzosen, unter dem die neuere spanische Malerei eine Zeit lang stand, nur wenig noch zu bemerken, ebensowenig aber auch von einem Zusammenhang mit der klassischen Malerei ihres Landes im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Man könnte höchstens insofern an das Vorbild von Velazquez denken, als vielen spanischen Malern der Gegenwart dasselbe künstlerische Ideal vorschwebt wie dem Großmeister der unverfälschten, durch kein Mittel getrübten Nachahmung der Natur: nämlich der Natur mit den einfachsten Mitteln am nächsten zu kommen. Das hat aber nichts mit dem modernen, in Frankreich erdachten Naturalismus zu thun, der sich von der Natur nichts weiter als den Namen geborgt hat. Obgleich die Spanier in ihrer alten Malerei eine Richtung gehabt haben, die in ihrer Vorliebe für das Krasse und Übertriebene etwas an den sogenannten Naturalismus von heute erinnert, halten sie sich jetzt von dieser Verirrung völlig fern. Es scheint, als ob sie ein Grundzug ihres nationalen Charakters davor schützte, nämlich das Streben

nach Vornehmheit und Adel in der äußern Erscheinung; ebenso hält ja auch die Italiener ihre unersättliche Freude an der farbigen Oberfläche der Dinge ab, in den Chorus der farbenfeindlichen Naturalisten einzustimmen. Selbst die in Paris lebenden Spanier sind von der dortigen Modekrankheit nicht ergriffen worden, wofür ein figurenreiches, großes Bild von Luis Jimenez, eine Besuchsstunde im Krankenhause, einen Beweis giebt. Es ist nach allen Regeln der Hellmalerei gemalt, bei einem mattgrauen, jeden Winkel und jede Tiefe aufhellenden Licht; aber die Figuren sind mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gezeichnet, im zerstreuten Licht völlig körperhaft modellirt, und der Raum vertieft und verschiebt sich, wie es die Regeln der Perspektive und unsre darnach geschulten Augen verlangen. Der ästhetische Geschmack, der die Mehrzahl der spanischen Maler bei der Wahl ihrer Vorwürfe leitet, ist in vielen Fällen nicht der unsrige, und er kann es auch nicht sein, weil uns Deutschen die notwendigste Vorbedingung zum ästhetischen Genuß der spanischen Bilder fehlt, das gleichartige Temperament und die Gewöhnung des Auges und der Nerven; aber der Ernst der künstlerischen Gesinnung, die Entschlossenheit, mit der die Maler an die höchsten Aufgaben hinantreten, und die Gediegenheit, mit der sie sie auszuführen wissen, flößen uns die größte Achtung ein.

# Zur politischen Lage

Prophete rechts, Prophete links! Was ist nicht in den letzten Jahren alles politisch prophezeit worden? Sturm und schön Wetter, je nach den Temperamentsanlagen des Propheten; die Dinge aber haben sich trotz alledem weiter entwickelt nach den Gesetzen der ihnen innewohnenden Folgerichtigkeit, als ob es keine Propheten gäbe. Denn es giebt keinen, der jene Gesetze der folgerichtigen Entwicklung der politischen Verhältnisse kennte, keinen, der heute sagen könnte: Morgen wird es so sein und nicht anders, keinen, der die inkommensurabeln Größen mit in Betracht zu ziehen imstande wäre, die schließlich den Punkt aufs i setzen.

Politisch giebt es eben keine Gewißheit, sondern nur eine mehr oder minder staatsmännisch berechnete oder sagen wir lieber empfundene Wahrscheinlichkeit. Eine Wahrscheinlichkeit, die zur Wirklichkeit werden, die sich aber auch in ihr Gegenteil verkehren kann, deren Vorausverkündigung man als

politischen Scharfblick bewundert, wenn sie zur Thatsache wird, und über die man mitleidig die Achseln zuckt, wenn sie durch die Ereignisse widerlegt wird. Ein großer Staatsmann ist der, der sich in dem einen wie in dem andern Fall nicht überraschen läßt, der es versteht, im rechten Augenblick den Faktor der von ihm vertretenen Interessen so zur Geltung zu bringen, daß sich beim Abschluß einer Kette von Ereignissen der ihm günstigste Kreis bildet. Das Suchen nach der Kombination, die die günstigste nationale Entwicklung gestattet, bildet das Ziel, das allseitig erstrebt wird, hier mit diesen, dort mit jenen Mitteln. Gewordene Staaten, die sich national geschlossen und ihre Grenzen bereits den innern Bedürfnissen und den natürlichen Verhältnissen entsprechend gezogen haben, brauchen dazu Frieden mit den Nachbarn rechts und links, oben und unten; werdende Staaten, deren Ehrgeiz das Ziel noch nicht mit Händen greift, oder die das Ziel nur auf Kosten andrer erreichen können, suchen die Gelegenheit, gewaltsam zu ergreifen, was ihnen von selbst nicht in den Schoß fallen will. Sie wollen den Krieg, und da nun einmal die europäische Völkerfamilie ein Ganzes ist, dessen Glieder auf einander einwirken müssen, so muß die Frage zur Entscheidung kommen, wer stärker ist, die Satten oder die Hungrigen.

Wir wollen, in der steten Einsicht, daß genau das Gegenteil zutreffen könnte, den Versuch machen, die Umstände zusammenzufassen, die für die weitere Dauer des nunmehr über zwanzig Jahre währenden Weltfriedens sprechen.

Vor allem: alle die, die über Krieg und Frieden zu bestimmen haben, versichern bei jedem Anlaß, daß sie den Frieden wollen und an den Frieden glauben. Das hat Kaiser Wilhelm gethan, das thut der Zar, das thun Lord Salisbury, Rudini, Carnot, ja sogar — um den kleinen nicht das Wort zu nehmen — das thun Bulgaren, Serben, Griechen und tutti quanti. Bei jeder Parlamentseröffnung, bei jedem Jubiläum, bei jeder Ausstellungsfeier — und wo wird nicht ausgestellt? — ja fast bei jedem Festessen können wir es hören. Gleich nach dem Braten folgt die Friedensrede, und es ist wahrhaft bewunderungswürdig, was alles als Friedenszeichen von einem geübten Friedensredner erwiesen werden kann. Nimmt Rußland eine neue Anleihe auf: bedeutsames Friedenszeichen oder, wie der Redner sagt, Friedenssymptom, denn es trägt sich mit weitaussehenden Unternehmungen, die Zeit brauchen, um zu reifen. Bekommt Wyschnegradski kein Geld von Rothschild: Friedenszeichen, denn ohne Geld kann man nicht Krieg führen. Erfindet Frankreich ein beſſres Pulver: Friedenszeichen, denn nun müssen die Gewehre umgeändert werden; taugt die Erfindung nichts: Friedenszeichen, denn ohne die Gewißheit technischer Überlegenheit wird Frankreich nie anfangen. Verfolgt Rußland die Juden, Friedenszeichen: denn ohne Juden kann Rußland nichts machen; läßt Rußland in seiner Bedrückung der Juden nach, Friedenszeichen: denn die ungehemmte Macht des Judentums findet ihre Rechnung

im Frieden. Erzwingt Rußland seinen Schiffen den freien Durchzug durch die Dardanellen, Friedenszeichen: denn damit hört das Schwarze Meer auf, eine mare clausum zu sein; besteht die Türkei darauf, daß nur wirkliche Kauffahrer durch die Dardanellen fahren, Friedenszeichen: denn damit ist jede Gefahr beseitigt — und so fort mit Grazie in infinitum. Daß das kein Scherz, sondern nur die etwas scharfe Deutung unsrer Friedensreden ist, wird jeder zugeben, der diese Gattung der modernsten Beredsamkeit eingehender studirt hat. Handelsvertrag, Getreidezölle, Sozialdemokratie, Ordensverleihungen, Militärvorlage und Finanzreformen — alle lassen die gleiche Deutung zu.

Wenn trotz alledem heute kein Gefühl ruhiger Friedenszuversicht Platz greifen will, so liegt es an der Thatsache, daß Europa in zwei Lager geteilt, wie zum Schlagen bereit dasteht, und daß trotz aller Friedensverheißungen noch in keinem der beteiligten Staaten eine Legislaturperiode ohne weitere militärische Forderungen vorübergegangen ist. Das russisch-französische Einverständnis, dessen explosive Natur allgemein anerkannt ist, zwingt dem bedrohten Mitteleuropa die Gegenmaßregeln auf, und es ist durchaus nicht abzusehen, wie und wann eine Wandlung eintreten könnte.

Wenn wir nun dennoch vorläufig auf weitere Dauer des Friedens rechnen, so liegt es daran, daß die Entscheidung bei Rußland, nicht bei Frankreich ruht. Es tritt immer mehr zu Tage, daß der Zar den Krieg nicht wollen darf; so stark auch das Drängen einer Aktionspartei ist, die in den Kreisen des Panslawismus und in der Armee ihren Mittelpunkt findet, so sehr widerspricht der Einfluß der zur Stunde geltenden Menge dieser Richtung. Der Zar zunächst ist kein Soldat; er erinnert in seinem Wesen einigermaßen an die alten Großfürsten von Moskau, die sich im Kreml vergruben und sich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten dem Volke zeigten oder ein Pferd bestiegen. Ganz ausgeschlossen ist es, daß Zar Alexander III. je persönlich in die Leitung eines Krieges eingreifen könnte. Von der frischen Beweglichkeit der Herzöge von Holstein-Gottorp scheint keine Spur in ihm übrig geblieben zu sein. Alexander III. kann nur schwer ein Pferd besteigen und nicht anders als im Schritt reiten. Solche kleine Äußerlichkeiten können aber unter Umständen von entscheidender Wichtigkeit werden. Es kommt hinzu, daß die von dem Oberprokurator des Synod ausströmende geistliche Tendenz alle übrigen Einflüsse bei weitem überwiegt, und daß sich demgemäß das Programm des Zaren, das ursprünglich auf eine nationale Assimilirung aller Völkerschaften des Reiches zielte, erweitert hat zum Programm einer religiösen Einigung des Ganzen unter dem griechisch-russischen Doppelkreuz. Die religiösen Bekehrungen innerhalb des nächsten Familienkreises des Zaren verdienen von diesem Gesichtspunkte aus besondre Betonung, und das gewaltsame Vordringen der russischen Kirche in den Ostseeprovinzen, in Litauen und in Polen zeigt, daß es mit der Durchführung dieses Gedankens bitterer

Ernst ist. Es ist kaum glaublich, wie stark der Einfluß ist, den der geistliche Vater in dieser Politik, der Oberprokurator Pobedonoszew ausübt, ja man kann sagen, daß er zur Stunde der einzige ist, der einen direkten Einfluß ausübt. Unzweifelhaft will dieser Mann den Frieden, auch kann man ihn nicht eigentlich einen Deutschenfeind nennen. Was er haßt, wie nur ein Fanatiker hassen kann, ist der Westen mit seiner europäischen Kultur, mit seinen liberalen Staatsformen, mit seiner Mannichfaltigkeit des Lebens. Mit vollem Bewußtsein stellt man Rußland und Europa als Gegensätze einander gegenüber, und wenn es irgend denkbar wäre, eine geistige Sperre zu errichten, wie sie die alten Zaren aufrecht erhielten, Pobedonoszew würde nicht zögern, zu diesem Mittel zu greifen. Da das nicht geht, vollzieht man in mehr oder minder brutaler Form jene Verdrängung abendländischer Elemente, von der uns jeder Tag neue Kunde bringt. Nun muß man freilich nicht glauben, daß Pobedonoszew in Rußland beliebt sei. Mit Ausnahme einer kleinen Gruppe gleichgesinnter Fanatiker haßt ihn alles, vor allem die durch ihn aus ihrer Einflußstellung verdrängte russische Aristokratie, die dem Parvenu nicht verzeihen kann, daß er ausschließlich das Ohr des Zaren besitzt. Es haßt ihn das gesamte russische Beamtentum, das gewohnt ist, mit liberalen Ideen zu spielen, und in dem Vertreter derselben bis hart an die Grenze des Nihilismus zu gehen sich erlaubt. Es haßt ihn das Volk, das ihn verantwortlich macht für den schweren wirtschaftlichen Druck, der sein System begleitet. Aber was will das sagen gegenüber der Stellung, die er beim Zaren einnimmt, der völlig unfähig ist, sich dem geistlichen Banne zu entziehen, wodurch er ihn gefangen hält? Die stete Lebensgefahr, in der der Zar schwebt, und vor der ihn nur ein auf die äußerste Spitze getriebenes System der Wachsamkeit schützt, giebt eine natürliche Grundlage für geistliche Einflüsse.

Herr von Giers als Zweiter ist heute alt und abgängig. Er weilt im Augenblick auf Urlaub in Finnland, und wenn er wöchentlich einmal nach Petersburg kommt, so geschieht auch das mehr, um einer Form zu genügen. Zu einer wirklichen Leitung der Politik macht ihn sein hohes Alter und seine Kränklichkeit unfähig. Es wird wohl eine Frage der nächsten Zukunft sein, wer sein Nachfolger werden wird, und wenn es auch für ausgeschlossen gelten kann, daß Ignatjew wieder in den Vordergrund rückt, so ist doch zu erwarten, daß es ein Mann seiner Richtung sein werde. Besitzt er Ehrgeiz und Kraft, so steht ein Kampf zwischen ihm und Pobedonoszew bevor. Den Herren vom Kriegsministerium ist kein Einfluß zuzuschreiben, der Finanzminister Wyschnegradski dagegen, der durch seine Konvertirungen dem russischen Reiche dreißig bis fünfunddreißig Millionen Franks Zinsen erspart hat, ist beim Zaren persona gratissima und schließt sich dessen Friedensneigungen heute noch unbedingt an. In Rußland selbst hat Wyschnegradski weit weniger Bewunderer als außerhalb; dort kennt man die Schäden seines Systems und fühlt es am

eignen Leibe, daß der hohe Rubelkurs mit den Ersparnissen der Arbeiter und dem Ruin der Landwirtschaft bezahlt worden ist. Man haßt ihn deshalb fast ebenso wie Pobedonoszew. Alle übrigen Namen in Rußland sind nur Namen, einflußreich, so weit sie sich den herrschenden Strömungen anschließen, machtlos, sobald sie versuchen, eigne Wege zu gehn.

Auch das ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß die Judenvertreibungen in Rußland populär seien, oder daß die Franzosenfreundschaft ebenso allgemein sei, wie etwa der Russenkultus in Frankreich. Die große Masse lebt wie zu allen Zeiten den Bedürfnissen des Tages und sehnt sich nach einer Änderung, gleichviel welcher, bereit, jeder Führung zu folgen, die mit genügender Autorität aufzutreten vermag. Aber man begnügt sich mit Vorbereitung zu einer Aktion, die man fürchtet, und wird sich durch die Ereignisse treiben lassen.

An uns wird es sein, ihnen wohl vorbereitet gegenüber zu stehen, wenn der Augenblick gekommen ist.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Frage der Getreidezölle ist, wie wir aus den Offenherzigkeiten verschiedener freisinnigen Zeitungen gelernt haben, viel leichter zu verstehen, als wir geglaubt hatten. Diese Zölle sind nämlich verwerflich, um nicht zu sagen verbrecherisch, erstens weil die edelsten Kräfte der Nation, die sich vom Hausirgewerbe zum Terminhandel aufgeschwungen haben, durch sie im Geschäfte gestört werden können. Wenn sich der Himmel das boshafte Vergnügen macht, nach anfangs ungünstigen Aussichten doch eine gute Ernte werden zu lassen, sodaß der Bedarf zum größten Teil im Lande gedeckt werden kann, wie kommt der, der auf fröhlichen Mißwachs spekulirt hat, dazu, sein Geld zu verlieren? In den allermeisten Fällen hat er ja nie ein Getreidekorn in seinem Besitze gehabt, ist also ganz unschuldig in der Sache. Zweitens befördern die Zölle das abscheuliche Herkommen, dort Mehlfrüchte zu bauen, wo die schönsten Spodiumfabriken und andre dem Volkswohl dienende Anstalten stehen könnten. Wem das nicht einleuchtet, der muß ein ganz verstockter Agrarier, d. h. ein Feind des Fortschrittes sein.

Nochmals die Vereinsschriften. Der Vorschlag, daß wissenschaftliche Vereine ihre Publikationen größern Bibliotheken zusenden sollten, wird gewiß allgemeine Zustimmung finden. Aber es könnte auch anderweitig etwas geschehen, um zunächst der gelehrten Welt überhaupt von den Arbeiten Kenntnis zu geben, die in Vereinsschriften, Gymnasialprogrammen u. s. w. erscheinen. Die Übersichten im Litterarischen Zentralblatt 2c., die Bibliographischen Monatsberichte von

Fock in Leipzig sind sehr schätzbare Hilfsmittel, allein man kann da doch leicht etwas übersehen. Die französische Bibliographie zeigt stets eine Menge von Abhandlungen an als Einzeldrucke aus Vereinsschriften, ein Beweis, daß der Redaktion solche Einzeldrucke zugeschickt werden, und das verdiente Nachahmung. Die „Mitteilungen des österreichischen Museums" in Wien geben allmonatlich eine Bibliographie des Kunstgewerbes, in der jeder einzelne Aufsatz aus Zeitschriften ꝛc. in seiner Fachabteilung erscheint, eine gewiß ebenfalls nachahmenswerte Einrichtung, da die Zahl der Erscheinungen in allen Zweigen der Wissenschaft so groß ist, daß man gar nicht mehr imstande ist, die ganze Litteratur einer Wissenschaft zu verfolgen.

Unsre Nachlässigkeit in der Aussprache. Der treffliche Aufsatz über Neugriechisch und Altgriechisch in Nr. 21 der Grenzboten berührte u. a. einen Punkt, der in diesem Blatte schon einigemal gestreift worden ist, den wir aber einer ausführlichen Erörterung empfehlen möchten. Wohl jeder von uns, der sich bemüht hat, irgend eine lebende fremde Sprache gründlich zu erlernen, hat die Schwierigkeit erfahren, die uns feinere Lautunterschiede bereiten. Schon das stammverwandte Englisch stellt ungewohnte Anforderungen an uns, und mancher bringt es nie dahin, I had a hat on the head richtig auszusprechen. Nun erst die slawischen und die orientalischen Sprachen! Wer sich damit tröstet, daß der Deutsche nun einmal nicht für solche Spitzfindigkeiten geschaffen sei und deshalb darauf verzichten müsse, zu sprechen, wie — andern der Schnabel gewachsen ist, der übersieht, mit welcher Sorglosigkeit wir unsre Muttersprache, also das eigenste Erzeugnis des deutschen Stammes, auch in dieser Beziehung behandeln. Seit wann der Mißbrauch eingerissen sein mag, das läßt sich freilich nicht mit der Bestimmtheit nachweisen, wie die Entstehungszeit bestimmter Verstöße gegen die Grammatik oder die Logik. Immerhin darf man annehmen, daß, als sich unsre heutige Schriftsprache bildete, Unterschiede, die wir heute nicht mehr beobachten, im Sprechen noch sehr deutlich gewesen sein müssen, weil sich sonst verschiedne Lautzeichen nicht erhalten hätten. Und unverkennbar macht die Gleichmacherei fortwährend Fortschritte in dem Maße, als (ein Norddeutscher darf wohl wagen, dies zu äußern) die norddeutsche Mundart zur herrschenden wird. Die norddeutsche, nicht die niederdeutsche, denn das Plattdeutsche hat so wenig wie das Oberdeutsche diese Neigung, das Charakteristische abzuschleifen, das besondre Gepräge zu verwischen.

Im Vergleich mit den romanischen Sprachen macht sich am auffallendsten unsre Gewohnheit bemerkbar, die Vokale zu Gunsten der Konsonanten zu verkürzen. Nehmen wir beispielsweise das Italienische. Der Laut j, der doch noch ein halber, nur kurz gesprochener Vokal ist, wie in Pistoja, Bologna, giugno, wird in unserm Munde gänzlich zum Konsonanten; ebenso das v hinter o, die der Italiener fast zu einem U-Laute verschmelzt; u nach q wahrt in den meisten Sprachen seinen Vokalcharakter, wir erniedrigen es zu einem w. Dergleichen hören viele Deutsche gar nicht, bestreiten andern die Richtigkeit der Beobachtung. Dürfen wir deshalb annehmen, daß es dem Deutschen überhaupt an feinem Gehör gebreche? Gewiß nicht, da wir ein musikalisches Volk sind; und ebensowenig kann gesagt werden, unsre Zunge sei ungelenk, schwerfällig, wenn wir auch kaum imstande sind, manche Laute fremder Sprachen richtig herauszubringen, zum Beispiel das polnische ł, das tschechische stř, das holländische sch, gewisse semitische Kehllaute. Ohr und Zunge können geübt, erzogen werden, aber auch vernachlässigt, abgestumpft. Gewöhnen wir uns schlecht zu sprechen, so nimmt bald das Ohr den Fehler nicht mehr wahr.

So ist bei uns der Unterschied zwischen ä und gedehntem e (Ähre und Ehre) beinahe vollständig verschwunden; ö wird zu e, ü zu i, ai und ei sind ein Laut (es kommt vor, daß Schüler, die von zu Hause die richtige Aussprache mitgebracht haben, vom Lehrer deswegen verspottet werden), und äu und eu sind vielfach auch nur noch verschiedne Zeichen für ei; andernfalls werden sie eins mit oi. Die Verwechslung von b und p ist längst nicht mehr ausschließliches Eigentum der Sachsen. G als j am Anfange und als ch oder k am Ende greift immer weiter um sich: jenuch, oder vielmehr jenuchch, jraß, jlaß, jink, Bejejnunk u. s. w. Wer ein richtiges Zungen-r spricht, fällt förmlich auf. Manches hiervon verschulden Mundarten, die, vom Hochdeutschen unterdrückt, sich rächen wie unterworfene Völker, indem sie dem Unterdrücker ihre Unarten vererben; andres stammt von läppischen Gewohnheiten der großstädtischen Bevölkerung. Berliner litterarische Gigerl suchen ja jetzt etwas darin, uns andern ihren Jargon aufzunötigen. So begegnet man täglich dem gedruckten „mal“ anstatt „einmal.“ Warum nicht auch fach für einfach, fältig für einfältig, lei für einerlei, zeln für einzeln? Und da es Sprachverbesserern solcher Art nicht auf Herkunft und Sinn ankommt, könnte gleich Bildung für Einbildung gesagt werden, was Eingebildete und Ungebildete gewiß als eine glückliche Neuerung begrüßen würden.

Uns dünkt, die Schule müßte auch diesem Übelstand ihr Augenmerk zuwenden. An Beispielen, die zugleich als versus memoriales dienen könnten, wäre kein Mangel. Es braucht nur an ein berühmtes Frühlingslied erinnert zu werden:

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslüt,
Kling hinaus ins Wäute.
Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen,
Wenn du eine Rose schaus,
Sag, ich laß sie grießen.

Zum Altreichskanzler wird uns mitgeteilt, daß es wahrscheinlich eine süddeutsche, eine badische Zeitung gewesen sei, die den Ausdruck zuerst gebraucht habe. In Baden, auch in der Schweiz, sei es üblich, daß man — übrigens offenbar unter dem Einflusse des französischen ancien — von Altbürgermeister, von Altregierungsrat, von Altlöwenwirt spreche. Auch im Tell heiße es: Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?

Das ist alles recht schön und gut. In Baden betont man jedenfalls auch der Altreichskanzler. Der Norddeutsche aber, der das Wort zum erstenmale liest und die süddeutschen Analogien nicht kennt, kann nach den ihm bekannten Analogien nur Altréichskanzler betonen, und dann entsteht eben Unsinn. Was wir den Zeitungen immer und immer wieder zum Vorwurfe machen, ist das, daß sie es bei dem Herübernehmem von Mitteilungen aus andern Zeitungen (was freilich in der Regel nicht mit der Feder, sondern mit der Schere geschieht) nicht einmal für der Mühe wert halten, die offenbarsten Provinzialismen zu beseitigen. Namentlich von Österreich aus, aber auch von Berlin aus werden wir von Jahr zu Jahr mit immer mehr Sprachunrat durch die Zeitungen überschwemmt. Im vorliegenden Falle zwar haben wohl die wenigsten gewußt, daß es sich um einen süddeutschen Provinzialismus handelt. Aber das Wort mußte ihnen doch auffallen! War es da eine so große Mühe, dafür zu schreiben, wie es in dem landläufigen, überall giltigen guten Schriftdeutsch üblich ist: der frühere Reichskanzler?

Man spricht heute, besonders den Fremdwörtern gegenüber, viel davon, daß unsre Schriftsprache durch die Dialekte aufgefrischt werden müsse. Immer zu, frischt nur auf! Aber wo nichts aufzufrischen ist, da vergreife man sich nicht an dem, was wir haben.

# Litteratur

**Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche.** Eine praktische Studie von **Paul Göhre**, Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin. Erstes bis zehntes Tausend. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1891

Wie die Kluft zwischen Reich und Arm, d. h. heutzutage ziemlich so viel wie zwischen den höhern Ständen und den Arbeitern, überbrückt werden könne, darüber ist schon unendlich viel hin und her geschrieben worden. Ein vom echten Geiste des Evangeliums beseelter junger Theologe hat die schwierige Aufgabe am richtigen Ende angegriffen und den im Grunde genommen einzig richtigen Weg beschritten: er ist selbst auf einige Monate Fabrikarbeiter geworden. Er hat dadurch nicht allein einen Grad der Vertraulichkeit mit den Arbeitern erreicht, den Angehörige der höhern Stände auf andre Weise schlechterdings nicht erreichen können, sondern er hat sich auch, indem er ihr Los in allen Stücken teilte, ganz und gar in ihre Lage versetzt und volles Verständnis für ihre Freuden und Leiden, für ihr Denken und Empfinden, für ihr Lieben und Hassen, für ihre Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen gewonnen. Vieles hat er durchaus anders gefunden, als er es selbst erwartet hatte, und die Leser des merkwürdigen Buches, in dem er seine Erfahrungen mitteilt, nachdem einiges wenige davon schon vorigen Herbst in der „Christlichen Welt" veröffentlicht worden war, werden beim Blick in diese ihnen völlig neue Welt nicht weniger überrascht sein, als er es selbst gewesen ist. Was will neben dieser frischen Glaubens- und Liebesthat des evangelischen Kandidaten die zwar gut gemeinte, aber rein akademische und langatmige Abhandlung des römischen Papstes bedeuten? Es ihm nachzumachen, das wird zwar auch unter den Evangelischen nicht leicht einer wagen, und von hunderten, die vielleicht den Mut dazu hätten, würde neunundneunzigen das Geschick und die Ausdauer fehlen. Aber wenigstens steht jetzt jedem, der sich mit der Arbeiterfrage beschäftigen will oder von Berufs wegen beschäftigen muß, in Göhres Buch eine lautere Quelle völlig unparteiischer Belehrung zur Verfügung. Die unerschrockene Wahrheitsliebe, mit der Göhre alles, was er gehört und gesehen hat, ungeschminkt und ungeschwärzt mitteilt, mag einiges davon gewissen sorglich gehegten Vorurteilen auch noch so scharf widersprechen, ist nicht geringerer Anerkennung wert, als sein Wagnis selbst. Die Auffassung des Verhältnisses der Kirche zur Sozialdemokratie, zu der er in der Schlußbetrachtung gelangt, wird nicht von allen Lesern geteilt werden, auch von solchen nicht, die er im übrigen überzeugt, aber beachtenswert bleibt sie trotzdem. Höchst gespannt darauf darf man sein, welchen Eindruck die Schrift in den Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiterkreise machen wird, in den Kreisen „seiner Arbeitsgenossen," denen der Verfasser das Buch gewidmet hat.

**Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Deutschland und im Ausland. Grundzüge der bestehenden Einrichtungen und Anleitung zur Schaffung derselben. [Der schon bestehenden?] Von Fritz Kalle (Wiesbaden) und Dr. Otto Kamp, Städtischer [städtischem] Lehrer (Frankfurt a. M.). Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1891**

„An die Spitze unsrer ersten Schrift — so beginnen die Verfasser — hatten wir den Satz gestellt, daß auch in ärmlichen Verhältnissen der elterliche Haushalt die naturgemäße Lehrstätte für heranwachsende Mädchen ist [sei]. Diesen Satz halten wir auch jetzt voll (!) aufrecht. Wir erachten einen Eingriff in die Rechte und Pflichten der Mütter gegenüber der hauswirtschaftlichen Erziehung ihrer Töchter nur so weit für zulässig und nötig, als die Mütter ihrer Aufgabe nicht gerecht zu werden vermögen." Wie eifrig beflissen viele Behörden, Vereine und Fabrikbesitzer sind, in solchen Fällen Mutterstelle zu vertreten, an wie vielen Orten bereits mit gutem Erfolg teils in allen Zweigen der Hauswirtschaft, teils nur in einzelnen, namentlich auch im Flicken und im Kochen, Unterricht erteilt wird, ist aus dem von den Verfassern sorgfältig gesammelten Stoff zu ersehen. Möchte nun auch jedem der so gut vorbereiteten Mädchen eine eigne Hauswirtschaft beschert werden!

**Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Zweiter Band. Berlin, Fontane**

Dieser Schlußband der Briefsammlung umfaßt die Zeit vom März 1841 bis zu Rauchs Tode am 3. Dezember 1857. Er enthält des Interessanten viel, doch muß der Leser auch eine Menge von Mitteilungen über Familienangelegenheiten und andre Dinge, die der Wiedergabe nicht wert waren, mit in Kauf nehmen. Eine sachgemäße Redaktion hätte den Stoff wohl um die Hälfte kürzen können. Sehr erfreulich im ganzen ist die Lektüre aber auch sonst nicht. Rietschel fühlt sich beengt in den damaligen Dresdner Verhältnissen, seine Sehnsucht richtet sich auf Berlin, wo er auf bedeutendere Aufträge hoffen durfte; Rauch beteuert stets den besten Willen, dem einstigen Schüler und verehrungsvoll zu ihm aufblickenden Freunde zur Erfüllung seines Lebenswunsches behilflich zu sein, aber man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß der alte Herr keinen Finger gerührt habe. Vielleicht hielt er Rietschels Talent nicht für bedeutend genug, und man würde ihm wohl nicht Unrecht geben können, wenn er dessen schöpferische Kraft weniger hoch angeschlagen haben sollte, als seinen Beruf zum Lehrer. Es verrät sich jedoch ziemlich deutlich, wie sehr es Rauch darum zu thun ist, große Aufgaben selbst zu behalten. Wäre es ihm Ernst damit gewesen, Rietschel, wie er schon 1841 schreibt, an die Berliner Akademie zu bringen und ihm Arbeiten anzuvertrauen, die er selbst nicht übernehmen konnte, wie hätte er das nicht durchsetzen können! 1845 bemerkt er sogar verdrießlich, seine Kollegen verbreiteten das Gerücht von Rietschels Versetzung nach Berlin, vielleicht möchten sie ihn selbst mit solchen Nachrichten für invalid erklären, wozu er ihnen doch so viel als möglich Veranlassung erspare. Solcher Überfülle steht die äußerste Dürftigkeit in der Beschäftigung bei Rietschel gegenüber. 1828 hat er das erste Modell für das Denkmal Friedrich Augusts I. gemacht, und 1843 wird es endlich im Zwinger enthüllt. 1841 schreibt er, wenn die Arbeiten für das Theatergebäude im nächsten Sommer aufhörten, stehe ihm keine größere, nicht einmal kleinere Arbeit in Aussicht. 1851 nennt er es komisch, daß er während der ganzen Dauer seines Dresdner Aufenthalts für den Hof nichts zu schaffen gehabt habe, als die Gipsbüste einer jungen Prinzessin, den Abguß des Christengels und einen Gipsabguß der Büste des Prinzen Max; und ein Herr v. Wöhrmann in Dresden ist (1850) der erste Privatmann, der bei ihm

eine Arbeit bestellt: die Tageszeiten in Marmor. Später kommen freilich mehr Aufträge, Thaer für Leipzig, Lessing für Braunschweig, Goethe und Schiller für Weimar, auch Porträtbüsten. Aber er möchte nicht immer „Hosen und Röcke" modelliren, und daß er endlich für Friedrich Wilhelm IV. eine Pietas ausführen darf, ist ein Glücksstrahl. Dabei bleibt er rührend dankbar für alles Gute, was ihm das Leben gewährt („Ich bin doch ein glücklicher Mensch!" als der König von Preußen die Pietas und 7000 Thaler dafür bewilligt hat) und treu seinen künstlerischen Grundsätzen. Wie reiflich wägt er alle Bedingungen ab, die ihm die große Aufgabe, die Dichterbilder für Weimar zu schaffen, vorlegt! Die Vorteile und Nachteile einer Gruppe, die Einzelfiguren, die Tracht. Immer wieder kommt er auf diese Fragen zurück. „Was ich für das Künstlerische durch Vereinzelung der Figuren gewinne, das verliere ich dann an der Bedeutung der Idee, die beiden Herren [Heroen?] vereint zu sehen. Auf eine absolut vollkommne Befriedigung ist nicht zu rechnen, das moderne Kostüm stellt uns diese Männer in ihrer vollen Lebenserscheinung dar und versinnbildlicht ihr Wirken und ihre Stellung zu einander noch mehr durch die Gruppe, wird aber in künstlerischer Hinsicht manche Dissonanz mit sich führen. Das antike Kostüm kann alle künstlerischen Dissonanzen auflösen, wird aber die Männer uns etwas ferner stellen. Was ist hier die Wahrheit? hier kann nur das individuelle Gefühl entscheiden und sagen, mein Bedürfnis fordert es so oder so" (22. März 1853). Als es sich um den Auftrag aus Berlin handelt, möchte er „einen bedeutungsvollen Gegenstand, der nicht allein der Bewegung und Form wegen da ist, möchte, daß er nicht nur bloß für das Auge gefällig, sondern auch geistig anregend sei." Vielfach kommen zwischen den beiden Meistern Handwerksfragen zur Erörterung, Proportionslehre, Technik. Bei der Enthüllung des Denkmals im Zwinger bemerkt Rietschel, daß die Färbung des Steinpostaments überraschend schön geworden sei, rotbraun und mattglänzend, was ein Sachkenner der Holzsäure zuschreibe, die während des nassen Winters von der Bretterhütte ausgedünstet und vom Granit als Kupfer aufgenommen worden sei, durch die eingeschlossene Luft begünstigt. Rauch beklagt mehrfach, daß die Gußhaut, die der Bronze großen Reiz verleiht, des Oxydirens halber aufgerissen werden müsse, und wünscht, daß vorsichtiges Ciseliren an die Stelle des Überfeilens der ganzen Oberfläche trete.

Rietschel kommt oft auf die Erziehung zur Kunst und deren heutige Formen und Mittel zu sprechen. „Die [jungen] Leute wollen nur Seligkeit in der Kunst, ohne zu ahnen, daß selige Augenblicke nur sparsam und nur durch Angst und Not zu erringen sind." Seine meisten Schüler wollten schon nach zwei Jahren von ihrer Hände Arbeit leben und machten alles, was Geld brachte. Schon 1845 erscheint ihm eine andre Einrichtung der Akademien notwendig, da die Unmasse von Kunstjüngern zu ernsten Betrachtungen aufrufe; er sieht das Künstlerproletariat beunruhigend sich vermehren — was würde er heute sagen! — und meint, höhere Elementarschulen würden nützlicher sein, als Hochschulen für Künstler, und ein Teil der für Akademien aufgewandten Kosten könnte besser der Kunst selbst zugeführt werden. Auch über das Konkurrenzwesen thut er treffende Aussprüche. Für junge Leute, die noch nichts zu verlieren haben, seien Konkurrenzen ganz gut, der selbständige Künstler aber verliere, sobald er nicht der Sieger sei, in den Augen der Menge hafte ihm immer der Makel einer gewissen Unfähigkeit an.

Rauch äußert einmal seinen Zorn darüber, daß in der Gegenwart — 1848 — stets so wegwerfend von Zopf und zopfig gesprochen werde, während ihm neben den Zopfträgern Gluck, Winckelmann, Mozart, Goethe u. s. w. „die heutigen Bart-

herren wie aufgeblasene Schläuche vorkommen.“ Aber er seufzt doch auch: „Ich bin geistig fertig, ermüdet an Leib und Seele, Perücke, Kleid und Stiefel ohne Unterbrechung seit neun Jahren durchgemacht zu haben! Hätte mich nicht Friedrichs mutiger Geist und der seiner begeisterten Trabanten durch Schrift und Mitteilung während dieser Zeit mit in die Großthaten dieser Zeit von 1740 bis 1762 über Stock und Block mit Lenorens Rappen fortgerissen, ich wäre gewiß erlahmt und verstummt, ohne je das Ziel der Arbeit erreicht zu haben.“ Den Erfinder der Hosen möchte er trotz seiner Friedfertigkeit auf Pistolen fordern. Und während der Arbeit an der Mosesgruppe bekommt er sogar eine heidnische Anwandlung, beneidet die alten Bildhauer, die ihre bärtigen Helden nicht nach oben blicken zu lassen brauchten, weil die dort „nichts zu suchen hatten.“

Von Interesse sind auch die mancherlei Mitteilungen aus den Revolutionstagen in Berlin und Dresden. Rauch, in der Klosterstraße wohnend, ist zum Teil Augenzeuge des Barrikadenkampfes am 18. März 1848 gewesen und sieht der Zukunft ohne Vertrauen entgegen. In seinem Bezirk als Kandidat für die Frankfurter Versammlung aufgestellt, bringt er es nur auf 52 Stimmen, während zur Mehrheit 213 erforderlich waren. „Also großmütig nicht nach Frankfurt!“ Rietschel schildert anfangs mit Humor, wie er als freiwilliger Kommunalgardist die Patronentasche zur Aufbewahrung von Semmeln und Zigarren mißbrauche und nächstens schießen lernen wolle. Bald aber gewinnt die Verstimmung die Oberhand. Er versichert, mit dem Zeitbewußtsein fortschreiten zu wollen, Dankbarkeit, Pietät, Bescheidenheit als alte Feudalrechte des Herzens ohne Ablösung aufzuheben und nur noch nach Gesinnungstüchtigkeit zu streben. Doch habe er mitunter noch Gewissensbisse, und das seien doch Kinderkrankheiten, des freigewordenen Menschen unwürdig. Bei den Wahlen im Januar 1849 hat er mitgethan, aber „wie einer, der beim Kegelschieben die Kugel durch alles Beinverdrehen nicht von ihrem Lauf abbringt, nichts erreicht als zwei Kammern zum Entsetzen.“ Von dem Straßenkampf in Dresden giebt er eine übersichtliche Beschreibung.

**Ethnographische Rösselsprünge.** Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Sagen von **Friedrich von Hellwald**. Leipzig, Carl Reißner, 1891

Hellwald gehört zu den unterrichtetsten Ethnographen und hat Geist und Geschmack für populäre Darstellung, was sich von den meisten seiner Forschungsgenossen nicht sagen läßt. In den kleinen Aufsätzen, die dieses Buch vereinigt, plagt uns nirgends der Wust ungeordnet zusammengehäufter Thatsachen. Sie machen keinen Anspruch auf Tiefe, sind aber unterhaltend und belehren in anziehender Form. Wir heben den größten Aufsatz „Vom Gruß und seinen Formen,“ dann „Die Wunder des Feuermachens,“ „Ursprung und Entwicklung des Schmuckes,“ „Kasten und Stände“ hervor. Auch die Parallele „Alte und neue Welt,“ die den Schluß der 27 Aufsätze bildet, ist ein gutes Beispiel der geistreichen, skizzenhaften, oft mehr darüberweg plaudernden, als tief eingehenden Darstellungsweise des Verfassers.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Zum deutsch-österreichischen Handelsvertrage

Die „Hamburger Nachrichten" haben sich in letzter Zeit wiederholt in bemerkenswerter Weise mit unserm Verhältnis zu Österreich-Ungarn beschäftigt, indem sie es sich zur Aufgabe machten, darzuthun, daß das Bündnis mit Österreich bei allem unzweifelhaften Wert, den es für uns habe, doch überschätzt werde. Diese Überschätzung der österreichischen Freundschaft habe Österreich eine gewisse Berechtigung zu der Auffassung gegeben, daß es die leitende Stelle im Bunde einnehme, und nun glaube Österreich seine günstige Stellung dazu benutzen zu können, wirtschaftliche Zugeständnisse von uns zu erlangen. Schon früher habe man von österreichischer Seite im Interesse des ungarischen Kornhandels an Deutschland ähnliche Zumutungen gestellt wie jetzt, diesen sei man bei uns höflich entgegengekommen, habe sie aber doch abzulehnen gewußt. Damals sei eben Deutschland in einer günstigeren Stellung gewesen durch sein System der gleichzeitigen Anlehnung an Rußland. Österreich habe damals der Sache ihre beste Seite abzugewinnen gesucht und sich mit dem begnügt, was zu erlangen war, denn es habe Deutschland nicht nur für mächtiger gehalten als sich selbst, sondern auch für klüger.

Wenn hiernach die Abkühlung unsrer Beziehungen zu Rußland*) geradezu als ein Umstand bezeichnet wird, der Deutschland zum Abschluß eines unvorteilhaften Vertrags mit Österreich-Ungarn geführt habe, so wollen wir, die Fehlerhaftigkeit des Vertrags zunächst als gegeben betrachtend, vor allem

*) Während wir dies schreiben, kommt uns eine Auslassung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu, worin es in Abrede gestellt wird, daß die deutsch-russischen Beziehungen gestört seien. Nun ja, in der offiziellen und offiziösen Sprache redet man von gestörten Beziehungen erst, wenn der Krieg vor der Thür steht, und daß dies nicht der Fall sei, glauben wir recht gern. Man kann sich sehr kühl gegenüberstehen, ohne sich zu bekriegen.

einen Blick darauf werfen, wie wir um die russische Freundschaft gekommen sind, welcher Natur sie überhaupt war, und ob es möglich und wünschenswert ist, sie wiederzugewinnen.

Von der Freundschaft zwischen Preußen und Rußland in älterer Zeit soll nicht viel geredet werden. Sie hat Preußen manches Opfer gekostet, hat ihm auch manche Hilfe eingetragen, wenn man in Rußland gleichzeitig ein eignes Interesse an der Gewährung zu haben glaubte. Wir reden von der Zeit nach der Einigung Deutschlands. Kaiser Wilhelm I. stand noch ganz auf dem Boden der alten uneigennützigen Freundschaft für Rußland, was freilich nicht hinderte, daß Rußland stets mehr oder minder genau abwog, welchen materiellen Wert diese Freundschaft habe. Es soll nicht geleugnet werden, daß Kaiser Alexander II. selbst vielleicht edler dachte; aber seine Umgebung berechnete den Wert der deutschen Freundschaft doch sicherlich nur nach den Quadratmeilen, die sich unter ihrer Gunst in der Türkei oder in Mittelasien einsacken ließen. So mußte die Sache einen Haken bekommen, als über das Trauerspiel des russisch-türkischen Krieges der Vorhang gefallen war, und Rußland glaubte, im Berliner Kongreß eine Komödie daraufsetzen zu dürfen, in der durch Bismarcks Beihilfe die Gesamtheit der europäischen Staaten mit Ausnahme Rußlands zur Rolle der Dummen verurteilt werden würde.

Es ist bekannt, in welcher feinen Weise sich Fürst Bismarck damals auf den Standpunkt des ehrlichen Maklers stellte und das Zustandekommen eines Werkes ermöglichte, das allen Teilen gerecht wurde, alle sich widerstreitenden Interessen nach Möglichkeit versöhnte, und mit dem sich auch alle Teile zufrieden erklären mußten. Auch Rußland gab sich zufrieden — offiziell und äußerlich. Aber es hatte nicht ein gerechtes Entgegenkommen erwartet, sondern ein ungerechtes. Es hatte erwartet, Fürst Bismarck werde sich zum Komplicen eines Länderraubes machen, der durch nichts zu rechtfertigen gewesen wäre. Von da ab begann in Rußland die Hetze gegen Bismarck und gegen Deutschland; zum erstenmale hatte man mit der Möglichkeit eines jähen Endes der russischen Freundschaft zu rechnen.

Anfang September 1879 — Fürst Bismarck, der eben das Bündnis mit Österreich unter Dach gebracht hatte, weilte damals fern von Berlin — nahmen die schon seit einiger Zeit aufgetauchten Kriegsgerüchte ernsthaftere Gestalt an. Auch begann in den Festungen der Ostgrenze ganz in der Stille das Gesicht so mancher Dinge sich zu ändern, und aufmerksame Spaziergänger gewannen die Überzeugung, es liege nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß die Befestigungen bald noch einem andern Zwecke dienen könnten als der Hinderung der Ausdehnung der von ihnen eingeschlossenen Städte. Drüben über der Grenze konnte zwar in Polen, wo eben große Kaisermanöver waren, ein kriegerisches Aussehen der Dinge natürlich nicht als etwas Befremdliches

gelten; aber eine großartige Truppenzusammenziehung, die aus der Gegend von Kowno gemeldet, von der russischen Presse geleugnet und von einem Abgesandten einer wegen der Kriegsgerüchte beunruhigten norddeutschen wirtschaftlichen Körperschaft aus eigner Anschauung bestätigt wurde, hatte mit den Kaisermanövern in Polen doch gewiß nichts zu thun. Es trafen damals verschiedene Umstände zusammen, die vom deutschen Standpunkte aus die Ansicht hätten rechtfertigen können, daß es für einen Krieg, wenn ein solcher einmal unvermeidlich, eben die beste Zeit sei. Dahin gehörte namentlich die Thatsache, daß sich das russische Heer von den Folgen des Türkenkrieges noch nicht recht erholt hatte. So durfte man wohl annehmen, daß Deutschland, wenn Rußland Händel anfinge, ihnen nicht aus dem Wege gehen würde.

Wie das aber auch sein mochte — einer wollte den Krieg nicht: Kaiser Wilhelm. Die von Manteuffel geführte Abordnung deutscher Offiziere, die zu den Kaisermanövern nach Warschau ging, nahm einen wichtigen Brief des Kaisers an den Zaren mit. Es folgte ein lebhafter Depeschenwechsel zwischen Berlin und Warschau. An der Grenze verbreitete sich das Gerücht, die Kaiserzimmer im Bahnhofe zu Alexandrowo würden zum Empfange hochstehender Persönlichkeiten in Bereitschaft gebracht, und plötzlich wurde man überrascht durch die Nachricht, Kaiser Wilhelm werde in Alexandrowo mit dem Zaren zusammentreffen.*) Der kaiserliche Extrazug folgte der Nachricht auf dem Fuße.

Der Kaiser hatte niemanden wegen seines Vorhabens befragt. Fürst Bismarck muß es in jenen Tagen für gut befunden haben, selbst den Schein zu vermeiden, als habe er an dem Schachzuge seines kaiserlichen Herrn Anteil gehabt. Die „Nordd. Allg. Ztg." gab zu verstehen, daß der Kaiser den Reichskanzler lediglich telegraphisch benachrichtigt habe, daß er „in Voraussicht seines Einverständnisses" Manteuffel mit dem und dem Auftrage nach Warschau entsendet habe. Man wollte selbst wissen, Bismarck habe zurücktreten wollen und habe als letzten Versuch, sein Verhältnis zu dem Monarchen wieder in den richtigen Stand zu bringen, eine Denkschrift über den Fall ausgearbeitet, deren Aufnahme durch den Kaiser ihn dann befriedigt habe. Es ist wohl anzunehmen, daß der Kaiser zufrieden war, den Krieg vermieden zu haben, und die Erklärung abgab, auf solche Konsequenzen der Erhaltung des Freundschaftsbundes mit dem Zaren verzichten zu wollen, die dem Fürsten Bismarck für das Heil Deutschlands bedenklich scheinen möchten.

Daß der Kaiser selbst nachträglich seine Fahrt nach Alexandrowo als ein seiner Freundschaft und Friedensliebe gebrachtes schweres Opfer ansah, ist

*) Zu den Überraschten gehörte auch Moltke, der auf der Durchreise von Kreisau nach Berlin im Hotel Sanssouci in Thorn mit Erstaunen die großen Neuigkeiten aus der „Ostdeutschen Zeitung" entnahm.

wohl anzunehmen, und wer ihn damals gesehen hat, wird nie den Unterschied seiner Haltung und seiner Gesichtszüge vor und nach der Verhandlung vergessen. Auf dem Hinwege wars der Kaiser, der sich in seinem Herrscherglanze seinem Volke zeigt — was hätte ihn auch bedrücken sollen? Er ging, zwischen sich und einem lieben Verwandten ein kleines Mißverständnis zu beseitigen, seinem Neffen zur Versöhnung die Hand hinzustrecken, in die dieser gewiß gern und freudig einschlagen würde. Aber man wollte damals schon in Alexandrowo wissen, die sehr lange dauernde Unterredung zwischen den Kaisern habe durchaus nicht einen so einfachen Verlauf genommen. Ein unbefugter Beobachter, der sah, wie der Zar aufgeregt im Gemache auf- und abging, sich niedersetzte, um Notizen zu machen, und wieder aufsprang, schloß daraus, daß über ganz konkrete Streitpunkte verhandelt worden sei. Wie das auch sein mag, jedenfalls nahm Kaiser Wilhelm die Überzeugung mit nach Hause, daß die russisch-deutschen Beziehungen durch tiefere Ursachen gefährdet seien, als etwa nur durch die augenblickliche Kriegslust der Zeitungen, und daß die jetzt eben geflickte Freundschaft die Lebenszeit der beiden Monarchen, die ihre eigentlichen Träger waren, kaum lange überdauern würde. Der Kaiser sah gebückt, abgespannt, mißmutig aus, als er am andern Tage die Heimreise antrat. Und nicht umsonst fragten die Zeitungen, ob es denn wirklich nötig gewesen sei, daß der Oheim dem Neffen, der deutsche Kaiser dem Zaren in solcher Weise entgegengekommen sei, wie man es eben gesehen hatte. Man traute dem guten Wetter keinen langen Bestand zu.

Dennoch wurde selbst nach dem baldigen jammervollen Ende Alexanders II. und dem Regierungsantritt seines nichts weniger als deutschfreundlichen Sohnes ein leidliches Verhältnis gewahrt. War es vor dem Tage von Alexandrowo, worüber wir ja nicht bestimmt urteilen können, etwa Bismarcks Gedanke gewesen, den Handschuh aufzunehmen, den Rußland Miene machte hinzuwerfen, so läßt sich ganz bestimmt sagen, daß nach Alexandrowo die Politik Bismarcks schon aus Nützlichkeitsgründen mit den Gefühlen des Kaisers übereinstimmen und sich wieder in ähnlichen Bahnen bewegen mußte, wie vor der Verstimmung, die der Berliner Kongreß hervorgerufen hatte. Die große Gelegenheit war vorbei. Rußland begann sich von den Folgen des Türkenkrieges zu erholen, und selbst wer überzeugt war, daß ein Bruch mit dem östlichen Nachbar in der Zukunft unvermeidlich sein würde, sah keinen Grund, die Herbeiführung zu beschleunigen. Von russischer Seite freilich that man sich keinen Zwang an und suchte keineswegs alles zu vermeiden, was Deutschland verletzen konnte, sei es nun aus angeborner Unart oder weil man die deutsche Freundschaft doch nicht für echt hielt. Nicht ohne Grund fuhr wohl Kaiser Wilhelm deshalb fort, besorgt zu sein, daß es nach seinem Tode und Bismarcks etwaigem Abgang zum Bruch mit Rußland kommen würde, und er gab dieser Besorgnis auf seinem Sterbebette unzweideutigen Ausdruck.

So war es also ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms, die russische Freundschaft zu pflegen. Es hatte nicht den Anschein, als ob Kaiser Friedrich geneigt wäre, dieses Vermächtnis anzunehmen. Aber Kaiser Wilhelm II., der ja in allem unmittelbar an die Überlieferungen seines Großvaters anknüpfen wollte, säumte keinen Augenblick, dessen Wünschen in Betreff Rußlands fast in auffälliger Weise nachzukommen. Es ist nicht bekannt, welche Stellung Bismarck zu diesem Vorgehen des jungen Monarchen eingenommen hat; es soll auch nicht etwa gesagt werden, daß dieser im Übereifer gehandelt habe. Die Thatsache allein, daß es bekannt geworden war, wie dringend Kaiser Wilhelm I. noch während seiner letzten Atemzüge ein gutes Einvernehmen mit Rußland empfohlen hatte, genügt vollauf, zu erklären, was nun geschah: man überschätzte in Rußland das deutsche Freundschaftsbedürfnis und nahm eine Gönnermiene an, die verstimmen und abkühlen mußte. Wenn es wirklich wahr wäre, daß die Vorliebe des Kaisers für Rußland in ihr Gegenteil umgeschlagen sei, so wäre das hiernach wohl kein Wunder.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß unter der Pflege der guten Beziehungen zu Rußland zweierlei Dinge verstanden wurden. Unter dem Bismarckschen Gesichtspunkte lief sie einfach darauf hinaus, alles zu vermeiden, was ohne Not oder zur Unzeit einen Krieg heraufbeschwören konnte, gleichzeitig aber die Möglichkeit eines engern Bündnisses gerade so weit offen zu halten, daß andre Staaten damit rechnen mußten. Unter dem Gesichtspunkte Kaiser Wilhelms I. aber bedeutete sie wahre Herzensfreundschaft. Wäre seit dem Jahre 1879 der erste Gesichtspunkt allein maßgebend geblieben und der letzte nicht gelegentlich in einer Weise hervorgetreten, die der russischen Überhebung Nahrung geben mußte, so wäre wohl der jetzt augenscheinlich vorhandne Rückschlag nicht erfolgt.

Wenn nun wirklich die Abkühlung so stark ist, daß Österreich-Ungarn glaubt, die Möglichkeit einer Wiederherstellung der deutsch-russischen Beziehungen nicht in Rechnung stellen zu müssen, und deshalb dem deutschen Reiche mit Rücksicht auf dessen Stellung zwischen den zwei Feuern Frankreichs und Rußlands unentbehrlich zu sein glaubt, so ist es ja allerdings nicht unmöglich, daß man sich in Wien hierauf gesteift und Deutschland in dem Handelsvertrage Zugeständnisse abgerungen hat, die zu verlangen man sonst nicht den Mut gehabt hätte. Alsdann ist es von diesem Gesichtspunkte aus gewiß zu bedauern, daß man den goldnen Mittelweg der Bismarckschen Politik Rußland gegenüber verlassen hat. Das muß auch der anerkennen, der nie einen Funken von Sympathie für Rußland besessen hat. Man kann sich unter diesem Gesichtspunkte wohl auch gern damit einverstanden erklären, daß die alten Beziehungen zu Rußland — im Bismarckschen Sinne, nicht in dem Kaiser Wilhelms I. — wieder hergestellt werden möchten. Allein Rußland dürfte gegenüber einem deutschen Staatsmanne, vor dem es nicht den ge-

waltigen Respekt hat, den ihm Bismarck einflößte, wohl schwerer wiegende Freundschaftsbeweise verlangen als ehemals, und so könnte die Freundschaft uns leicht zu teuer werden.

Das mag nun sein, wie es will; jedenfalls scheint es uns zu spät, für den vorliegenden besondern Fall durch eine Annäherung Deutschlands an Rußland noch viel zu ändern. Wir stehen vor der Thatsache, daß der Vertrag mit Österreich-Ungarn von der Reichsregierung abgeschlossen ist, und daß eine Mehrheit für ihn im Reichstage so gut wie gesichert ist.

Nicht ausgeschlossen ist dagegen, daß die Reichstagsmehrheit, die deutsche Reichsregierung und selbst die österreichisch-ungarische Regierung zu gewissen Abänderungen des Vertrages noch die Hand bieten würden, wenn aus der Minderheit heraus Vorschläge gemacht würden, die geeignet schienen, den Zwecken und Zielen der vertragschließenden Regierungen in gleicher Weise zu dienen wie die zwischen ihnen vereinbarten Bestimmungen, auf der andern Seite aber die Nachteile beseitigten, die, wie wir nicht bezweifeln dürfen, weiten Schichten des deutschen Volkes nach der jetzigen Gestalt des Vertrages drohen. Wir haben natürlich den Getreidezollsatz im Auge. Denn was der Vertrag sonst enthält, wissen wir überhaupt noch nicht.

Es ist nicht zu erwarten, daß die Regierungen bezüglich der Höhe des Zollsatzes für Getreide mit sich werden handeln lassen. Man mag es versuchen und soll es versuchen; aber wenn sich zeigt, daß in dieser Richtung nichts durchzuführen ist, so wird man auf einen andern Ausweg bedacht sein müssen.

In einer Adresse, die vor kurzem aus Süddeutschland an den Fürsten Bismarck gerichtet und von den „Hamburger Nachrichten" veröffentlicht wurde, war ein solcher Vorschlag gemacht, und er scheint in der gesamten deutschen Presse eine gewisse Beachtung gefunden zu haben. Wenigstens konnte es auffallen, daß die meisten von den Blättern, die die Adresse nur in Auszügen wiedergaben, gerade diesen Vorschlag hervorzuheben für gut befanden. Nach diesem Vorschlage sollten die Getreidezölle überhaupt aufgehoben und durch ein Reichsmonopol auf die Getreideeinfuhr ersetzt werden. Es ist klar, daß eine solche Einrichtung dem Reiche die Möglichkeit bieten würde, die Einfuhr von Getreide aus Österreich-Ungarn in jeder wünschenswerten Weise vor der andrer Länder zu begünstigen und selbst der österreichisch-ungarischen Regierung gegenüber sich vertragsmäßig hierzu zu verpflichten. Sie könnte also Österreich-Ungarn vollen Ersatz bieten für das, was jetzt die Zollermäßigung gewähren soll, und könnte doch durch Beschränkung der Einfuhr aus andern Ländern die Inlandspreise auf der Höhe halten, unter die sie nicht sinken dürfen, wenn der deutsche Getreidebau in seiner Existenz nicht bedroht werden soll. Außerdem aber könnte die Reichsregierung auf der andern Seite in Fällen unverhältnismäßig hoher Preise auch wieder zu Gunsten der Kon-

sumenten eintreten und durch vermehrte Einfuhr preisvermindernd wirken. Und schließlich — wenn dies auch der schwierigste Punkt sein mag — dürfte es auch nicht unmöglich erscheinen, der Einrichtung eine solche Gestalt zu geben, daß sie den Privathandel, wenn sie ihn auch zum Teil in andre Formen zwingt, nicht gar zu sehr beeinträchtigt, wenigstens nicht in seinen berechtigten Interessen. Wenn sie den wildesten Spekulationsunfug etwas vermindert, so kann darin gerade kein Unglück gesehen werden. Vielleicht wird von der Seite, von der die Idee des Monopols ausgegangen ist, zu geeigneter Zeit noch nähere Aufklärung darüber erfolgen, wie man sich die Ausführung gedacht hat.

Wenn es durch Verwirklichung des gedachten Vorschlages oder auch auf anderm Wege gelingt, die Nachteile zu vermeiden, mit denen uns die geplante Herabsetzung der Getreidezölle bedrohen würde, und wenn uns ferner, was ja abzuwarten bleibt, der Handelsvertrag nach seinem Bekanntwerden nicht noch neue unliebsame Überraschungen bietet, so könnte dem Zollbunde immerhin die Probe gegönnt werden, wenn auch die sofortige Festlegung auf eine längere Reihe von Jahren — da es eben doch nur ein Versuch ist — bedenklich scheinen dürfte. Der Gedanke eines europäischen Zollkartells, der im Hintergrunde steht, scheint uns an sich nicht gerade zu den ungesundesten zu gehören. Freilich hätten wir uns seine Verwirklichung etwas anders gedacht.

Vor allem wäre der Satz aufzustellen, daß für die Entscheidung, welche Länder ein solcher Bund umfassen dürfte, in erster Linie nur wirtschaftliche Gesichtspunkte, dagegen politische Zuneigung und Abneigung nur so weit in Betracht kommen dürften, als ihrer Berücksichtigung vom wirtschaftlichen Standpunkte aus schlechterdings nichts im Wege steht. Wie man in der Landwirtschaft wohl sagen kann, daß zur auskömmlichen Ernährung einer Familie von bestimmter Kopfzahl eine Wirtschaft von bestimmter Größe erforderlich sei, und daß diese Wirtschaft zu ihrer Führung (durchschnittlich, d. h. soweit das Verhältnis nicht durch Arbeitsteilung ändernd beeinflußt ist) aus so viel Garten, Wiese, Acker, Weide, vielleicht auch Wald bestehen sollte, ebenso kann man sagen, daß eine Bevölkerung von bestimmter Größe zu ihrer Ernährung u. s. w. eine so und so große Bodenfläche erfordere. Und auf unsrer Kulturstufe ist es nicht nur erforderlich, daß sich diese Bodenfläche nach Kulturarten dem Bedürfnisse entsprechend verteile, sondern auch, daß sie z. B. einen bestimmten Prozentsatz von Tropenländern mit umfasse u. s. w. Ebenso ist es erforderlich, daß sie noch für eine geraume Weile dem Bevölkerungszuwachs Spielraum gewähre, also noch einen gewissen Prozentsatz nicht unter Kultur befindlichen, aber kulturfähigen Landes habe. Wenn es schon schwierig ist, im einzelnen Falle festzustellen, welches Gelände für die Ernährung einer Bauernfamilie bestimmter Größe erforderlich ist, so ist es natürlich noch ungleich schwieriger, einen internationalen wirtschaftlichen Bund

zusammenzustellen, worin sich Bevölkerung und Bodenumfang das Gleichgewicht halten.

Man muß eben verschiedne Zusammenstellungen versuchen und sie an der Hand der Produktions- und Konsumtionsstatistik zu prüfen suchen. Wir wollen den Leser nicht mit der Mitteilung eines von uns gemachten derartigen Versuches belästigen, da er wegen der Unvollständigkeit des statistischen Materials, das uns zu Gebote gestanden hat, auf schwachen Füßen steht. Wäre das gewonnene Ergebnis zutreffend, so könnte vielleicht die Gesamtheit der europäischen Staaten mit Ausschluß Rußlands (das wir uns eher in Anlehnung an den zu erwartenden amerikanischen Zollbund denken), aber mit Einschluß ihrer Kolonien als eine geeignete Grundlage für ein Zollkartell erscheinen. Aber auch die Wahrscheinlichkeit, daß bei Heranziehung genauerer Daten das Ergebnis der Berechnung anders sein würde, könnte nichts gegen das Prinzip beweisen, sondern nur die Wahl einer andern Zusammenstellung nahelegen.

Wie aber alle diese Staaten unter einen Hut bringen? Durch Verhandlungen von Zollsatz zu Zollsatz gewiß nicht. Dagegen scheint uns auch hier ein Vorschlag brauchbar zu sein, der in England aufgetaucht ist und dort darauf hinzielt, auf leichte Weise eine Zollvereinigung zwischen dem Mutterlande und den Kolonien zu stande zu bringen. Man läßt alle Zölle der verbündeten Staaten untereinander zunächst, wie sie sind, und belegt nur alle Waren, die aus Ländern eingehen, die nicht im Verein sind, mit einer Zuschlagstaxe von so und so viel Prozent des Zolles, den sie zahlen würden, wenn sie aus einem zum Verein gehörenden Lande kämen. Das Weitere ergiebt sich dann ganz von selbst. Das wenigstens annähernde Gleichgewicht zwischen Bevölkerungszahl und Bodenfläche führt stetig einem Ausgleich der innerhalb des Bundes sich noch bekämpfenden wirtschaftlichen Interessen entgegen, sodaß man allmählich an die Verminderung oder Abschaffung der internen Zölle denken kann. Daß das wachsende Gefühl der Zusammengehörigkeit auch auf die Erhaltung des politischen Friedens günstig wirken würde, braucht wohl nur angedeutet zu werden. Wenn aber Verschiebungen in den Produktions- und Konsumtionsverhältnissen einträten, die das vorhandene Gleichgewicht störten, so wäre durch Angliederung neuer geeigneter Länder leicht zu helfen, und Länder, die sich gern einer so mächtigen wirtschaftlichen Koalition anschlössen, wären auf absehbare Zeit leicht zu finden.

Nun, das sind ungelegte Eier! Denken wir vor allem daran, was wir gegen die fatale Bestimmung des deutsch-österreichischen Vertrages, die die Getreidezölle betrifft, thun können.

# Geschichtsphilosophische Gedanken

## 7

Die Parteien sind wahrlich nicht das wichtigste Element des Völkerlebens, aber sie machen den meisten Lärm in der Welt, sogar noch mehr als die Kriege. War doch bis vor kurzem die Weltgeschichte wesentlich nur eine Geschichte der Könige, der Kriege und der Parteikämpfe, bis man endlich in unsern Tagen eingesehen hat, daß die Kulturgeschichte und die Wirtschaftsgeschichte eigentlich wichtiger sind. Können wir nun auch die Parteikämpfe weder für das Wichtigste noch für das Schönste halten, so dürfen wir uns doch auch nicht durch den Widerwillen einer mehr beschaulichen Natur verleiten lassen, sie für überflüssig oder gar für ein Übel zu erklären. Als den einzigen Zweck aller Veränderungen haben wir gefunden, daß durch sie den Einzelnen immer neue Gelegenheit dargeboten werde, sich zu entfalten und in allseitiger Übung ihrer Kräfte zu vollenden. Sind auch die Idyllen des patriarchalischen Hordenlebens und der einsamen Ansiedlerwirtschaft geeigneter, die Einfalt und Unschuld der Sitten und ein stilles bescheidnes Glück zu sichern, so gelangt darin doch nur ein geringer Teil der dem Menschengeiste verliehenen Gaben zur Bethätigung. Daher können ihm die Leiden und Kämpfe der höhern Kultur, die sich in einer dicht zusammengedrängten und durch das Gedränge zur Herstellung bürgerlicher Ordnungen genötigten Volksmasse entwickelt, nicht erspart bleiben. Aus diesem Gedränge entspringen die neuen großen Ideen des Gemeinwohls, der Volkswirtschaft, der Staatsordnungen, und aus diesen wieder die mannichfachsten Pflichten und fruchtbarsten Wechselbeziehungen. Ist nun aber einmal das öffentliche Leben in Gemeinde, Staat und Kirche gegeben, dann versteht sich die Parteibildung von selbst; denn da es ganz unmöglich ist, daß unter mehreren Tausend oder gar mehreren Millionen Menschen jeder einzelne mit jedem einzelnen verhandle, so bleibt nichts übrig, als daß sich die von gleichartigen Ideen, Zielen oder Interessen bewegten in Gruppen vereinigen. Einer dieser Gruppen muß sich jeder Privatmann anschließen, der am öffentlichen Leben thätigen Anteil nehmen will, und die Regierung muß sie zu benutzen und zu lenken verstehen.

Die Leidenschaftlichkeit, die Verblendung, die Übertreibung, die Verlogenheit, die der Unparteiische den Parteien mit sittlicher Entrüstung vorzuhalten pflegt, gehören zum Wesen der Partei. Was wir im vorhergehenden Abschnitt vom Manne der That sagten, daß er seine Ansicht für die allein berechtigte halten müsse, weil sonst seine Thatkraft erlahme, das gilt natürlich noch mehr für ganze Gruppen der Thätigen, weil, sobald hier Zweifel auftauchen, zur Mattherzigkeit, Unentschlossenheit und Schüchternheit auch noch die Uneinigkeit kommt. Die Einigkeit einer Partei wird am besten dadurch aufrecht erhalten, daß die Parteigenossen gleich jenen Schuljungen in Hans Hoffmanns Novelle (Grenzboten Nr. 19) ihr Haupt für unfehlbar ansehen, weil dieses sich selber dafür hält. Und so sind wir als Parteimenschen ganz in unserm Rechte, wenn wir auf unsrer Seite nur Recht, auf der Gegenseite nur Unrecht sehen, wenn wir unsern Fanatismus als heilige Begeisterung preisen, die Begeisterung unsrer Gegner aber wilden Fanatismus schelten, jeden Verstoß gegen Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, der bei uns vorkommt, eine erlaubte Kriegslist, jede Kriegslist des Gegners aber eine niederträchtige Lüge, Verleumdung oder Treulosigkeit nennen. Sein Gewissen dabei zu salviren, wird dem einzelnen Parteigenossen gewöhnlich nicht schwer: entweder die Dinge erscheinen ihm wirklich so, wie es der Parteizweck fordert, oder er sagt sich, daß ja nicht er für die Geschichte verantwortlich sei, sondern seine Partei; kollektive Verantwortlichkeiten sind bekanntlich so gut wie gar keine. Der Privatcharakter kann also im Parteitreiben unversehrt bleiben; aber daß ihm eine jahrzehntelange Handhabung der Parteitaktik gar nichts anhaben sollte, ist schwer denkbar; es würde dazu eine wunderbare Mischung von Reinheit, Stärke und Klugheit oder eine unzerstörbare Kindlichkeit gehören. Es kann dem Menschen kaum eine schwierigere Aufgabe gestellt werden, als Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt zu vereinigen. Daher pflegen Menschen von zarter Gewissenhaftigkeit sowohl vor der Rolle des Parteiführers wie vor der des Staatenlenkers zurückzuschrecken, nicht bloß wegen der damit verbundenen Verantwortung im allgemeinen, sondern ganz besonders wegen der Gefahren für die Wahrhaftigkeit, die mit jeder solchen Stellung verbunden sind. Aber zum Glück für das Gemeinwesen ist unter den begabteren Menschen die Zahl der skrupellosen Thatkräftigen und Ehrgeizigen stets größer als die der zartsinnigen Seelen.

Aus dem Begriff der Partei folgt von selbst der Widersinn einer unparteiischen Partei, und so müßte man eigentlich solche Mittelparteien nennen, die das, was ihr Name besagt, im Ernste zu sein streben. Daß der Staat nicht nach dem Kopfe der Extremen zur Rechten oder zur Linken regiert werden kann, das versteht sich von selbst, er muß immer eine mittlere Bahn einhalten. Aber diese mittlere Bahn muß sich eben aus dem Gleichgewicht der entgegenstehenden Parteien ergeben, und es würde keinen Sinn haben, eine Partei zu gründen, die sich von vornherein verpflichtete, auf dieser mittleren

Bahn zu bleiben. Das wäre eben gar keine Partei, d. h. keine Vertretung einer Sonderidee oder eines Sonderinteresses. Man könnte ihr nicht einmal zum Lobe nachrühmen, daß sie das Staatswohl oder das Wohl der Gesamtheit über alle Sonderinteressen stelle, denn das Gesamtwohl besteht ja eben im Wohle der Einzelnen. Ein Widerspruch zwischen Einzelwohl und Gemeinwohl ist nur insofern vorhanden, als das Gemeinwohl auf Kosten des Einzelwohles manche Opfer fordert. Allein in den modernen Staaten handelt es sich nicht mehr wie im mittelalterlichen Ständestaat darum, ob diese Opfer gebracht werden sollen oder nicht — die Aufbringung der Staatsbedürfnisse ist bis auf einige streitige Millionen, die kaum ins Gewicht fallen, überall und immer gesichert, — sondern um die Verteilung der Staatslasten, und dabei geraten eben die Interessengruppen unter einander, nicht mit dem Staate in Konflikt.

Der moderne Konstitutionalismus hat ja nun allerdings den undenkbaren Gedanken eines Staatswohls, das außerhalb oder über dem Wohle der Einzelnen ein gespenstisches Dasein führt, eines Volkes, das etwas andres sein soll als die Gesamtheit der Volksgenossen, gewissermaßen zum Staatsgrundgesetz erhoben, indem er erklärt, der Abgeordnete vertrete weder seinen Wahlkreis, noch seinen Stand, noch seine Partei, sondern das „ganze Volk." Aber es können doch nur gedankenlose Phrasendrescher diesen Satz aussprechen, ohne darüber zu lachen. Wo ist denn das „ganze Volk," das ein Abgeordneter bei uns vertreten könnte? Die meisten werden bei der Wahl nur darum nicht mit faulen Äpfeln und Eiern beworfen, weil diese Form der Äußerung des Volkswillens bei uns nicht Mode ist oder polizeilich nicht gestattet wird, oder vielleicht auch, weil bei uns Äpfel und Eier zu teuer sind. Gehören nun die Staatsbürger, die dem Gewählten wenigstens faule Redensarten an den Kopf geworfen haben, nicht zum Volke? Am einmütigsten pflegen die Abgeordneten für Oberbaiern, Oberschlesien und Pommern gewählt zu werden; aber welcher Sturm der Entrüstung würde sich erheben, wenn die Protestanten Pommerns einen Ultramontanen oder die Ultramontanen einer katholischen Landschaft einen strammen Protestanten als Vertreter des ganzen deutschen Volkes anerkennen sollten! Das Volk besteht eben aus Personen, die sehr Verschiednes wollen. Darin allerdings sind alle einig, daß der Staat fortbestehen und sich seiner äußern Feinde erwehren können soll; eine Invasion der Franzosen, die dem ganzen Volke schwere Opfer auferlegen würde, wünschen wahrscheinlich nicht einmal die Sozialdemokraten; und wenn auch der Fanatiker des Sozialismus für sein Utopien schwärmt, so ist ihm doch daran gelegen, daß in der Zwischenzeit wenigstens einige Einrichtungen des bitter gehaßten „Klassenstaates," wie die Arbeiterversicherung und der Arbeiterschutz, bestehen bleiben möchten. Aber diesen Willen der Erhaltung des Staates oder besser gesagt des ungeteilten Volksganzen, des Vaterlandes auszusprechen, wie ihn das deutsche Volk

im Jahre 1870 ausgesprochen hat, ehe noch das deutsche Reich vorhanden war, dazu bieten doch nur große weltgeschichtliche Erschütterungen den Anlaß. Und auch für solche Fälle möchte sichs empfehlen, daß von den Abgeordneten, die diesen Willen durch Bewilligung der Kriegskosten aussprechen, jeder nicht im Namen der „Nation“ spräche, die zu befragen ihm gar nicht möglich ist, sondern im Namen seines Wahlkreises, dessen Bewohner er ganz gut befragen kann. Kennt die Regierung die Stimmung jedes einzelnen Wahlkreises, so kennt sie die Stimmung des ganzen Volkes; hat aber die „Nation“ im ganzen gesprochen durch ein paar Herren, von deren keinem man weiß, ob er auch nur seinen Wahlkreis hinter sich hat, so ist das so gut, als hätte niemand gesprochen, und die Regierung schwebt mit ihren Entschließungen in der Luft. Fast in allen andern Fällen ist das Wort Volkswille eine lächerliche Redensart, weil die eine Hälfte des Volkes gewöhnlich das gerade Gegenteil von dem will, was die andre will. Beide Hälften sehen nun wohl ein, daß jede der andern etwas nachgeben müsse, aber wenn man eine solche notgedrungene Verzichtleistung auf den eignen Willen als den Ausdruck des Volkswillens bezeichnen wollte, so wäre das doch ein starker Euphemismus.

Vielleicht wirft jemand ein, daß es ja weniger der Volkswille als das Volkswohl sei, das der Abgeordnete zu vertreten habe. Aber wo steht denn geschrieben, daß dem Abgeordneten mit seinem Mandate die Offenbarung des wirklichen und wahrhaftigen Volkswohls zu teil werde, über dessen Natur und Inhalt von den Parteien beständig gestritten wird? Wenn die Zuckerfabrikanten und die Rübenbauern eines Kreises zur Erleichterung ihres gegenseitigen Verkehrs eine Eisenbahn wünschen, so dürfte es schwer zu beweisen sein, daß hinter der Nichtbefriedigung dieses Wunsches eine Gefahr für Volk und Vaterland, für Staat und Reich lauere. Soll deswegen der Abgeordnete dieses Kreises seinen Beistand versagen? Freilich ist es nur ein kleiner Bruchteil des Volkes, dem mit der neuen Bahn eine Wohlthat erwiesen wird, aber wenn dieser kleine Teil sich ein wenig wohler fühlt, so liegt darin doch auch eine mittelbare Förderung des Gemeinwohls. Umgekehrt erfährt durch Gesetze fürs Ganze, über die jeder Einzelne klagt, dieses Ganze nur eine zweifelhafte Förderung. Man nennt solche Gesetze wahrscheinlich deswegen gern organische, weil sie nicht aus den Bedürfnissen und Zuständen herausgewachsen, sondern künstlich zugeschnitten und den widerstrebenden Volksmassen aufgezwungen worden, also das gerade Gegenteil von organisch sind. Was kann es Selbstverständlicheres geben, als daß ein und dieselbe Gemeindeordnung nicht gleichzeitig für eine schlesische Großbauerngemeinde, eine ostpreußische Kossätengemeinde und eine rheinische Kleinbauerngemeinde paßt? Und mit der Volksschule der verschiednen Provinzen verhält sichs ähnlich. Der Eifer für solche „organische“ Gesetze entstammt zunächst dem Umstande, daß die Büreaukratie sich selbst mit dem Staate und ihre eigne Bequemlichkeit, die ja doch mög-

lichste Gleichförmigkeit fordert, mit dem Wohle des Vaterlandes verwechselt. Aus dem Beamtenstande ist dann die Vorstellung in weitere Kreise eingedrungen, daß durch provinzielle Verschiedenheiten in der Verwaltung die Festigkeit des Staates erschüttert werde. Wir kennen aber kein geschichtliches Beispiel, worauf sich diese Vorstellung stützen könnte. Das ältere deutsche Reich ist nicht an seinen landschaftlichen Verschiedenheiten, auch nicht einmal an der Feindschaft der Konfessionen zu Grunde gegangen, sondern an der Selbstsucht seiner Fürsten, und wenn irgend eine Ureigenschaft des deutschen Volkes dafür verantwortlich gemacht werden soll, so war es nicht seine Neigung zum Individualismus, sondern die vielberufene Mannentreue, die Anhänglichkeit an die Angestammten. Ist eine Nation die Vielheit der Angestammten glücklich losgeworden und unter einem einzigen Regentenhause geeinigt, dann werden die Anhänglichkeit an dieses und die Liebe zum allgemeinen Vaterlande nicht durch die büreaukratische Zwangsjacke gesichert, sondern durch ein möglichst hohes Maß von Wohlbefinden, zu dem vor allem gehört, daß man in Kirchen-, Schul- und Verwaltungssachen jeden nach seiner Façon selig werden läßt. Die Spanier wurden durch die sehr bedeutenden Unterschiede in ihren provinziellen Eigentümlichkeiten nicht im mindesten gehindert, sich 1809 wie ein Mann gegen die Franzosen zu erheben; und wenn die Tiroler in demselben Jahre ihre Haut für das Haus Habsburg zu Markte trugen, so geschah es, weil sie unter dessen Schirm nach väterlicher Sitte hatten leben dürfen. In Preußen bewährten sich nach dem Unglück von 1806 gerade die uniformirtesten Elemente am allerschlechtesten; ihre Haltung wird durch das berüchtigte Wort des Gouverneurs von Berlin, des Grafen Schulenburg: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" charakterisirt. Die Anhänglichkeit aber, die das Volk seinem Könige einstweilen im Stillen bewahrte, bis ihm 1813 die große Erhebung für König und Vaterland gestattet wurde, war nicht am wenigsten der Weisheit des großen Friedrich zu verdanken, der im Gegensatz zu den büreaukratischen Vorurteilen seiner Zeit die verschiednen Landesteile seiner Monarchie bei ihrer Kirchen- und Schulverfassung und, soweit es möglich war, auch bei ihrer hergebrachten Verwaltung gelassen hatte.

Also die Vertretung des „ganzen Volkes" ist für gewöhnlich ein Ding der Unmöglichkeit. Aber die Ansicht, daß es eine Partei schlechterdings — dem Scheine nach — auf nichts andres absehen dürfe, als auf das Wohl des Staates und Vaterlandes, hat sich der Gemüter dermaßen bemächtigt, daß sich die Parteien ihrer eignen Existenz schämen. Deshalb sucht jede Partei sich und andern einzureden, sie sei eigentlich gar keine Partei, sondern das Volk selbst, und die andern Parteien seien nur kleine Verführerbanden, denen es bei den Wahlen durch eine Art von Bezauberung gelinge, eine Anzahl von Bürgern in ihre Netze zu locken. Mag daher Freihandel oder Schutzzoll, Gewerbefreiheit oder Zwangsinnung, in der Schule die obligatorische Ortho-

doxie oder der obligatorische Atheismus gefordert werden, immer ist es „das Volk," das diese Forderungen stellt, als ob seine andern drei Viertel oder neun Zehntel gar nicht vorhanden wären. Die Leute sagen und schreiben gewöhnlich ganz bona fide so. Sie unterliegen einer ähnlichen Täuschung durch Spiegelung, wie sie Lassalle in einer seiner Reden beschrieben hat. Er sagt da ungefähr: In jeder Stadt von 10 bis 20000 Einwohnern giebt es ein paar hundert Herren, Honoratioren genannt, die einander in allen Klubs, beim Früh- und Abendschoppen, in allen Vereinssitzungen, Konzerten und Theateraufführungen sehen; was wunder, daß sich in ihrer Phantasie ihre Zahl durch diese Allgegenwart vervielfältigt, und daß sie sich einbilden, das Volk zu sein. Bei unsern Parteien wird die katoptrische Täuschung vorzugsweise durch die Parteipresse erzeugt. Das ist eine Erscheinung der neuern Zeit. Ehedem wußten die Parteien immer ganz genau, daß sie das ganze Volk weder wären, noch zu werden Aussicht hätten. Jeder Teil sagte es dem andern mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, daß er darauf ausgehe, ihn zu unterdrücken; der popolo grasso machte kein Hehl daraus, daß er fett bleiben und den popolo minuto im Zustande der Magerkeit erhalten wolle, während der popolo minuto ohne jede Verstellung darnach strebte, fett zu werden und die Gegner mager zu machen. Jede Partei hoffte nun allerdings nebenbei auch, daß bei ihrem Siege das Vaterland am besten fahren werde, aber sie hielt sich nicht für verpflichtet, ihren eigentlichen und Hauptzweck zu verbergen. Auch diese Art Heuchelei unsrer heutigen Politiker ist ja wohl eine Huldigung vor der Tugend und entspringt demnach der bessern Seite der Menschennatur. Sie hat sich in den religiösen Kämpfen entwickelt. Schon das fromme Wüten der Inquisition mußte nicht selten dazu dienen, politische und andre sehr unheilige Zwecke zu verbergen, und im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurde es allgemeine Praxis, die wahre Religion für gefährdet zu erklären, sooft man ein Stück Land erobern, einen unbequemen Waffenstillstand brechen oder die Fahne der Empörung aufpflanzen wollte. Es klang so schön, und alle Gewissensbedenken waren mit einem Schlage beseitigt. Im achtzehnten Jahrhundert mußten dann die Humanität und Tugend den Vorwand für Gewaltthaten abgeben; im Namen dieses himmlischen Schwesternpaares regierten die französischen Schreckensmänner, und keiner Massenabschlachtung fehlte die Weihe einer salbungsvollen Predigt.

Daß rechtschaffne Menschen bei allem, was sie thun, im allgemeinen eine gute Absicht haben, auch wenn beim Handeln gar nicht daran gedacht wird, und daß sie jedenfalls weit entfernt davon sind, mit Wissen und Willen das Gemeinwohl zu schädigen, versteht sich ganz von selbst. Aber wenn sie in jede Förderung eines Sonderinteresses das Gemeinwohl hineinbringen, so machen sie sich derselben Geschmacklosigkeit schuldig wie die Frömmler, die kein gutes Geschäft abschließen und kein Glas über den Durst trinken können, ohne vor

aller Welt zu beteuern, daß es bloß zur größern Ehre Gottes geschehe. Die offene Vertretung von Standesinteressen ist weder unmoralisch noch dem Vaterlande schädlich. Beides wird sie nur dann, wenn eine Interessengruppe darauf ausgeht, mit List oder Gewalt die Unterstützung andrer Gruppen zu gewinnen, die ganz andre Interessen haben, und wenn hierdurch die Regierung über die wahre Meinung des Landes getäuscht wird. Daß alle verschiednen Interessen deutlich ausgesprochen und kräftig geltend gemacht werden, ist geradezu eine Notwendigkeit für den Staat. Wehe der Regierung, die sich keine genaue Kenntnis von den Bedürfnissen, Nöten, Wünschen, Zuständen aller Stände in allen Landesteilen zu verschaffen weiß! Wie soll sie die richtigen Entschließungen treffen? Auf dem Wege büreaukratischer Berichterstattung, die aus bekannten Gründen im besten Falle einseitig ausfällt, ist solche Kenntnis nicht zu erlangen. Die Tagespresse würde dem leitenden Staatsmanne ein ziemlich richtiges Bild bieten, wenn er imstande wäre, täglich nicht allein die wichtigsten Parteiblätter, sondern auch noch einige hundert Blätter aus den Provinzen durchzulesen, woran natürlich nicht zu denken ist. So bleibt nur die Volksvertretung übrig, mit deren Anhörung sich allerdings noch Inkognitoreisen des leitenden Staatsmanns in den Provinzen verbinden müßten. Reisen der Minister und Monarchen mit feierlichen Empfängen sind selbstverständlich als Informationsmittel ohne alle Bedeutung. Die Volksvertretung ist demnach so zusammenzusetzen, daß in ihr alle wichtigeren Bevölkerungsschichten aller Provinzen gehörig vertreten sind und deren Zustände der Regierung genau bekannt werden.

Leider erfüllen die modernen Parlamente diesen Hauptzweck jeder Volksvertretung nur sehr unvollkommen. Da sie nicht bloß das Material für die Gesetzgebung zu liefern, sondern selbst die Gesetze zu machen haben, so sieht sich die Regierung gezwungen, auf eine bestimmte Zusammensetzung der gesetzgebenden Körper hinzuwirken. In parlamentarisch regierten Staaten hängt sogar die Existenz der Regierung von der „Majorität“ ab, die an und für sich ein unsinniger Begriff ist. Von Mehrheit und Minderheit kann man vernünftigerweise nur dort sprechen, wo das ganze Volk in zwei Parteien gespalten ist. Das konnte vorkommen in den Städterepubliken des Altertums und des Mittelalters, wo sich nur Altbürger und Neubürger oder reiche Großkaufleute und arme Handwerker gegenüberstanden, aber es hat keinen Sinn in unsern reich entwickelten Großstaaten mit ihren tausendfältigen sich kreuzenden Interessen. In Deutschland ist freilich der Versuch gemacht worden, das Volk nochmals in zwei konfessionelle Hälften zu zerreißen. Wäre das gelungen, so würde das Reich schließlich in den Bürgerkrieg hineingeraten sein. Außerdem ist eine Mehrheit denkbar für jeden einzelnen Fall, für jede einzelne Gesetzvorlage. Aber eine Mehrheit und eine Minderheit an sich hat bei der Struktur der heutigen Völker keinen Sinn. Die Mehrheiten müssen also künstlich kon-

struirt werden, und in den parlamentarisch eingerichteten Staaten kommt es den Regierungen gar nicht mehr darauf an, die Willensmeinungen und Zustände des Volkes zu erfahren, sondern nur noch darauf, eine Anzahl von Männern zusammenzubringen, die den im Amte befindlichen Ministern gestattet, ihre Portefeuilles zu behalten. Aber auch in jenen Staaten, die sich noch eines wirklichen Monarchen erfreuen, und wo der Fortbestand der Regierung nicht von der Gnade des Parlaments abhängt, glauben die Minister gewöhnlich eine sogenannte feste oder sichere Regierungsmehrheit nicht entbehren zu können, weil sie ein bestimmtes Programm für die Gesetzgebung im Kopfe haben, das ohne die Mitwirkung der Volksvertreter nicht durchgeführt werden kann. Dazu kommt, daß die Berichterstattung über die Zustände des Landes, die eine Hauptpflicht der Volksvertretung wäre, gar nicht in die Tagesordnung aufgenommen ist und nur zufällig und gelegentlich in der Debatte über verschiedne Gesetzvorlagen erledigt wird. Und wenn bei solcher gelegentlichen Berichterstattung Notstände aufgedeckt werden, so nehmen das die Minister sehr übel. Als ob sie für alle Zustände in einem großen Lande verantwortlich wären und in der Aufdeckung eines Übelstandes ein Vorwurf für sie läge! Als ob eine solche Verantwortung überhaupt möglich wäre! Die Verantwortung fängt erst an, wenn entweder nachgewiesen wird, daß der Übelstand aus einer Anordnung der Regierung entspringt, oder daß die Regierung die Mittel hat, ihm abzuhelfen, und es nicht thut; für gewöhnlich ist keines von beiden der Fall.

Sollten die Volksvertretungen ihren Zweck erfüllen, so müßten sie ständisch gegliedert und müßte ihre Thätigkeit in andrer Weise geordnet werden. Denken wir uns die Wahlkreise vergrößert, womöglich nach Wirtschaftsgebieten abgegrenzt. Jeder Wahlkreis hätte nicht einen Vertreter zu schicken, sondern so viele, als Stände vorhanden sind (Großgrundbesitzer, Bauern, Kaufleute, Handwerker, Fabrikanten, Hausindustrielle, Fabrikarbeiter, ländliche Tagelöhner; die Vertretung der Beamten würde ein zweifelhafter Punkt sein). Jeder Abgeordnete müßte dem Stande angehören, den er vertritt, und in seinem Wahlkreise wohnen. Die Obliegenheiten der Versammlung würden sein: Bewilligung der Einnahmen (die Hauptfunktion aller alten Ständeversammlungen, die darin allerdings eine zu große Macht besaßen, indem sie durch gänzliche Verweigerung aller Leistungen die Staatsregierung lahm zu legen vermochten), die Prüfung der Ausgaben, die Erstattung eines genauen Berichts über die Zustände und Wünsche der von ihnen Vertretenen, das Vorschlagen von Gesetzen und die Zustimmung zu den von der Regierung mit Hilfe von Sachverständigenkommissionen ausgearbeiteten Gesetzen. Selbst wenn das zuletzt angeführte Recht der Volksvertretung zum Recht bloßer Begutachtung zusammenschrumpfte, würden solche Volksvertretungen dem Volke immer noch größere Dienste leisten als die jetzigen. Denn da ein wie immer geartetes Gutachten niemals den

Staat gefährdet, demnach keine wie immer geartete Mehrheit zu fürchten wäre, so würde die Regierung selbst nach Möglichkeit die Freiheit der Wähler schützen, und ihr Wunsch, die volle Wahrheit über das Land zu erfahren, um die richtigen Maßregeln auswählen zu können, würde durch keine Nebenrücksicht zurückgedrängt werden.

Freilich würden die Staatsmänner die allerletzten sein, eine solche Verfassung zu empfehlen. Denn der leitende Staatsmann oder der Monarch müßte dann die volle Verantwortung für die Gesetze wieder allein und persönlich übernehmen, während er sie jetzt halb oder ganz auf die Volksvertretung abwälzt, auch wenn die entscheidende Mehrheit nur sein gedankenloses Echo ist. Unter allen Regenten Europas ist zur Zeit nur ein einziger bekannt, dem man zutrauen darf, daß er vor einer solchen Last der Verantwortung nicht zurückschrecken würde. Die Verantwortung wäre weniger ungeheuer, wenn die Verwaltung nicht übertrieben zentralisirt und nicht die Gewohnheit eingerissen wäre, jede Kleinigkeit durch Gesetze zu regeln. Das Übel entspringt bei uns zum Teil aus der preußischen Gewissenhaftigkeit. Die Beamten können sich niemals genug thun in der Fürsorge für alles und jedes; damit schaffen sie eine nicht zu bewältigende Arbeitslast; das macht die Anstellung weiterer Beamten nötig, und diese sorgen dann wieder für neue Formulare, deren Ausfüllung über ihre eigne Arbeitskraft hinausgeht. Ähnlich verhalten sich die Abgeordneten, die zwar nicht die Zahl ihrer Kollegen vermehren können, dafür aber die Dauer ihrer Sitzungen verlängern. Nachdem einmal gesetzgebende Körper geschaffen worden sind, halten sich diese nun auch für verpflichtet, neue Gesetze zu schaffen, selbst wenn dafür gar kein Bedürfnis vorliegt. In England ist man niemals dieser Meinung gewesen. Man hegt dort die Überzeugung, daß caeteris paribus, das Gesetz von gestern immer besser sei als das von heute, und die Lords und Gentlemen lassen sich jahrelang drücken, ehe sie ein Gesetz fertig machen, das von irgend einer Seite her gewünscht wird. Dadurch wird dort das Parteiregiment erträglich, denn die Volksschichten, auf die sich die Opposition stützt, werden wenigstens nicht durch unangenehme Maßregeln in ihren Lebensgewohnheiten gestört, wenn sich auch die Erfüllung ihrer Wünsche sehr lange hinausschiebt.

Zum andern Teil entspringt die fabrikmäßige Gesetzmacherei einer übertriebenen Vorstellung von der Vortrefflichkeit des Rechts- und Polizeistaates, den Plato sehr schön in einer kurzen Betrachtung charakterisirt, die Hegel in seinem Aufsatz „über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts" (Werke I, 376) anführt. „Es ist klar, daß zu der königlichen Kunst auch die Gesetzgebungskunst gehört. Das Beste aber ist nicht die Geltung der Gesetze, sondern die Weisheit und königliche Gesinnung des Mannes. Denn das Gesetz vermag nicht vorzuschreiben, was in jedem einzelnen Falle das Vortrefflichste und Gerechteste wäre, weil die Ungleichheiten der Menschen und der Handlungen,

die ewige Unruhe aller Dinge eine sich selbst stets gleichbleibende Anordnung unmöglich machen. Das Gesetz aber sehen wir gerade immer auf einunddasselbe sich hinrichten. Es gleicht einem eigensinnigen und rohen Menschen, der nichts gegen seine Anordnung geschehen, noch auch sich von jemandem befragen läßt, wenn einem dieses oder jenes besser vorkommt als die von jenem getroffene Anordnung. Es ist also unmöglich, daß das immer sich selbst gleiche jemals gut sei für das, was sich niemals gleich bleibt." Unser Ideal wäre: für das besondre eine weitgehende Selbstverwaltung der Gemeinden, Körperschaften und Provinzen, für das wirklich allgemeine aber, und zwar nur für dieses, eine wirklich monarchische Regierung und Gesetzgebung, gestützt auf die Berichte und Gutachten wirklich frei gewählter und in ihrer Gesamtheit wirklich das ganze Volk, weil sämtliche Bestandteile des Volkes vertretender Abgeordneten. Eben darum regt sich in vielen die Sehnsucht nach diesem Ideal, weil unsre Zeit weiter von ihm entfernt ist, als irgend eine frühere; sind doch die alten guten Regeln: De minimis non curat Praetor und Legem brevem esse oportet so ziemlich in ihr Gegenteil verkehrt worden.

Der Grundsatz: Quieta non movere, gegen den moderne Gesetzmachesucht täglich verstößt, bildet in der That, wie Bismarck vor kurzem ausgesprochen hat, den Kern einer echt konservativen Politik. Aber in ihm liegt zugleich auch das Wesen des Liberalismus; denn worin anders sollte dieses bestehen, als daß man nirgends ohne Not mit gesetzlichem Zwange eingreift und jeden nach seiner Façon schalten, walten und selig werden läßt, so lange diese Façon das Gemeinwohl nicht schädigt? Die Weltgeschichte hat kaum einen zweiten so schlimmen Mißbrauch der Sprache aufzuweisen, als daß die Wörter konservativ und liberal zur Bezeichnung entgegengesetzter Parteien gestempelt worden sind.

Damit wären wir zu unserm eigentlichen Gegenstande zurückgekehrt. Alle unsre Parteien streben das zu werden, was die ständischen Vertretungen von Hause aus sind, nämlich Vertretungen von Interessengruppen. Die meisten Politiker von Fach beklagen nun allerdings dieses Streben als ein Unglück, und wenn die Parteien auch vollends dem Namen nach würden, was sie ihrem Wesen nach größtenteils schon sind, so würde weithin über den Untergang des Idealismus gejammert werden. Aber Idealismus ist es doch wahrlich nicht, wenn die Leute, die entweder hohe oder niedrige Getreidepreise haben wollen, ihre Absicht durch die Berufung auf konservative oder liberale Prinzipien verdecken, von denen niemand genau anzugeben weiß, worin sie eigentlich bestehen. Echter Idealismus ist es, wenn jeder Stand sich selbst durch eigne Anstrengung zu heben bemüht und dabei die Opfer zu bringen bereit ist, die das Gemeinwohl von ihm fordert. Um aber diese beiden Aufgaben erfüllen zu können, müssen alle Stände organisirt sein, denn nur dann vermögen sie durch ihre Vertreter die ihnen zukommenden Leistungen gegen

einander abzuwägen. Die heutigen Parteien sind in einer Zeit entstanden, wo es sich um politische Fragen im engern Sinne handelte, wie Absolutismus oder Verfassungsstaat, Zwei- oder Einkammersystem, Preßfreiheit oder Zensur, und für Deutschland außerdem um die Einigungsfrage. Alle diese Fragen sind gelöst, und vorläufig denkt niemand daran, die Lösungen, so unvollkommen sie sein mögen, aufs neue in Frage zu stellen. Wir wüßten nur eine sehr wichtige im engern Sinne politische Frage, die als Krystallisationskraft für eine neue Parteibildung zu gebrauchen wäre, das wäre die Frage, wie weit die angefangene Wiederherstellung der Selbstverwaltung fortgeführt werden soll. Es würde sich dann wahrscheinlich zeigen, daß die Selbstverwaltung gerade in den sogenannten konservativen und die büreaukratische Verwaltung gerade in den sogenannten liberalen Kreisen viele Anhänger zählt. Für Unzählige bedeutet das Wort liberal weiter nichts als nicht ultramontan oder nicht orthodox; diesen schwindet nun, ebenso wie der Zentrumspartei, der Boden unter den Füßen, sobald sich das öffentliche Leben von den Religionshändeln ab und andern Interessen zuwendet. Was die übrigen idealen Interessen anlangt: Kunst, Wissenschaft, Freiheit, Sittlichkeit, vor allen und über allen das Vaterland, so giebt es in keiner Partei einen Mann, der sich nicht für ihren eifrigen Förderer erklärte, demnach braucht für ihre Förderung keine eigne Partei gegründet zu werden. Wird dennoch von Männern des Prinzips unter schönklingendem Namen eine Partei des reinen Prinzips gegründet, so darf man vor ihr auf der Hut sein. Weiß man es doch zur Genüge, was für eine Art Freiheit z. B. die professionsmäßigen Beschützer der Freiheit aufrichten, wenn sie vorübergehend zur Herrschaft gelangen. Die Freiheit ist niemals das Werk einer Partei. Nur aus dem Gleichgewicht der Parteien kann die Freiheit, soweit sie innerhalb der Staatsordnung möglich ist, entspringen, nur bei solchem Gleichgewicht und in der lebhaften Wechselwirkung aller können die übrigen idealen Güter gedeihen.

# Schweizer Briefe aus der Revolutionszeit

Johann Georg Müller, der jüngere Bruder des Geschichtschreibers der Schweiz, hat bekanntlich dessen Werke gesammelt herausgegeben und auch seinen Briefwechsel mit dem Bruder dafür benutzt. Dieser Briefwechsel empfängt nun soeben eine zwiefache Ergänzung durch eine Veröffentlichung *Eduard Haugs* in Schaffhausen: „*Der Briefwechsel der Brüder J. G. Müller und Joh. v. Müller* 1789—1809. Erster Halbband. Frauenfeld, J. Hubers

Verlag." In dem älteren Werke war Johann Georg ganz gegen den berühmten und von ihm bewunderten Bruder zurückgetreten, er hatte aber auch, von mancherlei Rücksichten geleitet, die Briefe von Johannes Änderungen und Kürzungen unterzogen, die mitunter sehr wesentlicher Natur sind. Solche Zensurstriche, namentlich wo sie dem damaligen Herausgeber durch die Zeitverhältnisse (1810!) geboten erschienen, endlich getilgt zu sehen, war ein berechtigter Wunsch; abgesehen davon, daß die Äußerungen Johann Georgs oft zum Verständnisse notwendig waren, haben sie auch ihren unabhängigen Wert als Kundgebungen eines durch und durch tüchtigen Mannes, der dem glänzender begabten Bruder an Charakter entschieden überlegen war, und als Beiträge zur inneren Geschichte der Schweiz in einem so drang- und gefahrvollen Zeitabschnitte. Dem Abdrucke des ganzen, so vervollständigten Briefwechsels stellte sich leider der Kostenpunkt entgegen. Der Herausgeber hat sich deshalb begnügt, auf die betreffenden Briefe von Johannes zu verweisen, und wo es nötig war, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt mitzuteilen; daß er diese Einschaltungen in einen Anhang verwiesen hat, schafft die Unbequemlichkeit, sozusagen gleichzeitig an zwei verschiedenen Stellen des Buches lesen zu müssen, indessen lassen wir sie uns gern gefallen, da im übrigen die Arbeit Haugs alles Lob beanspruchen darf.

Beide Brüder unterhielten von 1778 bis zu des älteren Tode 1809 regelmäßigen schriftlichen Verkehr und hoben beide die Briefe sorgfältig auf, aber die Johann Georgs aus den ersten elf Jahren scheinen verloren gegangen zu sein, sodaß die Sammlung mit dem denkwürdigen Datum der Aufhebung der geistlichen Zehnten in Frankreich (10. August 1789) beginnt. Der „arme Tagelöhner" — Katechet und Privatlehrer — in Schaffhausen ist schon am 23. desselben Monats von seiner Begeisterung für die französische Revolution etwas zurückgekommen und fürchtet gefährliche Folgen von den „fieberhaften Reformen der Verfassung" auch für seine Heimat, wenn er auch zunächst an die Schädigung des Handels der Schweiz denkt. Ernster wird seine Sprache zwei Monate später. „Nun ist in Frankreich gar kein Haupt, als das vielköpfichte wütende Ungeheuer, das Volk! Welch schreckliches Ende wird das noch nehmen! Von welch wichtigen Folgen für Europa! Sein Schiedrichter ist gefallen. Was wird in 100 Jahren Preußen seyn! Wie leicht kan England eben auch durch seinen Luxus fallen! Die einzige Hofnung scheint mir zu seyn, daß Östreich und der Gog und Magog einander endlich selbst in die Haare fallen werden. Wenn ein einzelner Kahn auf den Wellen eines wütenden Meeres, das Flotten verschlingt, zur Rettung Hofnung hat, so hat sie auch unser gutes Vaterland!" Bald hat dieses den Einfluß des französischen Beispiels zu spüren. Die Bauern von Hallau knüpfen Bedingungen an die Huldigung, die beiden Räte von Schaffhausen „deliberiren," und Johannes, schon in Wien, rät, den etwaigen Zugeständnissen ja nie das Ansehen eines abgedrungenen, sondern eines ganz freiwilligen Gnadengeschenkes zu geben,

vor allem vor der Huldigung nichts zuzugestehen. Er setzt aber, und dies ist für ihn bezeichnend, hinzu: „Im übrigen, dieses unter uns. Das vorgehende kannst du vertrauten Herren wol sagen." Solcher Vorsicht befleißigt er sich fast immer, wenn er die Vorgänge in der Schweiz, meistens etwas von oben herab, beurteilt, und doch schützt sie ihn nicht vor gelegentlichen Weiterungen, da er nicht bloß dem verschwiegenen Bruder seine Ratschläge zukommen läßt. Im Mai 1790 schärft er dem Bruder von neuem ein, „nicht nur als die beste Politik, sondern selbst als ein Werk der Barmherzigkeit gegen bethörte Unterthanen, aufrührerischen Geist nicht zu Kräften kommen zu lassen, sondern durch überraschend schnelle Maaßregeln zu schrecken"; die Stadt müsse den Mut zu züchtigen zeigen.

Ein langer, undatirter, aber offenbar in den Anfang des September 1792 (nach der Niedermetzelung der Schweizer Garden) zu setzender Brief, worin Johannes das verhängnisvolle langsame Vorgehen der verbündeten Heere zu rechtfertigen sucht, wird hier vervollständigt durch die Stellen über die Schweiz wiedergegeben. Er wägt sehr bedächtig die Möglichkeiten ab, sieht die günstigeren Folgen durchweg auf der Seite der Beteiligung der Schweiz am Kriege gegen Frankreich, da ihr im Fall eines ungünstigen Ausfalles nicht viel andres geschehen könne, als wenn „die Schweitzer stillgesessen haben," und giebt schließlich sein Votum dahin ab, „1. die Franzosen itzt bloß aufzufodern, fördersamst alle unsere Regimenter sicher auf die Gränze zu liefern, 2. unter dem Vorwand nöthiger Landwehre indessen alles zu rüsten, und mit den großen Höfen in ein Concert zu treten, um 3. wenn es Zeit ist, loszubrechen, und den Franzosen, seyn sie frey oder nicht, den helvetischen Namen respectabel zu machen. Hiebey — setzt der Diplomat hinzu — ist auch der Vorteil, daß, da es sich ein paar Monate verziehen würde, die Mächte den Willen sähen, wir aber den Fortgang ihrer Waffen beurtheilen, und nach diesem uns immer noch benehmen könnten." Neutralität wäre wohl das beste, allein die Franzosen würden den Schweizern nur unter der Bedingung gestatten, neutral zu bleiben, daß sie mit sich machen ließen, was jene wollten.

Darauf antwortet der gesunde Menschenverstand des Bruders. Johann Georg ist außer sich über die Ermordung von 120 Priestern. „Das ist Bailes frommer Wunsch: eine Republik von Atheisten! Das sind die Toleranzprediger! Die Jünger Rousseaus und Voltaires! . . . Und der ist um kein Haar besser als sie, der noch ein Wort davon spricht, daß der Herzog [von Braunschweig] gegen die Freiheit zu Felde ziehe." Ihm erscheinen die in Paris hingeschlachteten Garden wie ein „noch gnädiges Sühnopfer für die Sünden, die der französische Dienst aufs Vaterland [die Schweiz] gebracht." Dann aber wendet er sich sehr entschieden gegen den Gedanken, mit den Mächten in ein Konzert zu treten und die Offensive zu ergreifen. Er erinnert an das Sprichwort vom Kirschenessen mit großen Herren, sieht voraus, daß die Fran-

zosen nach Ausrottung der Jakobiner „erst den wahren Enthusiasmus bekommen“ werden, und fragt, was die Schweiz bei einem Einbruch von 20 bis 30 000 Mann thun solle? „Wir sind nicht mehr in den Zeiten von Sempach oder Murten, wo ein bis zwei Schlachten dem Krieg ein Ende machten: Entweder zehren sie also das arme Land auf, oder wir müssen fremde Truppen zu Hilfe rufen, und die Schweiz wird der Kampfplatz zweier Armeen. Ein größeres Unglück für uns könnte ich mir nicht gedenken. Oder sollen die Schweizer in Frankreich einbrechen? Quo praetextu? Und was da thun?“ In einem Angriffskriege würden sich die ohnehin schwierigen Landleute schlecht halten, bei der Verteidigung aber „pro aris et focis streiten und sich respectabel genug machen.“ Wie in dieser Wendung, geht er auch mit einem „Votum“ von vier Punkten dem Bruder ein wenig satirisch zu Leibe. Er will die entlassenen Schweizer-Regimenter zur Besetzung der Grenze benutzt, strenge Neutralität gehalten, denen, die bei den Emigrirten Dienste nehmen, das Bürgerrecht aberkannt und gleichzeitig ein Manifest erlassen wissen, durch das jede Verbindung mit den Jakobinern für Hochverrat erklärt werde.

Doch stören solche Meinungsverschiedenheiten das Einvernehmen der Brüder nicht, und trotz der politischen Erregung teilen sie einander ihre Ansichten über Bücher und Menschen mit, und Johann Georg ermüdet nicht, an die Fortsetzung der Geschichte der Schweiz zu mahnen. Er hat unverkennbar keine rechte Freude an der sogenannten glänzenden Karriere des Bruders. Über Fritz Dalberg, den schöngeistigen jüngern Bruder des spätern Primas u. s. w., urteilt er: „Ein geistvoller Schwäzer und gutmüthig. Übrigens nicht mein Mann. . . . Seine Art hat etwas Geistiges, Schwebendes, etwas Wankendes und so gar wenig Fürstliches.“ Über Georg Forster: „Ich traue den Schwimmern in Empfindung, den Fliegern in Ideen immer weniger. Es ist nur Rauch, nicht Feuer, nur Samkorn auf Felsen. Zweierlei Leute findet man allenthalben der Revolution günstig, 1. die Idealisten, 2. die Irreligiosen. Dies ist so selbst unter dem Pöbel, und eben keine gute Parthie für die neue Sache.“ Und über Matthisson: „M. ist doch ein äußerst wunderlicher, saurer, mißvergnügter Mensch, so süß und lieblich auch seine Gedichte sind. Aber so werden alle schönen Geister, die keine Ketten des Berufs tragen wollen.“ Von dem „stets exaltirten“ Baggesen hat er die verrückte Äußerung vernommen, er wünsche sich den süßen Tod, von der Spitze des Straßburger Münsters in die Arme eines fühlenden Mädchens zu fallen. Johannes wünscht Nachrichten über das Treiben „Meßmers“ in Schaffhausen, den er einen Erzdemokraten und in seiner Religion ganz neufranzösisch nennt. Die Antwort lautet dahin, Mesmer wolle von Demokratismus gar nichts wissen, und behaupte, in Wien bloß darum in diesen Verdacht gekommen zu sein, weil sein Hund sehr oft des Nachts gebellt habe, wenn jemand am Hause vorüberging, „woraus man geschlossen, es seyen Leute im Haus, Clubisten u. s. w. . . .

Ich bin nicht gerne um ihn, er macht mir todlange Zeit, besonders wenn er vom Magnetismus redet, den ich gar nicht leiden mag." Er scheine in Paris zum Charlatan geworden zu sein, „da es in dieser windichten Stadt ohne dieses niemand glückt." Darauf folgt eine lange Abhandlung über den Einfluß der revolutionären Strömung auf das Studium der Theologie, die Allgemeine deutsche Bibliothek, die Wolfenbütteler Fragmente, Bahrdt, dessen Schriften namentlich in Österreich verschlungen wurden: „und du weißt, wie leicht der Übergang vom Catholicismus zu völligem Unglauben ist."

1796 rückt der Schweiz die Gefahr nahe. Die Tagsatzung hat allen französischen Emigranten aufgetragen, bis zum 1. Oktober das Land zu verlassen. Und so sehr Johann Georg die Einzelnen bedauert, möchte er doch die Menge lieber in Australien als irgendwo in Europa sehen. Übermut, Adelsstolz, Undankbarkeit seien eine unheilbare Krankheit dieser Leute, die die erste und größte Schuld an der Revolution und dem verheerenden Kriege trügen. Später hat er öfter Anlaß, über die schlimme Thätigkeit von Emigranten bitter zu klagen, nämlich von den Schweizern, die ihr Vaterland aus Furcht vor den Franzosen und vor staatlichen Neuerungen verlassen haben und von außen her schüren und konspiriren. Die Aussicht auf die Republikanisirung Italiens macht ihm ernste Sorge. „Fällt der Papst, so fällt bald auch der Katholicismus, und fällt dieser, der in einem so großen Theil der Welt das Christenthum noch einzig unter dem Volke erhält, wie viel wird nicht mit ihm fallen. Denn es ist kein Luther da, der für das Zerstörte sogleich etwas besseres geben könnte. Dies ist auch der große Unterschied zwischen der damaligen Revolution und der jetzigen, die offt so ungeschickt mit einander verglichen werden." Doch die von Frankreich drohende Gefahr steht näher. Es scheint ihm zwar ein langer Bestand einer so großen Demokratie gegen die menschliche Natur zu sein, aber niemand weiß, wie der Zustand, vor dem ihm mehr graut, als vor der uneingeschränktesten Monarchie, vorübergehen, ob „die gräßliche Nation mit ihren Wolfsklauen" die Schweiz anfallen werde oder nicht. Eine Verfassung nach französischem Muster, wie „der Ochs in Paris" (Peter Ochs, der spätere Direktor der Helvetischen Republik) sie den Schweizern aufdrängen wolle, würden sie nie annehmen, und so bleibe nur vollständiger Sieg oder das Schicksal Hollands, oder der Vendée, schreibt er im Februar 1798. Aber die Schweiz ist durchwühlt, Streber suchen in der Verwirrung ihren Vorteil („Ich habe es schon oft bemerkt, nichts macht die Menschen des ächten Patriotismus und anderer Heldentugenden so unfähig, als die Eitelkeit"), und die Prophezeiung in dem früher erwähnten Briefe geht in Erfüllung, das Land wird der Kampfplatz für fremde Nationen. In Aarau herrschen die Bauern, und zwar so, daß Müller seufzt, er hätte nimmermehr geglaubt, daß der schweizerische Geradsinn in so gar kurzer Zeit von der gallikanischen Phraseologie verdrängt

werden könne. Wer die gelassensten Einwendungen gegen ihre Grundsätze mache, sei ein „Stokrat." Lavater habe dem Direktorium „auf eine ächt-Lutherische Art" geschrieben und werde dafür wohl mindestens deportirt werden. „Der Schwärmer Pestaluz" (Pestalozzi) hat den Bauern von Aarau bewiesen, daß der Zehnte aus der Hölle stamme, und so haben sie diesen schleunigst abgeschafft. Müller selbst hat trotz alles Sträubens die Vizestatthalterstelle für die Stadt Schaffhausen annehmen müssen, und da er es mit seinem Amt ernst und ehrlich nimmt, lastet es schwer auf ihm. „Hätte ich Zeit, ich verfolgte die Geschichte der Idee der Freyheit und Gleichheit seit den Zeiten der Anabaptisten und früheren Bauren Aufruhren." In zehn Jahren werde man kaum glauben, daß das verfluchte Pack so ganz ungestraft habe rauben und die Grenzen Deutschlands in Besitz nehmen können.

Hie und da kommt ein wenig Galgenhumor zum Durchbruch; so wenn er erzählt, wie er in großer grüner Schärpe mit einem Schlik (Schleife) an der linken Seite und Fransen in drei Farben über dem blauen Kleid à la Republicain und schwefelgelber Weste bei den Distrikts-Gericht-Wahlen seines Amtes walten werde, oder wie die Aarauer Gesetzgeber „ganz herrlich truyen" (gedeihen), immer fetter werden.

Der Bruder in Wien giebt unterdessen gute Lehren, aber mehr für die Zeit der erwarteten Befreiung für die Schweiz, als für die schwierige Gegenwart. Dann solle man die frühern Kantonsregierungen wieder einsetzen und nur zu allgemeinen Angelegenheiten, etwa monatlich einmal, Vertreter der Gemeinden beiziehen. Er erwähnt das Auftauchen der Idee einer Teilung der Schweiz: bis an die Aare französisch, bis an den Rhein zum Reiche, Räthien zu Österreich. Den schweizer Bauern werde es ergehen, wie die Elsässer gesagt haben: den Zehnten erlasse man ihnen, aber die Neun werden ihnen genommen.

Im September 1798 wird gemeldet, daß der Minister Stapfer Pestalozzi, J. G. Müller und andre zur Herausgabe eines Volksblattes aufgefordert hat. Dazu die richtige Bemerkung: „Die Gelehrten, die fürs Volk schreiben, nehmen gewöhnlich eine gewisse matte, schleppende, popular seyn sollende Sprache an, die mir in der Natur zuwieder ist, da sie die Gegenstände aufs langweiligste ausdehnt. Ich glaube vielmehr, ein kurzer energischer Ton, ohne viel Geschwätz, wie Luther ihn brauchte, ist eigentlich der, der allein auf das Volk, sowie auf die Kinder wirkt. Meines Orts gebe [gehe?] ich nicht in diese Sprache und will reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ich habe dem Minister einen etwas beißenden Privatbrief darüber geschrieben, wie nötig es allerdings sey, das Volk oder einen Teil desselben, nicht den schlimmsten, mit einzelnen Verordnungen der Regierung auszusöhnen; aber wenn man es zu voreilig und unbedingt thun wollte, so könnte sich das Blatt gerade dadurch bei solchen verdächtig machen, für die es eigentlich geschrieben werde. Und

sodann sey die Frage, ob nicht bisweilen ein Wort an die Gesetzgeber selbst nöthig sein dürffte? 2c. Habe aber noch keine Antwort." Hier wird ein Punkt berührt, der auch heute noch volle Beachtung verdient. Wer zum Volke reden will, muß unter ihm leben oder doch gelebt haben. Darum haben die von Kaplänen und die von ehemaligen Arbeitern geschriebenen Blätter so großen Einfluß. Jenes Unternehmen fiel denn auch schlecht aus. Pestalozzi schrieb „einfältig und kindisch" u. s. w.

Bald darauf geraten die Brüder in starken Zwiespalt. Johannes hat über das Einschreiten der Regierung gegen die Unterwaldner nid dem Wald, die sich von den Kapuzinern haben bestimmen lassen, den Eid auf die vorher von ihnen angenommene Verfassung zu verweigern, „einen entsetzlichen Brief" geschrieben, den der Empfänger vernichtet hat, dessen Inhalt aber aus der Antwort zu erkennen ist. Johann Georg stellt die Thorheit dar, daß kaum 8000 Seelen meinten, sich mit Erfolg gegen die französische Macht auflehnen zu können, und den Widerstand fortsetzten, nachdem die Truppen die Einstellung der Feindseligkeiten verkündigt hatten. Dann erinnert er daran, daß die Schweiz von allen Nachbarn im Stiche gelassen worden sei. „Ohne sich zu rühren, hat man uns ABC bis Y sagen lassen: nun wir auch das Z sagen mußten, steht alles wider uns auf, und schreit über die Allianz als über eine greuliche, unerhörte Handlung! Werden wir die letzten seyn, die dieser Sturm ergreift??? Ich wünsche es mehr als ichs hoffe — ich wünsche es, damit doch irgendwo in Europa noch ein Land sey, wo eine, nicht auf philosophischen Theorien, sondern auf Jahrtausend alte Erfahrungen gebaute Staatsverfassung sey — wärs auch blos, um historische Vergleichungen machen zu können!" Auch später (23. November 1798) bemerkt er, „im Schooß des Friedens, und in der sichern Beglaubigung, daß es im zweiten Auftritte besser gehen werde, als im ersten — läßt sich wohl so ruhig sein, wie der Herr Bruder belieben." Er ist schon geneigt, an einen dreimaldreißigjährigen Krieg zu glauben, etwa mit Unterbrechungen wie von der Reformation bis zum westfälischen Frieden. Und was er am 20. Februar 1799 über das Unheil schreibt, das verblendete, leichtgläubige Emigranten anrichten, die glauben, daß „in diesem Winkel Europas das große Spiel sich entscheiden werde," ist unverkennbar mit an die Adresse des Bruders in Wien gerichtet.

Während der Franzosennot macht Johannes dem Bruder wiederholt das Anerbieten, zu ihm zu kommen, aber das Pflichtgefühl des Patrioten hält diesen zurück. Als dann die Österreicher eingerückt sind, atmet er auf. „Erzherzog Carl (weiß man das wohl in Wien?) — schreibt er im Juni 1799 — gewinnt, wo er hinkommt, alle Herzen mit seiner Freundlichkeit, Menschlichkeit und goldreinem Edelmut. Sollte er sterben, oder von der Armee wegkommen, so würde eine verlohrne Hauptschlacht kaum so üble Folgen haben — das sagen alle Offiziers und alle Soldaten." Er rühmt auch das Betragen

der Offiziere, zumal im Vergleich mit den „französischen Beutelschneidern und Windmachern, die Generale heißen," und „bloß für Fressen" Unsummen gefordert haben, sich manches dreimal haben bezahlen lassen. Daß das Schweizervolk nur ein Jahr lang nicht regiert, sondern zu regieren geschienen hat, hat es in unendliche Labyrinthe gestürzt, daß es sich gar nicht mehr zu helfen weiß. Ihm wäre bald jede Regierungsform recht, wenn sie nur mit Festigkeit gehandhabt würde. „Der verwünschte Raisonnirgeist hat alle Lust und Kraft zum Gehorsam, zur Unterwerfung unter das Gesetz gelähmt und ausgedorrt." Als Beispiel zitirt er ein allerdings köstliches Schriftstück, das einige Bauern an den Erzherzog gerichtet hatten, und das sie „Morial" nannten. Sie erklären ihm, kein Kontingent stellen zu wollen. „Fünfzig Prügel einem jeden — meint Müller — wäre eine vernehmliche Antwort gewesen"; aber einer von den „Dapetirten" hat erzählt, sie seien zwar Rebellen und Unruhstifter genannt, die ernsthafteste Züchtigung verdienten, doch übrigens höflich und freundlich empfangen worden. Was die Truppenstellungen betrifft, so rettet Glarus die schweizerische Ehre. Im allgemeinen aber herrscht die größte Uneinigkeit. Es verlautet, daß „die Gemeine Herrschaften wieder Landvögte erhalten sollen." Darüber sind Thurgau und St. Gallen sehr unruhig, und „es hat schon ernsthafte Auftritte gegeben." Hingegen wünschen Sargans, Uznach u. a. wieder in ihre alten Verbindungen eintreten zu können. „Zürich würde die alte Verfassung wohl wieder einführen, wenn nur nicht wir das Beispiel gegeben hätten" u. s. w. Mitte August 1799 treffen die ersten Russen ein. Sie gefallen den Schweizern nicht übel, nur plündern sie in Gärten und Weinbergen alles unreife Obst. Bald folgen Klagen über den General Korsakow, der roh und unbelehrbar und widerspenstig gegen die Befehle des Erzherzogs Karl ist. Mit den Offizieren kommt man aus, aber die Offiziersburschen, die meistens vor den Thüren, auf dem nackten Boden schlafen müssen, sind sehr unsauber, und man muß ihnen auf die Finger sehen. Schwerer lastet auf dem Briefschreiber die Ahnung, daß der Zwist zwischen den österreichischen und den russischen Führern und die Hindernisse, die dem Erzherzog und angeblich auch dem zu ihm haltenden General Hotze (einem Schweizer von Geburt, der als Offizier der Reichsarmee bei Roßbach gefangen in preußische Dienste, nach Kunersdorf in russische Dienste getreten und von Joseph II. in österreichische gezogen worden war) vom Hofkriegsrate bereitet werden, den Franzosen zu nutze sein werden. Die Wiedereroberung Zürichs bestätigt das. „Die ganze russische Armee ist in der größten Verwirrung, gänzlich geschlagen und gänzlich auf der Flucht, und die Alliirten haben keinen Fuß breit mehr in der Schweiz. Durch wen das? Durch die allen Glauben übersteigende Dummheit, Eigensinn oder Verräterei des verfluchten Korsakow." Er giebt eine Menge von Einzelheiten als Beweise der Unfähigkeit dieses Generals und zwar, wie er versichert, nur verbürgte Thatsachen.

Der Band schließt mit einem Briefe Johann Georgs vom 31. Dezember 1799 („Sonst gehts in der Schweiz so, daß es besser ist, ganz davon zu schweigen. Sie ist hin!") und der Antwort aus Wien vom elften Tage des folgenden Jahres, die zeigt, welche Stimmung dort geherrscht hat. Auf die Bemerkung, daß die Armee des Erzherzogs beträchtlicher Verstärkung bedürfen werde, wenn wirklich Bonaparte die Rheinarmee persönlich befehligen wolle, folgt die geringschätzige Entgegnung: „Es scheint, der gegen schlechte Generale gewaltige Held, stolzierend auf das einige halbwelke Lorbeerblättchen, das er von Abukir noch zurückzubringen vermocht, will noch einmal versuchen, was Trug und Kunst vermögen. . . . Übrigens halte ich mich fest überzeugt, daß auch der Corse auf des H. Ludwigs Throne sich nicht behaupten wird; das gegenwärtige Machwerk hat alle Partheyen wider sich . . . . Die Finsterniß, das Revolutionsreich, stemmt sich mit den letzten Kräften wider alle Rükkehr des alten Glüks." Ein Jahr später hatten die Franzosen den ganzen Rhein, Baiern, Tirol, das Etschland, die Lombardei.

# Hamlet und seine Ausleger

Von Walther Ribbeck

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man in Hamlet, dem Dänen, die bewußte oder unbewußte Persiflage des deutschen Volkes zu erkennen glaubte. Beide seien von der Natur mit glänzenden Gaben des Körpers und der Seele ausgestattet, beide Meister im Denken und Philosophiren, im kritischen Beurteilen der Dinge und Menschen, wie im ästhetischen Genießen des Schönen, aber beiden lähme der reflektirende Zug ihres Wesens, vermöge dessen ihnen stets ebensoviel Gründe gegen eine Sache wie für die Sache zu sprechen schienen, jede Fähigkeit zum Handeln und lasse sie hinter andern, weniger begabten, aber nicht so von des Gedankens Blässe angekränkelten Naturen zurückbleiben.

Das deutsche Volk soll nun diesem seinem angebornen Charakter seit einiger Zeit in merkwürdiger Weise untreu geworden sein. Durch eine Reihe glänzender Siege und kühne, selbst auf fremde Weltteile seine Herrschaft ausdehnende Unternehmungen soll es bewiesen haben, daß es nicht nur zu denken, sondern auch zu handeln verstehe. Besonders im Auslande wird man nicht müde, über

die Veränderung zu staunen, die aus der ästhetisirenden Nation Schillers und Goethes, der philosophirenden Kants und Hegels ein Volk von matter of fact men gemacht habe. Tiefer blickende Beobachter sehen aber, daß seine Charaktereigenschaften im wesentlichen dieselben geblieben sind. Sind doch selbst die großen Ruhmesthaten der letzten Jahrzehnte, wie es die Vorgeschichte der drei großen Kriege und die Anfänge deutscher Kolonialpolitik deutlich erweisen, recht eigentlich im Kampfe mit jenen Charaktereigenschaften dank der unbeugsamen Energie einzelner entschlosseneren Naturen zustande gekommen.

Ähnlich wie dem deutschen Volke ist es auch dem Dänenprinzen ergangen. Auch ihn hat man in der letzten Zeit von dem Vorwurfe des Zauderns und der Unentschlossenheit angesichts einer ihm unlösbar erscheinenden Aufgabe, der seit Goethes Tagen auf ihm lastete, zu befreien gesucht. Weil er einige male, wo ihm das Messer an der Kehle sitzt, wirklich zuschlägt, meinte man, sein Nichtzuschlagen bei andrer Gelegenheit nicht auf eine angeborne, von ihm selbst klar erkannte Schwäche seines Charakters als vielmehr auf einen wohlüberlegten Plan zurückführen zu müssen. Nicht darauf habe es ihm ankommen können, einfach an dem Mörder seines Vaters die Rache zu vollziehen, sondern er habe diese in einer Weise vollziehen müssen, daß dadurch zugleich die Schuld des Mörders allen Augen offenbar wurde. Weil für ihn die Tötung des Königs ohne dessen Überführung von keinem Werte gewesen sei, die Überführung aber sich schwer oder gar nicht habe erreichen lassen, so habe er notgedrungen auf jedes Handeln bis zu dem Eintreten einer günstigern Gelegenheit verzichten müssen.

Diese sogenannte Detektivtheorie, die zuerst von Klein, dem geistvollen Verfasser der Geschichte des Dramas, aufgestellt, dann in glänzender Weise von Werder weiter entwickelt und noch kürzlich in den Preußischen Jahrbüchern von einem Juristen, dem sie ja von Haus aus sympathisch sein muß, verteidigt worden ist, hat auf den ersten Anblick etwas ungemein blendendes. Nur schade, daß sich bei Shakespeare selber kein Wort findet, das auf eine derartige Anschauung seines Helden deutete, ja daß ihr dieser nicht einmal bei solchen Gelegenheiten Ausdruck giebt, wo die Zuschauer ohne das in vollständiger Unklarheit über den angeblichen Kernpunkt des Dramas bleiben müssen. So ist Hamlet nach der Aufführung des Schauspiels, die ihm selber über die Schuld des Oheims keinen Zweifel mehr läßt, in der Lage, den König, den er hinterrücks beim Beten überrascht, ohne weiteres niederzustoßen. Er thut es aber nicht, und zwar, wie die Vertreter jener Theorie meinen, weil dies nur eine Rache, nicht eine Bestrafung sein, weil die Überführung des Schuldigen dadurch unmöglich gemacht werden würde. Wenn irgendwo, so mußte doch an dieser Stelle die Überführungstheorie dem Helden auf die Zunge treten, um das Nichtzuschlagen vor sich selber und den Zuschauern zu rechtfertigen. Wie heißt es aber statt dessen?

Und so bin ich gerächt? Das hieß, ein Bube
Ermordet meinen Vater, und dafür
Send ich, sein einzger Sohn, denselben Buben
Gen Himmel.
Ei, das wär Sold und Löhnung, Rache nicht.
Er überfiel in Wüstheit meinen Vater,
Voll Speis, in seiner Sünden Maienblüte.
Wie seine Rechnung steht, weiß nur der Himmel,
Allein nach unsrer Denkart und Vermutung
Ergehts ihm schlimm; und bin ich denn gerächt,
Wenn ich in seiner Heiligung ihn fasse,
Bereitet und geschickt zum Übergang?

Also nicht der Gedanke, daß er dem Volke auf diese Weise als ein Mörder, nicht als ein Rächer erscheinen könnte, hält seinen schon aufgehobenen Arm zurück, sondern die Furcht, daß er den Bösewicht auf diese Weise gerades Weges in den Himmel befördern könnte. Diese Furcht könnte im Munde eines Philosophen wie Hamlet den Eindruck einer Ausrede machen, aber sie ist doch im Grunde dem Charakter eines Mannes nicht so unangemessen, der an die leibhaftige Wiederkehr Abgeschiedener glaubt und glauben muß. Und wann will er die jetzt unterlassene That sonst ausführen? Etwa nach einem erzwungenen Geständnis des Königs? Nein:

Wenn er berauscht ist, schlafend, in der Wut,
In seines Betts blutschänderischen Freuden,
Beim Doppeln, Fluchen oder anderm Thun,
Das keine Spur des Heiles in sich hat,

also bei lauter Gelegenheiten, wo von einer Überführung gar keine Rede sein kann.

Wie denkt man sich überhaupt eine solche Überführung? Der einzige Zeuge der That ist der König selbst, sogar die Königin scheint nicht drum zu wissen. Nur durch ein Geständnis des Königs also wäre eine solche Überführung möglich, und dieses Geständnis könnte ihm, selbst wenn man auf ein Wunder hoffen wollte, doch nur in einem Augenblicke des Schreckens und der Verwirrung entrissen werden. Etwas derartiges scheint auch Hamlet durch die Vorführung des Schauspiels mit zu bezwecken:

Ich hab gehört, daß schuldige Geschöpfe,
Bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst
Der Bühne so getroffen worden sind
Im innersten Gemüt, daß sie sogleich
Zu ihren Missethaten sich bekannt,

obgleich es ihm, wie die folgenden Worte zeigen, zunächst nur um die eigne Überzeugung, nicht um die der andern zu thun ist. Durch das, was nun wirklich eintrifft, das Erschrecken und den plötzlichen Aufbruch des Königs,

wird nun aber die Überführung keineswegs vollständig. Es wäre denkbar, daß sie es würde, wenn Hamlet, die Verwirrung des Schuldigen benutzend, ihn geradezu des Mordes anklagte. Dies wäre ein vielleicht sehr gefährlicher, aber immerhin der einzig aussichtsvolle Weg, jene Überführung, auf die ihm angeblich alles ankommt, zu bewirken. Jedenfalls wird eine andre, gleich günstige Gelegenheit so bald nicht wieder kommen, und Hamlet müßte sich daher entweder doch zur Tötung ohne Überführung entschließen oder auf jedes Handeln überhaupt verzichten, wodurch er freilich der ihm gewordenen Aufgabe noch weniger als auf die erstere Art gerecht werden würde. Gegen einen schuldigen König, der im Besitze der Macht und daher aller Rechenschaft entrückt ist, kann man eben nicht alle möglichen juristischen Förmlichkeiten zur Anwendung bringen, er muß es sich schon gefallen lassen, wenn das Verfahren gegen ihn einen etwas tumultuarischen Anstrich trägt.

Wie reimen sich aber vollends mit der Überführungstheorie jene Selbstvorwürfe, mit denen sich Hamlet bei den verschiedensten Gelegenheiten wegen seines Nichthandelns überschüttet? Hierin nur eine ungerechte Beurteilung seiner selbst zu sehen, die aus der begreiflichen Ungeduld des zur Unthätigkeit verurteilten und aus unzureichender, psychologischer Selbsterkenntnis entspringe, das vermögen nur die, die Hamlet besser zu kennen meinen, als er sich selbst kennt und als ihn der Dichter kennt, der mit keinem Worte den Zuschauer darauf hinweist, daß hier sein Held sich selber unrecht thue. Wenn Hamlet seinem eignen Zaudern den Schauspieler gegenüberstellt, der um nichts, um fremden Unglücks willen seinem Antlitz und seiner Körperhaltung den Ausdruck wildester Leidenschaft zu verleihen weiß, wenn ihn der Anblick der Krieger des Fortinbras, die „für 'ne Grille, ein Phantom des Ruhms zum Grabe gehn wie ins Bett," ein brennender Vorwurf ist, wie kommt es denn, daß er sein Gewissen nicht mit jener ihm so freundlich untergelegten Überführungstheorie beschwichtigt? „Von Stund an trachtet nach Blut, Gedanken, oder seid verachtet," ruft er bei dieser Gelegenheit aus, und diese Selbstanspornung beweist, daß er sie für nötig hält. Wenn er von Unternehmungen redet, die „von des Gedankens Blässe angekränkelt" seien, oder von einem „bangen Zweifel, welcher zu genau bedenkt den Ausgang," einem Gedanken, „der, zerlegt man ihn, ein viertel Weisheit nur und stets drei viertel Feigheit hat," was könnte er dabei anders im Auge haben, als sein eignes Verhalten, und wie könnte er von diesem Verhalten so herabsetzende Ausdrücke gebrauchen, wenn er es durch so vortreffliche Gründe, wie sie seine Verteidiger ihm an die Hand geben, entschuldigt wüßte? Es ist nicht anders, seine Aufgabe liegt klar vor ihm, aber die Schwere dessen, was ihm zu thun bleibt, die Zweifelhaftigkeit des Ausgangs erschreckt ihn. Er spricht selbst einmal von einer Art „schlimmer Ahndung, die vielleicht ein Weib ängstigen würde." Und wenn wir die Schwere seiner Aufgabe bedenken, dürfen wir

ihm diese Zaghaftigkeit nicht einmal übelnehmen. Es ist wahrhaftig nichts kleines, einen König von so argwöhnischer Gemütsart in der Mitte seiner knechtischen Umgebung zur Rechenschaft zu ziehen, besonders wenn er gegen diesen fast keinen Schritt thun kann, ohne die eigne Mutter, die er trotz alledem zärtlich liebt, und die zu schonen er vom Vater ausdrücklich angewiesen wird, mitzuverletzen und ihre Schande an den Tag zu bringen. Und wäre er noch ein thatkräftiger Reformator, den ein heiliger Zorn triebe, das Schlechte, das ihm auf seinem Wege begegnet, mit Stumpf und Stiel auszurotten! Wohl hat er ein scharfes Auge für die Schlechtigkeit der Menschen — freilich nicht aus Schadenfreude oder einem gewissen Genugthuungsgefühl, wie man ihm neuerdings hat andichten wollen —, aber ihr Anblick, anstatt ihn zum Handeln anzuspornen, erfüllt seinen für alles Schöne und Edle empfänglichen Sinn mit Ekel und lähmendem Widerwillen. Er betrachtet die ihm aufgedrungene Reformatorrolle geradezu als ein Unglück:

> Schmach und Gram,
> Daß ich zur Welt sie einzurichten kam!

Es ist nicht anders, allen übergeistreichen, modernen und modernsten Theorien zum Trotz wird man sich zur Aufhellung dieses „psychologischen Rätsels" mit Goethes Erklärung begnügen müssen: Hamlet geht unter einer Last zu Grunde, die er weder tragen noch abwerfen kann; es ist hier eine große That auf eine Seele gelegt, die dieser That nicht gewachsen ist.

# Rokokostudien

## 4. Artig und galant

Eine Wochenschrift aus dem Jahre 1725 kündigt einmal scherzhaft ein Dictionnaire des mots favorits an, „woraus eine neue Sprache kann gemacht werden." Es soll damit die gezierte und mit albernen Modewörtern stetig aufgefrischte Sprache der Stutzer verspottet werden, wie sie sich auch damals in der Gesellschaft wohlgefällig breit machte. Die sprachbildnerische Kraft, die hier freiesten Spielraum fand, ist bekanntlich bis in unsre Tage lebendig geblieben und bereichert, getragen durch die Macht des Quia absurdum, noch immer den Wortschatz mit herrlichen Schöpfungen. Wem es Bedürfnis ist, des Lebens

Unverstand mit Wehmut zu genießen, der kann, wenn er den lustigen Seitensprüngen und Verirrungen des Sprachgeistes bis in das Zeitalter des fin de siècle folgt, seine Rechnung finden. Es werden sich stattliche Beiträge zu einem Dictionnaire des mots favorits aufdrängen. Ganz undankbar erscheint die Aufgabe nicht. Eine Art von Methode wird sich auch in dem Wahnsinn erweisen lassen. Ob freilich die gewonnene Einsicht auch zu der aufgewendeten Mühe im rechten Verhältnisse stehen wird, ist zweifelhaft. Enthebt man aber die Betrachtung der engen Sphäre und dehnt den Begriff auf die Lieblings- und Schlagwörter ganzer Perioden und hervorragender Menschen aus, so gewinnt man sofort ein weites Gesichtsfeld. Wer die Lieblingswörter einer Zeit kennt und deutet, der kennt auch ihre Ideale, ihr Denken und Fühlen, ihr Hoffen und Sehnen.

Zwei solcher Begriffe, die für lange Zeit den bis zum Überdruß gebrauchten Ausdruck der letzten Ziele geselliger und ästhetischer Kultur gebildet haben, sind die Wörter artig und galant. Unter ihrem Zeichen steht die Zeit des Rokoko, dessen Wesenseigenheiten gerade in ihnen die beste Sprachprägung gefunden haben.

Die Geschichte des Wortes galant, das in geschwächter und verblaßter Bedeutung heute gewiß keine Zierde unsrer Sprache mehr bildet, hat in Rudolf Hildebrand einen Darsteller gefunden, der der Entwicklung des Begriffes in allen seinen Schattirungen aufs sorgfältigste nachgegangen ist. Der Artikel Galant in Grimms Wörterbuche ist eine wahre Fundgrube sprachlicher und kulturgeschichtlicher Belehrung. Das Wort drang ungefähr seit 1670 in unsre Sprache ein und wurde dem verwelschten Geschlechte dieser Zeit rasch unentbehrlich.

Der arge Mißbrauch, der bald mit dem Modeworte getrieben wurde, erregte die Entrüstung ernster Gemüter und rief lauten Widerspruch hervor. Im Jahre 1687 erschien in deutscher Sprache zum Entsetzen der in ihren heiligsten Gefühlen beleidigten Gelehrtenzunft ein Anschlag am schwarzen Brett der Leipziger Universität: „Christian Thomas eröffnet der studierenden Jugend zu Leipzig in einem Discours, welcher Gestalt man denen Frantzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle? ein Collegium über des Gratians Grund-Reguln, vernünftig, klug und artig zu leben.“ Der kühne Neuerer erkennt das Übergewicht und die bildende Kraft des französischen Geistes willig an und meint nur, daß man in der Nachahmung „das rechte Pflöckchen“ noch nicht getroffen habe. Als ihm bei seinen Ausführungen das Wort galant in die Feder kommt, unterbricht er sich selbst mit der Fage: „Aber ad propos was ist galant und ein galanter Mensch? Dieses dürfte uns in Wahrheit mehr zu thun machen, als alles vorige, zumahlen da dieses Wort bey uns Teutschen so gemein und so sehr gemißbraucht worden, daß es von Hund und Katzen, von Pantoffeln, von Tisch und Bänken, von Feder und Tinten, und

ich weiß endlich nicht, ob nicht auch von Äpfeln und Birnen zum öfteren gesagt wird."

Wie wenig aber sein Spott gegen die Herrschaft des Wortes auszurichten vermochte, zeigt die gleiche Klage, die siebenunddreißig Jahre später Gottsched gegen den Eindringling erhebt. Dem rüstigen Sprachreiniger war das von aller Welt gebrauchte galant ein Dorn im Auge. „Es hat — so schreibt er in seinen »Vernünftigen Tadlerinnen« — unsern heutigen Sprachmischern so wohl angestanden, daß sie es zu einem rechten Scherwenzel gemachet, der überall gelten muß. Man hört unter uns nicht nur von galanten Mannspersonen und galantem Frauenzimmer, sondern von galanten Hunden, Pferden, Katzen und Affen. Ein galantes Paar Stiefeln ist unsern jungen Herren nichts Neues. In der Küche und Wirtschaft höret man oft von einem galanten Ragout, Fricassee, Hammel- und Kälberbraten. Ja ich weiß mich zu entsinnen, daß ein gewisses Frauenzimmer einmal erzählte, wie sie ihrem Manne letzlich einen galanten westphälischen Schinken vorgesetzet hätte. Mit einem Worte, der Mißbrauch dieses Wortes ist so groß, daß alles, was man sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen und empfinden kann, galant, überaus galant und vollkommen galant heißen muß." Natürlich fühlte der entrüstete Schreiber die Verpflichtung, für das angegriffene Fremdwort einen geeigneten Ersatz aus dem heimischen Reichtum vorzuschlagen. Er glaubte nichts besseres an seine Stelle setzen zu können als artig. „Das Wort artig — so begründet er seine Ansicht — hat auch wirklich unter uns eine so weitläufige Bedeutung, daß es mit dem französischen, wo nicht ganz und gar, doch unter allen andern am meisten übereinstimmt und also gar wohl an seiner Stelle gebraucht werden kann."

Die Verdrängung des Wortes galant konnte Gottsched freilich nicht gelingen, so lange das Vorbild fremder Kultur, der Zauber von Paris noch herrschte. Wohl aber gewinnt das Wort artig neben galant seinen eignen Wert; es stellt sich gleichberechtigt daneben, übernimmt auch die Stellvertretung, ja beide verbinden sich oft zu einem Ganzen, und in ihrer Verbindung stellen sie recht eigentlich die Elemente dar, die sich in der Kultur der Zeit vereinigen. Das Artige bringt als Mitgift die natürliche Anlage, die heimische Gefälligkeit, das Galante den Glanz und die Feinheit fremder Bildung. Erst hat galant den vollern Klang; im Laufe der Zeit — auch ein Zeichen des allmählichen Kulturwandels — gewinnt der Begriff artig reichern Gehalt, der Ausdruck galant verwelkt, wird immer nichtiger und bedeutungsloser. Man denke an den Gebrauch des Wortes artig bei Goethe. Welche Fülle birgt es hier! Es gehört zu den Lieblingen des Dichters (wie bedeutend, gelassen, löblich, heiter u. a.).

Die Grenzen beider Begriffe wurden meist nur unklar empfunden, gerade ihre Verschwommenheit machte sie zu bequemen Münzen, mit denen man in

der Unterhaltung bezahlte und bezahlt wurde. In einer wunderbaren Gesellschaft läßt Gellert einmal die Worte erscheinen. „Ist nicht meine Frau, ruft ein Ehemann aus, die artigste, die liebreichste, die klügste, die wirtschaftlichste, die galanteste, die frömmste Frau von der Welt?“ Es soll hier die sinnlose Anwendung der Modewörter anschaulich gemacht werden. In vielen Fällen bot die Wahl des einen oder des andern Wortes den stilistischen Vorteil, mit dem Ausdrucke wechseln zu können. Eine feine Empfindung für den Unterschied von artig und galant zeigt der Verfasser einer Abhandlung: „Pflichten der Mannspersonen gegen das Frauenzimmer.“ Da heißt es: „Wenn ich mit Fikchen tändele, so habe ich dabey öfters ernsthaftere und nützlichere Betrachtungen gehabt als ein junger Herr, wenn er mit seiner Schönen die galantesten (artigsten würde doch nicht galant genug klingen) Unterredungen gehalten.“

Das vollste Genügen bot die Verschmelzung beider Ausdrücke, da sich bei dieser deutsch-französischen Amalgamirung das Nachdenken über ihre Bedeutungsverschiedenheit ganz überflüssig machte und nur dunkel ihre Ergänzungsfähigkeit empfunden wurde.

Dermaßen müßt ihr nun euch neigen, schmiegen, bücken
Und eure Falten stets nach andrer Willen rücken,
Damit euch jedermann galant und artig heißt!

ruft Philander von der Linde den Jünglingen zu, die die Blüte geselliger Bildung zur Erscheinung bringen wollen. „Das wäre vortrefflich — sagt Herr Damon in Gellerts Lustspiel »Das Los in der Lotterie« —, wenn Sie meine Jungfer Muhme recht verliebt machen könnten. Ihnen traue ich alles zu; denn Sie sind artig und galant.“ Auch bei Goethe erscheint das Zwiegespann. Wilhelm Meister (Buch 3, Kap. 10) wird aufgegeben, „er solle seine Ehemannsrolle so gut und so lange als möglich spielen; wenn er sich aber endlich entdecken müßte, so solle er hübsch artig und galant sein.“

Während sich aber die große Menge die Wörter als den glücklichen Ausdruck mehr instinktiv empfundener, als zu deutlicher Vorstellung gebrachter Ideale für den bequemen Gebrauch nutzbar machte, suchten sich einzelne Rechenschaft über die Bedeutung zu geben, den Gehalt der Wörter zu prüfen. Thomasius sucht in seiner erwähnten Abhandlung eine Wertbestimmung des Ausdruckes galant zu geben, die ihm die beste und vornehmste Seite abgewinnt. Er hält es für schwer, den Begriff ganz scharf zu fassen. „Ich halte meines Bedünkens davor — führt er aus —, daß es etwas gemischtes sey, so aus dem je ne scay quoi, aus der guten Art etwas zu thuen und der manier zu leben, so am Hofe gebräuchlich ist, aus Verstand und Gelehrsamkeit, einem guten judicio, Höflichkeit und Freudigkeit zusammengesetzt werde, und deme aller Zwang, affectation und unanständige Plumpheit zuwider sey.“ Er stellte

seinen Landsleuten ein Bildungsideal auf, das an den deutschen Charakter starke Anforderungen stellte, da es die Vereinigung innerer Gediegenheit und äußerer weltmännischer Gewandtheit verlangte. Der Galanthomme sollte der gesellschaftliche Idealmensch sein,

Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster.

Diese hochgesteckten Ziele des Thomasius, der den besten Gehalt des französischen Geistes mit dem deutschen Wesen zur erhöhten Einheit verschmelzen wollte, spotteten der Verwirklichung. Die Mischungselemente waren zunächst zu ungleich, das Übergewicht der französischen Form war zu mächtig. So wurde bei dem neuen Bildungsbau sehr bald die Fassade die Hauptsache, der Ausbau des Innern wurde weniger betont. Galant zu sein und überall dafür zu gelten wurde ebenso allgemeines Bedürfnis, als heute „gebildet“ zu sein. Derselbe Mißbrauch, der mit diesem Losungswort unsrer Zeit getrieben wird, heftete sich an das Wort galant. Bis in die untersten Schichten drang sein verklärender Schimmer. „Es ist wahr, wer galant reden kann, ist doch allenthalben beliebt,“ äußerte in Picanders Lustspiel „Der Säufer“ ein Diener mit sehnsüchtigem Blick in ein ihm verschlossenes Paradies. Es ist der schillernde Schein, die gefällige Außenseite, der Reiz des für deutsche Gemüter immer mächtigen Fremden, denen man bei diesem Bildungseifer nachjagte.

Gerade das, was Thomasius zu gegenseitiger Durchdringung vereinigen wollte, der innere Gehalt und die äußere Form, trennte sich oft feindlich. Die schwerfällige Gediegenheit deutscher Natur verschärfte sich zur Pedanterie, die Anmut galanter Bildung verbarg oft leichtfertige Hohlheit. Thomasius rühmte es an den französischen Gelehrten, „daß sie bemüht gewesen, die unnötigen Grillen der Schulfüchse auszutilgen und aus dem Lande zu jagen.“ Der Schulfuchs, der Pedant ist der verhaßte Gegensatz des Galanthomme. Vor nichts hatte sich dieser mehr zu hüten, als vor dem Bleigewicht „schulfüchsigen Wesens“ oder der „Schulfüchserei.“

So soll ein Galant'homme auch kein Pedante seyn
Und wie Orbilius stets beim Donato sitzen,

heißt es bei Philander von der Linde. Wie langweilig erschien das Leben des in sein Museum gebannten und unter Folianten vergrabenen Schulfuchses! Wie beklagte man ein zur Lebenslust geschaffenes artiges Weibchen, das neben einem solchen gelehrten Murmeltier sein Dasein vertrauern mußte!

Ach wie hat ein armes Weib
So gar schlechten Zeitvertreib,
Wenn sie einen alten Schulfuchs freyet!

Die größten Feinde galanter Leichtlebigkeit und Beweglichkeit sind nichtige Sorgen, Grübeleien und gelehrte Schrullen, kurz alles das, was die Zeit in

den Lieblingsausdruck „Grillen“ zusammenfaßte. Ihnen erklären die Sänger des Rokoko immer von neuem den Krieg.

> Immer lustig, ohne Grillen,
> Allzeit fröhlich, stets vergnügt!

ist die Losung. Lieber sei man ein schellenlauter Thor, nur nicht grillig und langweilig. „Wer gesellschaftlich und galant sein will — so predigt ein Modeheld in einem Gellertschen Lustspiele —, muß viel reden und von lustigen Sachen, sonst schläft man ein. Man muß durch gute Einfälle, durch artige Scherze, durch Mienen, durch ungezwungene Bewegungen einander beleben und ermuntern. Wenn wir einmal in Gesellschaft sind, so kann man nie zu aufgeweckt seyn.“

In dem Vollbesitz galanter Kultur sah das Geschlecht des Rokoko auf frühere Zeiten und Zustände, die es als überwunden betrachtete, mit stolzem Gefühl zurück und freute sich, „es so herrlich weit gebracht“ zu haben. Es ist oft genug ausgeführt worden, wie wenig sich die glückliche Naivität dieser Zeit durch geschichtliche Betrachtungsweise in ihrem Urteil beirren ließ. Wie das, was sie liebte, für ihr Wesen charakteristisch ist, so nicht minder das, was sie haßte. Von nichts fühlte man sich in den Kreisen der Modebildung so sehr abgestoßen, als von allem, was nach alter deutscher Art schmeckte. Es erschien als das gerade Widerspiel des Artigen und Galanten. Das geschichtliche Verständnis dafür schlummerte völlig.

Am schärfsten richtete sich diese Verachtung gegen die alte deutsche Dichtung, so wenig man auch wirklich davon wußte. Die Entwurzelung des nationalen Sinnes von seinem Mutterboden erhält dadurch ein trauriges Zeugnis. Als Inbegriff der altväterischen Sangesweise galten die Reime von Hans Sachs; er war der Vertreter aller geschmacklosen Altertümlichkeit, von der man sich glücklich losgerissen hatte. Der ehrwürdige Handwerksmeister, der nach der Arbeit mit Pfriemen und Ahle am Feierabend den Reichtum eines beschaulichen Gemütes in schlichte Reime fügte, war diesem zierlichen Geschlecht eine lächerliche Gestalt, in deren Verspottung man seinen Witz spielen lassen konnte. Bekannte doch selbst ein Mann wie Thomasius, daß „den Namen d'un homme de bon goût derjenige verdiene, der mehr von Hofmanns oder Caspars Poesies hält als von Hans Sachsens Reimen oder andern Meistergesängen.“ Ein so seichter Reimer wie Philander von der Linde verspottet einen Poeten,

> Der oft so zierlich schreibt, als ob er mit Hanß Sachsen
> Noch in der alten Zeit verwildert aufgewachsen,
> Der han vor haben braucht und sich noch kaum enthält,
> Daß nicht ein Lobesan aus seiner Feder fällt.

Es war schon ein großes Zugeständnis, wenn sich einer der Wortführer der galanten Dichtung, Menantes (Christian Friedrich Hunold, 1680 bis 1721),

zu der Erklärung herabließ, Hans Sachs habe nicht selten „eine solche Emphasin in seinen Reimen, welche uns verwundernd machen kann."

Natürlich stand die eigne Dichtung der Zeit ganz unter dem Banne des Artigen und Galanten, „indem doch die Poesie — wie sich ein Kunsttheoretiker ausdrückt, nichts anderes als eine galante Art der Eloquentz ist." In witzigen Einfällen des Lebens kleine Zierden zu besingen, ein tändelndes Spiel mit Empfindungen zu treiben, „frische Lust am unbedeutenden Dasein" (Goethe) zum Ausdruck zu bringen, galt als die Aufgabe des Dichters. Geister von ursprünglicher Kraft, die in ihren Liedern den tiefsten Grund eines von mächtiger Leidenschaft erschütterten Herzens offenbarten, nichts sein wollten als Dichter, blieben unverstandne Erscheinungen. Joh. Christian Günthers leichte Gesänge fanden viele Freunde, die Gedichte aber, in denen die Empfindungen einer von Schuld und Not gequälten Menschenseele in ergreifenden Naturlauten zu uns reden, fanden keinen Wiederhall in den Herzen seiner Zeitgenossen. Was war er denn? Er war ja nur ein Dichter, der unstet und heimatlos umherzog. Hätte er als Arzt seine Praxis gepflegt und dann in seinen Feierstunden den Musen geopfert, so wäre ihm die allgemeine Anerkennung sicher gewesen.

Geschichte, Wissenschaft, Erfahrung, Umgang, Reisen.
Die bilden einen Geist, wie wir an Opitz preisen.
Wie kommts, daß unter ihm der muntre Günther steht?
Weil ihn die Dichtkunst nur und sonsten nichts erhöht.

Das war das Glaubensbekenntnis der Zeit, wie es Kästner einmal in einer Betrachtung „Über einige Pflichten eines Dichters" (1745) ausdrückt. Die ganze artige und galante Dichtung ist ja nichts als Dilettantismus. Der Dilettant aber, mit Goethe zu reden, „haßt das Mächtige, Leidenschaftliche, Starkcharakteristische und stellt nur das Mittlere, Moralische dar." Der Dichter mußte einen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, erst dann konnte er in der artigen und galanten Welt als ebenbürtig auftreten; der Lorbeerkranz des gottbegnadeten Sängers gab ihm noch keinen genügenden Rechtstitel. Benutzte er die ihm verliehene Gabe und nach der allerneuesten Mode ausgebildete Kunst — Wegweiser zu den Höhen des Parnasses gab es ja in Hülle und Fülle —, festliche Tage zu verherrlichen, bei Hochzeiten und Kindtaufen mit witzigen Reimen aufzuwarten, so durfte er auf reichen Beifall rechnen. Die Gelegenheitspoesie auf Grund des Do ut des war die Herrin des Tages. In ganz andrer Weise noch, als es Ed. v. Hartmann von unsrer Zeit behauptet, war der gesellige Verkehr eine „Schmeicheleiversicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit." Die Dichtung oder Massenreimerei trug diesem Bedürfnis ausgiebig Rechnung.

Und wie man sich hochmütig abwendete von der Sprach- und Denkweise der alten Dichtung, so empfand man ebenso lästig die Zeugnisse der frühern

Kunst. In die Verachtung der Gotik faßte sich der leidenschaftliche Haß zusammen, der die artige und galante Welt der Aufklärung von den Schöpfungen des Mittelalters schied. Der Name gotisch ist ja von Haus aus ein Schmähwort, mit dem der italienische Humanismus eine seiner nationalen Empfindlichkeit widerwärtige Kunst zu brandmarken suchte. Lorenzo della Valla ist der Chorführer dieser Gotenhasser gewesen; die Legende der gotischen Barbarei hat auch nach ihm in Italien gläubige Verehrer gefunden. Sie hat sich trotz aller Einsprüche einer besonnenen historischen Kritik — Flavio Biondo trat ihr schon entgegen — widerstandsfähig und unausrottbar gezeigt. Auch in Deutschland, wo die Goten doch auf eine billigere Beurteilung hätten rechnen sollen, fand sie raschen Eingang. Es wurde Mode, alles, was dem geläuterten Empfinden widrig erschien, alles Geschmacklose als gotisch zu bezeichnen. In diesem allgemeinen Sinne erscheint das Wort in dem Sprachgebrauch des achtzehnten Jahrhunderts. So verwendet es noch Lessing. Auch Goethe war in dieser Auffassung aufgewachsen. „Unter die Rubrik Gothisch — so bekennt er in dem begeisterten Hymnus: »Von deutscher Baukunst« — gleich dem Artikel eines Wörterbuches häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der ältern deutschen Baukunst, über die ich auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gesang stimmte: »Ganz von Zierat erdrückt!« und so graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers."

Besonders hatte man — wie auch Goethes Äußerungen zeigen — die Bauwerke der ältern Zeit bei dem Worte gotisch im Sinne, ohne jedoch damit die klare Vorstellung eines bestimmten Baustiles zu verbinden. Diese Abneigung des Rokoko gegen die Bauweise der Vorzeit läßt sich recht wohl erklären. Was wollten die himmelanstrebenden Zeugnisse eines kraftvollen Bürgertums diesem höfischen Geschlechte sagen? Man denke sich die weiten Räume eines Domes erfüllt von einem geschminkten und gepuderten Rokokovölkchen! Welcher Gegensatz!

Man suchte diese durch den innern Widerstreit der Jahrhunderte begründete Voreingenommenheit gegen die Gotik aber auch ästhetisch zu rechtfertigen. In den „Discoursen der Mahlern" werden (II, 22) „die Gebäude der Gothischen Architektur mit der neuen Baukunst, die natürlich ist," verglichen. Wie schon der Eingang vermuten läßt, läuft die kunsttheoretische Erörterung auf eine sehr abfällige Kritik der frühern Zeit und eine Lobpreisung der neuen wahren Bauweise hinaus. „Diese gothischen Secula der

Ungeschicklichkeit hatten die Proportion der Natur verwahrloset und aus der Acht gelassen" — das ist der Kern der Beweisführung. In den seltsamsten Figuren, so wird weiter auseinandergesetzt, stellen sich diese gotischen Schlösser und Tempel dem Beschauer dar. Die Alten scheinen sie „mit Fleisse gebauet zu haben, um durch die unnatürliche Extravagantz, die wir darinnen finden, ein Gelächter zu erwecken. Diese phantastischen Baumeister haben die Schönheit eines Gebäudes in seiner ungemessenen Größe und seinen Zierrathen gesucht." Aber gottlob! die Zeiten der Barbarei und des Ungeschmacks sind vorüber; eine neue Zeit geläuterten Formensinnes ist angebrochen. „Man hat sich seit einem Seculo von der Gothischen Krankheit zu bauen erholet, die wahre Proportion der Natur ist wieder gefunden worden, und zu gleicher Zeit hat die Veränderung der Moden zu bauen aufgehört, die heutigen Gebäude behalten durchgehend die Form der natürlichen Schönheit." Als neues Vorbild wird bald darauf die griechische Kunst ausgerufen.

Was Gothisch ist zu fliehn, was Griechisch ist, zu schätzen

wird die Losung (1742). Es ist bekannt, was es mit dieser Hellenisirung des Geschmackes auf sich hatte, wie unbefangen in diesem Pseudogräcismus der Geist des Jahrhunderts sein Spiel trieb. Auch das nun auf den Schild gehobene Griechentum mußte sich einen starken Beigeschmack des Artigen und Galanten gefallen lassen.

Das Gesellschaftsleben, die Dichtung, die Kunst, sie alle offenbaren also denselben Grundzug. Am freiesten entfaltete sich, begünstigt durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände, das Wesen artig-galanter Kultur in Kursachsen. Es ist ja auch von Semper geradezu als Heimatland des Rokoko in Anspruch genommen worden. Im guten und schlimmen Sinne heißt es das galante Sachsen. La Saxe galante nennt sich die Erzählung der Liebesabenteuer des von den Zeitgenossen als das Ideal höfischer Galanterie bewunderten August des Starken, des großen Virtuosen des Sinnengenusses. Man denke sich unter dem Buche kein in taciteischen Farben gehaltenes Sittenbild. Mit innigem Behagen entrollt der in Einzelheiten wenig zuverlässige Schwätzer Pöllnitz ein Gemälde höfischer Sittenlosigkeit und lüsterner Frivolität. Ihr blendender Schein bestach selbst das Urteil ernstgesinnter Geister und machte sie unempfindlich gegen die sittliche Hohlheit, die sich unter gefälligen Formen so angenehm zu verhüllen wußte.

Gepriesnes Sachsenland, erkenne doch dein Glück
Und sieh die Fastnachtslust mit einem schärfern Blick

sang alles Ernstes der ehrenfeste Gottsched, der eifrige Hüter guter bürgerlicher Sitte. Als „der Sachsen Paradies" erschien Günthers begeisterter Muse Dresden. Während hier in der schwülen Luft eines sittenlosen Hof-

lebens der Geist der Galanterie seine üppigsten Triebe zeitigte und das Wort galant einen übeln Klang erhielt, erscheint in der Bezeichnung „das so gelehrte und galante Obersachsen," wie es im „Hamburger Patrioten" einmal genannt wird, Leipzig als das bewunderte Vorbild. Mit Vorliebe wird es das galante genannt, und in der Regel ist hier das Wort ein epitheton ornans. Ein vielstimmiger Chor von Lobrednern hat den Ruhm der Stadt im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verkündet. Es erhöht den Wert dieser Hymnen, daß meist Fremde, die vorübergehend oder dauernd hier eine Heimstätte fanden, die Stadt in Wort und Lied verherrlichten. Besser, der Hofdichter Friedrichs I. von Preußen, der in Leipzig seine Gattin, „die unvergeßliche Kühleweinin" gefunden hatte, nannte es „das nette und wohlgesittete, die Säug-Amme beydes der Musen und der Gratien," einem gelehrten Bewunderer galt der berühmte Meß- und Handelsplatz auch als bonarum artium et elegantiae mercatura. In diesem Sinne ist auch die Stadt als vornehmste Bildungsstätte Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert das „galante Leipzig." Alle Reize des Ortes umschloß dieser weite Begriff. So wird in Menantes Lehrbuche: „Die allerneueste Art, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" der Preis des galanten Leipzigs als Thema empfohlen und folgende Disposition angegeben: „Leipzig ist ein galanter Ort. Es hat eine lustige Lage, schöne Häuser, wohl-regulirte Gassen, schöne Kirchen, ein wohlbestelltes Rathhaus, eine Welt-berühmte Universität, gelehrte und höfliche Einwohner und, was das Vornehmste, es findet sich hier vor andern Orten schön und complaisant Frauenzimmer."

Gleichen Anteil an dem Ruhmestitel haben die gelehrte Bildung, die Tüchtigkeit und der Reichtum des Handelsstandes, die Feinheit schicklicher äußerer Formen, wie sie sich in der französischen Kolonie darstellte. Auch die akademischen Bürger der Stadt durften sich unter die gelehrten und höflichen Einwohner rechnen. Wie das studentische Wesen durch den Geist der Galanterie veredelt wurde, ist aus Zachariäs „Renommisten" und Goethes „Wahrheit und Dichtung" bekannt. Schon äußerlich hob sich der Leipziger Musensohn vorteilhaft von den Jüngern andrer Universitäten ab. „Eine lange Stoßklinge und ein gelbes Gefäß mit einem großen runden Stichblatte, so läßt sich ein Kenner vernehmen, sind ein untrügliches Merkmal eines Hallensers. Ein schwarzes eisernes Gefäß ist das Kennzeichen eines Jenensers. Eine breite Klinge ist wittenbergisch. Und ein kleiner Galanteriedegen ist das Kennzeichen eines Leipzigers." Die Klopffechter und Raufbolde sahen freilich mit verächtlichem Lächeln herab „wenn etwa ein artiger Leipziger mit dem Hut in dem Arm und mit einem Affektationsbändchen an seinem kleinen Gewehrchen über den Markt geht."

Den besten Trumpf hat sich Menantes für den Schluß aufbewahrt: den schönsten Ruhm Leipzigs bilden die Frauen. Die kursächsischen Schönen

überhaupt standen in dem Rufe der Galanterie,*) unter ihnen aber sind die Leipzigerinnen alle Zeit am meisten verherrlicht worden. Sie waren die Vertreterinnen der bürgerlichen Galanterie, die Zierden der vielgerühmten Leipziger Geselligkeit, das Orakel des guten Geschmacks für weite Kreise.

Seinen reichsten und besten Inhalt hat das Wesen artiger und galanter Bildung in der Welt des bessern Bürgertums gewonnen, in der „Breite der Mittelklassen," wie Goethe sich ausdrückt. Aber so anmutig und gefällig sich auch in vielen kleinen Zügen das Leben darstellte, es mußte das Gepräge der Beschränktheit und Einförmigkeit tragen. Die Vielgestaltigkeit menschlichen Strebens und Empfindens, die in der Tiefe nach Befreiung rang, verbarg sich hinter der glatten Oberfläche des Daseins. Die Stunde kam, wo unter schmerzlichen Wehen ein neuer Geist die Fesseln zerbrach und aus der Enge hinaustrat in eine für den trunknen Blick zunächst unabsehbare Weite. Schrankenloser Individualismus, das Gefühl „der jüngsten, reinsten Menschheit" forderten mit prometheischem Trotze ihre Rechte. „O Schicksal, o Menschheit" ruft Werther — welche Fülle von Keimen trieb dieses Wort in der schwellenden Kraft des neuen Geisteslenzes, nachdem es lange in der Sprache wie erstorben geruht hatte. Alles, was die Zeit in ihren Tiefen erregte, in Freud und Leid erbeben machte, „das tiefe schmerzenvolle Glück" drängte sich in dieses Wort.

Diu menscheit muoz verderben,
suln wir den lôn erwerben —

so ertönt der weltflüchtige Geist mittelalterlicher Askese in Walthers Kreuzzugslied. Dieses Demutsgewand hatte das Wort ganz abgestreift.

Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen,

das war das hohe Ziel, das sich im Überschwang des Kraftgefühls das neue Geschlecht setzte. Es war die Absage an das Bildungsideal des Rokoko.

*) In dem Buche La Saxe galante heißt es von dem sächsischen Minister Hoym: Le ministre cherchoit depuis longtemps une femme: il ne vouloit point de Saxonne, quoiqu'il fût Saxon; il disait qu'elles étoient trop galantes et trop depensières. Der vorsichtige Mann heiratete eine Auswärtige — die spätere Maitresse Augusts des Starken, die Gräfin Cosel.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Junge Blüten der Wissenschaft. Zu den Sprachdummheiten, die die Grenzboten so wacker verfolgen, möchten wir heute ein paar Stilmanieren vorlegen. Bei den Neuigkeiten des Büchermarktes sieht man sich doch zunächst die Vorrede an, um zu erfahren, was der Verfasser will, dann, wenn man Beziehungen findet, das weitere. Da sind uns nun in letzter Zeit besonders die Arbeiten der jungen Historiker durch die Verschrobenheit ihrer Ausdrucksweise aufgefallen, die in der Vorrede die schönsten Blüten treibt. Imperfekt statt Perfekt, Perfekt statt Präsens, das abgehetzte Wort „That": „Nathansons Werk ist kein Buch, sondern eine That" (natürlich handelt sichs um eine Dissertation über irgend eine gleichgiltige Quelle), zahllose Französeleien: z. B. „Die Frage . . . ist sehr alt, sehr interessant und sehr schwierig: sie ist prinzipieller Natur," der noch zahlreichern Fremdwörter selber gar nicht zu gedenken; das unvermeidliche „Und" zum Beginn des letzten Satzes der Vorrede: „Eine solche Vorarbeit wünschte ich zu liefern. Und es ist mir ein froher Gedanke, in diesem Sinne auch für die Geschichte der deutschen Gesittung gearbeitet zu haben" (nämlich durch eine Dissertation über die wenig erbaulichen Sitten der italienischen Geistlichkeit vor Gregor VII.!); dann vor allen Dingen überall das Pronomen der ersten Person, Dutzende von malen in jedem Abschnitt, und ebenso übermäßig wie diese Ichs eingestreute persönliche Mitteilungen, „mein Freund" so und so; die ständige aufdringliche Mitbenennung aller Leute mit den Vornamen, auch wenn sie nicht Meyer heißen u. s. w. Was ist nun an alledem schuld? Manches ist ja altsemitisch, wie die Wichtigkeit des Vornamens, anderes neusemitisch, wie die Gallicismen, aber einiges geht merkwürdigerweise auf niemand anders zurück, als auf Ranke („Leopold von Ranke," wie man stets bei ihm sagt). „Ich wage es, ein Deutscher, das Wort über die französische Geschichte zu ergreifen," dies und so manches andre, was der berühmte Historiker in seiner großartigen Schlichtheit einmal schrieb, und was unsereins gewissermaßen von unten mit ansieht, das muß heutzutage für eine gewisse Schule (ob es nicht nur in der Manier, sondern auch thatsächlich eine bestimmte Schule ist, können vielleicht die Historiker von Fach unterscheiden) das Muster hergeben, damit sich in schlechter Nachahmung die Eitelkeit spreizen kann. Daher dieser Familienzug der Vorreden und der Einleitungen, die alle diese Dissertationen und Abhandlungen einander so ähnlich wie eine Zwiebel der andern macht. Ach Gott, von Rankes Geist keine Spur; der Alte war ja außerdem ein so deutscher und tiefreligiöser Mann. Sie nennen ihn nur deshalb so gern, weil ein „von" dabei ist, das wirft doch immer einen gelinden Abglanz zurück.

Soviel über die Manier, nun noch ein Wort über die Dreistigkeit. Da ist z. B. neulich eine Anfängerarbeit über die Handelsartikel, die die Araber aus den Ostseeländern bezogen, in kurzer Frist in zweiter, „gänzlich umgearbeiteter und vielfach vermehrter" Auflage erschienen. Der Himmel mag wissen, weshalb gerade diese, vielleicht haben sie die „Importhäuser" aus Versehen oder Kollegialität gekauft. Jedenfalls giebt die neue Auflage dem Verfasser die Gelegenheit, sich mit den Rezensionen der ersten zu befassen. Er thut das, indem er zunächst eigne Regeln aufstellt, nach denen zu besprechen, d. h. zu loben oder zu — schweigen ist, und dann die Kritiker gruppirt. Er „müßte die Superlative noch häufen,"

um den anerkennenden Besprechungen zu danken. Das „noch" bezieht sich auf die vorhergehende breite Auseinandersetzung seiner Privatbeziehungen zu einem Gelehrten seines Stammes. Denn wer es aus Namen, Stil u. s. w. noch nicht gemerkt haben sollte, daß er es hier mit einem besonders unverfälscht ausgebildeten Exemplar von jungem Israeliten zu thun hat, dem müßte trotz aller Toleranzduselei doch bei den nach allen Richtungen hin an Juden und Judengenossen (u. a. auch an den an den Haaren herbeigezogenen H. Heine) ausgeteilten Komplimenten, aus dem in extenso abgedruckten Brief eines andern Israeliten in ähnlichen Dingen etwas Klarheit kommen. Aus seiner Polemik gegen die drei — nicht feindlichen, aber nicht durchaus lobenden — Kritiken seien nur ein paar Sätze ausgehoben: „Selbstredend" [auch eines von jenen schönen Worten] „bin ich den Arbeiten, die ich als Student verfaßte, jetzt teilweise entwachsen. Natürlich werden Männer, denen das Glück eines jahrelangen Aufenthaltes im Orient" [du liebes Kind, komm, geh mit mir!] „zu teil geworden ist oder solche, die mehr orientalische Texte gelesen haben als ich, oder gar solche, die beide Vorzüge vereinen, auch an meinen jetzigen Ausstellungen zu machen finden! Aber kein L. = Kr. = M. wird es nach menschlicher Berechnung je dazu bringen, über meine Arbeiten ein selbständiges Urteil zu gewinnen ..... Ich sage das ohne Selbstüberhebung, weil es dem wahren Sachverhalt entspricht; alle, die mich kennen, werden mir, wie ich glaube, das Zeugnis ausstellen, daß Unbescheidenheit nicht mein Fehler ist." . . . „Ich möchte jedem Occidentalisten (!), der etwa als Rächer der gefallenen Kämpen wider mich aufzutreten gedenkt, dringend raten, sich vorher über die Elemente arabischer Textkritik von Kundigen belehren zu lassen." — Die drei Namen haben natürlich wir abgekürzt, den einen dieser Gelehrten, Kr., nennt der Verfasser an andrer Stelle einen „Mufti." Hier ist also diesem eingebildeten jungen Manne, der ein bischen Hebräisch und Arabisch versteht und seine Zitate bequemerweise nicht übersetzt, „indem (!) ich nicht beabsichtigte, Eselsbrücken für des Arabischen unkundige Historiker zu schaffen," der populäre Gebrauch jenes Wortes bei den unwissenden Occidentalen doch gut genug, um einen bejahrten und hochverdienten Gelehrten zu beschimpfen. Denn er weiß offenbar sehr gut, wer Kr. sonst, auch daß er der Direktor einer großen Lehranstalt ist. Heißt es doch nur so erklärlich auf S. 74: „Er [Kr.] hat sich wahrscheinlich durch die Nahmen Baḥr al-abjaḍ und Baḥr al-azraq irre leiten lassen, was allerdings eine bedauerliche Ignoranz zur Voraussetzung haben würde. Möge er sich von einem Gymnasiasten über seinen Irrtum aufklären lassen." Nun, junger Mann, so weit sind wir jetzt noch nicht, daß das Semitische in diesem Sinne Lehrgegenstand der deutschen Schulen wäre. Möglicherweise kommen wir noch einmal dahin. Aber wenn der gute Gott der Deutschen fortfährt, „Mitbürger" wie dich heranwachsen zu lassen, und das wird wohl geschehen, dann, hoffen wir, wird es uns vielleicht doch erspart bleiben!

Meister Manole. Wie ein Mensch bei lebendigem Leibe auf offner Bühne eingemauert wird, dieses entsetzlichste aller Schauspiele zu dichten war der königlichen Dichterin Carmen Sylva vorbehalten, deren Trauerspiel Meister Manole in einer feierlichen „Matinee" von den Hofburgschauspielern im Wiener Hofoperntheater kürzlich aufgeführt wurde. Nichts gleicht der gräßlichen Wirkung dieses Stückes von zarter Frauenhand, die nach dem Lorbeer des Tragikers strebt; hier geht die tragische Erschütterung schlechthin in Menschenquälerei über.

Dem Werke liegt eine alte rumänische Sage zu Grunde, die ein viel verbreitetes Motiv wiederholt. Die großen Baukünstler des Mittelalters wurden so angestaunt,

daß man sie nur als Verbündete des Teufels begreifen konnte, und der Teufel mußte sein Opfer haben, wenn das Bauwerk bestehen sollte. Im französischen Süden lebt die Sage von der schlauen Überlistung des Teufels nach Vollendung einer großen Strombrücke. Ihm sollte das erste lebendige Wesen gehören, das sie überschritte. Da ließen die klugen Provençalen ein Häslein über die Brücke laufen, der Pakt war erfüllt und der Satanas um die Christenseele betrogen, um die es ihm zu thun war. Slawisch entsetzlicher ist die Sage vom Meister Manole. Er schuf eine Kirche von solchem Glanz und solcher Schönheit, daß das Volk auch hier den Teufel im Bunde glaubte, und zwar hieß es, Manole hätte in die Grundmauern der Kirche, weil sie wankten, sein eignes schönes junges Weib eingemauert: dann erst hätten die Mauern still gestanden.

Keinem Dramatiker ist es bisher eingefallen, dieses entsetzliche Motiv zu verwerten. Auch von Carmen Sylva war es kein glücklicher Gedanke, es zu thun, umso mehr, als es ihrer wesentlich lyrischen Anlage an der Kraft zur Führung einer großen tragischen Handlung fehlte. Wenn der Stoff überhaupt tragisch brauchbar sein sollte, so mußte er als die Tragödie des Ehrgeizes erfaßt werden. Der dämonisch verbrecherische Baukünstler müßte von der Leidenschaft der Ruhmsucht besessen erscheinen, um poetisch zu wirken, obwohl es auch dann noch fraglich bliebe, ob nicht die Sage, rationalistisch erklärt und zergliedert, allen poetischen Gehalt verlöre. Immerhin ist die Tragik des künstlerischen Ehrgeizes das einzige menschliche Motiv der Sage. Carmen Sylva hat sie aber anders gefaßt, und wenn sie auch manchen persönlich rührenden Zug hinzugedichtet hat, so ist es ihr doch nicht gelungen, aus ihrem Helden etwas andres als einen einfältigen Trotzkopf zu machen, der sich überlisten läßt und sein Weib in so abscheulicher Weise aufopfert.

Manole ist der redliche Fremdling unter schurkischen Barbaren: die Rumänen hassen den Venetianer (der Renaissancezeit) wegen der Gunst, in der er beim Fürsten steht, wegen seines reinen Charakters, wegen seiner höhern Kultur, wegen seines schönen Weibes. Sie unterschlagen die Gelder, die der Fürst zum Kirchenbau hergiebt, und bringen so das Arbeitervolk gegen ihn auf. Ein teuflischer Grieche Dimitri verhetzt Manole gegen alle und alle gegen Manole, weil dessen Frau Giannetta seine Liebesanträge abgewiesen hat. Ja selbst der Fürst des Landes stellt der schönen Frau nach, und sie wird nur durch das zufällige Dazwischentreten seiner tugendhaften Gattin vor seinen schändlichen Angriffen geschützt. Der Teufel des Stückes, der Grieche Dimitri, bläst nun den Werkführern Manoles den Gedanken ein, einen lebendigen Menschen in die Grundmauern einzumauern, und er auch sorgt dafür, daß dieser Mensch kein andrer als Manoles vielumworbene schöne Gattin sei. Diese Intrigue ist sehr einfältig, sie allein schon raubt der Dichtung den tragischen Charakter. Alles ist nun auf die gräßliche Szene der Einmauerung zugespitzt. Im vierten Akte leistet Manole den Schwur, das erste menschliche Wesen, das um die Mittagsstunde auf den Bauplatz kommen werde, einzumauern; der Donner des Himmels begleitet diesen Schwur. Dann verteilen sich Manole und seine Gehilfen auf den Gerüsten des Baues und harren des Schicksals, das sie beschworen haben. Sie schauen weit in die Ferne. Man sieht ein Weib in weißem Gewande kommen. Das ausgebrochene Gewitter legt der in ihr Unglück eilenden Hindernisse in den Weg: Bäume fallen um, Ströme stürzen dazwischen — Giannetta läßt sich nicht aufhalten, schlohweiß in ihrem Opferkleide und — ganz trocken trotz des Regens langt sie auf dem Bauplatze an, während sich die Spannung und Erregung des Zuschauers aufs unerträglichste gesteigert hat.

Und sie wird wirklich eingemauert, der eigne Mann, der zuvor herzerweichenden Abschied von ihr genommen und sie zum Eintritt in die dunkle Kellerwölbung verlockt hat, legt Hand ans Werk! Giannetta schreit aus dem dunkeln Loch heraus, wir hören ihre Stimme immer gedämpfter verhallen — wir habens nicht ausgehalten, sondern sind aus dem Saal gegangen.

Der Schlußakt spielt viele Jahre später. Die Kirche steht gleißend in Gold und Marmor da, auf den Stufen, die zu ihr emporführen, sitzt Manole, seelisch zerrüttet, den nahen Wahnsinn in den Augen. Jetzt gäbe er seinen ganzen Ruhm dafür, sein Weib wieder zu besitzen; der schaurige Hilferuf der Eingemauerten tönt ihm in den Ohren und raubt ihm die Ruhe. Da kommen der Fürst und die Fürstin mit ihrem Gefolge und vielem Volk, dem Erbauer der schönen Kirche zu huldigen, und nun spielt sich noch eine richtige Wahnsinnsszene ab. Der Fürst erfährt sonderbarerweise erst jetzt das tolle Verbrechen Manoles, und er verurteilt ihn mit orientalischer Phantasie (der Sage gemäß), auf der Spitze des von ihm selbst erbauten Turmes im glühenden Sonnenschein zu verschmachten. Dieser rechtsprechende Fürst, der zwei Akte zuvor einer Frau Gewalt anthun wollte, nimmt sich seltsam genug aus. Das Verhungern auf der Turmesspitze ist aber dramatisch doch nicht recht brauchbar; so stirbt denn Manole im ausgebrochenen Wahnsinn auf den Stufen der Kirche, während die gute Landesfürstin in dem golddurchwirkten Gewande einer byzantinischen Muttergottes versöhnende Worte über ihm spricht und sich gnadenspendend zu ihm niederbeugt.

Man sieht aus der Handlung allein schon, daß wir es hier nicht mit lebensmöglichen Figuren, nicht mit Menschen, sondern mit Puppen zu thun haben; es ist theatralische, aber nicht dramatische Wirkung erzielt worden. Nur an einigen Stellen spürt man den Hauch der Menschlichkeit und Natürlichkeit, da wo Carmen Sylva ihr eigenstes Gefühl offenbart: in den Reden der Fürstin und in ihrer Besuchsszene bei der Gattin Manoles, wo die kinderlose Landesmutter schwermütig an der Wiege der Frau des Künstlers sitzt und die Fremde um den Besitz ihrer Kinder beneidet. Die ganze Grundlage des Stückes: der Gegensatz zwischen dem Eingewanderten und den Einheimischen, zwischen der reichen Kultur Italiens und der Barbarei der Rumänen ist wohl auch persönlich empfunden, wenn auch die Handlung in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts verlegt ist. Diese Lichtpunkte aber machen das Ganze nicht haltbar, auch nicht die shakespearisirenden Narrenepisoden, und wenn das Stück nun gar den Weg über andre deutsche Bühnen machen sollte, so müßte man das sehr bedauern, denn es würde nur zur Vermehrung jenes Geschmackes am Gräßlichen und Schauerlichen beitragen, der unsre neuesten Dramatiker von dem Schlage eines Richard Voß schon mehr, als gut ist, beherrscht. „Meister Manole" ist trotz seiner blühenden lyrischen Sprache im Grunde doch nichts andres als eine Sensationskomödie, die wohl kaum von den Burgschauspielern gespielt worden wäre, wenn sie nicht Carmen Sylva zur Verfasserin hätte.

Zu den Sprachdummheiten. Der Verfasser der Aufsätze über „allerhand Sprachdummheiten" verlangt (auf Seite 565 des ersten Bandes von 1891), daß in unsrer Sprache eine strengere consecutio temporum herrsche, daß die Zeitform der Gegenwart nach Gegenwart, der Vergangenheit nach Vergangenheit gesetzt werde, also z. B. er sagt, er sei krank, aber er sagte, er wäre krank. Er vertritt dabei folgende Sätze: das Deutsche habe von Haus aus seine feste Zeitfolge gehabt; bei den Leuten aus dem Volke gelte diese noch heute, auch der

niedrigste Mann wende in der Erzählung eines Erlebnisses stets den Konjunktiv der Vergangenheit an; erst die Papiersprache der neuern Zeit habe Verwirrung gestiftet, den Konjunktiv des Präsens auch hinter ein regierendes Tempus der Vergangenheit getragen.

Von diesen Sätzen ist der erste unanfechtbar: das Altdeutsche besitzt allerdings eine festgeregelte Zeitfolge und zwar dieselbe wie das Lateinische. Die übrigen Sätze aber sind nicht richtig. Daß der gemeine Mann in der Erzählung des Erlebten nur den Konjunktiv der Vergangenheit anwende, diese Wahrnehmung ist nur für Nieder- und Mitteldeutschland zutreffend, aber nicht für Oberdeutschland, für die bairisch-österreichischen und alemannischen Mundarten. Hier gilt in der abhängigen Rede nur der Konjunktiv des Präsens, nicht der der Vergangenheit, mag der Hauptsatz sich auf die Gegenwart beziehen oder Vergangnes erzählt werden. Aber auch seine eigne Mundart hat der Verfasser nicht ganz richtig beobachtet. Sie wendet allerdings den Konjunktiv der Vergangenheit an, aber nicht bloß nach einer Form der Vergangenheit, sondern auch nach präsentischem Hauptsatze: er sagte und er sagt, er wäre krank. Also gerade die lebendige Volkssprache hat überall die alte Zeitfolge aufgelöst, im Einklang mit einem Grundgesetze der Sprachentwicklung: daß von zwei ganz oder beinahe gleichwertigen Formen die eine mit der Zeit beseitigt wird. Also wer die alte Zeitfolge beibehalten oder wiederherstellen wollte, gerade der würde im Dienste des papiernen Geistes stehen, nicht wer sich dem Brauche der Mundart anschließt. Unsre Schriftsprache hat sich auf die Seite der süddeutschen Mundarten gestellt: zweifellos überwiegt heute die Sitte, überall den Konjunktiv der Gegenwart zu setzen. Und es ist gar nicht uneben, daß es so gekommen ist: die Anwendung des Konjunktivs der Vergangenheit würde oft genug dem Zweifel Raum geben, ob nicht etwa der Ausdruck einer Bedingung vorliege.

Schon sein Alter sollte den heutigen Brauch vor Verdächtigungen schützen. Einzelne Beispiele des Präsens nach dem Präteritum finden sich nämlich schon im fünfzehnten Jahrhundert, und schon im sechzehnten ist in Fischarts Geschichtsklitterung das Präsens beinahe gerade so gut die Regel, wie etwa in Wielands Don Sylvio von Rosalva.

Noch manches andre von dem, was von unserm Verfasser befehdet wird, ließe sich in ähnlicher Weise in Schutz nehmen. Ich möchte aber statt dessen lieber noch eine kleine Oratio pro domo halten, wenn es die Leitung dieser Blätter gestattet. Aus meinen Darlegungen ergiebt sich, daß der Sammler der Sprachdummheiten die Syntax der Mundarten nicht genug berücksichtigt hat. Man kann ihm das ja nicht so sehr übel nehmen, denn wie viele giebt es überhaupt, die davon etwas wissen? Jahr für Jahr erscheint vielleicht ein Dutzend Arbeiten, die den deutschen Mundarten gewidmet sind. Meist befassen sie sich mit Lauten und Formen, wenn sie es nicht vorziehen, sich auf die Lautlehre, Teil I, die kurzen Vokale, zu beschränken. Es giebt meines Wissens eine einzige Dissertation, die die Syntax einer Mundart zum Vorwurfe genommen hat, eine Untersuchung über die Sprache von Baselstadt, und doch giebt es gerade auf dem Gebiete der Syntax eine Fülle von lehrreichen und anziehenden Erscheinungen. Wie oft wäre es dem Forscher von Wert, die räumliche Ausdehnung einer Eigentümlichkeit zu kennen! Hier wie nirgends in den Kapiteln der Grammatik stehen bisweilen scheinbar unbedeutende Kleinigkeiten im Zusammenhang mit den tiefsten Eigenschaften der Volksseele. Auch der Laie ist imstande, dem Forscher höchst schätzenswertes Material zuzutragen, und ich persönlich wäre für Mitteilungen aus diesem Stoffgebiete außerordentlich dankbar.

Beispielsweise würde ich sehr gern erfahren, bis zu welcher nördlichen Grenzlinie der Gebrauch von wo statt des Pronomen Relativum geht oder die Anwendung des Artikels bei persönlichen Eigennamen (der Karl, der Müller). Wenn man mehr auf dergleichen Dinge achtete, könnte man u. a. auch die Entdeckung machen, daß es Mundarten giebt, die seller, dersell (aus selber, derselbe entstanden) als Demonstrativpronomen verwenden, und man würde vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß das jetzt leidenschaftlich verfolgte derselbe nicht bloß einer Schrulle des papiernen Geistes sein Dasein verdankt.

Gießen — O. Behaghel

Vorbedingung. In Heft 21 ist die herrliche Sprachneuheit Abmangel in ihrem geschwisterlichen Verhältnisse zu Rückantwort, Herabminderung u. dgl. gebührend beleuchtet worden. Erlauben Sie mir — denn das „jetztzeitigere“ gestatten will mir so wenig aus der Feder wie über die Zunge —, daß ich die Aufmerksamkeit ihrer Leser noch auf eine andre „Novität“ derselben Gattung lenke, die sich seit geraumer Zeit lebhafter Nachfrage erfreut. Ich meine die Vorbedingung. Früher glaubte man, daß, wenn etwas die Bedingung von etwas anderm sei, es sich von selbst verstehe, daß es diesem andern vorhergehen müsse. Das scheint sich aber als Irrtum erwiesen zu haben. Vermutlich hat man in neuerer Zeit auch nachträglich eintretende Bedingungen entdeckt, und zur Unterscheidung von diesen hat man dann die Vorbedingung ausgedistelt. Vielleicht bekommen wir nun auch bald die Vorursache und den Vorgrund „bezw.“ die Nachwirkung und die Nachfolge, sowie das Vormittel und den Nachzweck. Denn nur so ist es ja zu erreichen, daß der Leser „mit zwingender Notwendigkeit“ das Richtige denkt.

Es ist doch merkwürdig: seit nichts mehr bewirkt, verursacht oder veranlaßt, sondern alles nur noch bedingt wird, ist die gute alte Bedingung inzwischen zur Vorbedingung aufgerückt. Es wird also wohl nicht mehr lange dauern, so wird sich auch das bedingen zur Vermeidung weiterer noch etwa auszudistelnder Mißverständnisse in ein vorbedingen verwandeln; und es kann sich dann nur noch darum handeln, ob es heißen muß: „ich vorbedinge“ oder „ich bedinge vor.“ Das wäre dann die Preisfrage der Zukunft.

## Litteratur

**Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt von Dr. J. Jastrow. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur**

Daß Bücher, wie diese im Jahre 1885 vom Verein für Deutsche Litteratur gekrönte Preisschrift, nach Verlauf weniger Jahre zum drittenmal gedruckt werden müssen, ist eine erfreuliche Erscheinung. Aber es ist auch notwendig, daß die Deutschen immer wieder daran erinnert werden, aus welchen trostlosen Zuständen unser Volk erlöst werden mußte, eine wie langwierige Arbeit das war, wie viele Köpfe und Hände sich daran beteiligen mußten, wie und durch wen endlich das Ziel erreicht wurde; denn die Gegenwart verrät ein beunruhigend schlechtes Ge-

dächtnis und große Neigung, sich einzubilden, es habe gar nicht anders kommen können, und man schulde den Männern keinen Dank, die uns von der Zerrissenheit „losgerissen" haben, wie Blücher vom Feinde

In Harren und Krieg,
In Kampf und Sieg
Bewußt und groß.

Zugleich geben die neuen Auflagen die Gelegenheit, die auch vom Verfasser getreulich benutzt worden ist, zu verzeichnen, was seither weiter geschehen ist zum Ausbau und zur Befestigung des Reiches, wie durch die soziale Gesetzgebung, den Schutz der Deutschen im Auslande, die Kolonialbestrebungen u. s. w. Möge das Buch in seiner neuen Fassung viele neue und aufmerksame Leser finden!

**Aus meinem Leben.** Mitteilungen von Dr. H. Martensen, Bischof von Seeland. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Zweite Auflage. Berlin, Reuther, 1891

Diese Aufzeichnungen des verstorbenen Dänen H. Martensen reichen bis 1883 und geben auf etwa 380 Seiten die wesentlichen äußern und innern Entwicklungen im Leben des bedeutenden Mannes wieder. Um die vorliegende zweite Auflage hat sich Professor August Dorner in Wittenberg verdient gemacht. Er hätte aber mit dem Ausmerzen dessen, was dem deutschen Leser entbehrlich ist, noch weiter gehen müssen. Denn es ist nicht zu bestreiten, daß, wenn uns ältern der Theologe Martensen durch seine „Dogmatik," die spätere „Ethik" und andre Schriften vollkommen wie ein Deutscher erschien, diese Lebensmitteilungen uns jetzt etwas enttäuschen und in dem vermeintlich Deutschen sehr viel Fremdartiges, beschränkt Dänisches offenbaren. Man sehe nur, wie die dänische Litteratur gefeiert wird, wie die dänischen dynastischen Beziehungen hervortreten, sogar für dänische Kirchengesangbücher und Katechismen, für Grundvigianismus u. s. w. sollen wir uns interessiren. Das ist alles für die Dänen sehr schön, für eine deutsche Ausgabe ist es eine Last, die dem Lebensbilde eines so hervorragenden Mannes nicht zu gute kommt.

Im übrigen gehören die „Mitteilungen" zu dem Anziehendsten, was man lesen kann. Von dänischen Persönlichkeiten abgesehen, werden wir in Beziehung gebracht zu Schleiermacher, Marheineke, Steffens, Schelling, v. Baader, Tieck, Daub, David Strauß, Fr. Baur, Lenau, J. A. Dorner u. a. Von Lenau erhalten wir ein mit besondrer Liebe gezeichnetes Bild. Was den Mittelpunkt der Mitteilungen betrifft, so bekommt man von Martensens Charakter einen bedeutenden Eindruck. Was die spekulativ-theologische Denkweise betrifft, so gehört Martensen zu denen, die in der Bekämpfung der Hegelschen Denkart stecken geblieben sind, ohne zu der kritischen Fortbildung Kants zurückzukehren. Wir sind heute kaum imstande, die damals übliche Ausdrucksweise zu ertragen. Die neuere Zeit ist von der Subjektivität unsrer Erscheinungswelt so vollkommen überzeugt, daß die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung auf ganz andre Weise als damals begründet werden muß. Auf diese neuen Abänderungen des philosophischen Denkens war Martensen nicht mehr eingegangen, und man kann das nicht sonderbar finden. Seine Schriften sind umso sicherer, einen geschlossenen, einheitlichen Charakter darzustellen, wie er die damalige kirchliche Spekulation beherrscht. Und die zahlreichen Schriften, in denen er sich überhaupt dem Systematischen fern halten wollte, werden nie ihren Wert verlieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten

26

# Kaiser Friedrich und Bismarck

Man weiß nicht, was in dem Lebensgange Kaiser Friedrichs tragischer ist, sein erschütterndes Ende oder sein verhängnisvoller Mangel an Verständnis für den größten deutschen Staatsmann, den er — wenigstens als Kronprinz — nach den authentischen Mitteilungen in einem soeben erschienenen Werke in noch stärkerm Maße gehabt hat, als man vielleicht bisher im allgemeinen angenommen hat.

Die Witwe des bekannten Historikers Max Duncker hatte in den Jahren nach seinem Tode nicht nur die überaus zahlreichen Dokumente für das Leben des Verstorbenen gesammelt, sondern auch selbst größere Abschnitte seiner Lebensgeschichte niedergeschrieben. Die Überarbeitung, Vervollständigung und endgiltige Redaktion des Ganzen hat dann R. Haym übernommen. So ist das ausgezeichnete Buch entstanden, das kürzlich unter dem Titel: Das Leben Max Dunckers, erzählt von R. Haym im Verlage von H. Heyfelder (R. Gärtner) in Berlin in schöner Ausstattung erschienen ist.

Das Leben eines Mannes von der wissenschaftlichen Bedeutung Dunckers geht zwar vor allem den Historiker an; da aber bei Duncker der Staatsmann nicht von dem Gelehrten zu trennen war, so muß das Buch, das seinen Lebensgang schildert, jeden Gebildeten aufs lebhafteste interessiren, denn Duncker hat an der gesamten deutschen Bewegung an hervorragender Stelle thätigen Anteil genommen. Vor allem kommt hierbei die Zeit in Betracht, wo er vortragender Rat bei dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm war.

Seinen Parteigenossen an politischer Einsicht weit voran, hatte sich Duncker schon früh von der Notwendigkeit der Armeereorganisation überzeugt, und schon am 18. Dezember 1861 richtete er an den Kronprinzen einen Bericht, worin er die Möglichkeit einer Berufung Bismarcks ins Auge faßt.

Als dann Bismarck wirklich das Ministerium übernommen hatte, faßte Duncker sofort Zutrauen zu ihm. So sagt er in einem Berichte an den Kronprinzen vom 25. November 1862: „Verfolgt das Ministerium einen festen Plan in der innern wie in der auswärtigen Politik, kommt man der nächsten Kammer mit den erforderlichen Zugeständnissen entgegen, so können sich die Dinge zum Guten wenden. ... Im Verein mit Herrn von Bismarck und Herrn von Roon wird Graf Eulenburg zuverlässig auf Maßregeln hinwirken, welche den Konflikt zu lösen geeignet sind, und damit das Komplement zu denjenigen Maßregeln geben, durch welche das Ministerium sich bisher bemüht hat, die Disziplin im Beamtenstande wiederherzustellen und den Ausschreitungen der Presse entgegenzutreten; wenn es hiermit seine Aufgabe, ein Ministerium des Widerstandes zu sein, erfüllt, so wird es darüber nicht vergessen, daß dies nur der kleinere und leichtere Teil seiner Aufgabe ist."

Außerordentlich interessant sind dann die ganz neuen Mitteilungen über die Rolle, die Duncker bei dem Auftreten des Kronprinzen gegen das Ministerium in der Konfliktsperiode spielte. Die Times hatten am 1. Juni 1863 Mitteilungen aus der königlichen Familie gebracht, die auf einer groben Indiskretion beruhten und dem König außerordentlich unangenehm sein mußten. Duncker hob darauf hervor, daß durch solche Streiche guter oder vielmehr böser Freunde das Verhältnis zwischen Vater und Sohn einer neuen Erschütterung ausgesetzt würde. Er hielt nicht zurück mit der Behauptung, daß die genauen Notizen des Timesartikels leider ausreichend bewiesen, daß der Vorgang in des Kronprinzen nächster Umgebung liegen müsse, und stellte demgemäß die Erwägung anheim, ob sich nicht für die Mitteilungen an Vertraute in Zukunft größere Vorsicht empfehlen dürfte. Auf ein längeres in diesem Sinne gehaltenes Schreiben Dunckers erwiderte der Kronprinz am 14. Juli folgendes.

Es will mir fast scheinen, mein bester Duncker, als ob Sie der Meinung sind, daß ich mich im geheimen mit der Fortschrittspartei verbunden habe, und als ob die in die Presse gelangten Mitteilungen über meine Korrespondenz mit Sr. Majestät Ergebnisse jenes Verhältnisses etwa seien.

Ferner scheint mir aus Ihren Briefen hervorzugehen, daß Sie ein Gefühl haben, als ob ich kein Gewicht mehr auf Ihren amtlichen Rat legte.

Über beides bitte ich Sie sich vollständig zu beruhigen. Was mein Brief von neulich sagte, ist heute genau dasselbe, und durch mein Telegramm sind Sie bereits ersucht worden, mich am Sonnabend hier zu treffen.

Von Publikationen ist nie die Rede gewesen, und sollte es mich amüsiren, zu erfahren, wie die Fortschrittler eine Korrespondenz drucken lassen wollen, die sie nicht besitzen, da Originale und Abschriften in meinen Händen sind. Sollten geheime Künste angewendet worden sein, dann freilich ist meine Macht zu Ende, und wäre ich wenig überrascht, wenn man durch eine in gewissen Kreisen nicht ungewohnte Spionage meiner Person sich Bismarckscher Seits in Besitz von Abschriften zu setzen gewußt hätte!! Wir werden es wohl einmal erfahren.

Wenn die Fortschrittspartei mich zu den ihrigen rechnen will und alles daran setzt, so ist hiergegen ebenso wenig zu thun, als ichs verhindern kann, daß Bismarck mich zu den (lies: dem) seinigen zu stempeln eifrig bemüht war.

Meine Ansichten erhellen aus den Danziger Worten; mehr thun oder reden will ich nicht, da ich kein Oppositionsführer sein will.

Sind Waldeck und Konsorten die Fortschrittler, so habe ich keine Gemeinschaft mit diesen. Versteht man aber die Freisinnigen unter jenem Namen, mit denen leider die Altliberalen jetzt nicht zusammengehen, so denke ich nicht daran, jene Fortschrittler als Feinde zu betrachten.

Mich auf unser baldiges Wiedersehen freuend, in alter Zuneigung und altem Vertrauen u. s. w.

In der schleswig-holsteinischen Frage war Duncker einer der wenigen, die zur Politik Bismarcks Vertrauen hatten; ja er riet, das Abgeordnetenhaus möge diese Gelegenheit benutzen, seinen Widerspruch gegen die Militärreorganisation fallen zu lassen und so den innern Frieden herzustellen. Mit beiden Ansichten fand er keine Billigung in den Kreisen, auf die er wirken wollte. Am meisten mag ihn aber wohl folgender Brief des Kronprinzen aus Windsor vom 8. Dezember 1863 in Verwunderung gesetzt haben.

Von Bismarck erwarte ich keinen Ausgang in meinem Sinne; er haßt die Augustenburger und sieht Revolution in dem nationalen Aufschwung Deutschlands. Er will Dänemarck stärken und das Protokoll halten. Hiermit ist alles gesagt. Mithin verdankt ihm Preußen ein abermaliges Zuspät, um endlich seine Stelle an Deutschlands Spitze zu behaupten.... Bei uns in England habe ich inzwischen für meinen lieben Freund, den Herzog Friedrich, Lanzen gebrochen, wacker von meiner Frau unterstützt, die ein selten deutsch warmfühlendes Herz in rührender, erhebender Weise an den Tag legt.

Von höchstem Interesse sind die Mitteilungen über Bismarcks Unterredungen mit Duncker am 19. Mai 1864, die den Zweck hatten, durch ihn auf den Kronprinzen in der Richtung der preußischen Politik zu wirken, wie sie Bismarck gegen den Herzog von Augustenburg eingeschlagen hatte. Duncker that fort und fort sein Möglichstes, um den Erben der Krone von seiner Opposition zurückzubringen, aber alles war vergeblich. Man darf freilich, wenn man gerecht sein will, nicht vergessen, daß der Kronprinz die letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. schweigend hatte durchleben müssen, eine Zeit, wo sich die unfähigste Regierung, die Preußen je gesehen hat, in reaktionären Velleitäten erging, die in widerlichster Weise mit geschmackloser Frömmelei verbrämt waren und ein Strebertum züchteten, das das gesamte Beamtentum zu demoralisiren drohte. Ist doch in jenen Jahren von dem Kultusminister von Raumer die Vertreibung der heidnischen lateinischen Klassiker aus den Gymnasien und ihre Ersetzung durch Anthologien aus den Kirchenvätern ernstlich erwogen worden! Mußten ihn die Erinnerungen an jene Zeit der liberalen Partei in die Arme treiben und Bismarck entfremden,

in dem die fortschrittliche Parteiphrase immer noch allein den märkischen Junker sah, der es in seiner Wissenschaft noch nicht so weit gebracht hatte wie Virchow in der Pathologie — die grandiose Naivität, womit Virchow seinen Stolz auf diesen Vergleich eingestand, wird ihm unvergessen bleiben —, so kam offenbar noch etwas stark Persönliches hinzu, was dem Kronprinzen bei jeder Annäherung Bismarcks hindernd in den Weg trat. So vortreffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens er auch hatte, es fehlte ihm doch jene innere Festigkeit, die es seinem Vater ermöglichte, den Mann des Schicksals ruhig neben sich gewähren, eine dämonische Kraft sich entfalten zu lassen, deren Umfang aus den gewöhnlichen menschlichen Größenverhältnissen herausfiel. Die ewige Antinomie des Genies mit den allgemeinen Gesetzen der Menschlichkeit fand in dem Verhältnis der beiden Männer keine Lösung.

Am 24. Juli 1865 beantwortete der Kronprinz ein ihn beratendes Schreiben Dunckers in folgender Weise:

Wollte man rasch nach unsern vorjährigen Siegen die Angelegenheiten der Herzogtümer ordnen, so konnte man bald mit dem Herzog Friedrich einig werden, vertraulich die Lebensfrage für Preußen mit ihm abmachen und dann seine Kandidatur betreiben. Man wollte aber ihn verderben. So trieben denn die Dinge, bis Österreich sich, nach altem Brauch, einer antipreußischen Unternehmung annahm und uns hier in dem gemeinschaftlich verwalteten Lande überall ein Bein zu stellen suchte. Dies der Segen einer Allianz mit unserm gebornen Widersacher.

Wie unter den gegebenen Verhältnissen, das heißt wie sie heute liegen, und abgesehen von meinen Ihnen bekannten Gründen für Einsetzung Herzog Friedrichs jemals eine Annexion der Elbherzogtümer durch Preußen zugestanden werden könnte, kann ich mir nur im Falle eines von uns siegreich geführten Krieges mit dem Kaiserstaat denken. Denn Kompensationen durch Bezahlung der Kriegskosten seitens Preußens sind wohl eine Unmöglichkeit bei den Dispositionen (lies: der Disposition) des Kaisers. Seine Räte würden schon eher darauf eingehen. Immerhin würde in jenem Falle aber Preußen die Herzogtümer kaufen und kein Jota Recht auf ihren Besitz erlangen.

Sie meinen, ich solle auf Herzog Friedrich wirken, daß er die Bedingungen vom 22. Februar annehme.

Glauben Sie aber, daß er so abhängig von meinen Ratschlägen ist und nicht vielmehr, durchdrungen von seinen Rechtsansprüchen, wie auch von der großen Zahl seiner Anhänger gestützt, eher sich durch Militärarrestation aus dem Lande tragen läßt, als nachzugeben? Und nun soll ich ihn veranlassen, jene Bedingungen anzunehmen, nachdem Bismarck mir am 18. Juni c. sagte, selbige seien also redigirt, daß sie unannehmbar für Herzog Friedrich würden?

Man will ja einen Konflikt, um durch einen Krieg den innern unhaltbaren Zwist beizulegen! dies ist doch ziemlich klar? Und wenn Herzog Friedrich wirklich nachgäbe, und wenn er noch stärkere Bedingungen annähme — man würde es bei uns schon verstehen, die Dinge so zu betreiben, daß neue Komplikationen erständen, um Krieg zu bekommen.

Meine Stellung ist und bleibt eine passive; dem König und Bismarck sind meine Ansichten bekannt, und habe ich, dieses mal wirklich einmal von dem bevor-

stehenden „Regensburger Tage“ im voraus unterrichtet, nochmals schriftlich meine Ansichten ausgesprochen. Daß dieselben gleichgiltig sind, weiß niemand besser als ich, aber ich mußte doch wenigstens zeigen, daß ich den beabsichtigten Konflikt nicht als unabweislich betrachte.

Halten Sie das aber ja fest, daß meine Argumente nicht aus der bloßen Freundschaft für Herzog Friedrich stammen, sondern vor allen Dingen aus meiner Liebe zum Vaterlande und aus der Überzeugung, daß Preußens Geschicke auf den gegenwärtigen (lies gegenwärtig) betretenen Bahnen nicht heilsam und förderlich geleitet werden.

Als alles zum Kriege mit Österreich drängte, sprach der Kronprinz fortwährend von dem „verderblichen Kriege“ und nannte Bismarcks Plan, das allgemeine Wahlrecht zur Grundlage der künftigen Gestaltung Deutschlands zu machen, ein „frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Dingen.“ Als dann Duncker vor Ausbruch des Krieges um Entlassung aus einer Verbindung bat, die innerlich längst gelöst war, da Duncker vollständig auf Bismarcks Politik eingegangen war, erwiderte der Kronprinz das Gesuch durch folgendes Schreiben aus Fürstenstein bei Freiburg in Schlesien vom 13. Juni 1866:

Sie werden sich denken können, daß Ihr Brief vom 12. Juni mit seinem Antrage mich ernst bewegt hat. Nach fünfjähriger treuer, hingebender Thätigkeit für die Vorbereitung meiner Person zu dem ernstesten, bedeutungsvollsten menschlichen Berufe bitten Sie mich jetzt um die Erlaubnis, von Sr. Majestät dem Könige eine anderweite Verwendung im Staatsdienste erbitten zu dürfen.

Da es mein Prinzip ist, bei allen Personen, welche in dienstlicher Beziehung zu mir stehen, niemals jemandem derselben in den Weg zu treten, wenn solchen sich eine Gelegenheit darbietet, anderswie Beschäftigung zu finden, die ihnen zusagt oder Vorteil gewährt, so muß ich auch in dem vorliegenden Falle Ihre Bitte gewähren. Ja, was irgendwie in meinen Kräften steht, um Ihnen zur Erreichung des ausgesprochenen Wunsches: beim Archive thätig zu sein, behilflich zu werden, soll mit Freuden von mir versucht werden, wenn nicht ein Lehrstuhl an der Berliner oder einer andern Hochschule Ihrem Geist, Verstand und Ihrer früheren ersprießlichen Thätigkeit noch mehr entsprechen sollte.

Lassen Sie es mich aber offen heute aussprechen, daß mir die Trennung von Ihnen recht schwer wird. Blicke ich auf die Jahre zurück, in denen Sie mir zur Seite standen, so füllen diese eine wichtige Epoche meines Lebens aus, ja ich kann sagen, die wichtigste meines bisher erlebten Mannesalters. Ihre Vorträge, die Unterredungen mit Ihnen, die zahlreichen schriftlichen Arbeiten, denen Sie sich für mich unterzogen — alles dies sind ja wichtige Beiträge zur Fortentwicklung meines Verständnisses für unsre Zeit und unsre Institutionen gewesen. Sonach kann die Erinnerung an jene Jahre nur mit der aufrichtigsten Dankbarkeit für alles, was Sie für mich gethan, verbunden bleiben, zumal ich weiß, daß Sie hierbei so mancherlei unterlassen mußten, was Ihrer Neigung entsprach.

Als die letzten Zeiten die Kontraste steigerten, welche seit 1858 in unserm Staatsleben leider hervorgetreten waren, sind wir häufig recht verschiedner Meinung gewesen. Etliche male empfanden Sie persönlich die Widerwärtigkeiten, welche nur allzu oft im öffentlichen Leben wie auch in der Tagespresse denen bereitet werden, welche Hochgestellten nahe stehen. Immer haben Sie aber Ihre

Meinung offen und unumwunden geäußert und nie Veranlassung aus solchen Erlebnissen geschöpft, Ihr Verhältnis zu meiner Person aufzulösen. Jetzt ruft mich meine Pflicht, als Erbe meines Vaterlandes den Säbel zu ziehen für eine Frage, deren Entstehung einem System zugeschrieben werden muß, dem Sie sich mehr genähert haben, während ich mich ganz von demselben losgesagt. Vollkommen verstehe ich, daß Sie meine Zurückhaltung während der allerletzten Zeit empfunden haben und angesichts eines Krieges, der mich vielleicht auf lange Zeit vom häuslichen Kreise fern halten wird, den Drang nach andrer Beschäftigung in sich rege werden fühlen.

# Geschichtsphilosophische Gedanken

## 8

Durch das Mißfallen an dem unerquicklichen Schauspiele der Parteikämpfe lassen sich die Parteilosen und durch den Ärger über die Unausrottbarkeit der Gegenparteien die Parteimenschen nicht selten verleiten, entweder einzelne Parteien oder das ganze Parteitreiben für staatsgefährlich zu erklären. In Wahrheit machen aber die Parteikämpfe den Inhalt des politischen Lebens aus, denn ohne solche ist keine Änderung der Staatseinrichtungen denkbar, eine Verwaltungsmaschine aber, die keine Umbildung mehr erlitte, wäre eben nur noch eine Maschine oder gar nur noch die Mumie eines Staates. Die Klagen über das Parteitreiben pflegen um so heftiger zu werden, je gesünder dieses wird. Gesund ist es nämlich dann, wenn alle verschiednen Interessengruppen ihre Bedürfnisse und Wünsche lebhaft äußern, d. h. also wenn die Parteien sehr zahlreich sind. Das ist natürlich für die Staatsmänner wie für die Parteiführer, die große handliche Gruppen brauchen, höchst unbequem, und sie jammern dann über die „Zerfahrenheit," „Verwobenheit" wäre das richtigere Wort. Das ganze Unglück besteht gewöhnlich nur darin, daß einige Gesetze lange warten müssen oder gar nicht zustande kommen, die, falls sie fertig werden, nach kurzem Bestand bis zur Unkenntlichkeit verändert oder ganz wieder abgeschafft werden müssen. Wenn auch wirklich notwendige Änderungen zuweilen ungebührlich lange hinausgeschoben werden, so liegt das gewöhnlich nicht an der „Zerfahrenheit" der Parteien, sondern an der Gewohnheit, dem Staate Dinge aufzupacken, die viel besser von den beteiligten Gemeinden, Provinzen oder Korporationen erledigt würden, und an der Versessenheit auf solche „organische" Gesetze, die das Gegenteil von organisch, nämlich systematisch und schematisch sind. Anstatt sich auf den einzelnen Fall zu beschränken, wo baldige Abhilfe ganz gut möglich wäre, läßt man die um Abhilfe bittenden

warten, bis ein „organisches" Gesetz für den ganzen Staat fertig ist, das aber, weil zu viele und zu vieles umfassend, weder den Bittenden gerecht wird, noch denen, die nicht gebeten haben; ein Rock für alle paßt eben keinem.

Wie die Dinge nun einmal liegen, d. h. weil die Parlamente nicht mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung nach bloß kontrollirende, berichtende und begutachtende, sondern gesetzgebende Körper sind, so bleibt allerdings nichts übrig, als die Verschmelzung der vielen kleinen in wenige große Parteien anzustreben. Dabei ist die Dreiteilung der Zweiteilung vorzuziehen, aus zwei Gründen. Erstens wird durch die Zweiteilung die Regierung zur Parteiregierung gestempelt, was sie notwendigerweise bei den oppositionellen Volksmassen verhaßt machen muß. Bei der Dreiteilung, wo sich bald diese bald jene beiden Parteien zu einer Regierungsmehrheit zusammenfügen, kommt jede der drei abwechselnd neben die Regierung und ihr gegenüber zu stehen. Zweitens weil bei der Dreiteilung jede der drei Parteien mit den beiden andern Fühlung unterhalten muß, demnach sich niemals ein das Volksleben vergiftender tötlicher Haß einnisten kann wie bei der Zweiteilung. So z. B. ist es ein großes Glück, daß wir der Konfession nach in Deutschland drei Parteien haben: die evangelische, die katholische und die kirchenfeindliche. Jede von ihnen braucht von den andern zweien bald die eine bald die andre, und wenn die vorübergehenden Bündnisse auch nur mit sauersüßer Miene abgeschlossen werden, so verhindern sie doch wenigstens die Todfeindschaft, wie sie in Frankreich zwischen den Republikanern und Klerikalen besteht. Das Übel würde dort noch schlimmer sein, wenn nicht das eigentliche Volk, das schaffende Volk, der Politik überdrüssig wäre und die Drohnen des Palais Bourbon, wie man die Abgeordneten oft nennt, lärmen ließe, ohne sich um sie zu kümmern. Der französische Bürger ist schon froh, wenn seine nach Anweisung der Regierung gewählten Vertreter die Milliardenschuld nicht gar zu ungeheuerlich vermehren und keine neuen Belästigungen erfinden. Die Staatsverwaltung läuft, dank dem ausgebildeten Ordnungssinn der Franzosen und den gut geschulten Unterbeamten, ganz allein, und so ist also dort das Staatsleben eigentlich schon tot und verödet und der Staat zur Maschine geworden; denn von dem politischen Lärm der kleinen hauptstädtischen Kreise wird das eigentliche Volk nur wenig berührt.

Wo aber, wie bei uns in Deutschland, das Volk noch in politischer Gährung begriffen ist, da gebietet die Staatsweisheit, dem Auseinanderfallen des Volkes in zwei große Parteien möglichst vorzubeugen. Deshalb ist es auch unerwünscht, wenn die kirchlichen, die wirtschaftlichen, die ständischen, die eigentlich politischen Gegensätze sich multipliziren. Kreuzen sie sich hingegen, so bleibt jede einzelne Partei der Masse der übrigen und dem Staate gegenüber schwach.

Nur in zwei Fällen bedroht der Parteikampf den Bestand des Staates: wenn sich eine rücksichtslose Partei einer schwachen Regierung gegenüber findet,

diese stürzt und zur Unterdrückung aller andern Parteien fortschreitet, wie es die Jakobiner in Frankreich gemacht haben, und wenn die zwei großen Parteien, in die das Volk zerfällt, verschiedne Landschaften bewohnen; wie leicht vollzog sich 1830 der Zerfall der Niederlande, die allerdings nur ein Kunstgebilde waren, in Belgien und Holland! An solche Beispiele denkt man zumeist, wenn man vor den Gefahren der Parteisucht warnt. Allein die Beispiele sind gewöhnlich unpassend gewählt. Hegel behauptet sogar, das einzige, was die Geschichte lehre, sei das, daß nichts aus ihr zu lernen sei, weil sich ja keine frühere Lage wiederhole. So weit gehen wir nicht; denn kehrt auch dieselbe Lage niemals wieder, so doch oft genug eine ähnliche. Aber nicht selten wendet man ganz unähnliche Fälle auf die Gegenwart an, z. B. wenn den heutigen Deutschen bei ihren Feder- und Wortgefechten die alten Griechen als warnendes Beispiel vorgehalten werden. Warum soll denn Griechenland lehrreicher für uns sein als Rom, das in beständigen Parteikämpfen groß und immer größer ward, ja gerade durch seine Parteikämpfe in die Eroberungspolitik hineingetrieben wurde? Welcher Unverstand außerdem, den alten Griechen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie keinen Großstaat aufgerichtet haben! Von Gott zu einem seefahrenden, kulturverbreitenden Volke bestimmt, haben sie die Küsten der Mittelmeerländer mit einem Saume von Kolonien verbrämt, und Griechenland selbst war eben auch nur eine ihrer Kolonien, die von Hellenen kolonisirte Spitze der Balkanhalbinsel. Wer hätte auch nur an die Möglichkeit denken können, diese Küstenstreifen zu einem Staate zu vereinigen? Hätte es je zum Einheitsstaate kommen sollen, so hätten die Griechen, anstatt langgestreckte Küsten zu besiedeln, ins Innere ihrer Halbinsel eindringen müssen. Aber dann wären sie eben etwas ganz andres geworden als jenes Hellenenvolk, das wir kennen. Sie hätten, gleich den ägyptischen oder asiatischen Despotien und den Römern, die Kunst des Landkrieges und die der Verwaltung großer Provinzen ausgebildet, zwei Künste, die ohnehin reichlich vorhanden waren. Ihnen aber war von der Vorsehung die anderwärts noch nicht gelöste Aufgabe gestellt, in Werken der Kunst die Idee des Schönen auszuprägen und damit den spätern Geschlechtern eine nie versiegende Quelle der Erquickung zu erschließen; sodann zu lehren, wie man die Dinge richtig schaut, das Geschaute in Worten richtig wiedergiebt, die Ursachen der Anschauungen erforscht und die Ergebnisse der Forschungen methodisch verknüpft. Die Orientalen konnten die strenge Wissenschaft nicht schaffen, weil bei ihnen die Phantasie, die Römer nicht, weil bei ihnen das praktische Interesse überwog. Um aber diese beiden Leistungen vollbringen zu können, mußten sie gerade so leben, wie sie lebten: nicht in ein großes, gleichartiges Land zusammengedrängt, sondern über viele verschieden gestaltete Länder zerstreut, sodaß ihnen aus wechselnder Umgebung stets eine Fülle verschiedner Anschauungen zufloß, immer in der aufheiternden Nähe eines freundlichen warmen Meeres und lieblicher Land-

schaftsbilder, die den Anwohner nicht in düsteres Brüten versinken lassen, beständig in innre Kämpfe verwickelt, die zum Ersinnen von allerlei Listen, zur Ausbildung der Disputirfertigkeit zwangen, in häufiger Berührung mit Fremden, die niemals in einem abgeschlossnen Vorstellungskreise zu erstarren gestattete, durch alles dieses zusammengenommen zu großer Beweglichkeit und Gewandtheit erzogen. Nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt, den Geist der Humanität, wie wir das nennen, hervorgebracht und in Denkmälern und Handschriften aufgespeichert hatten, da waren sie als eigenartiges Volk nicht mehr nötig, und es wäre wiederum zweckwidrig gewesen, wenn sie die Kraft gehabt hätten, Neubildungen zu verhindern, die ebenfalls im Plane der Vorsehung lagen. Es galt, dem Christentum die Wiege zu bereiten, der Weltreligion eine Weltwiege. Zu diesem Zwecke mußte Alexander, in dessen Person das von ihm besiegte Griechenvolk seinen höchsten Triumph feierte, griechische Sprache und griechisches Wesen über den ganzen Orient verbreiten und jene Verschmelzung der jüdischen Weltweisheit mit der christlichen anbahnen, die dem Logos zu seiner Verkörperung die geeignete Materie darbot. Sodann mußten alle Mittelmeerländer in einem Reiche vereinigt werden, dessen Provinzen in guter Verbindung und lebhaftem Verkehr miteinander standen, sodaß der raschen Verbreitung der neuen Lehre und Gemeinschaft kein Hindernis im Wege stand. In die äußern Formen dieses Reiches endlich, aus dem die Römer, die es geschaffen hatten, hinwegschwanden, mußte die neue Gemeinschaft hineinwachsen, um mit dem Panzer einer wohlgefügten Kirchenverfassung verwahrt den Stürmen der Völkerwanderung trotzen und durch sie hindurch nicht allein das Christentum, sondern alle Schätze der ältern Kultur in die Zeiten der neuen hinüberretten zu können. Ohne die griechische Weltsprache, die Verschmelzung des jüdischen Ideenkreises mit dem griechischen und das römische Weltreich ist weder die christliche Kirche noch die moderne Kultur denkbar. Was war es nun weiter für ein Unglück, daß die griechischen Stätlein von Mazedonien und dann von Rom verschlungen wurden? Was hätte die Welt und was hätten die Griechen selbst davon gehabt, wenn nicht ein Mazedonier, sondern ein Athener oder Spartaner ein Königreich Mazedonien gegründet hätte? Das eigentliche Griechenland wäre politisch auf alle Fälle nur ein unbedeutendes Anhängsel davon gewesen; und seine Rolle als Weltschulmeister hatte das Völkchen ausgespielt, sobald seine Bildung in der Welt verbreitet war. Was fortan in dieser Hinsicht noch zu thun übrig blieb, dazu waren nicht mehr seine Personen, sondern nur noch seine Werke nötig. Die Personen lebten übrigens fort, und ihre Nachkommen leben heute noch. Nicht wenige von ihnen leben sogar als Weinbauern und Ziegenhirten eine ganz homerische Idylle, in alter Sitteneinfalt, Gastfreundschaft übend und am Feierabend fröhliche Tänze aufführend; nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht mehr den Zeus und die Pallas Athene, sondern Gott Vater und die

Jungfrau Maria verehren und des Segens der Erlösung teilhaftig geworden sind, ohne deswegen auf die ihrem Stamme eigne poetische Anschaulichkeit in der Darstellung des Göttlichen zu verzichten. Sie befinden sich in diesem Zustande nicht weniger wohl als ihre berühmten Vorfahren, die Sieger von Salamis und die großen Philosophen, deren Thaten und Lehren sie in unserm Jahrhundert auf dem Umwege über Deutschland wieder kennen gelernt haben; wahrlich eine schöne Tour des großen Lampadodromos der ewigen Panathenäen, in dem immer ein Volk dem andern die Fackel reicht!

Ähnlich wie die altgriechische, ist die Zerrissenheit des mittelalterlichen Italiens zu beurteilen. Heinrich Leo billigt sie und die Parteikämpfe der Kleinstaaten nicht allein um des höhern Zweckes willen, der dadurch erreicht wurde, sondern als das Natürliche und Gute an sich. Er sagt über die mancherlei Versuche, die angestellt wurden, in Genua Frieden zu stiften (Band III seiner Geschichte der italienischen Staaten, S. 477): „Im Grunde sind die Vorstellungen der Menschen vom Frieden wunderlich. War denn nicht der Kriegszustand, in welchem sich die Genueser befanden, eben ein solcher, wo die individuelle Kraft jedes Einzelnen fast ungemessen sich ausdehnen konnte? Jahrelang war das ganze Gebiet in zwei feindliche Hälften zersplittert; so genoß jede Gewaltthat eines gewissen Schutzes. Dabei war keiner der Nachbarn weiter beteiligt, als er beteiligt sein wollte; die Genueser wüteten gegen sich, nicht gegen Fremde. Dennoch ist die menschliche Natur beschränkt genug, nicht einzusehen, daß dies gerade der Genua angemessene Zustand, der, bei welchem es geistigen Frieden hatte, war; daß jeder mechanisch wohl geordnete politische Zustand gerade das dem genuesischen Wesen unangemessenste gewesen wäre, und so feindete man Genua fortwährend mit Friedensversuchen an, die der Natur der Sache nach neue Spaltungen begründen mußten, während man mit der Einsicht, daß gewisse durch die christliche Bildung entwickelte Sätze, mögen sie auch in der Theorie richtig sein, doch nicht überall anwendbar sind, sich alle unnötigen Versuche und Genua krankhafte Zwischenzustände erspart hätte. Krieg und Frieden stehen einander wie Wärme und Kälte entgegen; und wie für gewisse Tiere ein warmes Klima Lebenselement ist, so für andre ein eisiges. Wie man die meisten Tiere vernichtet oder wenigstens ihre ursprüngliche Natur bricht und verdirbt, wenn man ihnen eine unangemessene Temperatur anweist, so hat man auch in der Welt bei weitem mehr geistiges Unglück angerichtet durch den Frieden als durch den Krieg, weil man mit jenem immer die bornirte Anforderung einer politisch-mechanischen Ordnung verband und oft die Individualitäten der Einzelnen und der kleinen Kreise knickte, um ein farbloses, unerquickliches Allgemeines herzustellen. Das schönste Land Europas ist durch dies Aufheben kleiner politischer Kreise aller Frische beraubt worden. Wie Genua im Kriege den ihm eigentümlichen Frieden hatte, sieht man deutlich durch das Wachsen seiner Handlung bei beiden Parteien,

durch die großen Bauwerke in Burgfesten und Häfen an der genuesischen Küste von beiden Parteien."

Die Florentiner, schreibt Leo im Anfange des vierten Bandes, beseelte ein ähnlicher Geist der Unruhe und Streitlust wie die Genueser, „von denen sie nur der Sinn für höhere Bildung und der Mangel matrosenartiger Natur unterscheidet. Notwendige Bedingung innerer Ruhe ist auch bei ihnen Erschöpfung oder äußerer Kampf, und in diesem raschen Streben sehen wir mannichfaltigen Wechsel der Verfassung, weil jede Generation die öffentlichen Verhältnisse mit Gewalt oder durch Vertrag so zu ordnen suchte, daß die durch Energie und Geist bedeutenden Individuen, sowie die durch ihre Kraft oder ihre Mittel dem Staate wichtigern Stände auch in der Form des öffentlichen Zustandes den Platz erhalten, der ihnen der Sache nach gebührt. Es hat nicht an Historikern gefehlt, welche diesen Geist der Unruhe geschmäht und ihn als ein unsittliches Element bezeichnet haben, während er allein es doch ist, der rasch das grundböse Verhältnis, das aus einem Nichtzusammentreffen des Wirklichen mit dem erkannten Bessern entsteht, aufhebt und so nur ein Ausdruck höherer Sittlichkeit ist."

Waren solchergestalt Unruhe und Kampf das beste, weil das Naturgemäße für die Italiener selbst, so bildeten sie zugleich auch die unerläßliche Bedingung für die Erzeugung der eigentümlichen Gaben, mit denen die italienischen Städte die Welt beschenken sollten. Wir wollen nicht von ihren Leistungen in der Industrie, im Handel und in der Ingenieurkunst sprechen, in denen sie bald von den nordischen Völkern eingeholt wurden, noch von der Begründung und Ordnung der Geldwirtschaft und des Bankwesens. Aber wie hätte ohne jene uneingeschränkte Freiheit des Individuums, die der beständige Kriegszustand sicherte, eine bildende Kunst erstehen können, die nicht, gleich der orientalischen und altchristlichen, an einen vorgeschriebnen Priesterkanon oder eine polizeilich überwachte Hofsitte gebunden war, sondern gleich der altgriechischen ohne Scheu aus dem schöpferischen Geiste hervorspringen und sich frei an der Natur bilden durfte? Und wie hätte ohne jene ungezügelte Freiheit des Wortes und der Schrift, die nur bei vielfältiger Spaltung der Gewalten und beim Fehlen einer durchgreifenden Zentralgewalt möglich ist, jene große Bewegung der Geister entstehen können, von der auch unser deutscher Humanismus ein Sprößling ist? jene Bewegung, die den Menschengeist aus dem dogmatisch-hierarchischen Gebäude hinaustrieb, das sich aus einer schützenden Hütte in eine Zwingburg der Geister zu verwandeln drohte? Ja selbst die moderne Politik haben die italienischen Städte geschaffen und obwohl selbst unfähig, einen Großstaat zu gründen, doch aus ihrer reichen politischen Erfahrung gelernt, wie einer zu gründen sei, und als Republikaner die Fürsten mit einem unübertrefflichen Lehrmeister beschenkt. Nur ein Zustand, wo jeder gezwungen ist, sich im freien Kampfe seiner Haut gegen alle

andern zu wehren, treibt alle in der Menschennatur liegenden Kräfte und Anlagen hervor (vorausgesetzt, daß der Kampfplatz eng begrenzt bleibt).

Eine friedliche Ordnung, in der Millionen mittelmäßiger und unbedeutender Menschen jeder sich selbst und alle zusammen das Ganze leidlich erhalten, läßt sich am besten im zentralisirten Großstaate herstellen. Aber die Weisheit der Wenigen, die das große Ganze kunstvoll aufbauen und mit gewaltiger Hand regieren, ist das Erbteil älterer Kulturen, die nur durch originelle Geister geschaffen werden konnten. Für die Entfaltung origineller Geister bietet der bereits fertige wohlgeordnete Großstaat, der schon den Knaben und den Jüngling in die seinen Zwecken dienliche Bildungsform einzwängt, nur ausnahmsweise die Möglichkeit dar. Jene originellen Geister, deren Werke uns Heutigen das Glück der Originalität wenigstens noch in der Vorstellung genießen lassen, konnten nur in Verhältnissen gedeihen, wo es jedem Einzelnen frei stand, sich nach Belieben auf seine Weise zu bilden, und wo jeder zeitlebens, ohne in dem Joch einer vorgeschriebenen und abgezirkelten Wirksamkeit der Routine zu verfallen, in beständiger Reibung mit immer andern Personen und im beständigen Wechsel der Verhältnisse aus einer Lage in die andre geriet. Das sieht jeder leicht ein, und darum wird es kein Verständiger bedauern, daß den Italienern — und auch uns Deutschen — das Glück des Einheitsstaates erst so spät beschert worden ist. Aber was man nicht durch Nachdenken finden, sondern nur aus geschichtlichen Urkunden lernen kann, das ist die überraschende Thatsache, daß diese kleinen Gemeinwesen bei aller Uneinigkeit unter einander und bei dem Wüten der Parteikämpfe im Schoße eines jeden mit wunderbarer Klarheit das ihnen Zusagende erkannten und, wo es sich um ihre Daseinsbedingungen handelte, mit wunderbarer Einmütigkeit die richtigen Entschließungen trafen. Das merkwürdigste Beispiel solcher Einmütigkeit ohne jede äußerliche einigende Zwangsgewalt hat Leo noch gar nicht gekannt. Es ist der Widerstand, den Florenz von 1311—1313 dem Luxemburger geleistet hat. Dieser Kampf — nicht Krieg, denn die ausgeführten Kriegsthaten sind nicht der Rede wert — kann erst beurteilt werden, seitdem die Korrespondenz der Republik aus jenen Jahren erschienen ist (1877, nach dem Tode des Herausgebers Bonaini). Sie ist fast vollständig erhalten und läßt uns, von unbedeutenden Lücken abgesehen, die Schritte der Signoria Tag für Tag verfolgen. Wir sehen, wie sie anfangs vorsichtig abwartet und sich mit dem heranrückenden Kaiser auf guten Fuß zu stellen sucht, so lange sein Römerzug als bloßer Krönungszug angesehen werden konnte. Sobald sie aber inne wird, daß sich Heinrich nicht mit einer idealen Kaiserwürde begnügt, sondern in allem Ernste das Königtum aufrichtet, Stadt um Stadt „reformirt," d. h. eine von ihm abhängige Behörde darin einsetzt und Abgaben erhebt, das widerstrebende Brescia belagert, steht ihr Entschluß fest, sich dem Kaiser in einem Kampfe auf Leben und Tod entgegenzustellen. Unermüdlich arbeitet nun ihre Diplo-

matie. Vor allem wird eine neue Welfenliga der tuscischen Städte begründet und ein Heer aufgestellt. Unaufhörlich gehen Boten und Briefe mit Mahnungen an die Städte Lombardiens und der Trevisaner Mark, sich dem Bunde anzuschließen, und mit Geldunterstützungen; die Florentiner werden nicht müde, den schwankenden unter den Städten klar zu machen, daß die deutsche Herrschaft mit der Eigenart und dem Gedeihen der italienischen Städte unverträglich sei, und vor der Verführung durch die schönen Versprechungen des Kaisers zu warnen, der sein Wort nicht halten werde. Sie werden nicht müde, die Bundesgenossen zu beaufsichtigen, bei inneren Streitigkeiten zu mahnen, daß jetzt jede andre Rücksicht der Pflicht, die bedrohte Freiheit zu retten, weichen müsse, Säumige anzutreiben, Mutlose zu ermuntern, auf Einheit und Plan in den militärischen Unternehmungen zu dringen; päpstliche Gesandte, schreiben sie, die Welfen, dürften um keinen Preis in eine Stadt des Bundes eingelassen werden. Gleichzeitig schließen sie ein Bündnis mit Robert, dem Könige von Sizilien (wie damals der König von Neapel genannt wurde). Und während sie dem Papste schmeicheln, ihn von der Kirchenfeindlichkeit des in Wirklichkeit aufrichtig frommen Kaisers zu überzeugen und ihn so mit diesem zu entzweien suchen, schreiben sie dem König Robert, an die päpstlichen Mahnungen zur Freundschaft mit Heinrich dürfe er sich nicht kehren. Gleichzeitig hetzen sie den König von Frankreich gegen Heinrich auf und suchen durch Bestechung im Kardinalskollegium die französische Partei zu stärken. Dem König Robert liegen sie fortwährend mit der Bitte um Hilfe und mit der Mahnung zu energischen Schritten in den Ohren, und als sie Briefe aufgefangen haben, aus denen hervorgeht, daß Heinrich und Robert in Unterhandlungen mit einander stehen, suchen sie letzteren davon abzubringen, indem sie in ihrem Schreiben ihre Erbitterung verbergen und ihre Mahnungen stets in eine so liebenswürdige Form kleiden, daß sich der König nicht beleidigt fühlen kann. Ganz genau überwachen sie, nachdem Heinrich in Rom angelangt ist, die Schritte ihrer dorthin geschickten Truppen, auch das finanzielle Interesse in den Anweisungen zur Soldzahlung u. dergl. sorglich wahrend. Als dann Heinrich in Tuscien stand und ihre Stadt unmittelbar bedrohte, überwachten sie mit größter Umsicht die Verteidigungsmaßregeln; jeden militärisch wichtigen Punkt, das Benehmen jeder Dorfgemeinde, jedes Fleckens behielten sie im Auge, keine Bewegung entging ihrer Aufmerksamkeit, wohin immer es nötig schien, erging sofort eine Weisung, eine Mahnung oder Drohung oder ein Strafbefehl. Auch in den Tagen der höchsten Gefahr und der tiefsten Erschöpfung wollten sie von der Vermittelung, die der Papst anbot, nichts wissen; lieber wollten sie allesamt sterben, als ihre Unabhängigkeit preisgeben. So hielten sie drei Jahre lang aus, bis der unerwartete und gar nicht zu erwartende Tod des Kaisers ihre Beharrlichkeit krönte.

Um diese Korrespondenz würdigen zu können, muß man bedenken, daß

es nicht etwa ein einzelner hervorragender Mann ist, der da als Lenker des Staates schreibt oder die Schreiben diktirt. Podestà und Capitano, die, falls sie nicht gerade abwesend sind, mit vollem Namen und Titel zeichnen, waren jährlich wechselnde Fremde und lediglich Werkzeuge der Republik. Mitunter kam ein solcher Beamter abhanden. So meldet ein neugewählter Capitano, daß er auf der Reise zum Amtsantritt in die Gewalt der Feinde geraten sei, und bittet, ihn zu befreien. Die Signoren antworten, es sei ihnen leid, aber sie könnten nichts für ihn thun; er möge sehen, wie er loskomme, sei er nicht zum bestimmten Tage da, so müßten sie sich eben nach einem andern umsehen. Verfasser der Briefe sind die Prioren — die Redaktion war Sache eines Notars —, und deren Namen werden nicht genannt. Wozu auch! Wechseln sie doch aller zwei Monate, und kein einzelner Prior darf für sich das Verdienst des Inspirators oder Verfassers in Anspruch nehmen, denn — anders ist die ganze Erscheinung gar nicht zu erklären — der eigentliche Verfasser ist „das Commune," die Bürgerschaft, diese Menge anonymer Wechsler, Tuchfabrikanten, Goldschmiede, Schwertfeger, Schuster und sonstiger Handwerker, von denen keiner daran denkt, seinen Anteil an dem Werke zu beurkunden und so seinen Namen der Nachwelt zu überliefern. In christlichen Zeiten wohl der merkwürdigste Fall eines Gemeingeistes, der gleich einem in sich klaren und charakterfesten Einzelgeiste sein Ziel beharrlich und ohne Schwanken verfolgt und in keinem Augenblick über die zu ergreifenden Maßregeln in Zweifel gerät. Daß Venedig seine weise Politik nicht drei, sondern beinahe tausend Jahre hindurch festzuhalten vermochte, das erscheint uns zwar unendlich großartiger, ist aber doch im Grunde genommen leichter zu erklären; denn diese Beherrscherin der Meere besaß, beim gänzlichen Ausschluß des gemeinen Volkes von der Staatsleitung, in ihrem Adel eine dem altrömischen Senat und in der Dogenwürde eine der Monarchie ähnliche Einrichtung. Zu einem Übel, das um jeden Preis überwunden werden mußte, wurden die Kleinstaaterei und die Parteikämpfe in Italien und Deutschland erst von der Zeit ab, wo die spanisch-habsburgische und die französische Großmacht fertig geworden waren und die Selbständigkeit der innerlich gespaltenen Nachbarvölker bedrohten. Die Aufrichtung großer Nationalstaaten wurde umso nötiger, als die Ausbildung der modernen Technik, die Beschleunigung und Erleichterung des Verkehrs Vermögen anhäufte, deren Inhaber in einem Kleinstaate nicht mehr Bürger, sondern nur noch Herren sein können (die Mediceer können als Vorbild für spätere Zeiten angesehen werden), Großstädte anwachsen ließ, deren Ernährung nur in einem Großstaat gesichert werden kann, und Werke anzulegen zwang (Eisenbahnen, Kanäle, Artillerieschießstätten, Festungen), die über das Maß kleinstaatlicher Verhältnisse hinausgehen. Auch der Großstaat hat seine Schönheit und seine Vorzüge. Vor der Erhabenheit einer Volkserhebung wie der deutschen in den Jahren 1813 und 1870, vor einer Armee von einer Million

Streitern, die nicht ein Schwarm zusammengepeitschter Horden und Milizen ist, wie das Heer des Xerxes, sondern ein aus lebendigen Teilen, aus Männern, gebildeten Männern, kunstvoll gefügtes Instrument in der Hand eines Gewaltigen, vor einem Verwaltungskörper wie dem des Königreichs Preußen und des deutschen Reiches, in dem jedes der vielhunderttausend Glieder seine Schuldigkeit thut, verschwindet alles, was frühere Zeiten geschaffen haben. Für persönliche Größe jedoch bleibt nur an wenigen Stellen Raum übrig. Eine besondre Art von Größe freilich ist sogar ganz allgemein, sie wird erzwungen; aber es ist eine Art, die nichts Erhebendes und nichts Erfrischendes hat. Der Mehrzahl der Menschen wird nämlich zugemutet, daß sie Helden seien in schweigender Entsagung und stiller Pflichterfüllung; der Held dieser Art sinkt nur zu leicht zum bloßen Lastvieh herab. Man kann sagen: In der Zersplitterung sind die Menschen groß, ihre Werke klein (abgesehen von den Kunstwerken, die nicht mathematisch, sondern dynamisch zu messen sind), im Großstaat die Werke groß, die Menschen mittelmäßig und klein. Schreitet die Ordnung des zentralisirten Großstaates bis zur Vernichtung aller Individualität fort, dann verlieren auch die größten Werke allen Wert; sie sind dann nur, gleich den Pyramiden, traurige Denkmäler des Hochmutes und Gräber geopferter Menschenseelen. Der Absolutismus des vorigen Jahrhunderts hatte schon den Weg nach diesem verhängnisvollen Ziele eingeschlagen. In Deutschland sorgte das rege litterarische Leben, dem die Kleinstaaterei eine Freistätte gewährte, dafür, daß das Volk nicht geistig verödete, wie das französische außerhalb Paris. Zwar wurde überall die Zensur gehandhabt, aber, wie es in einer neuern Geschichte dieser Einrichtung ganz treffend heißt, da Württemberg nichts dawider hatte, wenn Hessen, und Hessen nichts, wenn Württemberg kritisirt wurde, so gab es kein Ländchen im Reich, über das nicht in irgend einem andern Ländchen freimütig geschrieben werden konnte. Und doch, trotz reichen litterarischen und wissenschaftlichen Lebens, welchen Stumpfsinn bekundet das Volk bei seinen eignen großen Geschicken, und wie unfähig zur Besorgung seiner eignen Angelegenheiten erweist es sich! Wie traurig erscheint das stille Dulden des preußischen Volkes unter dem Drucke der französischen Invasion, verglichen mit dem Widerstande, den die Lombardenstädte den Hohenstaufen, die tuscischen dem Luxemburger leisteten, oder auch noch mit der Tapferkeit Stralsunds und Magdeburgs im dreißigjährigen Kriege! Und wie kläglich erscheint noch heute die Unbeholfenheit der Gemeinden, Stände und Gewerkschaften, die bei jedem kleinen Übelstande keinen andern Rat wissen, als Polizei und Regierung anzurufen, während die Bürger- und Bauernschaften früherer Zeiten ihre Angelegenheiten mit Geschick und Gewandtheit selbst zu ordnen verstanden. Ohne alle Hilfe von außen oder oben haben vor sechshundert Jahren die deutschen Bauern im slawischen Osten die vortrefflichsten Ordnungen hergestellt und haben die Slawen ohne Geschrei und Gewalt-

that ganz unmerklich im stillen germanisirt, bloß durch die Anziehungskraft der erfreulichen Zustände, die sie schufen.

So gelangen wir denn auch auf diesem Wege zu dem im vorigen Abschnitt aufgestellten Ideal: einer Zentralgewalt, die stark genug wäre, das Vaterland gegen den äußern Feind zu schützen, im Innern eine nicht zu pedantische Ordnung aufrecht zu erhalten und große nationale Aufgaben, wie die Anlage von Schiffahrtskanälen, zu lösen, verbunden mit einer Selbstverwaltung der Gemeinden, Landschaften und Körperschaften, die eine freie Entfaltung der Individualitäten gestattete und jedem Einzelnen die Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten ermöglichte. Das letzte leistet der Konstitutionalismus nur sehr unvollkommen. Denn bei der ungeheuern Größe der Staaten ist den Einzelnen ein unmittelbares Eingreifen nicht möglich; ihre Arbeit am Gemeinwohl beschränkt sich auf Zeitunglesen, Bierstubengeschwätz und eine oder zwei Abstimmungen in fünf Jahren, bei denen sie, mehr von Zufällen als durch vernünftige Überlegung geleitet, ein Gewicht von mikroskopischer Kleinheit in die Wagschale der Entscheidungen werfen. Sie haben niemals das Bewußtsein, etwas geleistet zu haben. Der Bürger einer Kleinstadt, der sich an deren Regierung beteiligt, der Genosse einer Innung oder eines Gewerkvereins, die haben dieses Bewußtsein; dort Scheinarbeit an einem großen, hier wirkliche an einem kleinen Gemeinwesen. Aber immerhin, so lange das Ideal nicht verwirklicht ist, bewahrt der Konstitutionalismus wenigstens vor Erstarrung; darum sollten wir die Parteikämpfe, die er hervorruft, nicht beklagen, sondern als Zeichen des wiedererstandenen Lebens willkommen heißen.

Vergleichen wir die Parteikämpfe des heutigen Großstaates mit denen der frühern Kleinstaaten, so sehen wir, daß jene gewaltthätiger und roher geführt wurden mit Straßenkämpfen, Verbannungen, Hinrichtungen, Häusereinreißen und Mordbrennereien, während bei den unsrigen das endlose Geschimpf und Geschwätz, das leider durch den Druck verewigt wird, Ekel erregt. Welche der beiden Fechtweisen man vorziehen will, das ist Geschmacksache. Die Interessen, um die es sich in beiden Fällen handelt, sind nicht wesentlich von einander verschieden: Standes- und Familieninteressen, Ehrgeiz, Habsucht, Herrschsucht, Thatendrang einzelner Personen, politische Ideale, Gemeinde- und Landschaftsinteressen, Glaubensmeinungen; nur ballen sich im modernen Großstaate ganze, durch verschiedne Landesteile verbreitete Bevölkerungsschichten unter dem Druck und Zug gleichartiger Notstände und Interessen zu großen Massen zusammen, und manche Interessenkonflikte schieben sich aus dem Innern bis an die Landesgrenze vor, indem ganze Völker und Staaten mit einander wegen des Broterwerbes in Streit geraten. Die einzige wirklich große Gefahr, die in dem Gewirr unsrer heutigen Interessenkonflikte lauert, besteht in der Tendenz zur Spaltung der Völker in eine kleine Klasse von Kapitalisten und ein die Masse des Volkes verschlingendes Proletariat.

---

# Zum dunkeln Kapitel der Kulturgeschichte

Es giebt Aufsätze in den Grenzboten, deren Wirkung auf die Leser man monatelang, oft ein ganzes Jahr hindurch aus den einlaufenden Zuschriften verfolgen kann. Zu derartigen Abhandlungen gehört der im vorigen Jahrgang in Nr. 23 erschienene Aufsatz „Ein dunkles Kapitel der Kulturgeschichte." Der Verfasser versuchte darin auf Grund eines französischen Werkes ein sehr heikles, aber für unsre ganze Gesellschaft außerordentlich wichtiges Thema zu behandeln, über das damals das preußische Abgeordnetenhaus als seiner unwürdig zur Tagesordnung übergegangen war: die Prostitution. Über diesen Aufsatz sind uns bis in die letzte Zeit herein so viele zustimmende und ablehnende, klare und verworrene Meinungsäußerungen von Männern und Frauen zugesandt worden, daß wir mit aller Ruhe und allem Ernst noch einmal auf diesen Gegenstand eingehen müssen. Wir thun das um so lieber, als alle Zuschriften über die unverkennbare Bedeutung der Frage für das körperliche, geistige und sittliche Wohl unsrer Jugend einig sind und uns neuerdings in der Person des bekannten schwedischen Arztes und Universitätsprofessors Seved Ribbing ein Gesinnungsgenosse und Mitstreiter erstanden ist, dessen von Oskar Reyher übersetztes Buch: Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Konsequenzen*) (Leipzig, Peter Hobbing, 1890) auch in Deutschland die weiteste Verbreitung verdiente.

Trotz aller Prüderie oder Leichtfertigkeit, trotz alles Pharisäertums und einer falsch angebrachten sittlichen Entrüstung kommen wir um die Thatsache nicht herum, daß der Niedergang der mächtigsten Kulturvölker vor allen Dingen und zu allen Zeiten die Folge eines mißverstandnen, schlechtgeordneten, verkommnen Geschlechtslebens gewesen ist. Weder die Grundsätze einer feindurchdachten philosophischen Ethik noch die Vorschriften irgend einer religiösen Sittenlehre sind wirkungsvoll und andauernd genug gewesen, den sinkenden Völkern einen genügenden innern Halt zu bieten; und auch über unsre christliche Ethik scheint sich selbst unter zuversichtlichen und glaubensstarken Geistern immer mehr die Ansicht zu verbreiten, daß ihre dogmatischen Satzungen, die

*) Hoffentlich ist nicht das ganze Buch so „übersetzt." D. Red.

schon in frühern Jahrhunderten zu einer festen Ordnung und Erhaltung des sittlichen Lebens kaum ausgereicht haben, unter den heutigen kirchenfeindlichen Verhältnissen erst recht nicht mehr die weltbezwingende Kraft besitzen, ganz allein soziale Gebrechen zu heilen und unsre Gesellschaft sittlich zu erneuern. Darüber dürften sich auch unsre Theologen, insbesondre nach Göhres vortrefflichem Buche „Drei Monate Fabrikarbeiter," keinen Täuschungen mehr hingeben. Der religiöse Glaube wirkt viel, insbesondre da, wo er ganz allein herrscht, aber noch mächtiger wirkt in unsern Tagen die auf Erfahrungen beruhende, aus der Anschauung oder durch logische Beweise gewonnene Überzeugung und die geheime, aber noch eindringlicher als jede Überzeugung redende Furcht vor persönlichen Gefahren und körperlichen Schädigungen.

Gesetzgebung und Rechtspflege wären nichts als wesenlose Schatten, vor denen nur zaghafte Seelen Respekt empfänden, wenn sie nicht Hand in Hand mit der ausübenden Strafgewalt gingen, die auf jede Rechtsverletzung die empfindliche Sühne folgen läßt. Was auf dem Boden des bürgerlichen Rechtes die Strafgewalt ist, die mit ausgleichender Gerechtigkeit den Verurteilten an seiner Freiheit oder seinem Eigentume schädigt, das ist im sittlichen Leben gewissermaßen die menschliche Natur selbst. Die Natur ist der Strafrichter, der jedes sittliche Vergehen, jede tierische Erniedrigung, jede geschlechtliche Ausschweifung mit unbarmherziger Strenge an dem Organismus des Übelthäters ahndet und selbst die schuldlosen Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied mit den empfindlichsten Strafen an Leib und Seele heimsucht. In verrotteten Zeiten sind gewöhnlich die Moralprediger wie die Pilze aus der Erde geschossen, und je mehr ihrer wurden, je lauter sie ihre warnenden Stimmen erhoben gegen die herrschenden Laster, gegen innere Verrohung und geschlechtliche Versunkenheit, desto ärger pflegte die Sittenlosigkeit um sich zu greifen; wir brauchen hierbei nur an die Kulturgeschichte des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zu erinnern. In solchen Zeiten sind Moralpredigten nutzlos, es müssen andre Mächte ins Feld geführt werden. Denn wo es sich nicht um metaphysische Bedürfnisse und religiöse Bewegungen handelt, sondern um das Wohl und Wehe unsers irdischen Leibes, um den Zustand unsers Blutes, unsrer Nerven und Muskeln, d. h. um die körperliche Gesundheit unsrer Nachkommenschaft, da hat die Erfahrungswissenschaft das Recht und die Pflicht, ein ernstes Wort mitzureden und dort den sittlichen Gesetzen Geltung zu verschaffen, wo man über philosophische und religiöse Vorschriften leichtfertig hinwegschreitet. Hier ist die einzige Stelle, wo sich Dogma und Naturwissenschaft friedlich die Hand reichen, denn auf keinem Gebiete kann die Erfahrung den christlichen Geboten einen kräftigern Rückhalt bieten, als auf dem des Geschlechtslebens. Eine Ethica naturalis sexualis, die sich auf die Erfahrungen der Physiologie und der Pathologie stützte, würde für unsre Gesellschaft, ja für den gesamten Kulturfortschritt der Mensch-

heit von größerm Segen sein, als alle philosophischen und religiösen Sittenlehren zusammengenommen.

Ribbing hat in seinem Buche den Versuch solch einer natürlichen Sittenlehre gemacht, indem er dabei von der Voraussetzung ausgeht, daß alles, was unnatürlich ist, was körperliche und was seelische Leiden verursacht, ausgerottet werden müsse; da aber die sexuelle Frage vom Standpunkte des Einzelnen nicht lösbar sei, so müßten die Ergebnisse der Gesellschaftslehre genau beachtet und daraus der Grundsatz abgeleitet werden, daß niemand das Recht habe, sich Genüsse zu verschaffen, die andern Menschen Leiden und Qualen bereiteten. Nun sei es aber einer der gröbsten Irrtümer, in die vor allem die sozialdemokratische Lehre hineingeraten sei, daß der Geschlechtsgenuß zu den allgemeinen Menschenrechten gehöre, und daß es wider die Natur des Menschen sei, auf diesen Genuß zu verzichten. Hiergegen stellt der schwedische Arzt den Erfahrungssatz auf: wie das Vorhandensein des Geschlechtstriebes eine mächtige natürliche Entwicklungskraft darstellt, so ist doch dessen zeitweilige, auch dessen absolute Beherrschung eine moralische Kulturkraft von außerordentlicher Bedeutung. Ribbing hat diese Gedanken vom medizinischen Standpunkt aus in einer Reihe von Vorlesungen ausgeführt, die er unter großem Beifall vor den Studenten der Universität Lund gehalten hat. Bei uns in Deutschland, wo die „zuchtlose Jugend" in der großen Mehrzahl ohne irgendwelche klaren Vorstellungen von sittlichen Begriffen und Grundsätzen, nur erfüllt von Widerwillen gegen die eingepaukte dogmatische Sittenlehre, aus der Schule losgelassen wird und blindlings in den Sumpf geschlechtlicher Verirrungen hineinstürzt, würden solche Worte eines Professors mit Hohnlachen begrüßt werden. Es ist traurig, mit anzusehen, wie manche junge Bürschchen in den großen Universitätsstädten ohne sittlichen Halt drauflos leben, ihre unentwickelten Körperkräfte vergeuden und fahl, schlotternd, ausgemergelt durch die Straßen dahinschleichen. Wo soll da noch in unsrer studirenden Jugend etwas von der inexhausta pubertas zu finden sein, die Tacitus an den alten Germanen rühmt, wenn gewisse studentische Verbindungen wöchentlich ihren sogenannten offiziellen Geschlechtsabend haben, wo es nicht allein erlaubt, sondern sogar für jeden vom jüngsten Fuchs bis zum bemoosten Haupt eine „moralische" Verpflichtung ist, in Venere zu sündigen! Für die bemoosten giebt es oft keinen köstlichern Spaß, als die krassen Füchse auf das „Ewig-Weibliche" loszulassen, und wehe ihnen, wenn sie sich bei dieser Mensur nicht tüchtig halten oder gar Ekel zeigen wollten. Sinnliche Ausschweifung ist ihnen auch von jeher als eine notwendige Begleiterin überschäumender Manneskraft und gottbegnadeter Genialität gepriesen worden, und sogenannte Philosophen und naturalistische Schriftsteller geben mit ihren sophistischen Beweisen den künstlich herausgeforderten Gelüsten immer neue Nahrung und werden nicht müde, unsrer Jugend eindringlich klar zu machen, daß die Reinheit, die Enthaltsam-

keit, die Keuschheit nicht einen Pfifferling wert seien. „Wißt ihr," sagt ein vielgelesener nordischer Schriftsteller, „daß ein Mann, der sein Leben der Erfüllung der steten Enthaltsamkeit widmet, kaum Zeit und Möglichkeit findet, etwas andres zu thun; seine Kraft wird durch diese ungeheure Selbstkastrirung aufgebraucht, und seine besten Jahre verrinnen in einem peinlichen Kampfe, dessen lähmende, um nicht zu sagen zerstörende Einwirkung auf alle Seelenthätigkeiten nur der ahnen kann, der ihn selbst in gewissem Maß an sich erfahren hat."

Diese Worte könnte ebenso gut einer vom jüngsten Deutschland geschrieben haben, denn sie alle sind der Meinung, daß die verfluchte Keuschheit der Schleier sei, der uns die Wahrheit verhülle, und der jedem Menschen zur Erlangung echter Glückseligkeit so bald wie möglich heruntergerissen werden müsse. Der Verfasser der „Konventionellen Lügen" erklärt sogar jeden Mann für einen Lügner, der behaupte, bis zur Ehe rein geblieben zu sein, denn der Mann sei kein monogamisches Tier, sondern polygamisch veranlagt. Diese thörichte Anschauung von der „polygamischen Tendenz" des Mannes, die selbstverständlich von allen Lüstlingen und charakterlosen Schwachköpfen als eine willkommne Rechtfertigung für ihre Ausschweifungen benutzt wird, ist eine von den gefährlichsten Schopenhauerschen Irrlehren, die in unsre schöngeistige Litteratur eingedrungen sind. Sie hat schon manches ruhige Gemüt in Verwirrung gesetzt und wird noch verderblicher unter unsrer Jugend wirken, seitdem die Werke dieses Philosophen zu einem Spottpreis über alle Länder hin verschleudert werden. Aus dem Naturrecht, sagt Schopenhauer, läßt sich die Monogamie nicht ableiten; aus dem Naturrecht folgt bloß die Verbindlichkeit des Mannes, nur ein Weib zu haben, so lange dieses imstande ist, seinen Trieb zu befriedigen und selbst einen gleichen Trieb hat. Die Liebe des Mannes sinkt merklich von dem Augenblicke an, wo sie Befriedigung erhalten hat; fast jedes andre Weib reizt ihn mehr als das, das er schon besitzt; er sehnt sich nach Abwechslung. Das sei, meint Schopenhauer, eine sehr weise Einrichtung der Natur, die nur den Zweck verfolge, die Gattung auf alle mögliche Weise zu erhalten; denn der Mann könne in einem Jahr hundert Kinder mit verschiednen Frauen erzeugen, die Frau aber nur ein einziges gebären. Der fortwährende Wechsel der Frau sei also dem Mann von der Natur geboten.

Die unerhörte Sophistik und Oberflächlichkeit in diesen Worten leuchtet sofort aus der notwendigen Schlußfolgerung ein, daß die Natur zu jedem Mann auch hundert Weiber schaffen müßte, wenn sie ein solches Verfahren beabsichtigte und die polygamische Begierde des Mannes natürlich und gerechtfertigt wäre. Nun giebt es aber nichts, was statistisch so sicher dastünde, wie die Thatsache, daß im geraden Gegensatz zu Schopenhauers Annahme in allen Ländern mehr männliche als weibliche Wesen geboren werden; denn auf 106 Knaben kommen fast überall durchschnittlich 100 Mädchen. Daß sich dieses nur für die Monogamie sprechende Verhältnis in höherm Alter etwas

ändert und z. B. in Deutschland gegenwärtig auf 1000 Männer 1037 Frauen kommen, das ist nicht die Folge natürlicher Vorgänge, sondern lediglich das Ergebnis einer Reihe von Zuständen, die aus unsrer ungesunden Kultur und aus den aufreibenden Lebensbedingungen der Männer hervorgehen. Die Natur strebt im Gegenteil immer und überall dahin, das Gleichgewicht der Geschlechter zu erhalten, und wo sich in einem Lande ein merklicher Überschuß des einen Geschlechtes zeigt, da sucht sie sogleich in einem andern einen Ausgleich herzustellen. So ist z. B. in den Vereinigten Staaten das Verhältnis zwischen männlicher und weiblicher Bevölkerung wie 1000 zu 978; es ist also völliger Unsinn, von einer durch die Natur gewollten polygamischen Lebensführung des Mannes zu reden. Wo Völker trotzdem die Vielweiberei eingeführt haben, da hat das vorhandne Frauenmaterial niemals ausgereicht; eine so künstliche oder richtiger widernatürliche Einrichtung ist immer nur durch gewaltthätige Mittel möglich gewesen, durch Raub fremder Weiber, durch Kauf von Sklavinnen, durch zahlreiche Kastrirungen überzähliger Knaben und Männer.

Es zeigt sich auch in dieser Frage wieder, welch einen Rattenkönig von Widersprüchen die Schopenhauersche Lehre enthält. Während der Philosoph auf der einen Seite das polygamische Geschlechtsleben des Mannes als ein Gebot der Natur hinstellt und aus dem Naturrecht durchaus keine Verbindlichkeiten abzuleiten vermag, daß der Mann monogamisch bleiben müsse, behauptet er wieder an einer andern Stelle: jede Geschlechtsbefriedigung ohne Übernahme der Verbindlichkeit, für Weib und Kind zu sorgen, ist unrecht, d. h. Bejahung des eignen Willens vermittels Verneinung des fremden, im weiblichen Individuum erscheinenden. Aus dieser Verbindlichkeit geht notwendig die des Weibes hervor, dem Manne Treue zu bewahren, sowie wiederum aus ihrer Verbindlichkeit zur Treue die seinige hervorgeht, ihr treu zu sein. Es ist geradezu verblüffend, wie Schopenhauer, nachdem er zuerst die Vielweiberei, d. h. also nach den heutigen Verhältnissen nichts andres als die Prostitution, verteidigt hat, dann als das einzig richtige die Monogamie empfiehlt, mit seinem System schließlich auf die rücksichtslose Verwerfung jeder Befriedigung des Geschlechtstriebes hinauskommt. Der Wille stellt sich nach seiner Ansicht nicht bloß als Trieb zur Selbsterhaltung dar, wodurch das Leben verhältnismäßig leicht und heiter ausfallen würde, er will das Leben schlechthin und auf alle Zeit und äußert sich daher auch noch als Geschlechtstrieb, der es auf eine endlose Reihe von Geschlechtern abgesehen hat. Dieser Trieb, sagt er, hebt jene Sorglosigkeit, Heiterkeit und Unschuld auf, die ein bloßes individuelles Dasein begleiten würden, indem er in das Bewußtsein Unruhe und Melancholie, in den Lebenslauf Unfälle, Sorge und Not bringt. Jede Befriedigung dieses Triebes ist weiter nichts als die kräftigste Bejahung des Willens zum Leben; diese Bejahung ist aber vom ethischen Standpunkt aus völlig zu ver-

werfen. So endigt denn schließlich Schopenhauer mit seiner Philosophie folgerichtig da, wo die katholische Kirche anfängt, nämlich bei der Virginität und dem Cölibat. Es ist nur schade, daß seine fanatischen Anhänger diese unvermeidliche Schlußfolgerung nicht ziehen, sondern sich aus seinen Widersprüchen eine eigne dehnbare Sittenlehre bilden, die bei vielen auf eine rohe und naturwidrige sexuelle Raubwirtschaft hinausläuft mit allen abschreckenden Folgen geistiger Verödung, seelischer Verdorbenheit und körperlicher Unfruchtbarkeit.

Gewisse Schriftsteller, sogar einige Schriftstellerinnen, scheinen alle darüber einig zu sein, daß Enthaltsamkeit bei einem jungen Manne abnorm sei, und daß er seine Gesundheit und Lebensfreudigkeit nur durch ungesetzlichen Verkehr, d. h. durch Zusammenleben mit Prostituirten erhalten könne. Am deutlichsten hat diesen Unsinn jüngst ein Franzose in der Revue des deux mondes vom 1. März d. J. ausgesprochen in einem Artikel: L'amour, étude psychologique général. Diese Stelle in einer als höchst moralisch geltenden Zeitschrift ist zu charakteristisch, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten könnten. Sie lautet: On ne peut exiger que de vingt à vingt-sept ans les jeunes hommes mènent une vie chaste; cela est absolument contraire à leur organisation physique et psychique, tellement contraire, que les sentiments amoureux ne sont jamais aussi puissants qu'à vingt-cinq ans. Et on veut qu'à cet âge et pendant deux, trois, cinq, dix ans encore l'homme — qui n'est même plus un jeune homme — conserve sa chasteté! C'est demander l'impossible; c'est vouloir violenter la nature, qui ne se laisse jamais, quoi qu'on fasse, impunément violenter, et qui reprend toujours ses droits, bien supérieur à toutes nos conventions administratives.

Es wird die höchste Zeit, daß unsre hervorragenden Ärzte gegen diese als eine unbestreitbare Thatsache immer allgemeiner und lauter verkündigte Anschauung über die völlige Unfähigkeit des Mannes zur Enthaltsamkeit ihre Stimmen erheben. Einige haben das schon gewagt; so sagt z. B. der Psychiater Krafft-Ebing: unzählige normal konstituirte Menschen sind imstande, auf Befriedigung ihrer Libido zu verzichten, ohne durch diese erzwungne Abstinenz an ihrer Gesundheit Schaden zu nehmen. Noch klarer spricht Österlein diese Ansicht in seinem Handbuch der Hygieine aus. Er sagt: Selbstbeherrschung allein kann viel Unglück verhüten, gegründet auf feineres, sittliches Gefühl, auf keuschen Sinn, wie auf Einsicht und Bildung und unterstützt durch geeignete Lebensweise, durch eine sittlich reine Umgebung und deren Beispiel. Jeder und jede sollen eben auch hier warten und sich zähmen lernen, bis ihre Zeit gekommen ist. Sie werden dies aber um so eher imstande sein, je mehr es ihnen zur lebendigen Überzeugung geworden ist, daß von ihrem Verhalten in dieser kritischen Periode ihr Glück für das ganze künftige Leben abhängt, zumal in der Ehe, daß sich jeder für etwaige Selbstkastrirung und

Opfer durchs Erhalten seiner Gesundheit und frischen Lebenskraft wie seines höchsten Gutes, eines reinen und ruhigen Gewissens, entschädigt finden wird. Bei einem englischen Arzte heißt es: Es kann gar nicht eindringlich genug gepredigt werden, daß die strengste Enthaltsamkeit und Reinheit gleich übereinstimmend sind mit physiologischen wie mit sittlichen Gesetzen, und daß die Nachgiebigkeit gegen Wünsche, Begierden und Leidenschaften ebensowenig mit physiologischen und physischen wie mit moralischen und religiösen Gründen gerechtfertigt werden kann.

Um den leichtsinnigen, sittenlosen Geschlechtsverkehr zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, haben erfinderische Geister sogar Krankheiten ersonnen, die jeden Enthaltsamen befallen sollen; man bezeichnet sie mit dem Namen „Enthaltsamkeitsstörungen," sie sollen im Geschlechtsleben das sein, was in der Ernährungsfrage der Hungertyphus ist. Ribbing wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen diese Annahme und verurteilt jeden Arzt, der irgendwelche Störungen im Organismus als Folgen der Enthaltsamkeit bezeichnet und dadurch gleichsam eine verlockende Gesundheitsprämie auf Ausschreitung und Unzucht setzt. Es ist in der That ein trauriges Zeichen für die mangelhafte hygienische Bildung unsrer Zeit, daß man selbst gewisse Krankheiten älterer Jungfrauen, z. B. die Hysterie, auf den unbefriedigten Geschlechtstrieb zurückführt. Denn hier sind die Ursachen der krankhaften Erscheinungen niemals physischer, sondern stets moralischer oder psychischer Art; was so viele Frauen unsrer Zeit hysterisch macht, das ist nicht die Unthätigkeit ihrer Fortpflanzungsorgane, sondern vielmehr der Mangel eines wirklichen Lebenszieles, die fortwährende Beschäftigung mit dem eignen Ich, mit Nichtigkeiten, Träumereien und Geist und Seele leer lassenden Dingen. Die unverheirateten Frauen, die im Leben zu ringen, die selbst den Kampf ums Dasein aufzunehmen haben, sind der Hysterie nicht mehr ausgesetzt als Ehefrauen. Es ist ein großes Verdienst Ribbings, auf diese gefährlichen Irrtümer hingewiesen und der Charakterschwäche und dem Laster die Larve hygienischer Rechtfertigung abgerissen zu haben.

Nur in den Zeiten, wo sich der Menschheit eine krankhafte Nervosität bemächtigt hat, finden wir wie heutzutage unter der männlichen Jugend einen so auffallenden Mangel an aller Selbstbeherrschung und eine völlige Gleichgiltigkeit gegen den Vorwurf geschlechtlicher Vergehungen. Krafft-Ebing hat durchaus Recht, wenn er meint, daß die überhandnehmende Nervosität unsrer Zeit überall neuropathisch belastete Wesen züchte, den Geschlechtstrieb gerade in den schwächlichsten Menschen unnatürlich steigere, zum Mißbrauch antreibe und bei fortbestehender Lüsternheit, aber verminderter Potenz zu den sogenannten perversen Akten führe.

Mit der durch Schule und Gesellschaft künstlich erzeugten Nervosität hängt aufs engste zusammen die überall in erschreckender Weise überhandnehmende

Prostitution. Unsre Kultur segelt mit dieser alles ansteckenden und vergiftenden Leiche im Schiffsraum; und daß sie diese gefährliche Begleiterin nicht über Bord werfen kann oder es wenigstens nicht zu können glaubt, das gerade beweist den unnatürlichen und ungesunden Zustand unsrer Kulturverhältnisse. Die Prostitution ist nicht abzuschaffen, sagen die einen, denn sie ist der Schutz der christlichen Tugend; ohne sie würde die von Versuchungen verschonte Reinheit unzähliger Familien befleckt werden, sie ist ein Sicherheitsventil unsrer Gesellschaft, das wir unmöglich beseitigen können. Gut, sagen die andern, wir wollen die Prostitution zum Verbrechen stempeln; dann aber ist unbedingt erforderlich, vorher durch Gesetz unzweideutig zu erklären, daß jeder Geschlechtsverkehr außer dem ehelichen ebenfalls ein strafwürdiges Verbrechen sei. Gegen die erstere Ansicht wendet sich Ribbing mit aller Entschiedenheit. Die Prostitution sei durchaus keine Schutzwand für das Heiligtum der Ehe, denn sie schaffe uns Männer, deren sittliche Reinheit befleckt, deren Gesundheit untergraben, deren Gemüt verroht, deren Treue unzuverlässig, deren eheliches Liebesfeuer jeder jugendlichen Frische beraubt sei. Daher die instinktive Furcht unsrer ehrbaren, unverdorbenen Frauen vor der Prostitution; denn von hier aus dringt das Gift in die Familien, das ihre Kinder schon von Geburt an mit Krankheiten belastet; von hier aus ahnen sie die schlimmsten Gefahren für ihre aufwachsenden Söhne und die bittersten Enttäuschungen und Leiden für ihre Töchter. Was uns gegen diese Untergrabung unsers Familienlebens not thut, sagt Ribbing, das sind Reformen, und zwar Reformen, die nicht aus irgend einer Ethik, sondern aus der Naturlehre der Monogamie entnommen werden müssen. Unsre Erziehung muß schon darauf zugeschnitten werden, den Körper gesünder zu machen; wir müssen uns der Kultur anpassen; wir müssen uns mehr Nerv und weniger Nerven anschaffen, müssen uns befleißigen, das kommende Geschlecht in reiner geistiger Atmosphäre aufzuziehen. Wir müssen die Verheerungen des Alkohols verabscheuen lernen. Ich kann zwar nicht verlangen, sagt er, daß sich jeder einer absolut enthaltsamen Gesellschaft anschließe, ich kann aber verlangen, daß jeder nüchtern sei und bleibe; das bedeutet in meinem Sinne, daß er niemals so viel Alkohol verzehre, daß er seelische und körperliche Veränderungen davon erfährt. Wir müssen psychischen Reizmitteln aus dem Wege gehen und alles meiden, wodurch die Sinnlichkeit aufgestachelt wird. Wir müssen auf größere Natürlichkeit der allgemeinen Umgangsweise hinwirken, müssen Mann und Weib Gelegenheit bieten, sich öfter und unter einfacheren Alltagsverhältnissen zu begegnen, als es heutzutage der Fall ist, wo man die jungen Leute nur zu Vergnügungen und Bällen zusammenführt, bei denen allzu viele Schranken, sogar die einer anständigen Tracht, zwischen ihnen niedergerissen werden. Ribbing verlangt von der Schule, daß sie an den wichtigen Fragen des Geschlechtslebens nicht mit falscher Prüderie vorbeigehe, denn alles darauf bezügliche Wissen stifte mehr Nutzen,

wenn es auf dem Wege der geordneten Unterweisung, als wenn es auf heimlichen Umwegen erlangt würde. Die sexuelle Frage ist nun einmal die Wurzel und die Blüte, der Anfang und das Ende jeder Moral. „Da jedes menschliche Leben und Dasein seinen Ursprung in einem geschlechtlichen Verhältnis findet, kann das letztere als das Herz der Menschheit betrachtet werden. Wird dessen Wirksamkeit erschüttert und zerstört, so leiden davon alle Glieder der Menschheit."

Ribbings Buch hat in Schweden viele Angriffe erfahren, aber auch viel Anerkennung gefunden. Der deutschen Jugend kann es nicht genug zum eifrigen Studium empfohlen werden.

# Das Stenographieunwesen

Wenn der weiland kaiserliche Rat und Stadtschreiber zu Straßburg, Sebastian Brant, wieder unter die Lebenden träte und eine neue Ausgabe seines berühmten Hauptwerkes veranstaltete, wie würde er staunen über die Fülle neuer Simpel und Gimpel, mit denen er die Bevölkerung seines „Narrenschiffes" vermehren könnte! Er brauchte nur hineinzugreifen in die volle Narretei der Gegenwart, an jedem Finger würde ihm ein Dutzend der wunderlichsten Narren hängen bleiben. Wie wuchtig würden z. B. die Hiebe seiner satirischen Geißel niedersausen auf die Gigerl, die Vereinskänze, die Volapükfexe, die Zweiradhanswürste und viele andre närrische Kerle mehr! Auch den Stenographienarren würde er unzweifelhaft eine besondre Ehrenstelle in seinem Narrenschiffe zuweisen.

Man verstehe mich nicht falsch. Der Besitz stenographischer Fertigkeit ist für alle mit Schreibarbeit geplagten Menschenkinder, namentlich für alle Gebildeten so vorteilhaft, daß es Rosen nach Schiras tragen hieße, überhaupt noch Auseinandersetzungen darüber vorzunehmen. Auch ist erst vor wenigen Wochen an dieser Stelle in einem besondern Aufsatz*) die Einführung der Stenographie an den höhern Lehranstalten wohlwollend besprochen worden. Aber dieser Aufsatz übergeht ein starkes Hemmnis der Stenographie, näm-

*) Veranlaßt durch mancherlei irrige Vermutungen in der stenographischen Fachpresse bemerken wir ausdrücklich, daß der Aufsatz in Nr. 8 ebensowenig wie der vorliegende von Dr. J. Brauns verfaßt ist. D. Red.

lich die berechtigte Geringschätzung des stenographischen Wesens oder vielmehr Unwesens. Den Behörden ist das zögernde Abwarten gegenüber dem stenographischen Ansturm nicht übel zu nehmen, denn die maßlose Übertreibung, das dünkelhafte Großthun, die Schmähsucht und die Unfähigkeit in den stenographischen Kreisen werden unwillkürlich auf die von ihnen vertretene Sache übertragen. Hier können nur die Stenographen selbst Wandel schaffen, indem sie diese Auswüchse mit scharfem Messer abschneiden und die Leitung ihrer Vereinigungen künftig nur in berufene Hände legen.

Die deutsche Stenographie hat sich leider lange Zeit in absteigender Linie entwickelt. Der erste, der ein deutsches System schuf (1678), C. A. Ramsay, war ein gelehrter Arzt und Chemiker, aber sein Werk war verfrüht und blieb unbeachtet. Selbst am Ende des vorigen Jahrhunderts war der Boden noch nicht genügend für die Sache vorbereitet. Wäre er es gewesen, so hätte die deutsche Stenographie achtungsvollere Aufnahme gefunden als später, denn es waren zwei hohe geistliche Würdenträger, die Konsistorialräte Mosengeil in Meiningen und Horstig in Bückeburg, die damals mit stenographischen Systemen hervortraten. Von da an ist die Stenographie bei uns mehr und mehr aus den Kreisen der produktiven Männer der Feder in die der kopirenden hinabgesunken. Gabelsberger hatte eine halbe seminaristische und gar keine akademische Bildung, er verbrachte sein Leben als Subalternbeamter in den Schreibstuben der Behörden und kniffelte und diftelte dabei so lange mit Versuchen herum, bis er seine Redezeichenkunst fertig hatte. Stolze hatte das Gymnasium zwar besucht, aber nicht durchlaufen, akademische Bildung war ihm außer dem gelegentlichen Besuch von Universitätsvorlesungen nicht zu teil geworden. Als Registrator einer Versicherungsgesellschaft sann er über das Verhältnis von Sprache und Schrift nach und fand schließlich leitende Gesichtspunkte, die er beim Aufbau seiner Kurzschrift befolgte. Der dritte in dem Kleeblatt der ältern deutschen Stenographieberühmtheiten, Arends, ist der einzige, der eine abgeschlossene Gymnasial- und Universitätsbildung aufzuweisen hatte. Vermöge dieser Schulung und seiner Stellung als Schriftsteller wäre er wohl der Mann gewesen, in der Stenographie Wissenschaft und Praxis glücklich zu verbinden und die Wertschätzung der Stenographie in den gebildetern Kreisen zu erhöhen. Er faßte aber sein Ziel, lediglich eine kürzere Schrift zu bilden, nicht scharf ins Auge, vermengte in unklarer Romantik die Stenographie mit dem Gedanken an ein Schriftideal und konnte deshalb weder für den einen noch für den andern Zweck etwas Förderliches leisten. Durch seine volksfreundliche Schwärmerei ließ er sich verleiten, die Stenographie nicht in die Kreise der Gebildeten, sondern unter die Handwerker und Arbeiter zu tragen. Aus den Nachfolgern genügt es, zwei herauszugreifen: Roller — einen ehemaligen Tischlergesellen, und Lehmann — einen Leistenschneider. Wenn etwas verwunderlich ist, so ist es der Umstand, daß trotz solcher „Meister"

und ihres ebenbürtigen Anhanges wissenschaftlich gebildete Männer die Sache der Stenographie nicht ganz haben fallen lassen.

Der tiefste Niedergang scheint nun jetzt überwunden zu sein, es ist ein Zeichen von einer Wendung zum Bessern, daß sich wieder akademisch geschulte Kräfte an die Aufstellung stenographischer Systeme wagen — mit wie verheißungsvollem Erfolge, zeigt das treffliche und kunstreiche System des Realschullehrers Dr. J. Brauns. Jedenfalls hätten die deutschen Stenographen Ursache, bescheiden von ihren Erfindern zu sprechen, bescheiden von der Stenographie selbst, die nur eine untergeordnete Dienerin bei der Geistesarbeit sein kann und will. Was findet man aber in den stenographischen Kreisen? Eine lächerliche Vergötterung der Personen wie der Sache. Die Großmannssucht der Stenographienarren will aus all diesen Meistern und Meisterlein, deren wirkliches Verdienst innerhalb der gebührenden Grenzen gern anerkannt werden soll, mit aller Gewalt Geistestitanen und Sterne erster Größe machen. Nicht bloß lächerlich, sondern auch abstoßend wirkt dieses Treiben auf unbefangene Beobachter. In stenographischen Fachzeitschriften und Büchern wimmelt es von Anräucherungen wie: der „unsterbliche Meister," sein „unverletzliches Erbteil," der „große Geistesriese," der „erhabene Erfinder." Von der Berechtigung, den Stenographieerfindern Denkmäler zu setzen, wird jemand, der das Große und Ganze des menschlichen Fortschritts im Auge behält, nimmermehr überzeugt werden. Jedenfalls genügen die Denksteine auf den Gräbern von Gabelsberger, Stolze und Arends. Aber für den Dünkel reicht so etwas Einfaches nicht aus, da werden die Behörden der großen Städte fort und fort bombardirt, Straßen nach Gabelsberger oder Stolze zu taufen, da müssen große Standbilder auf öffentlichen Plätzen geschaffen werden. Gabelsberger hat vorigen Sommer in München sein ehernes Denkmal glücklich wegbekommen, und es ist dabei mit Fanfarengeschmetter und Trommelschall höher hergegangen, als man es für das Standbild eines Lessing oder Goethe wünschen möchte. Noch hat sich die Gabelsbergerei vom Rausch der Entzückung kaum ermuntert, und schon können die Stolzebrüder vor diesen Lorbeeren nicht ruhig schlafen, auch Stolze muß nun ein öffentliches Standbild bekommen. Wie lange wirds dauern, so frißt die Denkmalsseuche weiter um sich, bald wird Arends an die Reihe kommen, und vielleicht erleben wir noch das niedliche Satyrdrama, daß z. B. auf dem Berliner Gendarmenmarkte in trauter Eintracht neben Schiller der Leistenschneider Lehmann ausgehauen auf die Vorübergehenden hinabschaut.

Setzt euch Perücken auf von Millionen Locken,
Setzt euern Fuß auf ellenhohe Socken,
Ihr bleibt doch immer, was ihr seid!

Ebenso albern zeigen sich die Stenographienarren gegenüber der Sache. Unsre „herrliche Kunst," die „unübertreffliche Erfindung," der „Wunderbau

von idealer Pracht" und ähnliche Ausdrücke sind ständige Umschreibungen der Stenographie. Gegen den Mißbrauch der Stenographen mit dem Worte „Kunst" sollten die Vertreter der wirklichen Künste ahndend vorgehen. Unbestreitbar gehört zur Aufstellung einer zweckmäßigen Stenographie außer wissenschaftlicher Tüchtigkeit und praktischem Blick auch ein gewisser künstlerischer Sinn, und ein System von besondrer Gediegenheit kann sich unter Umständen als Kunstwerk darstellen. Die praktische Anwendung selbst eines solchen Kunstwerkes erfordert aber weiter nichts als eine durch Übung zu gewinnende mechanische Fertigkeit, von künstlerischer Thätigkeit dabei faselt nur die Unvernunft. Die unter Stenographen beliebte gegenseitige Begrüßung mit „Herr Kunstgenosse" ist daher mindestens gedankenlos. Mit Vorliebe stellen ferner die Stenographen die Proportion auf

Fußgänger : Eisenbahnfahrer = Kurrentschreiber : Stenographiebenutzer.

Das ist auch so eine Narretei. Der Vergleich ist so lahm, daß er überhaupt nicht von der Stelle kommt. Der Eisenbahnreisende läßt seine Beine hübsch in Ruhe und zahlt blankes Geld dafür, daß er ohne eigne Körperbewegung befördert wird. Der Stenographiebenutzer dagegen kauft sich nicht von jeder Arbeit los, sondern muß seine höchsteigne Hand regen, nur daß er mit potenzirten Mitteln arbeitet und darum die Aufgabe rascher bewältigt als ein Kurrentschreiber. Weit passender wäre die Gleichung

Fußgänger : Stelzengänger = Kurrentschreiber : Stenographiebenutzer.

Auch der Stelzengänger muß seine Beine selbst bewegen wie der Fußgänger, aber er kommt vermöge der weitausschreitenden Stelzen mit gleichem Kraftaufwande und in gleicher Zeit weiter als der andre. Je höher die Stelzen sind, um so größer wird der Vorsprung, aber um so mehr wächst auch die Unsicherheit des Ganges und die Furcht zu straucheln. Just dasselbe findet bei der Stenographie statt. Mit der auf die Spitze getriebenen Leistungsgroßthuerei geht Hand in Hand das Schwanken und die Gefahr des Zusammenbruchs. Auch beim Stenographieerfinder zeigt sich der wahre Meister in der Beschränkung. Nicht darin wird er seine Stärke suchen, die Stelzen so hoch wie möglich zu bauen, sondern in weisem Abwägen der Stufe, auf der er Sicherheit und Behagen der Stelzengänger mit gesteigerter Leistungsfähigkeit am einträchtigsten verbinden kann. Etwas Unnatürliches wird der Stelzenlauf immer behalten, und im Verkehre mit den auf glatter Sohle ruhig einherschreitenden andern Sterblichen wird auch der stenographische Stelzengänger gern seine Spazierhölzer abschnallen und sich freuen, auf ebener Erde Mensch unter Menschen sein. Die besonders possirliche Abart der närrischen Leute, die jeden Deutschen zu ununterbrochenem hochbeinigen Stelzengange à la Silvain Dornon verurteilen, d. h. die gewöhnliche Schrift vollständig durch die Stenographie verdrängen wollten, ist glücklicherweise fast ganz aus-

gestorben. Fossilartige Überbleibsel dieser Narrenart werden selbst von den Stenographen nur noch mit Kopfschütteln betrachtet.

Und woher nun all die Wunderlichkeiten coram publico? Weil an den beiden Stellen, wo das stenographische Leben sich der großen Welt vornehmlich bemerkbar macht, in der Presse und im Vereinswesen, Unfähigkeit und Unverstand vorherrschen. Der Büchermarkt wird mit Erzeugnissen des stenographischen Geistes überschüttet, es erscheinen im deutschen Sprachgebiete jährlich etwa 150 auf Stenographie bezügliche Schriften und 70 Fachzeitschriften. In ihres Nichts durchbohrendem Gefühle pflegten sich diese äußerlich meist winzigen Hervorbringungen früher in ein stenographisches Mäntelchen zu hüllen, damit kein Kritikus die Armseligkeit durchschauen könnte. Mit zunehmender Verwendung des gewöhnlichen Typendrucks ist hier ein Läuterungsprozeß eingetreten, die Federproben der kläglichsten Elemente wagen sich nicht mehr recht hervor, und das ist schon ein Gewinn. Trotzdem kommt des eiteln und gehaltlosen Krams noch vollauf genug ans Tageslicht, nur vereinzelte Körner befinden sich in der Spreu. Die neuen Auflagen bewährter Lehrbücher bilden den Hauptbestandteil der wenigen tüchtigen Schriften, dazu treten einige geschickt redigirte Fachblätter, vor allen das „Magazin für Stenographie." Solche Goldkörner wie O. Lehmanns*) „Notenpsalterium," J. Brauns „Zehn Thesen," Henkes „Entwicklung der deutschen Kurzschrift" und A. Junges „Vorgeschichte der Stenographie in Deutschland," die jeder wissenschaftlichen Bibliothek zur Zierde gereichen, kommen nur aller paar Jahre einmal vor. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, sind diese verheißungsvollen Anfänge einer bessern stenographischen Litteratur in der Zunahme begriffen. Das Ansehen der Stenographie würde sehr gewinnen durch eine Fachlitteratur mit gediegenen Leistungen, die vor dem Richterstuhle einer strengen wissenschaftlichen Kritik ebenso ehrenvoll bestehen könnten wie die angeführten Bücher. Mit Massen nichtigen Tandes aber wird der Sache bloß geschadet, der gehört in den

> Bezirk, wo Gewürz und Pfeffer und Weihrauch
> Feil ist, oder was sonst einhüllt unnützer Papierwust.

Noch größer ist die Gaukelei im Vereinswesen. Da wird alljährlich in die staunende Welt hinaustrompetet, welchen Zuwachs die Anzahl der Stenographenvereine gewonnen habe, wieviel Mitglieder sich darin zusammenscharten, und was für eine Menge von Neophyten durch Unterricht in die Geheimnisse der Stenographie eingeführt worden sei. Du lieber Himmel, als ob es auf die Quantität und nicht auf die Qualität ankäme! Immer wieder das Prahlen mit Nullen! Im Sturmlauf der wettbewerbenden Systeme bietet man die Sache mit allen Lockmittelchen (bis zur Unentgeltlichkeit!) schon aus

*) Es ist das natürlich ein andrer als der oben erwähnte Leistenschneider.

wie verdorbnes Bier, zum Unterricht wird alles gepreßt, was nur zu packen ist, denn auch im Gevatter Schneider und Handschuhmacher wird ein teures Haupt für die Statistik gewonnen. Es ist doch eine Tollheit, Arbeiter, Handwerker, Kleinkrämer und andre Leute, die der Stenographie gar nicht bedürfen, die froh sind, wenn sie mit der gewöhnlichen Schrift einigermaßen umgehen können, mit der Stenographie zu behelligen. Halten sie wirklich beim Unterricht aus, so mangelt ihnen doch die Gelegenheit zur Verwertung und Befestigung des Gelernten. Sie treten den Stenographenvereinen bei und quälen sich dort, mit ihrer harten Hand ein schläfriges Diktat stenographisch aufs Papier zu malen. Solche Leute verschwenden mit der Stenographie ihre kostbare Freizeit, die sie nutzbringend auf Erholung, Körperbewegung oder Lesen guter Bücher verwenden sollten. Das charakteristische Merkmal der Stenographenvereine aber ist das Vorherrschen der Subalternität. Sie überwiegt an Zahl, hat vielfach die Leitung an sich gebracht und drückt höhere Bestrebungen durch Widerstand oder Teilnahmlosigkeit an die Wand. Aus den Vereinsberichten einiger Fachblätter greifen wir folgende Berufsbezeichnungen von Vereinsgrößen aufs Geratewohl heraus: Büreauassistent, Diätist, Expedient, Werkmeister, Kontorist, Kopist, Registrator, Sekretär, Unteroffizier, Feldwebel, Kassenassistent. Das ist der Typus der deutschen Stenographenvereine! Solche Männer stehen natürlich nicht über der Sache, die sie in den Vereinen vertreten, sondern werden von ihr beherrscht. Für Höhergebildete ist die Stenographie einfach ein Werkzeug, das sie sich zur Förderung ihrer Zwecke dienstbar machen. Die Masse der Vereinsmitglieder kann sich aber nicht über die Sache erheben, sondern blickt zur Stenographie in die Höhe, wie zu etwas Großartigem und Ehrwürdigem. Hier findet man wahre Prachtexemplare von Stenographienarren. Einzelne Vereine bilden zwar rühmliche Ausnahmen und stehen durch ihre leitenden geistigen Kräfte im verdienten Ansehen. Diese Ausnahmen dienen jedoch nur zur Bestätigung der Regel, daß die Stenographenvereine im allgemeinen Tummelplätze der Gehaltlosigkeit und des Schwätzertums sind. Da werden große Worte gemacht, man debattirt mit viel Behagen über kleinliche Formalitäten und pflegt ein selbstgefälliges Vergöttern desjenigen Stenographiesystems, das man durch irgend einen Zufall gerade gelernt hat, während über andre Systeme, von denen man selten etwas versteht, abfällige Urteile in fanatischer Weise geflissentlich in Umlauf gesetzt werden. Hieraus entspringt die allbekannte stenographische Unduldsamkeit, die schon förmlich zum Gespött geworden ist.

Bei solchen Verhältnissen ist es nicht verwunderlich, wenn Männer andern Schlages an dem Treiben der Stenographenvereine keinen Gefallen finden und ihr Interesse für die Sache erkalten lassen. Wie soll auch z. B. ein höherer Beamter, der etwa gleichzeitig Offizier der Reserve ist, ohne sich bloßzustellen, an Vereinssitzungen teilnehmen, in denen Schreiber seines Gerichtes, Unteroffiziere

seines Regiments die erste Geige spielen? Wer sich erfolglos bemüht hat, das Niveau eines Stenographenvereins zu heben, tritt entweder aus oder begnügt sich mit Zahlung der Beiträge, ohne an dem wirklichen Vereinsleben teilzunehmen, oder er läßt sich durch ein besonders starkes Interesse an der Sache oder durch ärmlichen Ehrgeiz dennoch im Vereinsleben zurückhalten, fühlt sich mit der Zeit darin wohl und versumpft endlich, wie mancher bedauernswerte Landgeistliche durch die Ungunst der Verhältnisse verbauert. Das ist dann der traurigste Stenographienarr, er, der durch Bildung und Stellung berufen gewesen wäre, die Sache zu heben, statt dessen aber sich hat hinabziehen lassen! An beschränktem Fanatismus thuts ein solcher schließlich jedem andern gleich, er behandelt wohlgefällig und wichtig den gleichgiltigsten Vereinskrimskrams, und das mechanische Stenographentum gilt ihm höher und heiliger, als die edelsten Geisteserzeugnisse unsrer Nation.

Mein Herr, ich denke bei mir so:
Ihr seid ein Narr in Folio!

Das Bild, das wir von dem Stenographieunwesen entworfen haben, ist nicht erfreulich, es besitzt aber den Vorzug unretouchirter photographischer Treue. Den Stenographen wird es geringe Freude bereiten, die Fäulnis ihres Staates dargestellt zu sehen, aber es war auch nicht unser Vorhaben, ihnen die Ohren angenehm zu jücken, sondern sie darauf hinzuweisen, wo gebessert werden muß, wenn sie größeres Ansehen erringen und ihre Bemühungen von mehr Erfolg gekrönt sehen wollen. Fort mit der Narretei, fort mit der Übertreibung der Sache, fort mit der Unduldsamkeit! An Stelle des Kriechens unter der Stenographie trete eine vornehme geistige Beherrschung und nüchterne Würdigung der Sache. Die Schaffung einer gediegenen Fachlitteratur mag ernstlich gefördert werden. Leute, die höchstens einen Sport mit der Sache treiben können, halte man fern. Dem Überwuchern der kopirenden Federhelden in den Vereinen werde Einhalt geboten und die Leitung in berufene Hände produktiver Geister gelegt. Mag bei der Sichtung das ganze stenographische Wesen auf ein Zwanzigstel des jetzigen Umfangs und weniger zusammenschmelzen, es wird doch noch ein innerer Gewinn herausspringen, denn hier muß nicht gezählt, sondern gewogen werden. Solange sich die Stenographenvereine nicht wenigstens auf die Stufe der Geschichts- und Altertumsvereine hinaufgeschwungen haben, werden sie sich darein finden müssen, mit Achselzucken und Naserümpfen betrachtet zu werden.

# Quitt

Ein neuer Roman von Theodor Fontane hat unter allen Umständen Anspruch auf Beachtung und erweckt bei gebildeten Lesern ein günstiges Vorurteil. Wir haben in einer Reihe von Besprechungen über Fontanes „Cecile," „Irrungen-Wirrungen" und „Stine" wiederholt auseinandergesetzt, warum die jüngsten Apostel der Unnatur, die sich Naturalisten nennen, Fontane als einen der ihren in Anspruch nehmen, und aus welchen Gründen uns dieser Anspruch vollkommen hinfällig erscheint. Ein so eigentümlicher und selbständiger Schriftsteller wie Fontane will mit seinem eignen Maßstabe gemessen sein, jeder andre ist für ihn zu lang oder zu kurz, und der Maßstab jener Wahrheitsdarsteller, bei denen die Wahrheit erst mit dem Schmutz anfängt, ist vollends zu grob und zu klobig für den feinen Seelenkenner und scharfen Weltbeobachter. Aber wenn wir auch die selbständige Natur und die innere Berechtigung Fontanes, seine besondern Wege zu gehen, rückhaltlos anerkennen, so brauchen uns doch diese Wege nicht an jeder Stelle zu gefallen, ja es kann uns die Besorgnis beschleichen, daß er auf einem oder dem andern Seitenpfade dem letzten Ziel aller poetischen Darstellung, der poetischen Wirkung, eher ferner als näher rücke.

In dem neuen Roman Quitt*) verläßt der Erzähler — und das ist immerhin ein Gewinn, weil es ihn vor der in der Dichtung unleidlichen Spezialität bewahrt, die bekanntlich etwas ganz andres ist, als die Erkenntnis der Schranken des eignen Vermögens — den Boden der Reichshauptstadt und führt den Leser in der ersten Hälfte und auch wieder am Schlusse des Buches in ein paar Dörfer am Fuße des Riesengebirges, die allerdings episodisch von Berliner Sommergästen belebt werden. Die andre Hälfte spielt gar auf amerikanischem Boden, in und bei der Mennonitenniederlassung Nogat-Ehre, im Indianergebiet, südlich von Kansas. Der Held der Geschichte ist ein junger schlesischer Stellmacher Lehnert (Lienhart) Menz, der unter den Görlitzer Jägern gedient und sich im Kriege von 1870 ausgezeichnet hat, derart, daß

*) Quitt. Roman von Theodor Fontane. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1891.

er das eiserne Kreuz tragen würde, wenn nicht sein Oberjäger Opitz, dem Lehnert nicht unterwürfig und fügsam genug erschien, dagegen gesprochen hätte. Diese Erfahrung aus der Dienstzeit wirkt in das ganze spätere Leben des jungen Mannes hinüber, sein Unglück will, daß eben dieser Oberjäger als gräflicher Förster sein Nachbar geworden ist, und daß seine Försterei zu Wolfshau dicht an Lehnerts vom Vater ererbte Stellmacherei stößt. Lehnert Menz hat die Anschauungen und Sitten der Grenzer, er ist im ganzen für Gesetz und ehrliche Arbeit, mag sich aber gelegentlich ein bischen Paschen und Wildern nicht versagen und hält das für keine besondre Sünde. Neben ihm sitzt jedoch Opitz, die platte Feldwebelnatur, die ihre Selbstsucht und gemeine Eitelkeit in den stramm angezogenen Mantel der Pflichterfüllung hüllt. „Denn sich umworben und ausgezeichnet zu sehen und Ehre vor den Menschen zu haben, war das, wonach ihm zumeist der Sinn stand." Er würde vielleicht Lehnert bei Gelegenheit durch die Finger sehen, wenn sich dieser ehrerbietig und unterwürfig zeigen wollte, aber er haßt ihn, weil er schon von den Görlitzer Jägern her weiß, daß der ländliche Stellmacher von der Größe des Försters nicht durchdrungen ist. Aus dem irregeleiteten Selbstgefühl beider Männer ist eine unüberwindbare Abneigung entstanden, die im Verlauf der Dinge auch der ausgleichenden und versöhnlichen Bemühungen des braven Predigers Siebenhaar spottet. Für ein paar Wochen bezwingen sich die feindlich gesinnten, indem sie einander aus dem Wege gehen, aber bei dem unbedeutendsten Vorfall lodert der Streit wieder auf, und ein Hahn, den des Försters Hund erwürgt, ein Hase, den Lehnert in seinem eignen Kornfeld erschießt, werden Anlaß zu neuer, verschärfter Feindschaft. Lehnert ist entschlossen, nicht zum zweitenmal durch den Förster ins Gefängnis zu kommen, und Opitz will die Gelegenheit benutzen, dem übermütigen Stellmacher einen ordentlichen Denkzettel zu verschaffen. Er schreibt einen Bericht an die Behörde, worin er seinen jungen Nachbar nicht nur als rückfälligen Wilddieb anklagt, sondern ihn auch als einen Aufwiegler und Verführer für die ganze Gegend bezeichnet, an dem man ein Exempel statuiren müsse, „damit das Volk mal wieder sehe, daß noch Ordnung und Gesetz und ein Herr im Lande sei." Lehnert, der unzähligemale davon gesprochen hat, nach Amerika auszuwandern, und fortgesetzt Bücher über die Vereinigten Staaten liest, wird zu seiner eignen Überraschung gewahr, wie sehr er seine Heimat liebt, sein Schlesierland, seine Berge, seine Koppe. „Das sollte nun alles nicht mehr sein. Um nichts, oder um so gut wie nichts, war er das erstemal von Opitz zur Anzeige gebracht worden, und um nichts sollte es wieder sein. Was war es denn? Ein Has, der in seinem Kornfelde gesessen, und den er über Eck gebracht hatte. Das war alles, und dies alles war eben nichts. Und wenn es etwas war, wer war schuld daran? Wer anders als »der da drüben,« der ihm den Dienst verleidet hatte, sonst wär alles anders gekommen, und er wäre, was eigentlich sein Ehrgeiz und seine

Lust war, bei den Soldaten geblieben und hätte seinem König weiter gedient und hätte jedes Jahr Urlaub genommen und wäre dann mit dem Hirschfänger und dem Tschako durch die Dorfstraße gegangen, und alles hätte gegrüßt und sich über ihn gefreut. „Um all das hat er mich gebracht, weil er mirs mißgönnte, weil er nicht wollte, daß ich neben ihm stünde. Ja, er ist schuld, er allein. Um das Kreuz hat er mich gebracht, aber mein Haus- und Lebenskreuz war er von Anfang an und hat mich geschunden und gequält, und wie damals, so thut ers auch heute noch. Er hat mir das Leben verdorben und mein Glück und meine Seligkeit."

In dieser gefährlichen Stimmung und unter dem Einfluß dieses Selbstbetruges geht er höher ins Gebirge hinauf und holt aus einem Versteck seine Doppelflinte. Es soll ihm ein Gottesurteil sein, ob er dem Förster Opitz begegnen wird oder nicht. Trifft er ihn, so wird sich zeigen, wer den andern niederschießt, trifft er ihn nicht, so muß er in die weite Welt. Und ehe eine Stunde vergangen ist, steht der Verhaßte vor ihm, ruft ihn an: „Gewehr weg!" schlägt auf ihn an, aber das Zündhütchen versagt, und nun schlägt Lehnert Menz an, streckt mit zwei Schüssen Opitz nieder und läßt den Gestürzten liegen, ohne sich zu überzeugen, ob er noch lebe oder tot sei. Er kehrt, nachdem er in der Hampelbaude übernachtet hat, nach Hause zurück, wo der Förster bereits vermißt wird. Aber es treibt ihn unruhig umher, und auf dem Wege nach der Schenke zur Schneekoppe hört er gegen Abend des andern Tages einen Schuß und einen deutlichen Hilferuf vom Walde herab. Er weiß, wer dort oben hilflos liegt — die Furcht, daß Opitz noch lebe, erschüttert zum erstenmal seine Selbstgerechtigkeit, und er hält sich wenigstens für verpflichtet, dem Gerichtsmann Klose, der im Kretscham Karte spielt, Mitteilung von dem Gehörten zu machen. Da dieser aber dem Hilferuf keine Bedeutung beilegt, versucht er sich auch wieder zu beruhigen — er allein kann doch nicht gehen, um zu helfen, und damit den Verdacht, den er ohnehin gegen sich heranziehen sieht, vollends bekräftigen.

Am andern Morgen wird der tote Förster gefunden, und obschon dieser nach den Aufzeichnungen in seinem blutbefleckten Notizbuche seinen Gegner nicht erkannt hat, so sind doch sofort alle, die das Verhältnis zwischen Lehnert Menz und Opitz gekannt haben, darüber im klaren, daß Lehnert seinen Feind hinweggeräumt habe, und da sich die Verdachtsgründe häufen, so folgt eine rasche Haussuchung bei dem Stellmacher. Während dieser weiß Menz, der sich schon überführt sieht, aus seinem Hause zu verschwinden und entkommt der drohenden Verhaftung.

Hier schließt sich nun die zweite Hälfte des Romans an; sieben Jahre später finden wir den Flüchtling wieder, wie er nach mancherlei Erlebnissen in Dakota und Kalifornien durch einen Zufall, den er „Bestimmung" nennt, mit dem Sohne eines deutschen Mennonitenpredigers auf der Eisenbahn zu-

sammentrifft. Mit raschem Entschluß tritt er in die Mennonitenkolonie Nogat-Ehre und den großen Haushalt ihres geistlichen Führers, Obadja Hornbostel, ein. Der Vielumhergetriebene verlangt nach Ruhe und einem stillen Glück und bekämpft das Schuldbewußtsein, das sich in einzelnen Stunden in seiner Seele regt, mit Arbeit und Hoffnung. Und der alte Mennonitenhäuptling empfängt den Dreiunddreißigjährigen, der in seinem Leben so wenig echte Liebe empfunden und erfahren hat, mit den Worten: „Ich hab in euerm Auge gelesen, und ich kenne euch nun: ihr habt einen Ehrgeiz, und es lastet was auf eurer Seele, das hat euch bis diese Stunde durch die Welt getrieben, und ich sehe das Zeichen auf eurer Stirn. Aber ich weiß auch, daß ihr ein tapferes Herz habt und einen Edelsinn, der sich nicht verleugnet, wo Liebe ihn pflegt. Und diese Liebe soll euch werden. Getröstet euch dessen. Keiner, der unter dieses Dach getreten, ist ungetröstet von dannen gegangen." Und Lehnert fühlt sich nicht bloß von diesem Atem evangelischer Liebe angeweht, sondern hat gleich bei der ersten Begegnung mit der jugendlichen Ruth Hornbostel, der jüngsten Tochter des Mennonitenpredigers, einen beglückenden Eindruck von ihrer Unschuld, ihrer fröhlichen und dabei klugen Gottkindschaft erhalten und faßt eine tiefe Neigung zu dem Mädchen. Wohl warnt ihn Monsieur Camille l'Hermite, ein alter Pariser Kommunard, der bei der grausigen Erschießung der „Geiseln" und des Erzbischofs von Paris im Jahre 1871 beteiligt gewesen, aus der Verbannung in Neu-Kaledonien nach Amerika entkommen ist und in Nogat-Ehre gleich Lehnert Zuflucht und Aufnahme gefunden hat: „Mon cher ami, es giebt ein Fatum. Und weil es ein Fatum giebt, geht alles seinen Gang, dunkel und rätselvoll, und nur mitunter blitzt ein Licht auf und läßt uns gerade so viel sehen, um dem Ewigen und Rätselhaften, oder wie sonst ihrs nennen wollt, seine Launen und Gesetze abzulauschen. Und ein solches Gesetz ist es auch: wenn man erst mal heraus ist, kommt man nicht wieder hinein. Und da hilft kein Hoherpriester und kein Prophet, und wenn es Obadja selber wäre, gleichviel ob der alte oder der neue. Das Fatum ist eben stärker, und es ist das Beste, cher Lehnert, ihr lebt euch mit diesem Gedanken ein. Ich hab es gethan. Und wenn euch das auch glückt, so werdet ihr wenigstens eines davon haben, dasselbe, was ich davon gehabt habe: das Glück der Einsamkeit." Da Lehnert nicht nur sicher ist, Ruth zu lieben, sondern auch wiedergeliebt zu werden, findet der Gedanke, auf das hohe, reine und unverdiente Glück, das ihm in Aussicht steht, zu verzichten, in seiner Seele keinen Raum. Er hofft und wird täglich gewisser, daß ihm vergeben sei, und daß er Ruth gewinnen dürfe. In dieser Zeit nun wird Ruths Bruder Toby von einer vorübergehenden Jagdleidenschaft ergriffen, wobei Lehnert, soviel es angeht, seinen Mentor abgiebt. Eines Tages jedoch, als Toby allein auszieht und sich im Waldgebirge verirrt, entsteht in der friedlichen Mennonitenniederlassung die Furcht, daß der junge

Jäger verunglückt sei, und Lehnert eilt dem Bruder der Geliebten auf gefährlichen Pfaden zu Hilfe. Auf diesen Pfaden verunglückt er selbst, während sich Toby wohlbehalten bei den Seinen wieder einfindet. Er stürzt von einer Felswand und stirbt ohne Menschenhilfe im Abgrunde, in der Seele die tröstliche Gewißheit, daß dies Ende die Sühne seiner Schuld in der alten Heimat sei. Obadja Hornbostel meldet in einem einfach ergreifenden Briefe das Geschehene nach Wolfshau, und die regelmäßig wiederkehrenden Berliner Sommergäste in dem Riesengebirgsdorfe haben Gelegenheit, den tragischen Ausgang eines Dramas zu besprechen, dessen Anfang sie sieben Jahre zuvor ergriffen und in ihrer Weise bewegt hat.

Diese kurze Wiedergabe des Hauptinhalts kann schon um deswillen kein deutliches Bild von der Eigenart des Buches geben, weil die kräftigen Grundlinien einer klar entwickelten und durchgeführten Handlung von einer Fülle episodischer Bilder zwar nicht unterbrochen, aber umrankt sind, weil der Erzähler die hundert Zwischenspiele einer solchen Handlung, ihrer Rückwirkung auf Persönlichkeiten, die nur zufällig im Rahmen oder sogar, wie die Familie Espe und ihre Anhängsel, außerhalb des Rahmens stehen, fast mit gleicher Liebe ausführt und in dem Bestreben, um seine Erfindung die Atmosphäre des Wirklichen zu verbreiten, die Schilderung sogar zu breit ausgedehnt hat. Freilich uninteressant und trivial ist in dieser Schilderung wie in der Charakteristik so grundverschiedner, zum Teil nur ganz flüchtig auftauchender Menschen nichts. Die lügenhafte Mutter Lehnerts, die weinerliche Försterin Frau Opitz, der brave Pfarrer Siebenhaar, der ehemalige Kommunard und Erfinder Camille l'Hermite, der Rat und die Rätin Espe, der Assessor und Gardereserveleutnant Sophus Unverdorben, der ewig in preußischen Diensterinnerungen lebende Herr Kaulbars sind Meisterfiguren, so gut wie Lehnert Menz und Förster Opitz, wie Obadja, Ruth und Toby Hornbostel. Wenn irgend etwas in dieser Geschichte nicht ganz deutlich und gegenständlich wird, so ist es das Alltagsleben in der Mennonitengemeinde zu Nogat-Ehre. Darauf käme nicht viel an, denn schließlich ist es doch die Lichtgestalt Ruths und nicht das tägliche Singen und Beten der Taufgesinnten, durch die Lehnert in den innersten Kreis der Gemeinde hineingezogen und mit dem Bedürfnis auch nach religiösem Frieden erfüllt wird. Aber der sichern Einzelschilderung des ersten Teils gegenüber wird der verwöhnte Leser hier doch einen Abstand empfinden. Es hat eben seine Gefahren, die Phantasie allzusklavisch an die Beobachtung zu fesseln und die Belebung jeder poetischen Darstellung lediglich von der äußern Anschauung abhängig zu machen. Die innere Anschauung hat ihr gutes Recht, dem Dichter von „Grete Minde" braucht das allerdings nicht gesagt zu werden. In dem Roman „Quitt" aber ists, als ob Fontane über Dinge, die nur aus der Phantasie geschildert werden müssen, wie über einen heißen Boden hinwegeilte.

Die Leser des Romans, und ihn gelesen zu haben wird keinen gereuen, mögen selbst empfinden und entscheiden, wie viele menschliche und persönliche Teilnahme ihnen Gestalt und Geschick, Schuld und Sühne Lehnerts einzuflößen vermögen. Wohl nur wenige werden mit dem geheimen Kanzleirat Espe schmerzlich empfinden, daß der Staat in diesem Fall in seinem Recht leer ausgegangen sei und die Justiz das Nachsehen habe. Allein viele werden mit uns der Meinung sein, daß uns doch endlich wieder einmal andre Menschen und Schicksale vorgeführt werden könnten, denen wir volle Teilnahme widmen können, auch wenn unsre Dichter, wie es in der Ordnung ist, geschworne Feinde aller Tugend- und Offiziositätsphrasen bleiben.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Neue Ideale. Unsre Beziehungen zu den germanischen Vettern im Norden, den Schweden und Norwegern, werden von Jahr zu Jahr lebhafter und inniger; ihre litterarischen Erzeugnisse haben bei uns einen beständig wachsenden Kreis begeisterter Freunde und Verehrer gefunden, ihre volkswirtschaftlichen und pädagogischen Einrichtungen werden von uns studiert, ihre Länder, Gebirge und Meere von unsern Touristen bereist. Es ist keine Frage, dort oben herrscht ein mächtig aufstrebender Geist, ein frischer gesunder Wettkampf auf allen Gebieten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, ein unverkennbares Ringen nach Erhaltung und Ausbildung der germanischen Eigenart. Das ist uns Deutschen nicht entgangen, unsre Blicke sind in den letzten zehn Jahren mit besondrer Erwartung nach dem Norden gerichtet, und in manchem Deutschen, dem das ängstliche Liebäugeln mit Frankreich und Rußland allmählich zuwider geworden ist, hat sich der Wunsch eingestellt, mit den germanischen Stämmen auch in politischen Fragen Hand in Hand zu gehen. So schreibt uns ein Leser der Grenzboten:

Uns Deutschen thut ein großes nationales Ideal not, wie wir es vor 1870 in der Herstellung des deutschen Reiches hatten, ein Ideal, vor dem der Standes- und Klassenegoismus wieder zurücktritt, und zu dessen Erreichung jeder, wie damals, alles einzusetzen bereit ist; solch ein ideales Ziel scheint mir zu liegen in dem Zusammenfassen der germanischen Stämme (ich denke an die Deutschen, die Niederländer, die Dänen und die Skandinavier) zu einer politischen Einheit in irgendwelcher Form aus dem innern Drange dieser Völker heraus. Es kommt ja in dem Leben der Völker auf ein Jahrhundert nicht an, und die Zeit des Strebens ist die schönste. Eine solche Einheit würde so mächtig sein, daß sie den Krieg fast unmöglich machen würde, selbst dann, wenn sie von den Rüstungen, die diese Völker heute getrennt unterhalten, einen bedeutenden Teil zu Gunsten von Kulturzwecken fallen ließen. Der Panslawismus zeigt uns die Wege und zugleich die Notwendigkeit des Zusammenschließens der Germanen.

Wünsche für die Statistik. Die in Nummer 24 dieser Zeitschrift ausgesprochenen Wünsche für die Statistik sind an sich durchaus berechtigt. Daß sie aber am 11. Juni 1891 ausgesprochen worden sind, erweckt doch eine falsche Vorstellung bei den Nichtstatistikern. Die wichtigsten dieser Wünsche sind nämlich längst erfüllt.

Der Verfasser verlangt im wesentlichen von der amtlichen Statistik, daß sie es nicht bei der Mitteilung stummer Zahlen bewenden lasse, sondern daß sie diesen stummen Zahlen einen erläuternden Text beigebe. Dies geschieht aber schon seit der Mitte unsers Jahrhunderts in allen guten amtlichen statistischen Veröffentlichungen. Die Entwicklung dieser Dinge ist bekanntlich folgende gewesen.

Die ältere oder sogenannte deutsche Universitätsstatistik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts beschränkte sich fast ausschließlich auf die Schilderung durch das Wort. Als sich im vorigen Jahrhundert das früher geheim gehaltene Zahlenmaterial aus den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung häufte und der Däne Anchersen begann, im Interesse der Übersichtlichkeit dieses Material in Tabellen zu ordnen, mußten er und seine Nachfolger sich von der Göttinger Schule die Bezeichnung „Tabellenfabrikanten" oder „Tabellenknechte" gefallen lassen. Und als dann die organisirte amtliche Statistik in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts mit der Veröffentlichung ihrer „Quellenwerke" begann, nahmen es die litterarischen oder Universitätsstatistiker als ihr gutes und zwar ausschließliches Recht in Anspruch, ihrerseits die „Würdigung" dieser amtlichen statistischen Ergebnisse vorzunehmen, also mit Worten die aus den veröffentlichten Zahlen sich ergebenden Folgerungen zu ziehen. Aber je wissenschaftlicher nun auch die amtliche Statistik betrieben wurde, um so mehr lehnten die amtlichen Statistiker die Berechtigung jener Ansprüche ab. Engel war es vor allen, der darauf aufmerksam machte, daß niemand mehr befugt und berechtigt sei, die „Zahlen reden zu lassen," als der, der sie geschaffen habe. So ist es seit der Mitte unsers Jahrhunderts eine lobenswerte Gewohnheit der amtlichen Statistiker geworden, zu ihren Tabellen einen ausführlichen Text zu geben und in diesem darzulegen, aus welcher Veranlassung, nach welchen Vorschriften die statistische Erhebung oder Anschreibung vor sich gegangen ist, welche Mängel und Lücken das Urmaterial besitzt, welche Folgerungen aus den tabellarischen Ergebnissen gezogen werden dürfen und welche nicht.

Es liegt aber auf der Hand, daß sich Art und Umfang des Textes für ein und denselben Gegenstand ändern, je nachdem die Veröffentlichung in einer Quellenschrift, einem Jahrbuch, einer Zeitschrift oder in einer bestimmten Zwecken dienenden Denkschrift geschieht. Niemand wird in Nachschlagewerken, wie in Jahrbüchern, berechtigterweise einen Text suchen. Höchstens ist der Wunsch nach einem Litteraturnachweise berechtigt. Sodann erscheint es auch überflüssig, den Veröffentlichungen über die Ergebnisse regelmäßiger Anschreibungen, wie denen über den Bevölkerungswechsel, Unfälle zur See, überseeische Auswanderung, Zollerträgnisse jedesmal einen Text beizugeben. Diese Veröffentlichungen deshalb als „ohne erkennbares Ziel rastlos wiederkehrende Anhäufungen von Urstoff für die Forschung" zu bezeichnen, ist mindestens unbillig. Denn nicht nur für die Forschung arbeitet die Statistik, sondern auch und vor allem für die Zwecke der Verwaltung. Was aber die Forschung anlangt, so ist es ein aus andern Fächern hergenommenes auf die Statistik nicht anwendbares Urteil, „auf den Eintritt eines Zeitpunktes zu rechnen, wo man sagen wird, die bisher gewonnenen Zahlenreihen seien genügend, daraus ein abschließendes Urteil abzuleiten." Angesichts der Relativität aller statistisch beobachtbaren Verhältnisse giebt es hier abschließende Urteile überhaupt nicht.

Aber wenn auch die amtliche Statistik in höherm Grade, als der Verfasser anzunehmen scheint, ihrer Aufgabe gerecht wird, die veröffentlichten Zahlen zu deuten, zu würdigen, zu erläutern und zu kritisiren, so hat doch auch die private statistische Litteratur ihre Daseinsberechtigung noch heute nicht verloren. Und hier könnte schon deshalb mehr geschehn, als jetzt üblich ist, weil sich die amtliche Statistik in ihren Urteilen doch immer einige Schranken auferlegen muß. Und wenn Engel Recht hat mit der Behauptung: „Das befruchtende Element der Statistik ist die Öffentlichkeit,“ so ist damit schon angedeutet, welchen heilsamen Einfluß eine private wissenschaftliche auf die amtliche Statistik haben könnte. Derartige „Konsumenten“ der Statistik dürften freilich nicht in der Weise vorgehn, wie es heute Parlamentarier und Zeitungsschreiber zu thun pflegen, indem sie statistische Daten aus dem Zusammenhang reißen und willkürlich deuten. Wir vermuten, daß viele Vorwürfe, die der Verfasser den Produzenten der Statistik macht, eigentlich diesen Konsumenten gelten.

Auch die auf eine größere Zentralisation der Statistik gerichteten Wünsche des Verfassers können wir nicht teilen. In einem andern Sinne ist allerdings eine größere Zentralisation in Deutschland erforderlich. Bekanntlich zerfällt die deutsche Statistik in eine zentrale, eine föderirte und eine partikulare. Die zentrale Statistik, der vom kaiserlichen statistischen Amt oder andern Reichsbehörden ohne Mitwirkung die Landesbehörden aufgemacht wird, ließe sich nur dann wesentlich erweitern, wenn die Zuständigkeit der Reichsverwaltung wesentlich vergrößert würde. Auf dem Gebiete der föderirten Statistik würde eine Zentralisation, die den Landeszentralstellen ihren Arbeitsstoff wegnehmen wollte, nur nachteilig wirken. Dagegen ist eine derartige Zentralisation der föderirten Statistik nicht nur möglich, sondern dringend erforderlich, die bei Reichserhebungen das Maß der fakultativen zu Gunsten der obligatorischen einschränkt und das geringste Maß der übereinstimmenden Leistungen wesentlich erhöht. Anderseits ist eine Dezentralisation dringend nötig auf dem Gebiete der Organisation. Denn das Fehlen statistischer Einrichtungen in den ländergleichen preußischen Provinzen ist ebenso nachteilig für die Verwaltung, wie für das nötige Interesse aller, auch der provinzialen Kreise, an der statistischen Produktion und Konsumtion. Eine weitere Dezentralisation thut aber auch noch auf dem Gebiete der Zuständigkeit not, indem den statistischen Ämtern der Großstädte innerhalb der föderirten Statistik eine ähnliche Stellung eingeräumt werden sollte, wie sie der Landes- zur Reichsstatistik einnimmt. Wenn der Verfasser eine größere Belebung der Landeskunde durch die Statistik wünscht, so können wir ihm darin nur beipflichten; auch darin, daß er ein ordentliches von nationalen Zwecken bestimmtes Arbeitsprogramm für staatswissenschaftliche und sozialpolitische Forschungen fordert. Um dies zu ermöglichen, hätten wir aber eine ganze Reihe von andern Wünschen für (nicht gegen) die Statistik.

Der wichtigste dieser Wünsche geht dahin, daß das Verständnis für das Wesen und den Wert der Statistik mehr gefördert werden möge, als bisher. Nichts entmutigt jetzt den Statistiker mehr, als daß er hier auf eine Überschätzung, dort auf eine Unterschätzung der Statistik stößt, fast nirgends aber auf ein Verständnis für ihre wirkliche Art und Bedeutung. Auch bei den nächsten Fachverwandten ist ein solches selten zu finden.

Das Deutsche Wochenblatt vom 11. Juni 1891 enthält einen Aufsatz von Professor Friedrich Kleinwächter in Czernowitz über den österreichischen Gesetzentwurf, betreffend die Reform der juristischen Studien. Es wird darin gebilligt, daß vom Ausschusse des österreichischen Herrenhauses der von einer Enquetekommission

(deren Mitglied Kleinwächter selbst war) ausgegangene Vorschlag abgelehnt worden ist, wonach die „vergleichende allgemeine und österreichische Statistik" in die Reihe der Prüfungsfächer in der staatswissenschaftlichen Prüfung aufgenommen werden sollte. Da dieser Prüfung alle Juristen, auch die zukünftigen Richter und Rechtsanwälte unterworfen werden sollen, ist uns diese Ablehnung nicht nur verständlich, sondern wir billigen sie auch. Wir meinen nur, daß die Statistik zu den obligatorischen Prüfungsgegenständen gehören müßte überall da, wo es sich um eine staatswissenschaftliche Prüfung im engeren Sinne des Wortes handelt, also z. B. um die staatswissenschaftliche Doktorprüfung. Kleinwächter bedauert, daß der juristische Doktorgrad nicht mehr, wie bisher, in Österreich Voraussetzung zum Eintritt in den Staatsdienst und in die Advokatur bilden sollen. Ganz gut. Man verlange den juristischen Doktorgrad vom Richter und Rechtsanwalt, dann aber auch eben so entschieden den staatswissenschaftlichen Doktorgrad vom höhern Verwaltungsbeamten und zwar etwa mit Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Statistik als Hauptfächern und mit Handelsrecht, Verwaltungsrecht, Völkerrecht, neuerer Geschichte als Nebenfächern der Prüfung. Also wir fordern für die Reform der „juristischen" Studien nicht viel andres als Kleinwächter.

Er behauptet aber nun bei seiner Ablehnung der Statistik, „die Statistik sei thatsächlich nichts andres, als die Kunst oder Technik, die statistischen Zifferntabellen richtig zu deuten und aus denselben Schlußfolgerungen zu ziehen," und es sei „nicht abzusehen, wie eine derartige Kunst Gegenstand einer mündlichen Prüfung sein solle"; wolle man aber die Statistik im ältern Sinne (als besondres Wissensgebiet) behandeln, so wisse man nicht, „wer mehr zu bedauern sei, ob der Kandidat, der Wochen aufwenden mußte, um eine Zusammenstellung von Ziffernreihen mechanisch seinem Gedächtnisse einzuprägen, oder der Prüfende, der mit ernster Miene dem Kandidaten etwa die Frage vorlegen soll, wie viele Tonnen Heringe dieses oder jenes Land ein- oder ausführt."

Wenn eine derartige Auffassung am Biertische zur Geltung kommt, so muß man sich das mit Achselzucken gefallen lassen. Aber wenn sich ein Mitglied einer staatswissenschaftlichen Fakultät in einer ernsthaften Zeitschrift und mit seines Namens Unterschrift derart äußert, dann hat der Statistiker allerdings sehr naheliegende Wünsche, so naheliegende, daß der Leser sie wohl erraten wird, ohne daß wir sie aussprechen.

Leipzig E H

Goedekes Grundriß. Vor kurzem ist in diesen Blättern des Grimmschen Wörterbuches und seiner jetzigen Bearbeiter gedacht worden, die mit unablässigem Fleiß einen Stein auf den andern fügen, sodaß das deutsche Volk in nicht zu ferner Zeit eine Vollendung des Riesenbaues erwarten darf. Es scheint uns an der Zeit, die Blicke unsrer Leser auch wieder einmal auf ein andres Werk zu lenken, das man ja wohl in mancher Beziehung, seinem Inhalt, aber auch seiner Geschichte nach, mit dem Wörterbuche vergleichen, etwa als eine jüngere, bescheidnere Schwester daneben stellen kann, ein Werk wie jenes von hoher nationaler Bedeutung, ein Werk, worin die poetischen Denkmäler der im Wörterbuch behandelten Sprache in ihrer Gesamtheit dargestellt sind. Wir meinen den Grundriß der deutschen Dichtung von Karl Goedeke.

Noch in viel höherm Maße als die erste Auflage dieses großartigen Zeugnisses deutschen Gelehrtenfleißes, deren Vollständigkeit und Genauigkeit die Bewunderung aller, auch der ausgezeichnetsten Kenner der deutschen Litteratur hervor-

gerufen hat, darf die neue Bearbeitung auf eine Anerkennung dieser beiden Eigenschaften, die den Hauptwert des Werkes ausmachen, Anspruch erheben. Goedeke selbst, dem die Arbeit am Grundriß immer mehr zur einzigen Aufgabe seines Lebensabends geworden war, hat auch nach der ersten Vollendung unermüdlich nicht nur alle wichtigern neuen Erscheinungen litterargeschichtlichen Inhalts nachgetragen, sondern auch fort und fort seine Bemerkungen aus den Quellen vervollständigt, sodaß ihn der Vorschlag der Verlagshandlung eine neue Auflage zu besorgen, nicht unvorbereitet traf. Und er hätte die gewaltige Arbeit, die er nach einigem Zögern mutig in Angriff nahm, auch zum zweitenmale durchgeführt, wenn ihn nicht der Tod mitten aus seiner Thätigkeit abgerufen hätte; er starb über den Vorarbeiten zum vierten Bande. Wie ihm sein Werk unter den Händen gewachsen war, zeigt ein Vergleich dessen, was er in zweiter Auflage vollendet hat, mit der ursprünglichen Fassung: gleich der erste, das Mittelalter umfassende Band ist ein völlig neues Buch geworden, die frühern 7 Bogen sind zu 31 angewachsen.

Für die Fortsetzung des Werkes nach Goedekes Tode regten sich Befürchtungen, die als nicht ungerechtfertigt erscheinen durften. War es möglich, daß ein andrer nicht nur die Anordnung und die vom Verfasser geschaffne Art und Weise des Textes beibehielte, sondern vor allem das Ganze als solches durchaus im Geiste des Verstorbenen fortführte, war es möglich, überhaupt einen Gelehrten ausfindig zu machen, der seine ganze Arbeitszeit und Arbeitskraft dem Grundriß widmen würde, so wie es der Schöpfer gethan hätte? Und auf der andern Seite — mußte nicht durch eine Teilung der Arbeit die Einheit des Ganzen leiden, wo nicht zerstört werden?

Alle diese Befürchtungen schwanden, als nach einer zweijährigen Pause im Oktober 1888 das erste Heft des vierten Bandes erschien. In der That hatte man die Schwierigkeiten, die sich für die Fortsetzung ergaben, so glücklich wie nur möglich gelöst. Eine Reihe hervorragender Gelehrten, deren Name für die Gediegenheit ihrer Arbeit bürgt, ist unter der Führung eines Mannes vereinigt worden, der wie wenige dazu berufen erscheint. Professor E. Götze in Dresden, bekannt als Forscher durch seine Verdienste um das Leben und die Werke des Hans Sachs,*) der langjährige treue Mitarbeiter des Verfassers des Grundrisses und wie kein andrer vertraut mit Goedekes Arbeitsweise, hat die Leitung übernommen. Durch diese gemeinsame Thätigkeit ist die neue Ausgabe des Grundrisses jedes Jahr um ein starkes Heft vorgeschritten und jetzt bereits bei Goethe angelangt, dessen Biographie den größten Teil des zuletzt erschienenen, zehnten Heftes bildet.

Goedekes Grundriß der deutschen Dichtung ist ein nationales Werk; diesem Werke seine volle Teilnahme zu schenken, ist nicht bloß des Gelehrten, ist jedes gebildeten Deutschen Pflicht. Die Buchhandlung von L. Ehlermann in Dresden, in deren Verlag auch die zweite Auflage erscheint, darf wohl erwarten, sich durch einen schnellen und reichen Absatz für die Mühen und Opfer belohnt zu sehen, die sie an das Zustandekommen des Werkes gewendet hat. Aber auch an einer Teilnahme, die sich in andrer Weise äußert, würde sie und würde der Herausgeber gewiß seine Freude haben, an der, die sich in Beiträgen zu diesem Werke kundgiebt. Trotz der umsichtigsten Arbeit ist eine absolute Vollständigkeit bei einem solchen Werke unmöglich. Wer also etwa auf eine Lücke stößt, die er ausfüllen

*) Das jüngste Zeugnis seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete ist die Biographie des Nürnberger Dichters, die vor kurzem als 19. Band der bairischen Bibliothek bei Buchner in Bamberg erschienen ist.

kann, der wird gebeten, den Herausgeber durch eine kurze Mitteilung davon zu unterrichten, eingedenk der Worte Senecas, die Goedeke als Motto auf das Titelblatt gesetzt hat: Multum adhuc restat operis, multumque restabit; nec ulli praecludetur occasio aliquid adhuc adjiciendi.

De oratore. Wer gleich uns die endlosen Reden des Regierungsassessors a. D. Eugen Richter bisher nur zu lesen das sonderbare Vergnügen gehabt hat, konnte sich nicht erklären, wodurch sie regelmäßig den stürmischen Beifall einer Gruppe in den Parlamenten und einiger Zeitungsberichterstatter entfesselten. Vor einem Vierteljahrhundert ist seiner Wahl zum Landrate die Bestätigung versagt worden, und in der langen Zeit ist auch keinerlei Versuch gemacht worden, ihn für dies Mißgeschick zu entschädigen: ein solches Benehmen kränkt natürlich jeden Biedermann sehr, und die Ausdauer, mit der er seinem Schmerz darüber und seinem Groll gegen die bestätigten Landräte Luft macht, hat schon beinahe etwas Ehrwürdiges. Aber interessiren kann diese höchst persönliche Angelegenheit andre auf die Länge unmöglich; wer liest heute die Klagelieder Jeremiä, obwohl es sich in diesen um die Leiden eines ganzes Volkes, nicht allein eines Landrates in partibus handelt! Nun bringt uns eine der „Freisinnigen Zeitung" entnommene Mitteilung die Lösung des Rätsels. Herr Richter soll sich nämlich eines „Organs" erfreuen, das „auch für Versammlungen bis zu 10000 Personen ausreichen würde"; und in diesem Falle wird die genannte Zeitung, selbst ein „Organ" des Herrn Richter (ob ausreichend für 10000 Personen, wissen wir nicht), wohl gut unterrichtet sein. Damit ist die Sache aufgeklärt. Um so weniger begreiflich erscheint aber die Beschwerde darüber, daß seine Rede über den Getreidezoll im preußischen Abgeordnetenhause stellenweise wegen der Unruhe im Hause nicht einmal den Stenographen verständlich geworden sei. Es kommt ja auch bei Opernsängern vor, daß man kein Wort des Textes versteht, und die physische Wirkung ihrer Kunstleistungen dadurch nicht im mindesten beeinträchtigt wird. Und wenn Pedanten sich über den Verlust einiger Kraftstellen nicht sollten trösten können, so brauchen sie ja nur frühere Reden Richters nachzulesen. Eine Nachtigall ist er zwar nicht, aber auch seine Verehrer dürften gegen die Anwendung der Uhlandschen Strophen auf ihn nichts einzuwenden haben:

Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte liebe Lieder.

# Litteratur

**Hat Aristoteles die Schrift vom Staate der Athener geschrieben?** Von Friedrich Cauer. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1891

Die neu gefundene Schrift über die athenische Staatsverfassung (s. Grenzboten 1891, 2, S. 15 ff.) versucht Friedrich Cauer dem Aristoteles abzustreiten. Auf die Frage, die er auf dem Titel seines Schriftchens aufwirft, giebt er die Antwort: Aristoteles, der grundsätzliche Gegner der demokratischen Verfassung

Athens, kann nicht Verfasser dieses Buches sein, worin das Lob der Demokratie gesungen wird; Aristoteles, im Besitze umfassenden Wissens, würde nicht Gegenstände von hervorragender Wichtigkeit für die Verfassung Athens übergangen haben, wie es in dieser Schrift geschieht; dem Aristoteles, dem vorsichtigen und sorgfältigen Forscher, können nicht chronologische Irrtümer zugetraut werden, wie ein solcher Irrtum in Bezug auf Themistokles dem Verfasser der athenischen Staatsverfassung begegnet ist. Durchschlagende Gründe gegen aristotelischen Ursprung hat Cauer nicht vorzubringen vermocht. Ob die eine oder andre Schwäche der Schrift einem Aristoteles zuzutrauen sei oder nicht, ist Sache subjektiver Beurteilung, der gegenüber auf Stellen hingewiesen werden muß, wo Anstöße ähnlicher Art sich in unzweifelhaft echten Schriften des Aristoteles finden. Man wird auch hie und da einen Widerspruch des Verfassers mit früher von ihm gemachten Mitteilungen bemerken und trotzdem an der Überlieferung festhalten dürfen, die wir kurz nach Aristoteles bereits finden und durch das ganze Altertum verfolgen, an der Überlieferung, daß unsre Staatsverfassung Athens wirklich von Aristoteles selbst verfaßt worden sei, nicht von einem unbedeutenden Anhänger der peripatetischen Schule, wie Cauer in Verkennung des Geistes und Unterschätzung des Inhalts unsrer Schrift behauptet.

**Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Von Karl Biltz. Berlin, J. A. Stargardt, 1891**

Wenn heute ein Philolog vom reinsten Wasser an die Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe geht, so fragt er zunächst nicht darnach, ob sich vor ihm schon andre damit beschäftigt haben und zu welchem Ergebnis sie etwa gelangt sind. Den umgekehrten Weg schlägt meistens der Verfasser der vorliegenden Aufsätze ein: er stellt sorgfältig die Ansichten älterer Gelehrten zusammen, prüft sie und vertritt schließlich die, die er als die richtige erkannt hat, ein Verfahren, das freilich nur erfolgreich sein kann, wo die zutreffende Lösung schon gegeben war. Auf diesem langsamen, aber sichern Wege entscheidet er sich in seinem Buche klar und unwiderleglich in Fragen über die deutsche Bibelübersetzung, über den ersten Druck der deutschen Bibel, über geistliche Dichtungen und über einige Sprachschwierigkeiten.

In dem Aufsatz „Minnesang und Kirchenlied" spricht der Verfasser die verblüffende Ansicht aus — er sagt dabei das, was ihm die Hauptsache ist, im Nebensatze —, daß das siebzehnte Jahrhundert in seinen geistlichen Liedern aus den tiefsten Tiefen des gläubigen evangelischen Gemütes Perlen hervorgeholt (heraufgeholt?) habe, die jenen vielgerühmten Minnesang, wenn man auch manche lobenswerte (!) Seite desselben gern anerkenne, an Glanz und Feuer weit übertreffe. Ja auch auf weltlichem Gebiete habe es Dichtungen hervorgebracht, die sich mit dem besten aus der Zeit des klassischen Minnesanges mindestens messen könnten. Abgesehen von der überraschenden Neuigkeit, daß Glanz und Feuer den Wert einer Dichtung ausmachen, möchten wir den Verfasser alles Ernstes fragen: hat er einmal Lieder von Walther von der Vogelweide gelesen? Hat er einmal versucht, sich den Mann, wie er aus seinen Liedern zu uns spricht, in seiner Zeit vorzustellen, diesen ritterlichen Sänger, den deutschesten aller deutschen Dichter mit dem tiefen Gemüt, erfüllt von hohem sittlichen Ernst, begabt mit einem unversieglichen frischen Humor, durchdrungen von der Erhabenheit seiner göttlichen Sendung als Dichter? Es ist nicht möglich; denn neben diesem Manne wären die frommen Sänger des siebzehnten Jahrhunderts auch in des Verfassers parteiischen Augen zusammengeschrumpft, er hätte die Einseitigkeit seines Satzes erkennen müssen. Wir möchten

sie ihm übrigens gern verzeihen, weil sie aus dem liebevollen Studium der geistlichen Liederdichter hervorgegangen ist, wenn er sich nicht in seinem blinden Eifer zu den heftigsten Angriffen gegen die deutschen Litterarhistoriker, besonders die Germanisten und gar zu folgendem Ausrufe hätte hinreißen lassen: „Guter Jakob Grimm! Wie wunderlich und überschwänglich warst du zuweilen in deinen aesthetischen (so!) Urteilen!" Guter Karl Biltz, wie schief und einseitig bist du zuweilen in deinen selbständigen Urteilen! Wärest du doch auch hier lieber deinem übrigen Verfahren treu geblieben! Wir wiederholen ausdrücklich das Wörtchen „zuweilen," denn der Aufsatz „Über den gegenwärtigen poetischen Stil in Deutschland" am Anfang und die Bemerkungen zur deutschen Schauspielkunst am Schlusse der „Beiträge" werden den Beifall aller Verständigen finden.

**Von der Wasserkante.** Bilder aus dem Seeleben von Philipp Kniest. Oldenburg, G. Stalling

Man staunt fast schon, in einem mit der laufenden Jahreszahl bezeichneten Bande Erzählungen etwas andres geschildert zu finden, als Schmutz, Elend, sittliche Verwahrlosung, Mord und Ehebruch! Das Leben an und auf dem Meere hat freilich etwas Nervenstärkendes. Den einen regt es zu poetischen Träumereien an, aber eine realistisch angelegte Natur, wie der Verfasser, sieht um sich Menschen, die im harten Tagewerk, im schweren Ringen mit Wind und Wellen durch ehrlichen Glauben und durch Vertrauen auf die eigne Tüchtigkeit aufrecht erhalten werden und in Ernst und Frohsinn die Welt nehmen, wie sie ist. Gegen Leidenschaften und Verirrungen sind auch sie nicht gefeit, aber meist birgt die rauhe Außenseite ein treuherziges, einfältiges Wesen, gesunden Verstand, Pflichtgefühl und Familiensinn. Wir möchten Kniest mit dem durch keinen neuern Maler ersetzten Rudolf Jordan vergleichen. Seine Leute sind an der Nordseeküste, genauer um die Wesermündung, zu Hause, Friesen, die mit den Stammverwandten in Holland gute Nachbarschaft halten. Er sucht sie auf den Werften, im „Kontor," im „Haus Seefahrt" und im „Apostelhofe," begleitet sie auf nahen und weiten Fahrten, durch Sturm und furchtbarere Windstille; und ist nicht jede Erzählung so anziehend, wie die beiden ersten, zusammengehörenden „Die Husheersche" und „Sjoukelinas Jugend," so wird doch niemand, der noch für gesunde Kost empfänglich ist, das Buch ungern bis zu Ende lesen. Daß ziemlich viel Plattdeutsch darin gesprochen wird, wird heutzutage auch für Binnenländer kein Hindernis sein.

---

## Zur Beachtung

**Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 50. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.**

Leipzig, im Juni 1891 **Die Verlagshandlung**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig